E III 12

Coburger
Landes-
Bücherei

13

JOHANN HINRICH PRATJE
KÖNIGL. GROSSBRITANNISCHER UND CHURFÜRSTL. BRAUNSCHWEIG-LÜNEBURGISCHER GENERAL-SUPERINTENDENT UND CONSISTORIAL-RATH IN DEN HERZOGTHÜMERN BREMEN UND VERDEN, GEBOREN D. 17 SEPT. 1710.

Oekonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Stats-Stadt-Haus- und Land-Wirthschaft,
und der Kunst-Geschichte,
in alphabetischer Ordnung;
von

D. Johann Georg Krünitz,

der k. k. ökon. Gesellsch. in Krain, der russisch-kaiserl. freyen ökon. Gesellsch. zu St. Petersb. und der kurf. maynz. Akad. der Wissensch. Mitglied, der märkischen ökonom. Gesellsch. zu Potsd. Ehren-Mitglied u. Correspondent, der kön. preuß. gelehrt. Gesellsch. in Frankf. a. d. O. Beysitzer, der Gött. deutsch. Gesellsch. der Oberlausitzer Bienengesellschaft, und der kursächs. ökonom. Soc. in Leipz. Ehren-Mitglied, wie auch der ökonom. patriot. Soc. in Schles. ordentliches Mitglied und Correspondent.

Sechs und sechzigster Theil,
von Lauf bis Lebens-Ambra.
Nebst 21 Kupfertafeln auf 3 1/8 Bogen.

Mit Königl. Preußischen und Kurfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1795.
in der Buchhandl. des kön. preuß. geh. Commercien-Rathes Pauli.

E III 12/93

L. L.

Lauf, Lauff, ein nürnbergisches Pfleg-Amt, welches einen Theil des sebalder und lorenzer Waldes begreift, und ein Städtchen gleiches Nahmens und einige Dörfer enthält.

Das Städtchen Lauf, an der Pegnitz, hat ein Schloß und etwa 240 Feuerstellen. Die Stadt ist schon vor 1253 eine Burg mit einem Markte, und 1360 eine bayerische Münzstätte gewesen. Sie wird bey Theilungen im bayerischen Hause allezeit genannt, und ist also kein Eigenthum der v. Lauffen oder Rothenberg, und der Edlen v. Schlüsselburg, gewesen. 1322 kam sie pfandweise an die Burg-Grafen von Nürnberg, 1329 erblich an die Kurfürsten zu der Pfalz, 1351 an Böhmen, 1390 wieder an Pfalz, und endlich 1504 wurde sie von der Reichs-Stadt Nürnberg, auf kaiserlichen Befehl, erobert, und 1501 von dem Pfalzgrafen Albrecht an diese Stadt völlig veräussert. Hier sind viele und vortreffliche Fabriken, die vom Wasser getrieben werden, als: Draht-Züge, Spiegel-Hütten, Nadel-

und Schleif-Mühlen ꝛc. Die Arbeiter auf diesen Fabriken sind in der ganzen Gegend unter dem Nahmen der Russigen (Fuliginosi) bekannt, sind frey von Steuer-Anlagen, müssen aber dafür in Kreis- und andern Fällen mit Schieß- und Seiten-Gewehr Dienste thun. Sie werden von den Benachbarten mehr, als regulaire Truppen, gefürchtet. Der Hopfenbau ist hier sehr schön; wie denn auch das laufer Bier mit unter die berühmten fränkischen Biere gehört; s. Th. V, S. 21.

Lauf, (der) Plural. die Läufe, von dem Zeit-Worte laufen.

1. Die Handlung, oder vielmehr der Zustand da ein Ding läuft, gemeiniglich, einige wenige Fälle ausgenommen, ohne Plural. L. Cursus; Fr. Cours.

(1) In eigentlicher und weiterer Bedeutung, der beschleunigte Gang eines Thieres, die schnelle Bewegung eines Körpers; wo es in den meisten Fällen üblich ist, in welchen das Zeit Wort gebraucht wird. Einen Hasen im vollen Laufe schießen. Jemanden im vollen Laufe aufhalten. Stracks Laufs, für hurtig, auf der Stelle, Ap. Gesch. 16, 11. 21, 1. ist im Hochdeutschen ungewöhnlich. Den Lauf eines Flusses hemmen. Den Lauf der Sterne beobachten, ihre kreisförmige Bewegung. Sich auf den Himmels-Lauf verstehen, auf den Lauf der Himmels-Körper. Der schnelle Lauf der Zeit.

Ottfried braucht in dieser eigentlichern Bedeutung das Wort Louft auch im Plural: Folgeta in then louftin.

Von dem in der Musik sogenannten Lauf, siehe im Art. Läufer.

(2) Figürlich.

a) Die Begattung der Thiere und die Zeit, wenn sie sich zu begatten pflegen, eine im Hochdeutschen ungewöhnliche Bedeutung, in welcher Luther dieses Wort einige Mahl braucht. Wenn der Lauf der

Früh-

Frühlingsherde war, 1 Mos. 30, 41. In der Spätlinge Lauf, V. 42. Wenn die Zeit des Laufs kam, Cap. 31, 10.

b) Der Fortgang einer Sache. Der Tod unterbrach den Lauf der Siege Alexanders, oder, unterbrach die Siege Alexanders in ihrem besten Laufe. Was seiner eingebildeten Glückseligkeit in ihrem Laufe entgegen steht. Seiner Einbildungskraft freyen Lauf lassen. Der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen. Ich will der Sache ihren Lauf lassen. Am Ende unsers Laufes, unsers Lebens. Der Lebens-Lauf, der Erfolg der Begebenheiten während des Lebens einer Person, und deren Erzählung, in welcher Bedeutung man auch wohl im Plural die Lebens-Läufe sagt.

c) In engerer Bedeutung, die in dem Wesen der Dinge gegründete Bestimmung ihrer Veränderungen. Der Lauf der Natur, der ganze Inbegriff der Veränderungs-Gesetze aller erschaffenen Dinge. Man bemerkt, daß in dem gemeinen Laufe der Dinge einerley Erfolge oft wieder kommen. Der Lauf der Welt, oder der Welt-Lauf, im sittlichen Verstande, Gewohnheit der Menschen in der Welt, ihre gewöhnliche Art zu denken und zu handeln.

d) In den Zusammensetzungen Zeitläufte, Kriegesläufte, ist noch das sonst veraltete Lauft, aber nur allein im Plural, üblich. Kriegesläufte, Krieg und Kriegszeiten. Zeitläufte, die Zeiten, in Ansehung der Veränderungen in denselben.

Im Oberdeutschen ist es auch außer der Zusammensetzung üblich. Bey jezigen Läuften, Fr. dans la conjoncture presente. Wegen damahliger trübseliger Läufte, Gryph. d. i. Zeit-Umstände. Niederf. Luften.

2. Das Werkzeug, vermittelst dessen ein Thier läuft, in welchem Verstande die Jäger die Füße einiger Thiere unter dem Wildpret, welche eine besondere

Geschwindigkeit im Laufen haben, Läufe und Läufte nennen. Man sagt: der Lauf eines Hasen, eines Hirsches, eines Rehes. Der Hinterlauf oder Hinterlaufst, der Vorderlauf oder Vorderlaufst. Die Läufe entzwey schießen.

3. Dasjenige, worauf ein Ding läuft, oder sich schnell bewegt, imgl. der Raum, in welchem es läuft, in verschiedenen einzelen Fällen. Der Lauf eines Flusses, dessen Bett oder Canal, besonders im Niederdeutschen.

Ein von Bretern gemachter Gang für die Karren-Schieber, wird häufig ein Lauf genannt.

Bey den Jägern, ist der Lauf, oder Lauf-Platz, ein lichter Platz oder Raum in einem Walde, welcher mit hohen Jagd-Tüchern umstellet wird, und auf welchem der Herrschaft das Wildpret vorgejaget wird, damit es von ihr im Vorbeylaufen geschossen, gehetzt oder gefangen werden könne. Dasjenige Tuch, welches die Quere zwischen dem Jagen und dem Laufe steht, und, wenn das Wildpret auf den Lauf gejaget werden soll, aufgehoben oder zusammengezogen wird, wird das Lauf-Tuch, Quer-Tuch oder Roll-Tuch, genannt; siehe im XXVIII Th. S. 495, sgg. und die dazu gehörige Fig. 1621.

Der Lauf geht von dem Ende des Jagens bey dem Lauf-Tuche an, und wird zu beyden Seiten mit Tüchern eingestellet, am Ende desselben aber mit einem Bogen oder einer Rundung, welche man die kleine Jagens-Rundung nennt, wie ein halber Mond geschlossen. Die Länge des Lauf-Platzes wird nach Gelegenheit des Ortes, und der Größe des Jagens, auf 300, weniger oder mehr, Schritt, und vor dem Jagen am Lauf- oder Quer-Tuche etwa auf 120, weniger oder mehr, Schritt, breit gemacht. Mitten auf den Lauf, oder, wenn dieser zu lang ist, etwas näher nach dem Jagen zu, pflegt man den Schirm, wohin

wohin die Herrschaft kommt, (s. Th. XXVIII, S. 467, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1614.) zu stellen. Die Tücher, womit der Lauf umstellet wird, müssen fein glatt angezogen seyn. Zum Lauf muß man, wofern es die Lage zulassen will, denjenigen Ort wählen, wohin das Wild, welches man fangen will, seinen Wechsel und Ausgang zum Geäse gehabt hat; denn dahin ist ihm die Gegend bekannt, und es läuft auch viel eher dahin, wenn es forcirt wird. Es ist auch gut, wenn der Ort dergestalt gelegen ist, daß man den Lauf gegen den Wald wiederbringen, und die Quere unten vom Laufe brennen kann, weil solchenfalls die Hirsche, wenn sie wieder Gehölz gegen sich merken, solches gleich suchen, und eher als sonst vorlaufen. Insonderheit muß der Wind vom Laufe nicht in das Jagen gehen, weil sonst kein Thier aus demselben heraus, und in den Lauf will. Vor das Lauf Tuch werden die Blend-Sträucher mannshoch gesteckt, damit das Wild nicht allen Tumult und die Personen auf dem Laufe sehen könne, und hierdurch, auf den Lauf zu kommen, abgeschrecket werde. Zur Sau-Haß-Zeit müssen die Tücher inwendig, zu deren Beschützung, mit großen Netzen angespannet, und auf die Forkeln geleget werden; und weil die Herrschaft nach dem vorbeylaufenden Wilde zu beyden Seiten aus dem Schirme nach den Krumm-Ruthen zu schießen pflegt, müssen, zur Warnung, einige Sträucher auf die Ober-Leinen gehänget, oder lange Reis-Stangen daben gesteckt seyn, zum Zeichen, daß es daselbst nicht sicher sey. Endlich werden noch in dem Laufe, ober- und unterhalb des Schirmes, nach der Quere, die gewöhnlichen Ueberspränge, d. i. niedrige Geländer mit grünen Reisern gebunden, errichtet, damit das Wild daselbst im Vorbeylaufen springen müsse. Eine ausführlichere Beschreibung eines Haupt- oder Treibe-Jagens, nebst dem

Laufe, siehe im XXVIII Th., S. 538, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1631 a) und b).

In der Anatomie, ist der Lauf eines von den sieben Beinen des Vorder-Fußes, welches sechs Seiten hat, und den Beinen des Schienbeines zur Grundlage dient; Os balistae, Astragalus.

An einem Schieß-Gewehre, besonders kleinerer Art, ist der Lauf, L. Tubus pyrobolicus, die hohle Röhre, darein das Pulver und die Kugeln geladen werden. An den Kanonen wird er die Seele genannt. Bey den Mörsern hingegen behält er den Nahmen des Laufes, wo er der Kammer und dem Stoße oder Boden entgegen gesetzt wird.

Die Sieb-Macher pflegen den runden Reifen eines Siebes, welcher sonst die Trommel heißt, auch den Lauf zu nennen. Daher wird ein Arbeiter, welcher die Reife zu den Sieben, in den Wäldern ausschneidet, und sie hernach an die Sieb-Macher verkauft, ein Lauf-Schneider genannt.

An den Mühlen ist der Lauf, oder die Zarge, die breterne Einfassung des untern Mühl-Steines, gegen welche der Läufer oder der obere Mühl-Stein das gemahlne Getreide, so wie er es zermalmet hat, hinstößt. Weil nun ein Müller großen Betrug damit ausüben, und viel Mehl darin behalten kann, so ist daher das Sprichwort entstanden: es ist im Laufe geblieben.

Es steht dahin, ob das Wort Lauf in diesen lezten Fällen, wo es einen hohlen Raum bedeutet, nicht vielmehr zu einem andern Stamme gehört, von welchem auch Laube, in der Bedeutung eines bedeckten Raumes herkommt. Lop, Löp ist im Schwed. und Lof im Liefländischen ein Getreide-Maß, welches dort den sechsten Theil einer Tonne hält. Siehe Lof.

Als das Abstractum von laufen, im Niederf. Loop, im Dän. Lop, und im Schwed. Lopp.

Daher

Daher der Ablauf, Anlauf, Auflauf, Auslauf, Belauf, Durchlauf, Einlauf, Nachlauf, Ueberlauf, Umlauf, Verlauf, Vorlauf, Zulauf, deren Bedeutung weiter unten, bey den Zeitwörtern, wovon sie abstammen, als: Ablaufen, Anlaufen, Auflaufen ꝛc. angezeigt wird.

Lauf-Angel, s. im XIII Th., S. 586, fgg.

Lauf-Bahn, eigentlich, ein ebener, gebahnter Platz, worin man mit einem Andern um die Wette läuft; L. Curriculum, Stadium; Fr. Lice. Siehe im Art. Laufen.

Figürlich, der Umfang von Gegenständen, mit welchen wir uns beschäftigen. Die Liebe ist die angenehmste Laufbahn für einen Dichter. Besonders der Zusammenhang der irdischen Dinge und unsere Beschäftigung mit denselben. Du stehst in der Blüthe deiner Jahre, ich aber nähere mich schon dem Ende meiner Laufbahn. Das Glück säet tausend Gefährlichkeiten in unsere Laufbahn.

Siehe auch Lauf-Platz.

Lauf-Band, ein Band, vermittelst dessen man Kinder laufen, d. i. gehen lehrt; Führ-Band, Leit-Band, Lauf-Riemen, Lauf-Zaum. Von dessen Schädlichkeit, s. im XV Th. S. 626, f.

Lauf-Bank, ein längliches Gestell, in dessen Quer-Schieber eine Art von runden Reife ist, worin die Kinder laufen, d. i. gehen lernen; die Gängel-Bank. Siehe im XV Th., S. 627, f. und im XXXVII Th., S. 610.

Lauf-Boden, s. Lauf-Brücke.

Lauf-Bret, in den Seiden-Manufacturen, ein Bret voller kleinen Löcher, wodurch die Seide auf die Spulen geleitet wird. Siehe Seiden-Manufactur.

An der Buchdrucker-Presse ist es ein starkes Bret, auf welchem der Karren durch Hülfe der Walze oder

Rolle hin und her geschoben wird; Fr. Berceau. Siehe Presse der Buchdrucker.

Lauf-Brücke. 1. In der Artillerie, diejenige Art leichter Brücken, welche man bey dem Schanzen braucht, um die Erde aus dem Graben darüber in die Höhe zu bringen.

2. In der Bau-Kunst, eine kleine schmahle Brücke, die zur Bequemlichkeit der Fußgänger, über einen Graben, Bach, oder kleinen Fluß gemacht ist, um nur darüber zu gehen, aber nicht zu fahren. Jugl. ein Gerüst von Bretern für die Karren-Schieber, wo es auch nur ein Lauf genannt wird.

3. Im Hüttenbaue, bey hohen Eisen-Schmelz-Oefen, ein Gerüst von Bretern, den Eisen-Stein zur Gicht aufzulaufen, wo es auch der Lauf-Boden heißt. Siehe im X Th., S. 600, Anm. und Lauf-Gerüst.

Lauf-Distel, in einigen Gegenden ein Nahme des Eryngium *Linn.*; s. Mannstreu.

Lauf-Dohne, Dohnen oder Schlingen, welche nahe über der Erde oder auf der Erde aufgestellet werden, allerhand Feder-Wildpret darin zu fangen; Lauf-Schlingen, Lauf-Schneissen, das Boden-Gericht, Erd-Gericht. Entweder weil sie auf dem Boden gleichsam hin laufen, oder auch, weil die Vögel im Laufen darin gefangen werden. Siehe im IX Th. S. 362, fgg.

Lauf-Faden, bey den Jägern, ein Faden, an welchem sich das Ingarn oder der Busen eines spiegeligen Garnes hin und wieder ziehen lässet.

Lauf-Feuer, in einer langen Reihe gestreuetes Schieß-Pulver, eine Mine oder andere Ladung damit anzuzünden, weil das Feuer diese Reihe in der Geschwindigkeit gleichsam durchläuft; Fr. Trainée de poudre. Diese Art, wodurch man etwas in ziemlicher Entfern-

fernung in Brand stecken kann, wird auch ein Leit-Feuer genannt. Siehe Leit-Feuer.

Auch diejenige Art zu feuern bey den in Glieder gestellten Soldaten, wenn ein Mann nach dem andern, von dem einen Ende zum andern, in der Geschwindigkeit sein Gewehr abfeuert.

Lauf-Fuß, Füße, welche zum Laufen dienen, besonders bey den Insecten, zum Unterschiede von den Scheren, den Schwimm-Füßen und Spring-Füßen.

Lauf-Geld, bey einigen Handwerkern und Künstlern, das Reise-Geld, welches der Herr oder Meister einem von einem andern Orte her verschriebenen Gesellen vergütet.

In einigen Gegenden wird auch das Hand-Geld oder Werbe-Geld, welches man einem angeworbenen Soldaten giebt, um eben dieser Ursache willen, das Lauf-Geld genannt.

Lauf-Gerüst, in der Baukunst, eine breterne Brücke, vermittelst welcher man auf das Bau-Gerüst gelangt, s. im XVII Th. S. 451; in dem Hüttenbaue die Lauf-Brücke.

Lauf-Graben, in der Kriegs-Baukunst, ein Graben mit einer Brustwehre, welchen die Belagerer auf einen belagerten Ort zu führen, um sich demselben ohne Gefahr zu nähern; vermuthlich weil solche Gräben bey dem Sturm laufen vorzüglich nützlich sind; Lat. Accessus, Adductus, Fossa obsidionalis; Fr. Tranchée. Es ist im Plural am üblichsten, weil gemeiniglich mehrere geführt werden.

Es kommt bey der Belagerung eines Ortes und dem Angriffe einer Festung überhaupt auf 3 Puncte an: 1. daß man sich der Festung nähere, ohne dem Feuer derselben ausgesetzt zu seyn; 2. daß man die Werke und Wälle der Festung einschieße; und 3. daß man sich auch gegen die Ausfälle der Besatzung in Sicherheit setze. Alle Werke, die vor einem belager-

ten Orte, um demselben verdeckt immer näher zu kommen, veranstaltet werden, werden unter dem allgemeinen Nahmen Approschen, Fr. Approches, begriffen, und dahin gehören zuförderst die Lauf-Gräben oder Transcheen, Fr. Tranchées (*).

Die Lauf-Gräben sind gewisse Wege, auf welchen man sich der Festung nähert, die aber gegen die Festung zu, bedeckt sind, und die so geführt seyn müssen, daß kein Punct der Festung dieselben, der Länge nach, sehen und bestreichen kann. Die gewöhnlichste Art derselben ist diese, daß man einen Graben zieht, die aus demselben kommende Erde auf die Seite der Festung aufwirft, und daß man die Richtung dieses Grabens schief gegen die Festung zu dergestalt bestimmt, daß man zwar an dem Ende des Grabens näher bey der Festung ist, als an seinem Anfange, daß aber doch die verlängerte Graben-Linie auf keinen Punct der Festung trifft. An und vor sich würde es gar keine Schwierigkeit haben, dergleichen Weg auf der Gegend vor der Festung zu entwerfen und anzugeben; man muß aber bey Führung eines solchen Weges zugleich mit darauf sehen, theils nach welchem Theile der Festung man eigentlich will; theils aber auch, daß dieses auf die kürzeste nur mögliche Art geschehe.

Die

(*) Die Wörter Approche und Tranchée, werden sehr oft mit einander verwechselt; so sagt man, z. B. netteier les approches, und netteier les tranchées; beyde Redensarten bedeuten wörtlich, die Laufgräben reinigen, d. i. den Feind aus den Laufgräben heraus schlagen. Eigentlich aber heißen Approschen alle Werke, die vor einem belagerten Orte, um demselben verdeckt immer näher zu kommen, veranstaltet werden; dahin gehören die Laufgräben (tranchées), die Schulterwehren (épaulemens), die Lärmplätze, die Logemens und Galerien, die Redouten, die Sappen, u. s. w. Jeder Laufgraben (tranchée) ist eine Approsche, aber nicht jede Approsche ist ein Laufgraben, sondern dieser ist eigentlich die ligne d'approche.

Die ausspringenden Winkel einer Festung sind hauptsächlich diejenigen Puncte, auf deren Besitznehmung der Belagerer seine Absicht richtet; denn in dieser Gegend muß er seine Batterien zur Bresche und zur Beschießung der Flanken errichten; folglich müssen die Lauf-Gräben so geführet werden, daß man vermittelst derselben bey den ausspringenden Winkeln der Festung ankomme. Die kürzeste Linie, nach diesen Puncten zu kommen, wäre, wenn man auf der verlängerten Haupt-Linie des Bollwerkes oder des Aussenwerkes vorwärts rückte; mithin haben die Belagerer hinreichenden Grund, diese verlängerte Haupt-Linie als den Grund ihrer Lauf-Gräben anzusehen. Diese Linie selbst aber dürfen sie nicht erwählen, da sie, von der Festung aus, der Länge nach gesehen und bestrichen werden könnte, folglich müssen sie in ihren Lauf-Gräben sich zwar immer etwas von diesen Haupt-Linien entfernen, aber doch bald wieder umkehren, damit sie nicht ganz und gar ihr Ziel verfehlen, d. h. die Lauf-Gräben müssen als ein Zikzack geführt seyn, die Theile dieses Zikzackes müssen aber niemahls zu weit von der verlängerten Haupt-Linie ab geführet werden.

Hat man nun einen Grund-Riß von einer Festung, und nimmt man an, daß man von aussen wegen des Bodens keine Schwierigkeiten antreffen wird, so kann man sich leicht einen Entwurf von dem Lauf-Graben machen, wenn man sich einem gewissen Theile der Festung bedeckt nähern will. Es sey nun, in Fig. 3951, A die zu belagernde Festung, und B insonderheit das Bollwerk, welchem man sich nähern will, so verfahre man folgender Gestalt. 1. Man verlängere die Haupt-Linie des Bollwerkes BC. 2. Auf dieser Linie nehme man, in einer Entfernung, als man zu seiner Sicherheit nöthig erachtet, einen Punct D an. Man nimmt nähmlich an, daß man bis

D unbedeckt gehen soll, und daß hier erst die bedeckten Lauf-Gräben anfangen. Je näher wir diesen Punct bey der Festung nehmen, desto kürzer sind die Lauf-Gräben, und desto geringer ist die Arbeit bey ihrer Verfertigung, aber desto größer ist auch die Gefahr, einen großen Verlust an Menschen zu leiden. Zuweilen werden wir durch die Gegend selbst in einer ziemlichen Nähe bey der Festung gedeckt; ein andermahl ist die Besatzung vielleicht sehr schwach, und so schlecht versehen, daß wir uns nicht sonderlich vor ihr zu fürchten haben; in diesen und ähnlichen Fällen ist es gut, den Punct D so nahe als möglich, bey der Festung zu nehmen, sonst aber müssen wir den Punct D wenigstens ausserhalb den Flinten- und Kartätschen-Schuß der Festung nehmen. Ich werde davon im Folgenden noch ausführlicher sprechen. 3. An diesen Punct D lege man ein Lineal, und drehe dasselbe um diesen Punct so lange herum, bis die Richtung des Lineales völlig ausserhalb den Festungswerken fällt. Es sey dieses z. B. die Richtung DE. Sobald diese Richtung einen spitzigen Winkel mit der verlängerten Haupt-Linie macht, so bald nähert man sich dadurch der Festung, wenn man auf dieser Linie vorwärts geht. Je spitziger dieser Winkel ist, einen desto kürzern Weg braucht man, um sich auf dieser Linie der Festung bedeckt zu nähern. Folglich ist die Regel, daß man diesen Winkel so spitzig, als möglich ist, annehme. Wie spitzig er aber ohne Nachtheil seyn dürfe, erhellt alsbald aus dem Plan, indem die Linie DE in ihrer Verlängerung keine Linie der Festung durchschneiden darf. 4. Man könnte sich durch die Linie DE allein der Festung gar sehr nähern; allein, wenn man zu lange in der Richtung dieser Linie verbleiben wollte, so würde man sich theils zu weit von dem Bollwerke B entfernen, theils würde man diese Linie bey Ausfällen nicht gut vertheidigen können,

theils

theils würde die Festung sich auch Gelegenheit verschaffen, diese lange Linie, der Länge nach, zu bestreichen. Wenn man daher eine Zeit lang in dieser Linie DE vorwärts gegangen ist, so dreht man um, und geht nach der andern Seite der Haupt-Linie zu. Man bestimmt also den Punct F, wo man umdrehen will. Wie groß DF seyn müsse, kann überhaupt nicht gesagt werden, indessen kann es desto länger seyn, je spitziger der Winkel FDC ist, denn in diesem Falle entfernt man sich nicht allzuweit von der Haupt-Linie. 5. Man legt nunmehr das Lineal an den Punct F an, und sucht nach eben der Regel die Richtung FG, wie vorher die Richtung DF war gefunden worden. Im Punct G sucht man hernach auf eben die Art die Richtung GH, und so fährt man fort, bis man auf dem Glacis der Festung ankommt.

Der Punct D, wo die Lauf-Gräben anfangen, wird von den Franzosen der Laufgraben-Schwanz (queue de tranchée) genannt, der zunächst an der Festung befindliche aber heißt die Spitze derselben (la tête), so daß bey Fortsetzung der Arbeit die Spitze sich täglich verändert. Ist man bis F gekommen, so ist F die Spitze der Lauf-Gräben; ist man bis G vorgerückt, so wird G nunmehr die Spitze genannt, u. s. w. Der Winkel DFG oder FGH, welchen ein Theil der Lauf-Gräben mit einem andern zunächst daran liegenden macht, heißt der Schlag (retour). Man sieht leicht, daß dieser Winkel desto spitziger wird, je näher man zur Festung kommt; denn da die Linien DF und GH nach der Seite von E sich einander nähern, so ist der Winkel DFG, als ein äusserer, größer, als der gegenüber stehende Winkel FGH. Je spitziger aber diese Winkel werden, desto größer werden die Winkel, welche die einzelnen Theile der Lauf-Gräben mit der verlängerten Haupt-Linie machen. So ist der Winkel, welchen GH mit CD macht, größer als

der

der Winkel CDF. Je näher man also zur Festung kommt, desto langsamer nähert man sich in Rücksicht auf die Länge der Linien der Festung, und desto kürzer müssen die einzelnen Theile der Lauf-Gräben gemacht werden. Und daraus begreift man die gewöhnliche Figur der Lauf-Gräben, wo die Theile des Zikzacks immer desto spitzigere Winkel zusammen machen, und desto kürzer werden, je mehr man sich der Festung nähert.

Bey jedem Winkel, den zwey Theile des Zikzacks zusammen machen, verlängert man den zunächst bey der Festung befindlichen Theil etwas über den Winkel hinaus, damit dadurch desto mehr Bedeckung für den andern Theil entstehe. So wird z. B. GF von F bis nach x verlängert, HG wird von G bis y verlängert. Man nennt diese verlängerten Theile Fx, Gy, die Haken der Lauf-Gräben (crochets), welche nicht nur zu der izt eben angezeigten Absicht, sondern auch noch dazu dienen, daß die in den Lauf-Gräben sich begegnenden Leute oder Wägen einander desto besser ausweichen.

Diese Linien DF, xFG, yGH, u. s. w. stellen bey einem gewöhnlichen Boden, Gräben vor, die man nach diesen Linien aufwirft. Man macht diese Gräben wenigstens 3 Schuh tief, und die ausgegrabene Erde wirft man auf die gegen die Festung zu liegende Seite; dadurch entsteht eine Art von Brustwehr gegen die Festung zu, der man eine Höhe von 3 bis 4 Schuh giebt. Die Stärke dieser Brustwehr ist zwar nicht so beschaffen, daß sie gegen Kanonen-Kugeln deckte, indessen wird auch dieses hier so nothwendig nicht erfordert, da die Besatzung unmöglich auf alle Puncte der Lauf-Gräben feuern kann, und man diejenigen Theile, die hauptsächlich zum Ziel der Kanonen der Festung dienen, besonders verstärken kann. Die Breite der Lauf-Gräben ist 6 bis 12 Schuh,

und die Böschungen ihrer Ufer sind nach Beschaffenheit des Bodens einzurichten. Fig. 3952 stellt den Grundriß von einem Theile der Lauf-Gräben vor, so wie man denselben gewöhnlicher Weise zu machen pflegt. Man zieht in der Entfernung, als die Lauf-Gräben breit seyn sollen, 2 Parallel-Linien, die Seite aber gegen die Festung zu, wohin die Brustwehr kommt, deutet man durch eine stark ausgezogene Linie an. Man sieht daraus, daß die Brustwehr wechselsweise bald auf die rechte, bald auf die linke Seite des Lauf-Grabens kommt. In Fig. 3951, kommt bey DF die Brustwehr auf die linke Seite, bey xG auf die rechte, bey yH wieder auf die linke, und dann so weiter wechselsweise fort. Die Seite des Lauf-Grabens, wo keine Brustwehr ist, heißt die Rückseite desselben (revers de tranchée). In Fig. 3953, ist das Profil eines Lauf-Grabens abgebildet.

Wenn man sich vorstellt, daß man einen Angriff auf eine ganze Polygon einer Festung thun wollte, so hat man in derselben drey ausspringende Winkel, auf denen man sich fest zu setzen hat, nähmlich vor jedem Bollwerke einen, und den dritten vor dem Ravelin. Will man sich nun Meister von diesen Puncten machen, so muß man die beyden Haupt-Linien der Bollwerke, und die Haupt-Linie des Ravelins verlängern, und auf jeder dieser Linien die Lauf-Gräben so entwerfen, als ich oben, S. 11, angezeigt habe. Diese drey verschiedene Lauf-Gräben hätten aber alsdann keine Verbindung zusammen, und wenn eine derselben von dem Feinde durch einen Ausfall angegriffen würde, so könnten die Truppen den übrigen nicht füglich zu Hülfe kommen. Es ist daher nöthig, Verbindungs-Gräben zu ziehen, welche diese dreyfach gezogenen Lauf-Gräben zusammen vereinigen. Weil nun diese Verbindungs-Gräben so ungefähr parallel mit der

Fest-

Festung gehen, so werden sie Parallelen (paralleles) genannt, und da die Truppen in denselben versammelt sind, wenn sie in den Lauf-Gräben zusammen kommen sollen, so heißen sie auch Waffen-Plätze (places d'armes). Ihr Nutzen besteht nicht nur darin, daß sie die gegen eine Polygon mehrfach geführten Lauf-Gräben zusammen verbinden, sondern auch darin, daß der Belagerer in seinen Arbeiten eine große Fronte bekomme, mit welcher er die Ausfälle der Besatzung abweisen kann. Es werden auch die Arbeiter in den äussersten Spitzen dadurch bedeckt, wenn sie nur nicht gar zu weit davon entfernt sind. Damit nun dieses nicht geschehe, so wird, wenn die eine Parallele zu weit schon von den äussersten Arbeiten wäre, eine andere näher bey der Festung angelegt; und dieses geschieht so vielmahls, als man es nöthig zu haben glaubt. Man zählt daher die erste, zweyte, dritte, vierte Parallele; man fängt aber jederzeit bey derjenigen zu zählen an, die am weitesten von der Festung weg ist, welche nähmlich durchgängig die erste Parallele (la premiere parallele) heißt.

Es kommen hier verschiedene Puncte vor, die noch genauer erörtert zu werden verdienen. Der erste betrifft die Entfernung der ersten Parallele von der Festung. Man hat viele und wichtige Vortheile davon, wenn man sie in einer großen Nähe bey der Festung anbringt, denn dadurch erspart man sich viele Arbeiten im Felde; und wenn sonst alles gehörig eingerichtet ist, so erobert man auch die Festung in einer kürzern Zeit. Stellt man sich aber die Art vor, wie man diese Parallele im Felde verfertigen muß, und nimmt man an, daß die Festung mit allem, was zu einer tapfern Vertheidigung gehört, hinlänglich versehen ist, so würde man zu viel auf das Spiel setzen, wenn man mit der ersten Parallele gar zu nahe gehen wollte. Man muß sich alsdann wenigstens

auſſer den Flinten- und Kartätſchen-Schuß ſetzen. Da nun die Kartätſchen wohl bis auf 600 Schritt ihre Wirkung äuſſern können, ſo hat man alle Urſache, die Entfernung der erſten Parallele von der Feſtung, und zwar von den am weiteſten vorſpringenden Puncten an gerechnet, 120 bis 150 rheinl. Ruthen, d. i. 600 bis 750 Schritt anzunehmen. Die Fälle, wo man näher gehen kann, werde ich im Folgenden anzeigen.

Hiernächſt kommt die eigentliche Figur der erſten Parallele in Betrachtung. Den Nahmen Parallele hat ſie bekommen, weil man ſie als gleichlaufend mit der äuſſern Polygon der Feſtung angeſehen hat; und folglich könnte man auch dieſes zur Regel machen, daß ſie mit der äuſſern Polygon wirklich parallel gezogen würde; allein, wenn man auch auf die Schwierigkeit nicht ſehen wollte, dergleichen Parallel-Linie auf dem Felde zu beſtimmen, ſo würde dieſe Linie, in ihren beyden äuſſerſten Enden zu weit von der Feſtung entfernt ſeyn, und ihre Lage würde zur Vertheidigung der Lauf-Gräben nicht bequem ſeyn. Denn wenn dieſe Parallele die dreyfachen gegen eine Polygon geführten Lauf-Gräben verbinden und bedecken ſollte, ſo müßte ſie über die verlängerte Haupt-Linie der Bollwerke auf beyden Seiten hervor ragen; ſie wäre alſo an ihren Enden viel weiter von der Feſtung entfernt, als in der Mitte; und da kein Theil der Parallele den andern von der Seite vertheidigen könnte, ſo fände hier überhaupt nur Eine Art der Vertheidigung Statt, nähmlich die von vorn. Die meiſten Ingenieurs zeichnen daher die erſte Parallele als einen Zirkel-Bogen, wozu ſie den Mittelpunct, in dem Mittelpuncte der Feſtung annehmen, und einen ſo großen Radius, daß dieſer Bogen von den äuſſerſten Spitzen der Feſtung die im Vorhergehenden angezeigte Entfernung hat. Ich gebe zu, daß dieſe Figur an

und vor sich gar keine Schwierigkeit hat, aber einen solchen Zirkel-Bogen in der Nacht, auf einem nicht völlig bekannten Felde, ohne Instrumente zu zeichnen, und denselben gleich so zu ziehen, daß er keiner weitern Verbesserung bedarf, das halte ich, wo nicht für unmöglich, doch wenigstens für höchst unwahrscheinlich, daß es jemahls einem Ingenieur gelingen sollte. Ich halte es für das beste, wenn man diese erste Parallele aus 2 oder 3 geraden Linien zusammen setzt, z. B. wie in Fig. 3954. Hier sollen a, c und e die drey vorspringenden Puncte einer Polygon vorstellen; a b und e f sind die verlängerten Haupt-Linien der Bollwerke; c d ist die verlängerte Haupt-Linie des Ravelins. Man nehme auf der Linie c d einen Punct g an, der von c 6 bis 700 Schritt entfernt ist; von g aus ziehe man zwey gerade Linien, g h und g i, welche bey g einen einwärts gehenden stumpfen Winkel zusammen machen, deren jede sich bis in die nächste Polygon erstreckt, und die in ihrer Richtung so ungefähr gleiche Entfernung von der Festung behalten; so stellt i g h die erste Parallele vor. Oder, wie in Fig. 3955, wo die Puncte a, b, c, d, e, f eben das bedeuten, was in der vorigen Figur dadurch angezeigt wurde. Man trage aus dem Puncte c auf die verlängerte Haupt-Linie c d, 120 bis 150 Ruthen, so wird dadurch der Punct g bestimmet. Wenn man nun in g auf die Linie c d eine rechtwinkelige Linie auf beyden Seiten aufrichtet, den dadurch bestimmten Linien g k und g l eine verhältnißmäßige Größe giebt, und hierauf die Linien k m und l n so zieht, daß sie einen stumpfen Winkel mit k l machen, und so ungefähr in einerley Entfernung von den Festungswerken bleiben, so wird dadurch die erste Parallele m k l n bestimmet. Die Theile h m und i n werden von hinlänglicher Größe gemacht. Auf diese beyden Arten läßt sich die Parallele leicht genug auf

dem

dem Felde bestimmen, wie ich im Folgenden zeigen werde, und alle übrige Absichten werden hier eben so gut, als bey einer krummen Linie erreichet. Uebrigens sind die Parallelen ebenfalls Gräben, die eine Tiefe von 3 Schuh bekommen, und deren untere Breite wenigstens 12 Schuh beträgt. Die herausgegrabene Erde wird insgesammt auf die der Festung zugekehrte Seite geworfen, und daraus eine Brustwehr gemacht, die über dem Horizont 3 bis 4 Fuß hoch ist. Da die Soldaten, bey einem Ausfalle auf den Feind, aus diesen Parallelen feuern sollen, so wird darin eine Bank angebracht, auf welche die Soldaten treten, wenn sie schießen sollen. Fig. 3956 zeigt das Profil einer Parallele an.

Wir sind jezt im Stande, einen Entwurf von einem Angriff gegen die Polygon einer Festung zu machen, vermittelst dessen man sieht, wie wir bis zu dem Glacis der Festung kommen. Man stelle sich in Fig. 3957 eine Festung vor, die auf gewöhnliche Art befestigt ist, und nehme an, daß beschlossen worden sey, den Angriff auf die Polygon zu thun, wozu die Bollwerke A und B, wie auch das Ravelin C, gehören. Man nehme ferner an, daß in der Gegend vor dieser Polygon nichts Besonderes zu merken ist, und daß daselbst ein Erdreich, welches zur Führung der Lauf-Gräben sehr bequem ist, anzutreffen sey. Gesetzt nun, daß man einen Entwurf zu einem auf diese Polygon zu unternehmenden Angriff machen soll, so verfahre man auf folgende Weise. 1) Man verlängere die drey Haupt-Linien dieser Polygon, d. i. die Haupt-Linie des Bollwerkes A, des Bollwerkes B, und des Ravelines C. 2) Man trage auf die verlängerte Haupt-Linie des Ravelines, von der Spitze des Glacis D aus, die Entfernung, in welcher man die Lauf-Gräben eröffnen, oder die erste Parallele ziehen will. Dieses sind also 600 bis 750 Schritt.

Man bestimmt dadurch auf dieser Linie den Punct a. 3) Man lege in a ein Lineal an, und drehe dasselbe so herum, daß man mit demselben ungefähr in einerley Entfernung von den äussersten Spitzen der Festung bleibe. Es sey dieses z. B. die Lage ab. Eben dieses thue man auch auf der andern Seite, so findet man da die Lage ac. 4) Diese Linien ab und ac mache man so lang, als man sieht, daß man sich nicht zu weit von der Festung entfernet. Damit also dieses nicht geschehe, fängt man in b und c neue Linien an, die auch so ungefähr die Entfernung von der Festung behalten, als ab und ac. Diese beyden Linien sind hier in der Figur db und ce. 5) Um die Länge der Linie bd zu bestimmen, verlängere man die Face fg des Ravelines E in der benachbarten Polygon; diese bestimmt in ihrer Verlängerung den Punct h auf der Linie bd, und hd mache man 7 bis 8 Ruthen groß. Eben so bestimme man die Länge von ce durch die verlängerte Face des Ravelines F. 6) Die beyden Puncte d und e sind die Flügel (les Flancs) der ersten Parallele, und sind die schwächsten Theile derselben, wo der Feind bey einem Ausfall am ersten eindringen kann; man muß sie daher zu verstärken suchen. Am besten ist es, wenn man einen natürlichen Gegenstand findet, woran man sich anlehnet; z. B. wenn man in der Gegend einen Fluß, einen Morast, ein Ravin findet; denn wenn man die Parallele bis zu diesen Gegenständen zieht, so hat man sie vor einen Angriff von dieser Seite her vollkommen in Sicherheit gesetzt. Aber man trifft nicht jederzeit dergleichen Gegenstände an; und dann ist es gut, am Ende der Parallele eine tüchtige Redoute anzulegen, oder sie in etwas zurück zu ziehen, damit doch einige Fronte erhalten werde. In Fig. 3957 ist bey d eine Redoute i gezeichnet, bey e aber die Parallele bis k zurück gezogen, wodurch die Fronte

ek entsteht, welche hier den rechten Flügel der Parallele bedeckt. Sollte die Besatzung so schwach seyn, daß man von ihr keinen Ausfall bis zu der ersten Parallele zu befürchten hätte, so wäre alsdann auch nicht einmahl diese Vorsicht nöthig. Indessen, wenn die Besatzung nur einiger Maßen stark ist, und wenn man wissen sollte, daß sie voll guten Muthes wäre, und von einem kühnen Befehlshaber angeführt würde, so ist diese Vorsicht nie zu unterlassen, zumahl da die ganze Arbeit in den Lauf-Gräben dadurch nicht sonderlich vermehrt wird. Ein Ausfall gegen einen unbedeckten Flügel der ersten Parallele, wird immer einige Unordnung in den angefangenen Arbeiten verursachen; und wenn auch der Schade nicht so groß seyn sollte, so gereicht doch dergleichen Begebenheit dem Ingenieur, der die Belagerung führt, zum Vorwurf. In den vorigen Zeiten, ehe man die Parallelen einführte, war man genöthigt, in den Lauf-Gräben häufige Redouten zu erbauen, um sich gegen die Ausfälle der Besatzung zu decken; da aber die Parallelen unsere Lauf-Gräben weit mehr beschützen, so fallen jezt diese Redouten weg, bis höchstens auf diejenigen, die an den Flügeln der ersten Parallele angelegt werden. 7) Diese erste Parallele ist, erwähnter Maßen, 6 bis 700 Schritt von dem Glacis entfernt; sie ist aber doch noch zu nahe bey der Festung, als daß man es wagen könnte, mit der Wache und mit den Arbeitern auf dem freyen Felde bis dahin zu marschiren. Auch würde es viel zu unsicher seyn, in dieser Nähe die Materialien-Depots anlegen zu wollen. Man sucht daher in dieser Gegend in einer Entfernung von 1500 bis 2000 Schritt, die Plätze zu den Materialien-Depots aus, und führt zwischen der Parallele und diesen Depots Verbindungs-Gräben, die eben so eingerichtet sind, als die im Vorhergehenden beschriebenen Lauf-Grä-

ben. Gesetzt, man habe hier bey l, m und n bequeme Plätze gefunden, wo man die Depots anbringen kann, so bestimmt man hernach die Verbindungs-Gräben ol, am und pn; man zieht dieselben so, daß sie von der Festung, der Länge nach, nicht bestrichen werden können; da sie aber noch sehr weit von der Festung abliegen, und da sie noch nicht zu den eigentlichen Tranchee-Arbeiten gehören, so pflegt man es mit ihrem Bau nicht eben so genau zu nehmen. 8) Die zweyte Parallele ziehe man nunmehr wie qr, und gehe damit so nahe an das Glacis, als man in Rücksicht auf die Stärke der Besatzung mit Sicherheit thun zu können erachtet. Hat man nicht viel zu befürchten, so kann man mit dieser zweyten Parallele bis auf das Glacis kommen; muß man aber Schritt vor Schritt gehen, so bleibe man noch 200 bis 250 Schritt davon entfernt. Diese Methode, die zweyte Parallele zu bestimmen, ist von dem ehemahligen preuß. Ingenieur le Febvre angegeben, und hat unstreitig manche Vorzüge vor der gewöhnlichen Methode, da man die zweyte Parallele ungefähr gleichlaufend mit der ersten annimmt. Hier braucht man keine besondere Verbindungs-Gräben zwischen der ersten und zweyten Parallele; hier kann man, nach Beschaffenheit der Umstände, so weit vorrücken als man will; hier darf man wegen eines Ausfalles auf die Flügel der zweyten Parallele nicht besorgt seyn, und die Arbeit auf dem Felde ist hier immer geringer, als bey jeder andern nur bekannten Methode. 9) Von dieser zweyten Parallele an, führe man, nach den oben, S. 11, f. gegebenen Regeln, die Lauf-Gräben auf den drey verlängerten Haupt-Linien, bis zu dem Glacis fort, wie man in der Figur sieht. Hauptsächlich sehe man dahin, daß kein Theil dieser Lauf-Gräben von der Festung bestrichen werde. Es scheint zwar, als wenn in der Zeichnung diese Regel bey den Lauf-Gräben

auf

auf der verlängerten Haupt-Linie des Ravelines nicht wäre beobachtet worden, indem jeder Theil, an und vor sich betrachtet, gerade auf einen Punct der Festung gerichtet ist; aber wenn man erweget, daß diese Theile sehr klein angenommen sind, und daß jedem Theile, der darauf folgende näher gegen die Festung gelegene, an statt eines Quer-Walles dient, so wird diese vermeinte Schwierigkeit wegfallen. 10) Alle diese Theile müssen hinlänglich bedeckt seyn, und besonders muß man für die Bedeckung der Arbeiter in der Spitze der Lauf-Gräben desto mehr sorgen, je näher man zur Festung kommt. Sollte man daher glauben, daß die zweyte Parallele nicht im Stande wäre, die Arbeiter in den Lauf-Gräben bis zum Glacis zu beschützen, so ziehe man noch eine neue Parallele zwischen der zweyten und dem Glacis, die man mit der zweyten gleichlaufend annehmen kann, oder errichte wenigstens in diesem Zwischenraume kleine Logemens, welche die in der Spitze der Lauf-Gräben befindlichen Arbeiter bedecken. Man sieht dergleichen eines in lt gezeichnet, weil die in der Mitte geführten Lauf-Gräben, der kleinen Ausdehnung ihrer Linien wegen, am meisten durch einen Ausfall zu befürchten hatten. 11) Endlich verbinde man die dreyfach geführten Lauf-Gräben an dem Fuße des Glacis, durch eine neue Parallele, welche nun die dritte, oder wenn man vorher noch eine gezogen hätte, die vierte wird. In Fig. 3956 ist dieselbe mit ux bezeichnet.

Was die Anlegung der Batterien in den Lauf-Gräben, die Eröffnung und Vertheidigung der Lauf-Gräben, u. s. w. betrifft, so hat man sich deshalb aus den von der Kriegs-Baukunst handelnden Werken zu belehren.

Lauf-Hund, eine Art starker Hunde, welche ein Wild so lange verfolgen, bis es ermüdet und endlich von den nacheilenden Jägern erleget wird. Sie werden am häufigsten mit einem französischen Ausdrucke Parforce-Hunde genannt. Im Art. Parforce-Jagd wird ein Mehreres davon vorkommen.

Lauf-Jagen, ein Jagen, d. i. eine Jagd, wo man das Wild mit Lauf-Hunden verfolgt, ein Renn-Jagen, und am häufigsten mit einem französischen Ausdrucke eine Parforce-Jagd. Siehe in P.

Lauf-Käfer, Renn-Käfer, eine Art Käfer, welche sehr schnell laufen; s. im XXXII Th., S. 68.

Lauf-Kamel, Dromedar; s. im XXXIII Th., S. 4.

Lauf-Karren, s. im XXXV Th., S. 168.

Lauf-Klaue, bey den Jägern, die Klaue an dem Laufe, d. i. Fuße, des Hirsch-Wildpretes.

Lauf-Kraut, Hinlauf, Proserpinaca *Linn.* eine Gattung Pflanzen, wovon man bisher nur Eine Art kennt, welche in Virginien in Sümpfen wächst, und das sumpfige Lauf-Kraut, Proserpinaea palustris, genannt werden kann. Die Wurzel kriecht unter dem Wasser hin. Die rundlichen Stängel werden gegen 1 Fuß lang. Die wechselsweise gestellten und gestielten Blätter sind lanzettförmig, sägeartig ausgezackt, und diejenigen, die unter dem Wasser zu stehen kommen, in gleichbreite Querstücke abgetheilt. Die Blumen stehen einzeln an dem Blattwinkel. Diese haben kein Blumenblatt, sondern auf dem großen dreyeckigen Fruchtkeime sitzen 3 spitzige Kelch-Blättchen, und diese umgeben 3 Staubfäden, und 3 haarichte, dicke Staubwege oder Griffel. Die eyförmige, dreyeckige Frucht ist mit dem geschlossenen Kelche besetzt, und hat 3 Fächer.

Lauf-Kugel, bey den Jägern und Schützen, kleinere Kugeln, welche man in der Geschwindigkeit in den Lauf eines Gewehres laufen läßt.

Lauf-Latte, an einer großen Ramme eine einarmige Leiter mit Sprossen, auf welcher man zur Spitze der ganzen Maschine hinauf laufen kann.

Lauf-Leiter, bey den Jägern, kleine, einfache, etwa $\frac{3}{4}$ Ellen hohe Garne, welche spiegelicht gestrickt, an kleine Stäbe gebunden, zu beyden Seiten vor die Treibezeuge gesteckt werden, damit die Feld-Hühner nicht vorbey laufen können; Steck-Leiter. Siehe Leiter.

Lauf-Masche, s. im Art. Strumpf-Wirker.

Lauf-Messer, s. Schritt-Zähler.

Lauf-Paß, s. Paß.

Lauf-Pfanne, in den Zucker-Siedereyen; s. im Art. Zucker.

Lauf-Platz, derjenige Raum in einem Walde, welcher bey einer Jagd zum Laufe bestimmt ist, und mit hohen Jagd-Tüchern umstellet wird; s. oben, S. 4, f.

Lauf-Rad, Gang- oder Tret-Rad, in der Mechanik, ein Rad, in welchem Menschen oder Thiere gehen, und es durch Treten in Bewegung setzen und erhalten. Siehe Rad.

Lauf-Rädchen, an einem Seiden-Haspel, eine horizontale Rolle, in welcher ein hölzernes Lineal (der Lauf-Stock) an dem einen Ende befestigt ist. Siehe Seiden-Manufactur.

Lauf-Riemen, s. Lauf-Band, oben, S. 7.

Lauf-Säge, s. Laub-Säge, im LXV Th. S. 629.

Lauf-Schießen, das Schießen nach einem Thiere im Laufen; die Fertigkeit, ein Thier im Laufen zu schießen; so wie das Flug- oder Luft-Schießen, die Fertigkeit einen Vogel im Fluge zu schießen, bezeichnet. Daher wird ein geübter Schütze, welcher ein Thier im Laufe zu treffen weis, der Lauf-Schütze genannt. Ein Mehreres hiervon, siehe im Art. Schießen.

Lauf-Schleiche, werden bey dem Hopfen die Ausläufer, oder die Sprossen an den Wurzeln, genannt.

Lauf-Schlinge, s. Lauf-Dohne, oben, S. 8.

Lauf-Schmid, s. im XXV Th., S. 595.

Lauf-Schneider, s. oben, S. 6.

Lauf-Schneisse, s. Lauf-Dohne, oben, S. 8.

Lauf-Schuh, leichte Schuhe ohne Absätze zum schnellen Laufen, dergleichen man sich bey dem Wettlaufen (wovon ich im Art. Laufen handeln werde,) bediente; Gr. Epidromides; **Läufer-Schuhe**, weil die Läufer sie vornehmlich tragen.

Lauf-Schütze, s. Lauf-Schießen.

Lauf-Spiel, s. Maille-Spiel.

Lauf-Spille, ein Theil am Acker-Pfluge; s. Pflug.

Lauf-Stern, s. Planet.

Lauf-Stock, s. Lauf-Rädchen.

Lauf-Tuch, bey den Jägern; s. oben, S. 4, f.

Lauf-Vogel, Corrira, eine Gattung Sumpf-Vögel, welche sehr schnell laufen. Die einzige Art dieser Gattung, Corrira italica, bewohnt Italien, und ist etwa von der Größe der Avosette oder Avocette. Kopf, Flügel und Körper sind oben rostfarbig; lezterer ist unten weiß. Die Schwanz-Federn sind schwarz, die beyden mittlern weiß, und an der Spitze schwarz.

Aldrovandi Ornithol. III. Tab. 289.
Dondorff Handbuch der Thiergeschichte, (Lpz. 1793, gr. 8.) S. 297.

Lauf-Wagen, Gängel-Wagen, Roll-Wagen, ein von langen hölzernen Stäben zusammengesetztes, und oben mit einem rund ausgeschweiften Loche versehenes Gestell, welches auf 4 kleinen Rädchen oder Rollen steht, damit derselbe desto leichter fortgehen könne. Er dient zu eben dem Gebrauche, wie die Lauf-Bank, L. Serperastrum. Was davon zu halten sey, s. im XV Th., S. 627, f.

Lauf-Werk, der Spiel-Uhren; s. Uhr.
Lauf-Zaum, Lauf-Band, s. oben, S. 7.
Lauf-Zehent, s. Zehent.
Lauf-Zeiger, s. Schritt-Zähler.
Lauf-Zeit, diejenige Zeit, da gewisse Thiere, besonders aber die Bären, Dachse und Hunde zu laufen, d. i. sich zu begatten, pflegen.
Lauf-Ziel, ein Ziel, nach welchem man läuft; L. Meta.
Lauf-Zirkel, ein Zirkel der Winden-Macher, dessen Schenkel rechtwinkelig gegen einander gebogen sind, die Gleichheit eines Rades damit zu erforschen.
Laufel, (die) 1. Eine Lauf-Dohne, und überhaupt eine jede Schlinge zum Vogel fangen.

2. Bey den Jägern werden auch die kleinen Pfäde der Hühner im Grase und des Viehes um den Wäldern Laufeln oder Gelaufen genannt; zum Unterschiede von den Fährten anderer Thiere.

Laufen, ein Neutrum, welches in den meisten Fällen das Hülfs-Wort seyn erfordert. Es drückt überhaupt eine beschleunigte Bewegung aus, eine Bewegung, welche schneller ist, als gewöhnlich.

1. In der engsten Bedeutung, von der beschleunigten Bewegung vermittelst der Füße, zum Unterschiede sowohl von dem gehen, als auch von dem springen.

(1) Eigentlich. Lauf nicht eher, als man dich jagt. Mancher läuft ungejagt. Es kam ein Hase gelaufen; siehe Kommen. Du liefest was man laufen kann. Mit jemanden in die Wette, oder um die Wette, laufen. Sich müde laufen, sich lahm laufen, sich aus dem Athem laufen, wo es, so wie alle Reciproca, das Hülfs-Wort haben erfordert. Der Dieb ist in das Haus gelaufen. Mit dem Kopfe wider die Wand laufen. Bey den Jägern läuft der Rehbock auf das Blatt, wenn er dem vermittelst eines Baum-Blattes von dem Jäger nachge-

gemachten Rufe des Rehes nacheilet, welches auch auf Reizen laufen genannt, und von allen andern Thieren gebraucht wird, welche man vermittelst eines nachgemachten Schalles anlocket.

In einigen wenigen Fällen steht dieses Zeit-Wort, ob es gleich ein Neutrum ist, bey einem Haupt-Worte in der vierten Endung, Bothschaft laufen, im gem. Leben, einen Fuß-Bothen abgeben, welches auch Post laufen genannt wird, Sturm laufen. Seine Straße, seinen Weg laufen, sich schnell entfernen, doch nur im gem. Leben, und am häufigsten im Imperativo, lauf deine Straße, für gehe fort, wofür man auch wohl in der zweyten Endung sagt, seiner Wege, seiner Straße laufen, oder gehen. Das Pferd läuft einen guten Trab.

(2) Figürlich.

a) Von einigen Thieren sagt man, daß sie laufen, wenn sie sich begatten, weil sie alsdann weiter und mehr als gewöhnlich zu laufen pflegen. So braucht man es von den Hunden, und in der Jägerey auch von den Dachsen. Von andern Thieren sind andere Zeit-Wörter üblich. In diesem Verstande ist zugleich das Hülfs-Wort haben üblich, wenigstens im Hochdeutschen. Der Hund, die Hündinn hat gelaufen, hat sich begattet. Belaufen und Läufig sind in einem etwas weitern Umfange der Bedeutung üblich. Bey den Fischern wird es von den Aalen für gebähren, gleichfalls mit dem Hülfs-Worte haben gebraucht. Die Aale haben gelaufen, weil sie lebendige Jungen zur Welt bringen, dagegen von den mit Rogen versehenen oder Eyer-legenden Fischen leichen oder streichen üblich ist.

b) Oft und viel gehen, im gem. Leben, und nicht selten mit einem verächtlichen Neben-Begriffe. Den ganzen Tag herum laufen, müßig. In der Stadt herum laufen. Er läuft gewiß auf den Dörfern

fern herum betteln. Alle Tage in die Spiel-Häuser laufen.

c) Den Ort oder einen Zustand eilfertig verändern, gleichfalls im verächtlichen Verstande. Der Schuldner ist davon gelaufen. Aus einem Kloster, aus dem Dienste laufen. Jemanden laufen lassen, auch figürlich, im g. L., sich nicht weiter mit ihm abgeben.

d) Sich eifrig um etwas bewerben, gleichfalls im verächtlichen Verstande. Nach einem Amte laufen. In sein Verderben laufen.

2. Von der schnellen Bewegung verschiedener leblosen Körper. Das Schiff läuft in den Hafen, ist auf den Grund gelaufen. Die Post wird bald ablaufen. Die Sonne läuft um die Erde, die Erde um den Mond. Das Rad läuft um. Die Sand-Uhr läuft nicht mehr, der Sand in der Uhr. Die Uhr ist abgelaufen, die Kette in der Uhr. Es lief mir ein Schauer über die Haut. Die Milch läuft zusammen, wenn sie gerinnet; siehe Lab, im LVIII Th. S. 8, f.

Besonders von allen Arten flüssiger Körper. Die Saale läuft in die Elbe, die Oder in die Ost-See, wofür doch fließen und sich ergießen üblicher sind. Das Blut lief aus der Wunde. Der Schweiß lief ihm über das Gesicht. Die Thränen liefen ihm über die Wange. In der anständigern Sprech-Art sind auch hier die Zeit-Wörter fließen und rinnen üblicher. Das Wasser läuft mir in die Schuhe, es läuft in den Keller. Die Lichter laufen, oder lecken, wenn die um den Docht befindliche Vertiefung sich mit geschmolzenem Talge anfüllet, und überläuft.

Nach einer bey flüssigen Körpern sehr gewöhnlichen Figur wird bey diesem Zeit-Worte, so wie bey andern ähnlichen, das Gefäß anstatt des darin befindlichen flüssigen Körpers gesetzt. Das Faß läuft,

d. i. der Wein im Fasse läuft aus, das Faß ist leck. Die Schiffe liefen halb voll Wasser, das eingedrungene Wasser füllete die Schiffe halb an. Die Augen laufen ihm voll Wasser, die Thränen treten ihm in die Augen.

Auch braucht man figürlich dieses Wort von der Zeit und der schnellen Fortpflanzung einiger anderer unkörperlichen Dinge. Die Zeit verläuft, vergeht. Der laufende Monath, das laufende Jahr, im gem. Leben, das gegenwärtige. Laufende Interessen und Schulden; s. Current, im VIII Th., S. 472. Es läuft ein Gerücht, es breitet sich aus.

3. In vielen Fällen verschwindet der Begriff der Geschwindigkeit, oder wird doch merklich vermindert. So wird im Bergbaue das Wort laufen an statt gehen, ja oft für tragen, gebraucht, besonders in den Zusammensetzungen auflaufen und vorlaufen; siehe weiter unten. Besonders gehören hierher verschiedene großen Theils figürliche R. A. Bey einer Sache Gefahr laufen, in Gefahr gerathen. Du wirst keine Gefahr laufen, in keine Gefahr gerathen. Mein Beutel lief Gefahr, gestohlen zu werden. Ich habe von ungefähr ein Wort davon laufen lassen, es ist mir ein Wort davon entfahren. Das läuft wider die Ehre, streitet wider dieselbe, ist ihr zuwider. Das läuft wider den Stand der natürlichen Freyheit. Das würde wider die Wahrheit laufen. Das läuft nicht in mein Fach, gehört nicht in dasselbe, schlägt nicht dahin ein. Die Sache wird auf ein Trauern hinaus laufen, wird sich damit endigen. Worauf wird das hinaus laufen? was wird das für ein Ende nehmen? Das läuft auf eins hinaus, ist einerley.

Imgleichen, im g. L., für sich erstrecken. Die Küste läuft südwest. Das Gebirge läuft nach Morgen. Manche Pflanzen lassen ihre Zweige und

Ran-

Ranken auf der Erde hin laufen, sich nahe über der Erde ausbreiten.

Schon bey dem Kero lauffan, bey dem Ottfried laufan, bey dem Willeram loſen (wovon das gemeine Mittel-Wort geloffen abſtammet,) im Niederſ. lopen, im Isländ. hleipa, im Dän. lobe, und Schwed. löpa. Es bezeichnet überhaupt eine geſchwinde Bewegung, daher iſt bey dem Ulphilas hlaupan, und im Angelſ. hleapan, ſpringen, tanzen; ſ. Galopp, im XV Th., S. 814. Auch das Griech. λαφύζω, eilen, und Hebr. חלף gehen, vergehen, durchſtechen, gehören zu dem Geſchlechte dieſes Wortes.

Im gem. Leben hat man ſehr viele Wörter, die beſondern Arten des Laufens zu bezeichnen. Unſerer rennen, traben, u. a. m. nicht zu gedenken, heißt hin und her laufen, im Niederſ. bißen, geſchwinde laufen, eben daſelbſt klauen, kleppen (ſ. Klepper, im XL Th. S. 366, f.), kilen, kiddeln, und mit kurzen Schritten laufen, in eben dieſer Mund-Art, zwickern, putjen, padjen, peideln, packern, u. ſ. w.

Mit laufen zuſammengeſetzte Zeit-Wörter, und davon abſtammende Haupt-Wörter, und deren Bedeutung.

Ablaufen, welches theils als ein Neutrum, theils auch als ein Activum üblich iſt.

1. Als ein Neutrum, welches mit dem Hülfs-Worte ſeyn verbunden wird.

1) Von einem höhern Orte hinab laufen. Die Dächer müſſen abhängig ſeyn, damit das Waſſer ablaufen könne. Ein Schiff ablaufen laſſen, es vom Stapel laufen laſſen. Bey den Tiſchlern und andern Holz-Arbeitern bedeutet ablaufen laſſen, ſo viel, als eine eingebogene Fläche mit einer geraden unmerklich vereinigen; ſiehe weiter unten Ablauf. Auf dem Fechtboden bezeichnet die R. A. ſeinen Gegner ablaufen laſſen, eine Art zu pariren, da man deſſen Klin-

Klinge an der seinigen fruchtlos hinabgleiten lässet. Hiervon ist auch die figürliche R. A. entstanden, einen ablaufen lassen, d. i. seine Beleidigung verächtlich abweisen.

2) Sich schnell von einem Orte entfernen. Die Post wird bald ablaufen, d. i. abfahren. Einen Brief ablaufen lassen, d. i. fortschicken.

3) Völlig zu Ende laufen, und daher aufhören. Die Uhr ist abgelaufen, d. i. die Schnur, woran die Gewichte hangen, ist abgewickelt und zu Ende. Die Spulen sind abgelaufen, bey den Webern. Der Wechsel ist noch nicht abgelaufen, d. i. noch nicht verfallen. Ein abgelaufener Wechsel. Noch mehr aber

4) in figürlichem Verstande, sich endigen. Die Sache ist wohl, übel, nach Wunsche abgelaufen. Wir wollen sehen, wie der Krieg, das Vorhaben, der Anschlag, u. s. f. ablaufen wird. Wie wird es noch mit mir ablaufen? Es mag mit uns ablaufen wie es will.

2. Als ein Activum.

a) Durch Laufen oder schnelles Bewegen abnutzen. Sich die Sohlen, die Schuhe ablaufen. Der Mühl-Stein hat sich ganz abgelaufen, d. i. ist stumpf geworden. Sich die Hörner ablaufen, figürl. im gem. Leben, seine Wildheit durch Schaden verlieren, durch Erfahrung klüger werden. Sich ablaufen, sich durch Laufen entkräften.

b) Durch Laufen zum Nachtheil eines andern erhalten, jemanden im Laufen zuvor kommen, besonders im Wettlaufen, und Rennspielen. Einem den Preis, das Kleinod ablaufen. Und dann auch figürlich, einem durch Hurtigkeit oder List in einer Sache zuvorkommen. Er hat mir den Rang, den Vortheil, den Weg abgelaufen. Er wird ihm nicht viel ablaufen.

c) Von

e) Von einem Orte wegschaffen, besonders in den Bergwerken, wo das Erz ablaufen, die Fortbringung nach den Förder-Schächten bezeichnet, weil laufen daselbst überhaupt so viel bedeutet, als mit dem Karren fortschaffen.

Siehe auch Ablaufen, im I Th. S. 109, f.

Daher der Ablauf. 1. Die Handlung des Ablaufens, in den eigentlichern Bedeutungen des Zeit-Wortes, so fern es ein Neutrum ist. Der Ablauf des Meeres, d. i. die Ebbe. Das Wasser muß seinen Ablauf haben. Der Ablauf der Post, eines Briefes, u. s. f.

2. Das Ende einer gewissen bestimmten Zeit, doch mehrentheils nur mit gewissen Vorwörtern ohne Artikel. Vor Ablauf des Jahres. Mit Ablauf des Monathes, der Woche, des Winters, u. s. f. Der Ablauf eines Wechsels, d. i. dessen Verfall-Zeit.

3. Der Ort, durch welchen das Wasser abläuft. Der Ablauf eines Teiches, welcher auch wohl ein Teich-Fenster heißt.

4. Bey verschiedenen Künstlern, die unmerkliche Vereinigung zwey ungleicher Flächen vermittelst einer eingebogenen, und diese leztere Fläche selbst. So heißt in der Baukunst Ablauf, ein Glied, welches aus einem eingebogenen Viertel-Zirkel besteht, und sich unmittelbar an ein gerades Glied, oder an den Schaft, anschließt; ein Zirkel-Stück, welches zwey gerade Sims-Glieder, wovon das oberste weiter vortritt, als das untere, mit einander verbindet; Fr. Congé.

Der Abläufer, was abläuft und abgelaufen ist, besonders 1) bey den Tuch-Machern, die abgelaufenen und also leer gewordenen großen Spulen. 2) Bey den Webern, ein Fehler, der daraus entsteht, wenn sie die Fäden unrecht in das Sieb, oder aus einem Gange in den andern ziehen.

Anlaufen, ist sowohl als ein Neutrum, als auch als ein Activum, üblich.

I. Als ein Neutrum, welches mit dem Hülfs-Worte seyn abgewandelt wird.

1. Anfangen zu laufen, welche Bedeutung aber wenig vorkommt.

2. Hinanlaufen, d. i. in die Höhe laufen, in welchem Verstande dieses Zeit-Wort nur in weiterer und figürlicher Bedeutung üblich ist. In jener laufen die Bergleute an, wenn sie allmählich in die Höhe arbeiten, so daß die Sohle vor ihnen her steigt. Von einer allmählich in die Höhe steigenden Fläche sagt man gleichfalls: die Fläche läuft sanft an. Ferner sagt man auch von dem Wasser, es läuft an, der Fluß ist sehr angelaufen, wenn sich dessen Menge, und folglich auch dessen senkrechte Höhe vermehrt. Figürlich und im g. L., von Zahlen: die Summe ist schon hoch angelaufen, d. i. hat sich sehr vermehrt. Seine Schulden laufen täglich höher an.

3. Heranlaufen, sich laufend nähern; und zwar,

(1) eigentlich, in welcher Bedeutung im g. L. angelaufen kommen, d. i. heranlaufen, üblich ist. Mit einem geringen Zusatze zu dem Begriffe wird bey den Jägern anlaufen lassen, von den wilden Schweinen gesagt, wenn man sie an und auf das Fang-Eisen laufen lässet; s. Th. II, S. 195. Auf ähnliche Art sagt man auch im Jagdwesen, das Thier läuft an, wenn es dem Jäger zum Schusse kommt.

(2) In weiterer Bedeutung, wird anlaufen

a) in den Hammerwerken von dem geschmolzenen Eisen gebraucht, wenn es sich an die Brech-Stange, die daher auch der Anlauf-Kolben oder der Anlauf-Stab genannt wird, anlegt, welche Verrichtung gleichfalls anlaufen lassen genannt wird.

b) Den Glanz verlieren, von polirten Körpern, weil die Feuchtigkeit oder die matte Farbe, welche den Glanz

Glanz vertreibt, sich schnell und gleichsam laufend über die polierte Fläche verbreitet. Das Glas, der Spiegel läuft an, wenn beyde mit Dünsten überzogen werden; Nieders. beschlagen, in Bayern und Oestreich damen; s. Th. II, S. 194, f. Polierten Stahl blau anlaufen lassen, d. i. ihm durch das Ausglühen eine blaue Farbe geben; s. Blau angelaufen, im V Th. S. 609, f. An einigen Orten braucht man dieses Zeit-Wort überhaupt von anbrüchig werden, und sagt daselbst, der Wein läuft an, wenn er kahnig wird, mit Schimmel oder vom Schimmel anlaufen, u. s. f.

4. Im Laufe an etwas anstoßen. 1) Eigentlich. Er ist mit dem Kopfe an die Wand angelaufen. Im Finstern läuft man überall an. 2) Figürlich, doch nur im g. L. Uebel bey einem anlaufen, d. i. schlecht von ihm empfangen werden. Du wirst häßlich anlaufen, d. i. schlecht ankommen, dich in deiner Rechnung gewaltig betriegen. So auch, einen anlaufen lassen, d. i. ihm auf verdiente Art begegnen, gleichsam ihm den Elbogen vorhalten, und daran anlaufen lassen.

II. Als ein Activum, an einen laufen, auf einen zulaufen, mit der vierten Endung des Nenn-Wortes. Einen anlaufen. Da liefen ihn die Jüden in allen Städten an — und klagten ihm, u. s. f. 2 Maccab. 4, 36. Welche ihn ansehen und anlaufen, derer Angesicht wird nicht zu Schanden, Ps. 34, 6. Besonders in figürlicher Bedeutung, und mit dem Neben-Begriffe des ungestümen und beschwerlichen Bittens. Der Mensch läuft mich täglich an. Einen um etwas anlaufen. Imgl. mit dem Neben-Begriffe des feindlichen Angriffes, einen feindlich anfallen. Allein in der ganzen thätigen Bedeutung ist dieses Zeit-Wort, wenigstens in der edlern und an-

ständigern Schreib-Art im Hochdeutschen nicht mehr üblich.

Daher der Anlauf, sowohl die Handlung des Anlaufens, als auch dasjenige, was anläuft, zu bezeichnen.

1. Die Handlung, in den meisten Bedeutungen des Zeit-Wortes. Einen Anlauf nehmen, d. i. einige Schritte zurück treten, um auf etwas anlaufen zu können. Der Anlauf des Wassers. Der Anlauf des Feindes, d. i. zum Sturme, der Angriff, in welcher Bedeutung aber dieses Wort wenig mehr vorkommt. Der Anlauf von Bettlern. Vielen großen Anlauf haben, d. i. von vielen Leuten angegangen und gesucht werden. In dieser Bedeutung der Handlung ist der Plural wenig gebräuchlich, obgleich Luther die Anläufe, d. i. Angriffe, des Teufels, gewagt hat.

2. Dasjenige, was anläuft, doch nur von demjenigen, was nach einer schiefen Linie in die Höhe steigt. So wird in den Salzwerken der hinterste Theil des Herdes unter den Zug-Löchern, welcher schräg in die Höhe geht, der Anlauf genannt; und in der Baukunst führt diesen Nahmen ein großes Glied des Säulenstammes, das aus einem einwärts gebogenen Viertel-Kreise besteht, und unten zwey, vornehmlich platte Glieder an einander hängt; L. Apophysis inferior; siehe auch Ablauf, oben, S. 33.

Auflaufen, ist in doppelter Gestalt üblich.

1. Als ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort seyn erfordert, in die Höhe laufen, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen.

1) Aufgehen, aufkeimen, von Pflanzen und Gewächsen; Niederf. uplopen. Der Same ist noch nicht aufgelaufen.

2) Von flüssigen Körpern, anwachsen, an Menge zunehmen. Der Fluß ist sehr aufgelaufen, wofür man

man doch lieber anlaufen braucht. Die Adern laufen ihm auf.

3) Aufschwellen, durch eine innere Bewegung ausgedehnet werden. Die Haut läuft ihm auf. Die Leiche ist sehr aufgelaufen. Der Teig läuft auf. Auflaufen, Aufblähen oder Aufschwellen des Rind-Viehes, s. Th. II, S. 745, fgg. Ein aufgelaufener Koch, in den Küchen, eine Art Torten, welche im Backen sehr auflaufen, und von welchen der Witz der Köche eine zahlreiche Menge ersonnen hat; s. im II Th. S. 732, fgg.

4) Der Zahl nach vermehrt werden. Die Zinsen laufen täglich höher auf. Es sind schon viele Kosten aufgelaufen.

2. Als ein Activum.

1) In die Höhe schaffen. In dieser Bedeutung kommt das Zeit-Wort nur in den Schmelz-Hutten vor, wo Erz und Kohlen auflaufen, so viel heißt, als solche in den Schmelz-Ofen schütten, weil man dabey aufwärts gehen muß, und laufen in der Berg-Sprache überhaupt so viel als fortschaffen bedeutet. Bey den hohen Oefen wird diese Verrichtung aufgeben genannt, und auflaufen nur von dem Aufeinanderschütten des Eisen-Steines und Flusses auf dem Gichtboden gebraucht; s. im X Th. S. 600.

2) Im Laufen öffnen. Die Thüre auflaufen.

3) Wund laufen, doch nur im g. L. Sich die Füße auflaufen.

Daher die Auflaufung in der Bedeutung des Activi.

Auflaufen bedeutete ehedem auch zusammenlaufen, welche Bedeutung sich aber nur noch in dem Haupt-Worte Auflauf erhalten hat; imgl. entstehen, wovon bey dem Haltaus, unter diesem Worte, Beyspiele angetroffen werden.

Daher der Auflauf. 1. Das Abstractum des Zeit-Wortes auflaufen in der Mittel-Gattung, in einigen figürlichen Bedeutungen. Der Auflauf der Kosten, der Zinsen. Besonders aber der Zusammenlauf unruhiger Menschen, ein geringer Grad des Aufruhres. Einen Auflauf machen, erregen. Es ist ein Auflauf entstanden. In dieser Bedeutung kommt Auflauf, Auflaufst, Offlaust, schon seit dem 14ten Jahrh. vor. Siehe Haltaus, unter diesem Worte. Der Plural, der in derselben ehedem nicht selten war, ist im Oberdeutschen noch jezt üblich. Im Hochdeutschen kommt es nur selten vor. In einer Urkunde von 1519 bey dem Haltaus wird Auflauf und Aufruhr genau unterschieden.

2. Dasjenige was aufläuft, doch nur in den Küchen, wo der Auflauf oder Aufläufer eine Speise ist, welche in einem Ofen oder unter Kohlen gebacken wird, und alsdann hoch aufläuft; s. im II Th. S. 745.

Auslaufen, ist in doppelter Gattung üblich.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte seyn.

1) Aus einem Orte laufen.

(a) In eigentlicher, und weiterer Bedeutung. Die Schiffe sind bereits ausgelaufen, d. i. aus dem Hafen. Die Flotte ist zum Auslaufen fertig. Der Sand, das Wasser (in der Uhr) ist ausgelaufen. Er läuft alle Tage aus, d. i. geht unter die Leute, aus dem Hause, in verächtlicher Bedeutung. Der Wein, das Bier läuft aus, d. i. aus dem Fasse. Noch mehr aber metonymisch, das Faß, der Eimer, das Gefäß läuft aus, wofür die Böttcher sagen, das Faß thränt oder weint. Die Erbsen laufen aus, in der Land-Wirthschaft, theils, wenn sie aus den Hülsen fallen, theils auch, wenn sie, nachdem sie gesäet worden sind, durch einen Regen von Erde entblößet werden; s. Th. III, S. 237.

(b) Fi-

(b) Figürlich.

α. Sich ausbreiten, einen größern Raum einnehmen. So sagt man von Bäumen und Pflanzen, wenn ihre Wurzeln Sprossen über sich in die Höhe treiben, daß sie auslaufen; s. Th. III, S. 237. Wenn in den Buchdruckereyen eine Schrift wieder aufgeleget wird, und diese Auflage an Bogen-Zahl stärker, als die erste, wird, so heißt es gleichfalls, Die Schrift ist um zwey, drey ꝛc. Bogen ausgelaufen. Ingl. überhaupt hervorragen, hervorstehen. Die Gesimse einer Säule laufen zu beyden Seiten aus; s. auch Auslauf.

β. Sich endigen, doch nur in der niedrigen R. A. alles Unglück wird über dich auslaufen.

2) Von einem gewissen Ziele anfangen zu laufen. Die Ehre ist am Ziele und von dem Ziele läuft man nicht aus. Less.

3) Sich auslaufen, im g. L., sich durch Laufen die gehörige Bewegung machen. Das Kind muß sich auslaufen. Ingl. sich durch Laufen ermüden. Wenn man sich den ganzen Tag hindurch ausgelaufen hat.

2. Als ein Activum, in welcher Gattung dieses Zeit-Wort aber nur in dem Bergbaue üblich ist, wo es so viel bedeutet, als die aus der Grube geförderten Erze oder Berge vermittelst des Auslauf-Karrens weiter schaffen; s. Th. XXXV, S. 168.

Daher der Auslauf. 1. Die Handlung des Auslaufens, doch nur in einigen Bedeutungen. Der Auslauf des Wassers, eines Schiffes. Die Flotte ist bereits zum Auslaufe fertig.

2. Das Hervorragen der Theile eines Ganzen, besonders in der Baukunst, wo das Hervorragen der Glieder oder Stücke einer Ordnung der Auslauf genannt wird. Auch führt diesen Nahmen die Weite, um welche ein solches Glied von der Achse der Säule,

oder von der Mitte des Körpers, auf welchen er liegt, hinaus reicht. An den Kanonen ist es die Entfernung der Zierrathen von der Seele des Geschützes. Siehe auch Ausladung, im III Th., S. 236.

3. Dasjenige was ausläuft, d. i. eine gewisse gegebene Größe übersteigt. So wird in den Salzwerken der Gewinn, der nach Abzug der Kosten dem Guts-Herrn zufällt, und der in dem Bergbaue die Ausbeute heißt, der Auslauf, oder, wie man auch an einigen Orten sagt, der Ausläufer, die Ausläufte, genannt. Auf seine Ausläufte sitzen, diese Nutzung genießen.

4. Der Ort auf welchen man aus einem andern Orte läuft. In dem Jagdwesen heißt derjenige ebene und lichte Platz vor einem Jagen, auf welchem die eingestellten Hirsche und Sauen vorgejaget werden, ein Auslauf oder Ausflug.

Belaufen, ist in doppelter Gattung üblich.

1. Als ein Activum, auf oder zu etwas laufen, doch nur in einigen uneigentlichen Bedeutungen.

1) Die Gränzen belaufen, d. i. sie begehen, oder persönlich besichtigen. Die Wolfs-Jagd belaufen müssen, bey den Jägern, den Wolf mit verfolgen helfen.

2) Zur Fortpflanzung befruchten, von dem männlichen Geschlechte einiger Thiere. Der Hund beläuft die Hündinn. Eine Hündinn belaufen lassen; siehe Th. IV, S. 179. Im gem. Leben sagt man sich belaufen, von beyden Geschlechtern.

2. Als ein Reciprocum, sich erstrecken, von dem Werthe, der Zahl einer Sache, oder der Summe einer Rechnung. Es beläuft sich auf hundert Thaler. Es wird sich nicht hoch belaufen, d. i. keine große Summe ausmachen. Die Zahl der Erschlagenen belief sich auf tausend.

Daher

Daher die Belaufung, in der thätigen Bedeutung. Das Niederf. belopen bedeutet außerdem auch noch durch Laufen ausrichten. Eine Bothschaft belaufen.

Der Belauf, die Summe, wie hoch sich eine Sache beläuft, der Betrag. Der Belauf der Rechnung, der Waren.

Beylaufen. Dieses Zeit-Wort ist im Hochdeutschen nicht üblich, sondern nur die davon abstammenden Wörter Beyläufer, und beyläufig, welche weiter unten vorkommen werden.

1. Dúrchlaufen, mit dem Tone auf der ersten Sylbe. Ich laufe durch, durchgelaufen.

1. Ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort seyn erfordert, durch einen Ort laufen. Er hielt sich nicht auf, er lief nur durch. Das Wasser läuft unter der Brücke durch.

2. Ein Activum. 1) Durch vieles Laufen zerreissen. Er hat die Schuhe ganz durchgelaufen. 2) Von einem Ende bis zum andern laufen. Er liefe wohl die ganze Welt durch. Imgl. figürlich, flüchtig in Gedanken nach allen einzelen Theilen betrachten. Ein Buch, eine Rechnung durchlaufen, flüchtig durchlesen.

2. Durchlaúfen, mit dem Tone auf der zweyten Sylbe. Ich durchlaufe, durchlaufen. Ein Activum, welches der höhern Schreib-Art eigen ist.

1. Von einem Ende bis zum andern laufen. Auf den Befehl ihres Schöpfers durchlaufen die Himmelskörper die ihnen bestimmten Kreise. Imgleichen 2. figürlich, mit flüchtigem Blicke betrachten. Ich kann mit meinen Gedanken alle Geschichte aller Jahrhunderte durchlaufen. 3. Durch etwas laufen. Der Fluß durchläuft die Stadt. Erdbeben durchlief die Natur.

Daher der Durchlauf. 1. Der Zustand, da ein Körper, besonders ein flüssiger Körper, durch einen Ort, durch eine Oeffnung läuft. Besonders diejenige Krankheit, welche auch der Durchfall genannt wird; s. Th. IX, S. 748, fgg. 2. Zuweilen auch der Ort, durch welchen ein Körper läuft.

Einlaufen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort seyn erfordert. Die Bedeutungen dieses Zeit-Wortes habe ich bereits im X Th. S. 354, f. angezeigt.

Daher der Einlauf, das Einlaufen, im g. L. Der Einlauf eines Schiffes in den Hafen. Einem Schiffe den Einlauf verwehren.

Entlaufen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort seyn erfordert, weglaufen, davon laufen, in der anständigen Schreib-Art. Es sind ihm zwey Bediente entlaufen. Aus der Schlacht entlaufen.

Erlaufen. 1. Durch Laufen, oder im Laufen einhohlen. Jemanden erlaufen. Sprichw. Einen reifen Dieb erläuft ein hinkender Scherge.

2. Durch vieles Laufen erhalten. Ein Amt, eine Bedienung erlaufen.

Herlaufen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort seyn bekommt, zu der redenden Person laufen, sich ihr laufend nähern; im Gegensatze des hinlaufen. Sporenstreichs lief er her, kam er hergelaufen.

Hinlaufen, in einen entfernten Ort laufen, sich im Laufen von der redenden Person entfernen; im Gegensatze des herlaufen.

Nachlaufen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort seyn, und die dritte Person der Sache erfordert, hinter einer Person her oder drein laufen; im Oberd. hinnach einem laufen. David lief dem Löwen nach, 1 Sam. 17, 35.

Figürlich. 1. Einer Person nachlaufen, sich sehr angelegentlich um ihre Gunst bewerben, gemeiniglich im verächtlichen Verstande. Er läuft mir auf

allen

allen Schritten nach. 2. Einer Person oder Sache nachfolgen, sich ihr widmen, ihre Lehren, Willen und Meinungen zum Bestimmungsgrunde der seinigen gebrauchen; eine im Hochdeutschen ungewöhnliche Bedeutung, in welcher es mehrmahls in der deutschen Bibel vorkommt. Den Götzen, der Abgötterey, u. s. f. nachlaufen.

Daher der Nachlauf, siehe Liebes-Trank.

1. Ueberlaufen, mit dem Tone auf der ersten Sylbe, ich laufe über, übergelaufen, über zu laufen, als ein Neutrum mit dem Hülfs-Worte seyn.

1) Ueber das gesetzte Ziel der Höhe laufen, von flüssigen Körpern. Der Strohm läuft über. Die Brunnen liefen über. Das Glas ist zu voll, es wird überlaufen. Die Galle läuft ihm über, tritt ihm zu häufig in den Magen, d. i. er wird zornig. Die Augen laufen mir über, sie werden mit Thränen angefüllet.

2) Zum Feinde, zu einer andern Partey, zu einer andern Religion überlaufen, böslich zu einem andern übergehen, wo der gehässige Neben-Begriff durch das Laufen ausgedruckt wird. Es liefen täglich viele Soldaten zu dem Feinde über. Von einem überlaufen, ist ungewöhnlich. Siehe weiter unten Ueberläufer.

2. Ueberlaufen, mit dem Tone auf der dritten Sylbe. Ich überlaufe, überlaufen, zu überlaufen, als ein Activum mit der vierten Endung.

1) Von flüssigen Körpern für überschwemmen; eine im Hochdeutschen ungewöhnliche Bedeutung. Das Land soll ganz, wie mit einem Wasser überlaufen werden, Amos 8, 8.

2) Im Laufen über den Haufen rennen. Ein Kind überlaufen.

3) Ungestüm auf etwas zulaufen. (a) Eigentlich. Jemanden mit dem Degen überlaufen, mit dem Degen

Degen in der Hand auf ihn zulaufen, um ihn anzufallen. (b) Figürlich überläuft man jemanden, wenn man ihm durch oft und vieles, oder auch durch ungestümes Kommen beschwerlich wird. Man wird an den Landstraßen immer von Bettlern überlaufen. Jemanden mit Bitten, mit vielen Fragen überlaufen. Der Arzt wird von Patienten überlaufen.

4) Auf der ganzen Oberfläche hin laufen, doch nur in den figürlichen Redensarten. Es überläuft mich ein Schauer, ein Angstschweiß. In einem andern Verstande sagt man auch wohl im g. L., eine Rechnung überlaufen, sie schnell und flüchtig durchsehen, sie durchlaufen, übersehen.

5) Im Laufen an Geschwindigkeit übertreffen; doch nur im g. L. Der Hund überlief den Hasen.

Daher der Ueberlauf. 1. Auf den Schiffen wird das oberste Verdeck der Ueberlauf, bey Einigen auch der Oberlauf, genannt; entweder weil er sich längst der Oberfläche des Schiffes erstreckt, oder auch, weil man auf demselben über das ganze Schiff hingehen kann.

2. Von der R. A. jemanden überlaufen, ist der Ueberlauf der Zustand, da man von andern überlaufen, d. i. auf eine beschwerliche Art von vielen besucht oder verlangt wird.

Der Ueberläufer, Fämin. die Ueberläuferinn, derjenige, der jemandes Partey böslich verlässet, und zu dessen Gegentheile überläuft, besonders im Kriege. Der Ausreisser oder Deserteur ist derjenige, der seine Fahne böslich verlässet; geht er zum Feinde über, so wird er ein Ueberläufer. Siehe im LII Th. S. 445, fgg. Auch diejenigen, welche böslich oder aus Leichtsinn von einer Religion zur andern übergehen, pflegt man Ueberläufer zu nennen.

1. Umlaufen, mit dem Tone auf der ersten Sylbe. Ich laufe um, umgelaufen, umzulaufen.

1) Als ein Activum, im Laufen umwerfen; im g. L. Ein Kind, einen Stuhl umlaufen.

2) Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte seyn.

a. Um seine Achse laufen, sich schnell um seine Achse drehen. Das Rad läuft um. Des Narren Gedanken laufen um, wie die Nabe am Wagen, Sir. 33, 5. Ein umlaufendes Rad, 2 Macc. 13, 5.

b. Im Kreise laufen, besonders in einigen figürlichen Bedeutungen. Das Geld läuft um, wenn es circuliert, oft aus einer Hand in die andere geht. Siehe Umlauf 1. Ein umlaufendes Schreiben, welches von Einem zu dem Andern geschickt wird. Siehe Umlauf 2.

c. Herum laufen, ohne bestimmte Richtung und Absicht hin und her laufen; eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung. Daß sie hin und her umlaufen, und des Herren Wort suchen und doch nicht finden. Amos 8, 12. Auf den Gassen umlaufen, 2 Macc. 3, 19. Auch der Umläufer für Herumläufer ist im Hochdeutschen ungewöhnlich.

d. Zu Ende laufen, auch nur im g. L. einiger Gegenden. Das Jahr ist umgelaufen, ist zu Ende, ist um.

e. Einen Umweg laufen. Der Bothe ist viel umgelaufen.

2. Umláufen, mit dem Tone auf der zweyten Sylbe. Ich umlaufe, umlaufen, zu umlaufen, um etwas laufen, mit dessen Meldung, doch nur dann und wann in der höhern Schreib-Art. Die Stadt umlaufen, um die Stadt laufen.

Daher der Umlauf. 1. Der Zustand, die Bewegung, da ein Ding umläuft.

(1) Da es um seine Achse läuft. Der Umlauf des Rades. Von einzelen Bewegungen, sofern durch

durch jede derselben der Umkreis ein Mahl vollendet wird, ist auch hier der Plural üblich. Das Rad macht in einer Minute zehn Umläufe, dreht sich zehn Mahl um seine Achse herum.

(2) Die Bewegung eines Körpers in einem Kreise; der Kreislauf. Der jährliche Umlauf der Sonne, ihre scheinbare Bewegung um die Erde.

In weiterer Bedeutung. Der Umlauf des Blutes, dessen Kreislauf, Circulation. Der Umlauf des Geldes im Handel und Wandel. Siehe im XVII Th. S. 16, fgg.

2. Ein Schreiben oder eine Schrift, welche man umlaufen lässet, d. i. welche einer dem andern zu zuschicken verbunden ist; im g. L. eine Currende. Einen Umlauf herum gehen lassen. Etwas durch einen Umlauf bekannt machen. Siehe Circular-Schreiben, im VIII Th. S. 130.

1. Unterlaufen, mit dem Tone auf der ersten Sylbe. Ich laufe unter, bin untergelaufen, unter zu laufen. Als ein Neutrum mit dem Hülfs-Worte seyn. Unter etwas laufen, mit dessen Verschweigung, in welchem Verstande es doch nur selten gebraucht wird. In der figürlichen R. A. mit unter laufen, sich mit unter andern Dingen befinden, ingleichem, unter mehrern bessern Dingen eben derselben Art unbemerkt bleiben, schreibt man es lieber getheilt, so daß unter nicht sowohl das Vor-Wort (die Präposition), als vielmehr das Neben-Wort (Adverbium), ist.

2. Unterlaufen, mit dem Tone auf der dritten Sylbe. Ich unterlaufe, unterlaufen, zu unterlaufen. Als ein Activum, unter etwas laufen, mit dessen Meldung im Accusativ, wo es doch auch nur in einigen bereits eingeführten Fällen üblich ist.

(1) Jemanden den Degen unterlaufen, unter den gezogenen Degen eines Andern laufen oder sprin-

gen,

gen; und ihn dadurch wehrlos machen; eine schon lange übliche Bedeutung.

Sy wolten gleich geschossen han,
Da übereylt sie der theuer Mann
Vnnder lieff in alle ir wer (Gewehr).

Theuerd. Cap. 87.

Die Jäger unterlaufen den Auerhahn, wenn sie in der Balz, indem er auf dem Baume sitzt und schleifet (eine Art seiner Stimme), unvermerkt unter ihn laufen oder springen, um ihm mit dem Schusse beyzukommen; welches auch unterspringen, imgl. abspringen, genannt wird; s. im II Th. S. 714.

(2) Die Haut ist mit Blut unterlaufen, wenn sich ausgetretenes Geblüt unter die Haut verbreitet hat. Die Striemen sind mit Blut unterlaufen. Siehe Blut-Unterlaufung, im V Th. S. 618, f.

Ehedem sagte man auch einen Streit unterlaufen, sich darein legen, ihn schlichten; vermuthlich als eine Figur der vorigen ersten Bedeutung.

Der Unterläufer, s. weiter unten unter Läufer.

Verlaufen, wird in doppelter Gestalt gebraucht.

I. Als ein Activum und Reciprocum.

1. Durch Laufen versperren, verschließen, in welchem Verstande man nur noch sagt: jemand den Weg verlaufen, eigentlich ihm in den Weg laufen, daß er nicht weiter kann, wofür man auch verrennen sagt.

2. So, daß ver die Bedeutung der Ferne, der Entfernung hat; als ein Reciprocum.

(1) Sich laufend entfernen, aus dem Wirkungskreise unserer Empfindungen laufen. Besonders von dem Wasser. Das Wasser verläuft sich, hat sich schon verlaufen. Das Gewässer verlief sich, 1 Mos. 8, 3. 5. Figürlich von der Zeit und ihren Theilen, ist das folgende Neutrum üblicher.

Figür-

Figürlich brauchte man es ehedem auch für geschehen, sich zutragen, besonders von der Art und Weise, wie sich eine Sache zugetragen hat. Was hat sich verloffen? Theuerd. Cap. 44; zugetragen. In welcher Bedeutung es doch veraltet ist. So auch Verlauf, s. weiter unten.

(2) Sich durch Laufen, oder im Laufen verirren. Es hat sich ein Schaf von der Heerde verlaufen. In dem Billard-Spiele verläuft man sich, oder die Kugel verläuft sich, wenn sie in ein Loch läuft, in welches sie den Ball des Gegners treiben sollte. In der figürlichen Bedeutung des Versündigens, Hos. 5, 2. ist es veraltet.

(3) Aus einander laufen. Die Truppen haben sich verlaufen. Alle Anwesende verliefen sich. Vermuthlich gehört dahin auch die bey den Mahlern übliche Bedeutung, wo sich die Farben verlaufen, wenn sie auf eine unmerkliche Art in einander übergehen, welches auch sich verlieren genannt wird.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte seyn, und in der vorigen Bedeutung der Partikel ver, wo es doch nur von der Zeit und ihren Theilen gebraucht wird, schnell vergehen, wofür man auch verstreichen braucht. Die Zeit verläuft bald. Der Tag ist mir unter den Händen verlaufen.

Daher der Verlauf. 1. Der Verlauf der Zeit, deren Fortgang. Nach Verlauf einiger Zeit, nach einiger Zeit. 2. Der Verlauf einer Sache, die Art und Weise, wie sie sich verlaufen hat, d. i. geschehen ist. Jemanden den ganzen Verlauf erzählen. Da es denn zuweilen auch von Begebenheiten selbst gebraucht wird.

Vorlaufen ist in doppelter Gestalt üblich.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte seyn.

(1) Eher laufen, als ein anderes Ding; eine Bedeutung, welche wenig mehr vorkommt, wovon

aber

aber auch das Haupt-Wort Vorlauf (s. weiter unten) abstammet.

(2) Voran laufen, vorwärts laufen, vor andere oder einen andern laufen. Einer lief vorne vor, Marc. 10, 17. Imgleichen nach dem Vordertheile eines andern Dinges laufen. So läuft man im Jagdwesen vor, wenn man vor einem Wilde, welches nicht recht anlaufen will, zu kommen sucht, damit es zum Schusse komme.

(3) Im Laufen übertreffen, zuvor kommen. Einem vorlaufen; im Gegensatze des Nachlaufens.

(4) Auch in jemandes Gegenwart laufen, ihm ein Muster der Nachahmung zu geben. Einem vorlaufen.

2. Als ein Activum, doch nur im Bergbaue, von der bergmännischen Bedeutung des einfachen Zeit-Wortes laufen; s. oben, S. 30, u. 33. Erz, Zuschläge, Kohlen u. s. f. vorlaufen, sie vor den Schmelz-Ofen schaffen. So auch das Vorlaufen. Siehe auch weiter unten der Vorläufer.

Daher der Vorlauf, dasjenige was vorläuft, doch nur in einigen Fällen. Bey dem Destilliren des Branntweines ist der stärkste Branntwein, welcher zuerst übergeht, der Vorlauf, Vorlaß oder Vorsprung; s. Th. XII, S. 146.

In dem Weinbaue ist Vorlauf oder Vorlaß derjenige Most, welcher aus dem Zober von den Trauben, ehe sie noch getreten oder gekeltert werden, von selbst abläuft, dagegen derjenige, welcher bey dem Treten zuerst abfließt, der Vorschuß genannt wird; dieser im Gegensatze des Nachschusses oder Nachdruckes, welcher durch die Presse heraus gebracht wird.

Der Vorläufer, Fämin. die Vorläuferinn. 1. Von der lezten thätigen Bedeutung des vorhergehenden Zeit-Wortes, im Hüttenbaue, derjenige, welcher die zu dem Schmelzen nöthigen Dinge, als:

Erz, Kohlen, Zuschläge, u. s. f. vor den Schmelz-Ofen schaffet, welches in Ober-Sachsen jezt von dem Hütten-Steiger geschieht, welcher dazu seine Knechte hat.

2. Bey den Vogel-Stellern ist der Läufer oder Vorläufer, ein angefesselter Lock-Vogel, welcher auf oder vor dem Herde herum läuft. Siehe weiter unten, unter Läufer.

3. Eine Person, welche vor der andern hergeht, und sie ankündigt, doch nur in der biblischen Schreib-Art, wo Johannes der Vorläufer Christi, (wovon weiter unten im Art Läufer ein Mehreres vorkommen wird,) und Ebr. 6, 19. 20. Christus der Vorläufer der Gläubigen genannt wird. In weiterer und figürlicher Bedeutung, ist der Vorläufer, wie Vorbothe, eine jede Sache, welche vor einer andern hergeht, und eine Anzeige derselben ist.

Weglaufen, sich laufend entfernen, davon laufen.

Zulaufen. 1. Ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte seyn.

(1) Anfangen, wacker zu laufen. Lauf zu!

(2) Hurtig laufen. Er lief tapfer zu.

(3) Einen Gegenstand im Laufen erreichen, ihn zum Ziel des Laufens machen. Er lief auf mich zu. Blind zulaufen.

(4) Nach einer gewissen Richtung laufen; nur im g. L. Wo lauf ich zu, daß wir einander treffen? wohin laufe ich?

(5) Herbey laufen, sich eilfertig versammeln. Alles Volk lief zu. Es laufen viele Menschen zu. Siehe weiter unten Zulauf.

(6) Spizig zulaufen, sich auf eine Spitze endigen.

2. Ein Activum, in welcher Form es doch nur auf den Glas-Hütten üblich ist, wo ein Glas zulaufen,

fen, so viel ist, als dessen Hals nach oben zu enger machen.

Daher der Zulauf, die Handlung des Zulaufens, und die zulaufende, sich eilfertig versammelnde Menge Menschen. Es war bey der Leiche ein großer Zulauf von Menschen. Ein Prediger hat vielen Zulauf, wenn sich viele Menschen versammeln, ihn zu hören.

Das Laufen ist nicht bloß ein schnelleres Gehen, sondern eine eigene Fortbewegung; die untern Gliedmaßen werden nicht nur stärker, als beym Gehen, bewegt und verkürzt, sondern bleiben während des Laufes gebogen; der Schritt ist länger, oder das Vorbringen des einen Fußes vor den andern stärker, und erfolgt mit Heftigkeit; die gespanntern Füße berühren bloß mit den Zehen, und beym geschwindesten Laufen bloß mit den Spitzen der Zehen die Erde; der Körper schwebt stärker vorhängend, und durch beträchtliches Schwanken der Hände wird der Erhaltung im Gleichgewichte nachgeholfen.

Unter denen Mitteln, welche die Natur dem gesammten Thier-Geschlechte zur Erhaltung des Lebens gab, ist das Laufen das wichtigste; es muß daher wohl eine der natürlichsten und unschuldigsten Uebungen seyn, wenn die Natur selbst uns dazu angewiesen hat; mithin wird es sehr auffallend, wenn wir scheinbar, alles Mögliche thun, um unsere Jugend das Laufen verlernen zu lassen. Die erste physikalische Behandlung scheint diese Fertigkeit ganz vernichten zu wollen; späterhin darf der Knabe oft kaum Mine machen, als wolle er laufen, so verbiethet man es als Unart; und wenn er erwachsener ist, so stellt sich vollends der feine Ton in den Weg, und läßt ihn nicht durch. Mediciniſche Vorurtheile, und eigene Bequemlichkeit kommen dazu, und lassen uns nie zu einer Fertigkeit kommen, die doch Jedem so nöthig und

an sich so unschädlich ist. Es kann möglich seyn, daß wir vom Laufen die Schwindsucht bekommen; aber die Schuld liegt nicht am Laufen, sondern an uns selbst, wenn wir laufen müssen, ohne es je geübt zu haben. Neger und andere Naturmenschen laufen mit einer Fertigkeit, die uns in Erstaunen setzt, täglich, um ihre Bedürfnisse zu gewinnen, und sie bekommen die Schwindsucht davon eben so wenig, als die Thiere, welche wegen ihrer Schnelligkeit berühmt sind. Kein thierischer Körper aber scheint mehr zum Laufen gebildet zu seyn, als der menschliche. Die edlern Theile, welche durch den übermäßigen Zutritt des Blutes leiden könnten, sind oben, und die Schwerkraft selbst kommt dem Laufenden zu Hülfe, um sein Fortstürzen zu befördern. Er darf nur seine Füße und Schenkel durch Uebung nervös machen, und an schnelle Bewegung gewöhnen, so ist die Uebung so schwer nicht; es lehrt so gar die Erfahrung, daß sie unserer Lunge sehr vortheilhaft ist, und daß es für Personen von kurzem Athem vielleicht kein besseres Mittel giebt, ihre Brust zu verbessern, als allmähliges Gewöhnen zum Laufen. Ein Haupt-Zweck dieser Uebung, ist Stärkung der untern Glieder, und vornehmlich der Lunge.

Der Wett-Lauf, oder das Ziel-Laufen, Cursus gymnicus, oder ludicer, Fr. Course à pied, Griech. Δρόμος, die älteste Uebung, weil sie die natürlichste ist, war der vornehmste Theil der Uebungen der Athleten und der öffentlichen Schauspiele bey den Griechen und Römern. Diese Uebung behauptete den ersten Rang in dem sogenannten Pentathlon oder Quinquertium (*), und unterhielt, weil sie vie-

(*) Pentathlum, oder Quinquertium, war die fünffache Kampf-Art der Alten, nähmlich: Laufen (Cursus), Springen (Saltus), Werfen mit dem Disco (Discus), Fechten (Pugilatus), und Ringen (Lucta).

vielerley Abwechselung hatte, die Zuschauer am besten. Mit dem Wett-Laufe fingen sich die olympischen Spiele an; ja, in den ersten Zeiten war er die einzige Feyerlichkeit derselben, indem die übrigen Wett-Kämpfe erst in der Folge eingeführt wurden. Auch diejenigen Spiele, welche uns Homer beschrieben hat, nehmen allemahl ihren Anfang vom Wett-Laufe. Auch den Pindar scheinen die Sieger im Wett-Laufe am stärksten beschäftigt zu haben, indem die meisten seiner Gesänge die Sieger im Wett-Laufe besingen, auch diese Oden allezeit seine vier Bücher, wie sie wenigstens jezt in unsern Händen sind, anfangen. Auch bey den Römern waren die berühmten Circus-Spiele (Ludi circenses) anfänglich nichts anders, als verschiedene Arten des Wett-Laufes, mit denen man in der Folge, wie bey den Griechen, mehrere Arten von Wett-Kämpfen verband.

Die bey den öffentlichen Spielen dieser beyden Völker üblichen Wett-Läufe waren von dreyerley Art. Die erste war das Wagen-Rennen, die zweyte das Pferde-Rennen, und die dritte der eigentliche Wett-Lauf zu Fuße. Ich werde in diesem Artikel bloß von dem Wett-Laufe handeln, von dem Wagen- und Pferde-Rennen aber an seinem Orte.

Die Menschen sahen bald ein, wie nöthig es zur Erreichung vielerley Absichten sey, daß sie ihren Körper mit einer gewissen Geschwindigkeit bewegen könnten. Sie setzten sich dadurch in Stand vielen Gefahren auszuweichen, und manche Vortheile desto sicherer und geschwinder zu erhalten. Bald fanden die Menschen neue Vortheile des Laufens auf der Jagd und bey starken Reisen. In der Folge wendete man diese körperliche Geschicklichkeit auf den Krieg an, welcher sehr früh für das menschliche Geschlecht eine so wichtige als nothwendige Sache ward. Auch entdeckte man endlich, welchen nützlichen Einfluß das

Laufen auf die Stärkung des Körpers und die Erhaltung der Gesundheit habe. Mit allen diesen wesentlichen Vortheilen verband man dann zulezt auch noch andere, welche in der Einbildung bestanden, und der Eitelkeit der Wett-Läufer, die sich bey feyerlichen Zusammenkünften eines Volkes in dieser körperlichen Fertigkeit hervorthaten, durch lauten Beyfall, durch Kränze und andere Arten von Belohnungen, schmeichelten.

Betrachtet man den Krieger, so muß man gestehen, daß die Geschwindigkeit im Laufen eine sehr nüzliche Geschicklichkeit desselben sey. Sie ist ihm nothwendig, wenn er angestrengte Märsche thun, und in wenigen Stunden einen großen Weg zurücklegen soll, wenn er den Feind verfolgt, der sein Heil in der Flucht sucht, oder wenn er sich selbst gegen einen überlegenen Feind retten soll. Deswegen nennt Homer seinen Held, den Achilles, so oft den Schnellfüßigen. Aus dieser Ursache hat auch Plato, in seiner Republik, dem Laufe unter allen gymnastischen Uebungen den Vorzug gegeben, weil er eine wesentliche Beziehung auf den Krieg hat. Die Römer sahen den starken oder Lauf-Schritt, Cursus militaris, Decursio militaris oder campestris, Campicursio, als ein Haupt-Stück ihrer Kriegs-Uebungen an; siehe im LII Th., S. 336.

In Ansehung der Gesundheit, eignet schon Hippokrates (*) verschiedenen Arten des Laufens sehr gute Wirkungen auf die Gesundheit zu. Ihm zu Folge befördert der gerade Lauf durch eine weite Strecke, wo die Geschwindigkeit sich unvermerkt vermehrt, durch die Erwärmung des Fleisches die Vertheilung und Verkochung des Nahrungs-Saftes. Der Lauf im Kreise vermindert das Mastige und die Schwe-

(*) De dieta, L. 2.

Schwere des Körpers mehr, als das Laufen in gerader Linie, und wäre starken Essern, insonderheit im Winter, zu empfehlen. Aretäus empfiehlt denen, die mit dem Schwindel oder der Elephantiasis behaftet sind, ein gemäßigtes Laufen. Celsus räth dasselbe nicht nur bey erwähnten Krankheiten, sondern auch solchen an, die Geschwüre an der Kehle oder einen trocknen Husten haben, nur daß der Kranke den Athem an sich halte, und den Staub meide. Anderer Vortheile des Laufens für die Gesundheit, die von mehrern Aerzten angegeben worden sind, jezt nicht zu gedenken.

Die größte Vollkommenheit erhielt das Laufen bey den Griechen, durch die Athleten. Den Athleten der spätern Zeiten hat man, nicht ohne Ursache, den Vorwurf der Unmäßigkeit im Essen und Trinken gemacht, und der athleticus victus bey dem Celsus ist bekannt; allein, die ersten diätetischen Gesetze und die Beyspiele der ältern Zeiten machen uns von der strengen Enthaltsamkeit der berühmtesten und ältesten Athleten weit vortheilhaftere Begriffe. Bey aller der reichlichen Nahrung, die sie des Abends genossen, und die ihre starken Bewegungen erforderten, aßen sie zu Mittage fast nichts, als ein für sie besonders zubereitetes grobes Brod, (μαλάκιον) um sich nicht durch eine so starke Mahlzeit, wie die war, die sie am Abend thaten, zu ihren nachmittagigen Uebungen ungeschickt zu machen. Sie tranken keinen Wein, und enthielten sich aller fleischlichen Lüste. Beydes untersagten ihnen die Gesetze, damit ihr an sich schon blutreicher Körper nicht durch den Wein erhitzt und durch die Wollust entkräftet werden möchte. Ihre Vorgesetzten wachten mit großer Strenge über die Gesetze, und gingen so weit, daß sie ihnen kaum den Anblick einer schönen Weibsperson (quia urit videndo) erlaubten. So opferten die Kämpfer viele

Ergetzlichkeiten, die Andere genossen, der Begierde auf, in feyerlichen Kampf-Uebungen den Sieg davon zu tragen, der sie verewigen und ihr Vaterland verherrlichen konnte (*). Die Vorstellungen eines ruhmvollen Sieges unterstützten diese Enthaltsamkeit sehr stark. Nach dem Zeugnisse einiger Schriftsteller, sorgten auch noch insbesondre die chirurgischen Aerzte für die Kämpfer im Wett-Laufe, und zwar besonders für die Milz derselben, daß sie nicht aufschwoll, und sich nicht verhärtete, weil beyde Zufälle im Laufen hindern. Sie suchten daher die Milz theils durch Equisetum, die ἵππουρις der Griechen, zu vermindern, theils dieselbe durch das Messer und den Schnitt, oder durch das Brennen und eine Art von Mora, ganz wegzuschaffen. Zum Brennen sollen sie theils getrocknete und dürre Schwämme, welche man da, wo die Milz liegt, auf der Haut von aussen verbrannte, theils gar glühende Instrumente gebraucht haben. Es ist aber eine bloße Erzählung und Einbildung, wenn Einige vorgeben, daß auch noch heut zu Tage den Läufern, damit sie desto schneller und geschwinder laufen könnten, die Milz genommen werde. Wer nach und nach geübt wird, der fühlt endlich keine Milz-Stiche mehr; und es ist nicht zu vermuthen, daß ein Eingeweide ohne Nachtheil sollte vernichtet werden können, wenn es gleich nur die Milz ist, deren Nutzen im menschl. und thierischen Körper die Physiologen freylich nicht recht bestimmt anzugeben scheinen.

Die Oerter, wo die Wett-Läufer sich übten (Gymnasia), waren ein mit vielem Sande bestreuetes Erdreich, damit der Läufer, wegen des geringen Widerstan-

(*) In dieser Absicht sagt Paulus mit Recht: Ein jeder, der da kämpft, enthält sich alles Dinges, um eine vergängliche Krone zu empfangen.

ständes, desto tiefer bey jedem Tritte eintreten, und dadurch theils die Beine gelenkiger machen, theils auch sich gegen die Strapazen abhärten möchte; denn nach dieser Uebung konnten sie auf einem festen Boden, wie die eigentliche Lauf-Bahn bey dem Wett-Laufe war, mit weit größerer Leichtigkeit laufen (*). Auch war das Salben mit Oehl eins von denen Mitteln, dessen die Wett-Läufer sich bedienten, ihren Körper zum Laufe desto geschickter und geschmeidiger zu machen. Zu Homer's Zeiten scheinen diese Salbungen bey dem Wett-Laufen noch nicht üblich gewesen zu seyn; wenigstens geschieht ihrer bey den Leichen-Spielen des *Patroclus* noch keine Erwähnung. Allein, damahls liefen diese Kämpfer noch nicht nacket. Diese Wett-Läufer des Vaters der Dichter erschienen bekleidet. In den allgemeinen und feyerlichen Spielen der Griechen aber gab es zwey Arten von Läufern, deren die eine nacket, die andere aber mit gewissen Waffen versehen war. Die erste Art war anfangs nicht ganz nacket, sondern, zur Bedeckung der Scham, mit gewissen Gürten oder Schärpen, welche περιζώματα, oder διάζωσματα (**) hießen, versehen; auch hatten sie einen gewissen Fuß-Anzug, welcher sich zum Laufen schickte; diese Lauf-Schuhe hießen ενδρομιδες, deren eigentliche Beschaffenheit aber unbekannt ist (***). Mit der Zeit kam aber auch

(*) „Wir lassen," sagt Lucian, „unsere Jünglinge nicht auf „einem harten Boden, welcher widersteht, sondern im tiefen Sande, laufen, damit sie, weil er bey dem geringsten „Drucke nachgiebt, die Fußsohle nicht fest aufsetzen.

(**) *Paschal.* de coron. L. 6, c. 4, ap. *Pitisc.* in Cursores pedites.

(***) *Balduin.* de calc. vet. c. 20. *Salmasius* ad *Tertull.* de Pallio, ap. *Pitisc.* h. t. Die Schuhe der Diana auf der Jagd führen denselben Nahmen. *Spanhem.* ad *Callim.* Hymn. in Dian. v. 16.

Mit

jener Schurz bey den Athleten ab, und sie kämpften, wie *Thucydides* erzählt, nicht gar lange vor den Zeiten dieses Geschichtschreibers ganz nacket.

Die Athleten, welche unter den Waffen liefen, hießen Ὁπλιτοδρόμοι. Sie waren entweder mit allen Waffen versehen, die ein Soldat im Felde trug (*), oder doch mit ihrem Helme, Schilde, und einer Art von Stiefeln, welche bey den Griechen κνημίδες hießen (**); wenigstens hat uns *Pausanias* die Statüe eines Hoplitodromen, die er zu Olympia gesehen hat, also beschrieben. Wahrscheinlich waren diese Athleten über den ganzen Leib, wiewohl nicht schwer, bekleidet, welches das Wort παγοπλία anzeigt, mit welchem Heliodor einen Athleten dieser Art beschreibt. Diese Hoplitodromen machten einen Theil der nemeischen Spiele, welche im Winter gehalten wurden, aus. Die Aegier setzten bey diesem Wettlaufe den Preis aus. In der 65sten Olympiade führte man sie zuerst in den olympischen Spielen ein, wo Damaretus der erste Sieger darin ward. Fünf Olympiaden später wurden sie auch in den pythischen Spielen aufgenommen, und hier that sich Timänetus durch seine Geschwindigkeit hervor. Auch *Pindarus* erwähnt dieser bewaffneten Läufer, bey Gelegenheit der Sieger in den isthmischen Spielen. Allein, die Eleer sonderten in der Folge diese Art des Wett-Laufes von ihren

Mit der Endromis verbinden die Lateiner aber eine ganz andere Bedeutung, indem es bey ihnen ein dickes, rauches, mithin warmes Kleid bezeichnet, dergleichen die Wett-Läufer nach vollbrachtem Laufe anzogen, um sich nicht sofort auf die Erhitzung wieder zu erkälten. *Baxius* de re vest. c. 13. *Mercer.* ad *Tertull.* de Pallio, c. 4. Doch bedienten sich desselben auch die andern Kämpfer. *Martial.* L. 4, epigr. 19.

(*) *Heliod.* L. 4, ap. *Pitisc.* l. c. *Pausan.* Eliac. prior. c. 8.

(**) *Pausan.* Eliac. poster. c. 10.

ihren Spielen wieder ab, und ihrem Beyspiele folgten die übrigen Griechen.

In den Schranken stellten sich die Wett-Läufer nach dem Lose in einer geraden Linie auf, wo sie denn unter der Zeit, daß sie auf das Zeichen warteten, allerley Vorspiele zum Kampf machten (*). Sobald das Zeichen gegeben war, schossen die Wett-Läufer mit einer Geschwindigkeit, welcher das Auge kaum nachfolgen konnte, nach dem Ziele ab. Nur diese Geschwindigkeit entschied den Sieg. Denn die agonistischen Gesetze verbothen, unter den schimpflichsten Strafen, alle listige Ränke und Streiche, wodurch einer den andern hätte übervortheilen können. Keiner durfte den andern mit der Hand anstoßen, oder bey den Haaren fassen, oder auf die Erde werfen. Gleitete aber einer von ungefähr aus, so, daß auch der andere, der zunächst hinter ihm war, mit demselben niederfiel, so durften sich die andern ohne Bedenken diese gute Gelegenheit zu Nutze machen, wie man aus den Beyspielen, welche Homer, Virgil und Statius anführen, ersieht.

Die Lauf-Bahn, oder der Platz, wo die Wett-Läufer sich übten, oder um die Wette liefen, L. Curriculum, Stadium, Fr. Lice, dergleichen gemeiniglich an den Gymnasiis mit angelegt und umher mit Sitzen versehen war, daß die Zuschauer von daher den Wett-Läu-

(*) Dieses beschreibt *Statius* in folgender schönen Schilderung:

Tunc rite citatos
Explorant acuuntque gradus variasque per artes
Instimulant docto languentia membra tumultu.
Poplite nunc flexo sidunt, nunc lubrica forti
Pectora collidunt plausu, nunc ignea tollunt
Crura breuemque fugam nec opino fine reponunt.

Läufern bequem zusehen konnten (*), war 300 Cubitos oder 625 Fuß lang, und soll dergleichen zu Rom zuerst Domitianus angelegt haben (**). Das Stadium befand sich in der 9ten Region der Stadt (***), davon man die Ueberreste noch bey der Kirche S. Sylvestri will gefunden haben (†).

In der Gymnastik der Wett-Läufer hatte man, in Ansehung der unterschiedenen Länge der Lauf-Bahn, dreyerley Arten von Wett-Laufen, nähmlich: das Stadium, den Diaulos, und den Dolichos. Das Stadium, war 125 Schritt (94$\frac{1}{2}$ Toise, oder beynahe 567 Fuß pariser Maß) lang. Ihr Anfangspunct, der Ort oder die Schranken (Carceres), wo die Läufer zu laufen anfingen, hieß ἄφεσις (Emissio), ἀφέτρια, βαλβὶς (Carcer), oder γραμμὴ (Linea). Das Ende der Lauf-Bahn, wo sie zu laufen aufhörten, hieß τέλος, finis, τερμα, terminus, βατὴρ meta, oder σκόπος (††). Diejenigen, welche sich bloß darauf einließen, das Stadium nur vom Anfange bis zum Ende zu laufen, hießen Stadiums-Läufer, Σταδιεις, oder Σταδιοδρόμοι; Andere liefen es auch zurück; d. i. vom Ziel aus noch einmahl bis an die Schranken, und machten folglich zwey Stadien, man nannte sie daher Läufer des Doppel-Stadiums, Διαυλοδρόμοι (†††). Der Ort, wo sie im Diaulos ein-

(*) *Vitruv.* L. 5, c. 11. *Mercurialis* de Gymnast. L. 1, c. 10.

(**) *Sueton.* Domitian. c. 5.

(***) *P. Victor.* Reg. VIIII. ap. *Nardin.* L. 6, c. 1.

(†) *Blond.* Rom. instaur. L. 2, §. 13. *Nardin.* L. 6, c. 10.

(††) *Pollux*, L. 3, c. 30, n. 3.

(†††) Διαυλος bezeichnet, dem Buchstaben nach, eine doppelte Länge, eine doppelte Lauf-Bahn. Man theilte nähmlich für diese Art des Wett-Laufes die Breite des Stadiums oder

einlenkten oder wendeten, hieß νύσσα, inclinatio, oder καμπτὴρ, flexus. Die Länge des Weges konnte hier nur wenig Schwierigkeit machen, es kam also bloß auf Geschwindigkeit an. Um die Dauer des Läufers zu erproben, verlängerte man den Weg dadurch, daß man mehrmahls das Stadium hin und her lief. Solcher Gestalt entstand dann die größte Lauf-Bahn der griechischen Wettläufer, die man Δόλιχος nannte, und welche 12 Stadien, d. i. 6804 par. Fuß, oder nach Andern, 24 Stadien, d. i. 13608 par. Fuß, also nicht $\frac{2}{3}$ einer geographischen Meile betrug (*). Man sahe dies für äusserst schwierig an. Von diesem Dolichos hießen die Läufer Δολιχοδρόμοι.

Einige brachten es im Laufen so weit, daß sie, nach der Erzählung des *Suidas*, das Stadium

24

oder die Lauf-Bahn in zwey gleiche Theile, so, daß man an dem einen Ende einen leeren Raum offen ließ, wo die Athleten mit Bequemlichkeit das Ziel umlaufen, und den zweyten Weg in der Lauf-Bahn, auf dem sie wieder zu den Schranken zurück kamen, gewinnen konnten. Dies ersieht man deutlich daraus, daß Pausanias das Βουσταφηδὸν der Griechen mit dem Διαυλος vergleicht. So alt aber auch der Diaulos war, (denn Homer redet schon in den Leichen-Spielen des Patroclus davon,) so wurde er doch erst in der 14ten Olympiade, wie Pausanias meldet, in den Spielen zu Olympia aufgenommen. Zuweilen waren auch die Διαυλοδρόμοι bewaffnet, wie man davon einen Beweis in des Aristophanes Vögeln findet, wo ein Schauspieler die Frage aufwirft: „warum die Vögel Büsche auf dem Kopfe hätten, und ob sie etwann im Diaulus laufen wollten?“ Dabey merkt der Scholiast an, daß die Diaulsdromen bewaffnet liefen, und einen Helm-Busch auf dem Kopfe trügen, welches auch Pausanias in der Erzählung vom Athleten Mnesibulus bestätigt, welcher den Diaulus mit einem Schilde gelaufen hatte.

(*) Der Dolichos ist, nach des Eusebius Angabe, in der 15ten Olympiade eingeführt worden. Er hatte unter allen die größte Länge; daher man dieses Wort metaphorisch von allem, wo man eine lange Dauer anzeigen will, gebraucht.

24 Mahl durchliefen, ohne auszuruhen. Einigen kommt dieses zu glauben schwer vor. Wenn das Stadium mit tiefem Sande bedeckt, und der Läufer mit Helmen, Schild und Bein-Decken beschwert gewesen wäre, so könnte man sich freylich darüber verwundern, sonst, dächte ich, ein Lauf, wenn auch von einer ganzen deutschen Meile, wäre auf einem ebenen festen Boden und in leichter Bekleidung, eben nichts so sehr Ausserordentliches. Andere Beyspiele von starken Läufern verdienen mehr Bewunderung. *Philippides*, ein athenienſischer Tage-Läufer (ἡμεροδρομος) lief in 2 Tagen von Athen nach Sparta, (eine Weite von 1140 Stadien, oder etwas über 28 geographiſche Meilen), beynahe 35 deutſche Meilen. *Aryſtis*, ein Lacedämonier, ſoll von Sizyon nach Elis, einen Weg von 1200 Stadien, oder etwa 30 geograph. Meilen, in Einem Tage gelaufen ſeyn; welches uns, die wir zu einer Meile wenigſtens anderthalb bis zwey Stunden brauchen, beynahe unglaublich vorkommt. *Philonides*, ein Läufer Alexander's des Großen, ſoll eben dieſen Weg ſogar in 9 Stunden zurückgelegt haben. Der Erzähler iſt *Plinius*; dieſer hat freylich auf guten Treu und Glauben vieles geſagt, was heutiges Tages kein vernünftiger Menſch mehr glaubt; z. B. von einfüßigen Menſchen, u. dgl. Man bedenke, daß 1200 Stadien, jedes zu 586,5 Fuß gerechnet, einen Weg von 703800 rheinl. Fuß machen; und daß 9 Stunden nur = 540 Minuten = 32400 Secunden, ſind, und daß alſo *Philonides* in einer Secunde einen Raum $= \frac{703800}{32400} = 21{,}1$ Fuß müſſe durchlaufen haben. Ich kann kaum begreifen, wie ein Menſch eine ſolche Geſchwindigkeit 9 Stunden lang aushalten könnte, wenn ſie überhaupt erreichbar für ihn iſt, indeſſen für unmöglich erkläre ich es nicht; man hat zu viel Beyſpiele, wie weit es der Menſch durch Uebung bringen

kann,

kann. Die Hottentotten laufen, nach den Berichten der Reisebeschreiber, so schnell wie Pferde. Amerikanische Wilde jagen den Orignal (eine Art Elenthier), der so schnell läuft, wie der Hirsch, zu Fuße. Himkof, den die Noth zwang, sich im Laufen zu üben, um nicht der schrecklichen Kälte in den Polar-Gegenden zu unterliegen, erlangte eine solche Geschwindigkeit, daß er ein Pferd einhohlen konnte.

Es liefen aber der Läufer auch zugleich mehr, als Einer, und wer zuerst die Metam ergriff, hatte den Preis, das ἆθλον, oder βραβεῖον, gewonnen, welches ihm die βραβευταὶ oder Kampf-Richter zustelleten (*).

Nicht immer wählte man das Stadium zur Lauf-Bahn, sondern auch das freye Feld, wo Berg und Thal, Ebenen und Unebenen mit einander abwechselten.

Eine besondere Art des Laufens im Stadium findet man beym Galen angeführt. Die Griechen nannten es ἐκπλεθριζειν. Man nahm den sechsten Theil des Stadiums zur Bahn, durchlief ihn vor- und rückwärts, ohne sich umzuwenden, wiederhohlte dieses stets, blieb aber von beyden Endpuncten der Bahn immer mehr und mehr zurück, bis endlich in der Mitte nur noch ein einziger Schritt zum rück- und vorwärts springen übrig war (**).

Die

(*) *Lamb. Bos*, Antiqu. græc. L. 1, c. 17, §. 8. 10.

(**) Est autem ἐκπλεθριζειν, cum in plethro, i. e. in sexta parte stadii, quis prorsum retrorsumque vicissim, idque saepe, in vtramque partem sine flexu cursitans, vnoquoque cursu breue quiddam de spatio demit, quoad denique in vnico gressu consisterit. GALEN, de tuend. san. L. 2, c. 10.

Plethrum war eine Länge von 65 Ellen. Dieses ἐκπλεθριζειν wäre also folgender Maßen zu verstehen:

A C E G I L K H F D B

Die

Die Griechen übten sich in den Gymnasien noch auf eine besondere Art, die dem Laufen ähnlich war, und die man einen Schein- oder Quasi-Lauf nennen könnte, und welche ich als ein gutes Mittel empfehle, sich eine dem Laufen ähnliche Motion zu machen, ohne großen Raum nöthig zu haben, z. B. auf der Stube. Die Griechen nannten dieses Schein-Laufen πηδᾶν; *Mercurialis* übersetzt es, exilire, und rechnet es zum Springen. Es scheint mir aber natürlicher zum Laufen zu gehören. Es bestand nähmlich darin, daß man that, als ob man liefe, aber doch auf Einer Stelle blieb. Die lacedämonischen Weiber trieben diese Uebung fleißig (*).

Das Laufen ist auch noch heut zu Tage eine gymnastische Uebung. Wie dieselbe in der Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal getrieben wird, davon ertheilt

Die ganze Linie AB sey das Plethrum. Der Läufer, der anfangs in A steht, läuft zuerst das ganze Plethrum durch bis B. Von da läuft er rückwärts, ohne sich umzudrehen, bis C. Dann wieder vorwärts bis D. Wieder rückwärts bis E; vorwärts bis F; rückwärts bis G; vorwärts bis H; rückwärts bis I; vorwärts bis K; endlich rückwärts bis L, da er dann in der Mitte, oder bey der Mitte des Plethrum, stehen bleibt. Die Länge eines solchen Laufes ließe sich nach arithmetischer Progression bestimmen, angenommen, daß die Weiten AC, CE, u. s. w. alle einander gleich sind. Ein Exempel wird dieses in der Kürze zeigen. Die Länge des Plethrum AB sey also = 66 Ellen. Die Weiten AC, CE, u. s. w., um welche der Lauf jedes Mahl verkürzt wird, seyen jede = 3 Ellen. So durchläuft der Läufer das erste Mahl 22. 3 Ellen; das zweyte Mahl rückwärts, 21. 3 Ellen; das dritte Mahl vorwärts 20. 3 Ellen, u. s. w. Der ganze Lauf ist folglich = (22 + 21 + 20 . . . . + 1). 3 Ellen, d. i. = (22 + 1). 11. 3 = 253. 3 = 759 Ellen.

(*) Exilitione olim vtebantur lacaenae mulieres ad nates saltando, quae retroflexis cruribus ita saltabant vt calcibus nates attingerent. *Mercurialis* de arte gymn. L. 2, c. 11.

theilt Hr. Gutsmuths, Erzieher daselbst, folgenden Bericht (*).

„Vor allen Dingen machen wir uns ein Stadium. Zwey Bäume, deren Entfernung uns in Fußen und Schritten genau bekannt ist, sind uns dazu hinreichend. Das Stadium der Alten betrug 567 pariser Fuß. Wenn man will, kann man es eben so lang machen. Die Uebung selbst kann in zweyerley Absicht angestellt werden, um nähmlich entweder schnell, oder lange, zu laufen.

a) Es soll schnell gelaufen werden.

Der Gymnast stellt seine sämmtlichen Schüler, wenn er alle zusammen auf ein Mahl üben will, bey dem ersten Baume in Fronte. Sind sie nicht alle an Fertigkeit gleich, so ordnet er sie darnach. Er giebt den Schwächern mehrere Schritte voraus, damit die Stärkern nicht zu leichtes Spiel haben. Sie stehen. Er selbst eilt zu dem Ende des Stadiums, und winkt mit einem bestimmten Zeichen zum Auslaufen. Alles stürzt unglaublich zu, um den Preis — es ist ein kleiner Zweig von dem lezten Baume des Stadiums — zu gewinnen.

Oder der Gymnast stellt die ganze Fronte in Classen, nach der gleichmäßigen, ihm wohl bekannten Fertigkeit der Laufenden. Alle bleiben in einer Reihe stehen, aber nur eine Classe läuft auf ein Mahl, wenn er das Zeichen giebt. So übt sich Gleich an Gleich.

Oder endlich, er will die guten Läufer hervorziehen, die schlechten beschämen und anfeuern; er ordnet sie folglich nach der Leibes-Länge, und stellt die in eine Classe zusammen, die gleich groß sind. Er giebt einer Classe nach der andern das Zeichen, und belohnt am Ende der Bahn den Sieger.

Alle waren bisher nur noch Stadiodromen, oder Läufer des einfachen Stadiums. Nach und nach gewöhnt er sie an das Doppel-Stadium, indem er sie um den lezten Baum herum laufen und zu dem ersten zurück kommen läßt. Mit der Zeit lernen sie das Stadium mehr als ein Mahl hin und her laufen.

Junge

(*) In seiner Gymnastik für die Jugend, (Schnepfenthal, 1793, 8.) S. 323, fgg.

Junge Leute lieben die Abänderung, man muß sie also auf mancherley Art ins Spiel ziehen; denn gezwungen soll niemand werden, alles soll mit Vergnügen geschehen.

Damit ihnen jene Methoden nicht zu gewöhnlich werden, übt sie der Gymnast zuweilen nach der Uhr, Mann für Mann, auf obige Art. Am Ende wird die Berechnung gemacht, und der als Sieger erkannt, welcher die bestimmte Bahn in der kürzesten Zeit zurück legte.

b) Die lange Lauf-Bahn.

Eine der strengsten Uebungen für den Körper ist das lange anhaltende Laufen; selbst die Griechen hielten ihre lange Lauf-Bahn, δολιχον, für etwas sehr schwieriges, an welches man sich nicht so leicht wagen müsse. Es kommt aber alles nur darauf an, daß man allmählich zu Werke gehe, um den jungen Leuten Kraft in die Beine und Schenkel zu bringen, die nie durch Stillsitzen erlangt wird. Um dieß, auf die wohlthätigste Art für ihren Körper zu bewerkstelligen, sind starke, stundenlange Winter-Promenaden überaus bequem; die Luft ist rein, stärkend, die Kälte macht rasch und die Muskeln zur Bewegung aufgelegt. Möchten wir doch unserer Jugend eine Wohlthat nicht entziehen, welche ihnen die Natur umsonst gewährt. Ich glaube, daß keine Jahrszeit einen wohlthätigern Einfluß auf die menschliche Gesundheit habe, als der Winter. Wir verschmähen ihn beym Genuß der stets erwärmten Stuben-Luft, und sammeln uns Stoff zu Frühlings-Krankheiten, die wir dann der Witterung zuschreiben! — — Durch diese Promenaden bringen wir selbst junge achtjährige Knaben schon dahin, daß sie ein Paar Meilen ununterbrochen fortmarschiren lernen. Wir gewöhnen sie allmählich zu starken Schritten, und es dauert nicht lange, so sehen wir sie Viertelstunden ganz bequem neben uns her traben, ohne zu ermüden, oder Beschwerde zu empfinden; denn das Laufen ist eine so natürliche Bewegung als das Gehen, aber wir lernen beydes nicht, wenn wirs nicht üben; daher giebt es Leute, die nach einer Stunde langen Promenade so ermüdet sind, als vielleicht Philippides nicht war, als er in zwey Tagen, von Athen nach Sparta, 35 Meilen durchlief.

Diese Neben-Uebungen verbindet der Gymnast mit den Uebungen auf der Lauf-Bahn. Er vergönnt es sei-

nen

nen Schülern, mit gemäßigter Schnelligkeit um beyde Gränz-Bäume seines Stadiums zu laufen, und so nach und nach eine Fertigkeit im langen Laufen zu erlangen. Aber er zwingt zu nichts, er reizt mit nichts, er hält wohl eher zurück.

Mit Vergnügen sah ich am 19 Sept. 1792, drey Knaben unser Stadium in 20 Minuten 14 Mahl umlaufen. Jedes Mahl beträgt, genau gemessen, 822 pariser Fuß, mithin betrug ihre ganze Lauf-Bahn 11508 pariser Fuß, oder mehr als eine halbe deutsche Meile, (die ganze zu 22842 pariser Fuß.)

Im Herbste 1791, liefen 22 Knaben und Jünglinge. Ein Einziger umlief das Stadium nur 2 Mahl, fünf 3 Mahl, zwey 4 Mahl, zwey 5, zwey 6, einer 7, einer 10, zwey 11 Mahl, drey 12 Mahl, das ist 9864 pariser Fuß, in 18 Minuten. Die drey besten leisteten, nach der genauesten Berechnung, Folgendes.

	umlief d. St	paris. Fuß	oder deutsche Meil.		Min.
A	14 Mahl, d. i.	11,508	= über $\frac{1}{2}$	in	21
B	15 Mahl —	12,330	= über $\frac{1}{2}$	in	$22\frac{1}{2}$
C	17 Mahl —	13,974	= fast $\frac{2}{3}$	in	$24\frac{1}{2}$.

Man stelle dieses gegen das Dolichon der alten Griechen, eine Bahn von höchstens 13603 par. Fuß, und man wird ihre lange Lauf-Bahn sehr glaublich finden, wenn man sie auch nicht, wie manche glauben, zu 12, sondern mit Suidas zu 24 Stadien annimmt (*). Vielleicht liefen sie weit schneller, darüber fehlt es uns an Angaben, aber sie liefen auch ganz nacket, und vermieden so wenigstens die Hälfte der Beschwerde.

Zur Beruhigung aller derer, die bey diesen Angaben ängstlich werden möchten, setze ich noch besonders hinzu, daß von allen 22 Knaben, und von A, B und C besonders Keiner jemahls Nachtheil von dieser Uebung empfunden hat, und daß die Leztern nahmentlich weiter zu laufen

(*) Nach *Ab. Barthelemi*, im Jeune Anach. IV. S. 73, liefen die Athleten die Lauf-Bahn zu Olympia, bey den berühmten Spielen, höchstens 12 Mahl. Die Bahn war 567 par. Fuß, mithin war ihr ganzer Lauf nur 6,804 pariser Fuß.

wünschten, weil sie nach ihrer Versicherung weder müde waren, noch Beschwerde empfanden. Nur beobachte man folgende Regeln: 1. Man stelle diese Uebungen nur bey kühlen Tagen, und hauptsächlich im Herbst und im Winter an. 2. Man lege beym Wettlaufen alle obere Kleidung gleich ab, ehe man zu laufen anfängt, und laufe mit offener Brust, ohne Hals-Bedeckung und mit bloßem Kopfe, welche Theile des Körpers überdem immer bloß getragen werden sollten. 3. Man lasse die Kleidung wieder anlegen, wenn der Wettlauf geendigt ist, und halte die Läufer durch Gehen noch einige Zeit in Bewegung. Frank giebt den Rath, die Wettläufer vom Ziele bis zum Anfange des Stadiums wieder zurückgehen zu lassen, damit sie sich nicht zu schnell abkühlen. Ist das Stadium bloß ein Mahl durchlaufen, so ist dieß ganz hinreichend; ist aber der lange Lauf geübt worden, so möchte dieß nicht hinreichend seyn. Die Läufer müssen länger in Bewegung erhalten werden.

Nicht immer ist die Lauf-Bahn zu laufen nöthig. Der Gymnast wählt das freye, ebene und unebene Feld, Berg, Thal und Wald; er bindet sich oft an keinen Weg, sondern durchschneidet die Waldung in geraden Linien; aber er kennt sie genau, um mit seinen Schülern dem allgemeinen Vorsatze männlich treu bleiben zu können, ohne ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Hier übt der Knabe seinen Körper auf hundert Arten, er gewinnt Kraft, Geschmeidigkeit, Dauer und Gesundheit; sein Geist lernt Beschwerden ertragen, die ihm im Zimmer nie begegnen, und die er doch zu ertragen sich einst genöthigt sehen kann. Ich wiederhohle es noch einmahl, die schönste Zeit dazu ist der Winter, wo die meisten übrigen Uebungen im Freyen nicht thunlich sind."

Eben Derselbe sagt, a. ang. O., S. 633, in Ansehung der Methode: „Rousseau reizt sein kleines bequemes Junkerchen durch Kuchen zum Laufen. Diese Methode hat mir nie einen Augenblick gefallen, nicht nur weil sie Gefräßigkeit zum Motiv machte, sondern auch, weil sie nicht natürlich war. Von dergleichen kleinen Weichlingen kann man nicht gleich fordern, daß sie Kräfte anstrengen sollen, die sie noch nicht haben; sondern man muß, um natürlich zu verfahren, ihnen erst Kraft verschaffen; die Lust, sie anzuwenden, bleibt dann selten aus.

Eine

Eine Woche würde ich täglich langsam mit ihm spazieren gehen, in der zweyten würden meine Schritte etwas schneller, in der dritten beschleunigter. Mein Kleiner finge an langsam nebenher zu traben, erst eine Minute, ein anderes Mahl zwey, dann fünf, dann acht Minuten, und so fort. In der vierten würde ich sein Traben beschleunigter veranstalten; ich würde mich bald mit ihm im Walde verspäten, bald zu weit von der Wohnung entfernen, als daß es möglich wäre, zur Mahlzeit oder vor der Nacht daselbst wieder einzutreffen, dann würde getrabt und gelaufen, und das Ziel erreicht ohne Kuchen. Bey Tische sprächen wir dann von dem derben Marsche, welchen wir zurücklegten; ich kündigte den Kleinen als einen rüstigen Läufer an, die Gesellschaft winkte ihm Beyfall; das Essen schmeckte ihm weit besser, und die Ursache wäre — das Laufen; die Ruhe wäre ihm so angenehm, der Schlaf so süß durchs — Laufen. Mit unter erzählte ich ihm etwas von starken Läufern, von kraftvollen, rüstigen Männern, die durch ihren Muth und Körperkraft den Verunglückten halfen, das Vaterland beschirmten; von der Schönheit männlicher Kraft und Tapferkeit, u. s. w. So würden allmählich seine Muskeln gestärkt, und sein Inneres zugleich durch ein wohlthätiges Feuer erwärmt."

Lykurgus ließ auch Mädchen an dieser der körperlichen Entwickelung so vortheilhaften Uebung Antheil nehmen. Unsere Schönen sind, leider! nicht mehr zum fliehen aufgelegt, und sie haben, wie Hr. geh. R. Frank (*) sich ausdrückt, vom Schöpfer um die Hälfte ihrer Muskeln zu viel bekommen. Zu Bretten, einer kurpfälzischen Oberamts-Stadt, ist noch jährlich auf Laurentii-Tag, unter den sämmtlichen Schäfer-Mädchen ein **Wettlaufen**, welches bey einem großen Zusammenlaufe des Volkes auf das feyerlichste vor sich geht. Der Gewinn besteht in einem Hammel und in gewissen Kleidungsstücken, um welche sämmtliche Schäferinnen in einer leichten

(*) Im System einer vollständigen medicinischen Polizey, 2 B. (Mannh. 1780, gr. 8.) S. 654.

Kleidung dem Ziele entgegen laufen. Da erwartet der Beamte die behende Siegerinn, und belohnt ihre Munterkeit.

Der öffentliche Lehrer der Mathematik zu Dessau, Hr. Vieth, lehrt, im 2 Th. seines Versuches einer Encyklopädie der Leibesübungen, (Berl. 1795, 8.) S. 191 — 199, vom Laufen Folgendes.

„Das Laufen ist eine Geschicklichkeit, die sehr verdiente, mehr unter uns geachtet zu werden, als gewöhnlich geschieht. Schnelles Fortkommen von einem Ort zum andern ist uns in hundert Fällen so nothwendig; unsere eignen Beine sind so geschickt zu schnellen Bewegungen, aber wir brauchen sie nicht mehr zu den Diensten, die sie uns leisten konnten. Nicht so war es bey den Griechen, wo das Laufen eine der vorzüglichsten gymnastischen Uebungen ausmachte, und in den öffentlichen Wettkämpfen den ersten Rang behauptete.

Bey uns ist das Knabenalter die einzige kurze Periode, wo sich der Mensch im Laufen übt; unsere Jünglinge gehen schon mit langsamen Schritten einher, und der Mann vollends würde nicht, ohne lächerlich zu werden, es wagen dürfen, seine Beine zum Laufen zu gebrauchen. Knaben haben eine ungemeine Ausdauer im Laufen. Die Kraft ihrer Gliedmaßen ist zwar an und für sich nur geringe, aber in Beziehung auf das Gewicht ihres Körpers größer, als bey den meisten Erwachsenen, weil Leztere die Uebung ihrer Kräfte vernachläßigen, indessen die Masse ihrer Körper fortfährt zu zunehmen. Es ist ein Vergnügen, Knaben im Wettlauf zu sehen; würde es ihnen erlaubt, diese ihnen so natürliche und so erwünschte Bewegung fortzusetzen, so würden wir ohne Zweifel Männer in Menge sehen, die keines Pferdes bedürften, um in einer Stunde mehr als eine deutsche Meile zu durcheilen.

Beym Unterricht in gymnastischen Uebungen wäre das Laufen eine von denen, wozu ich die Zöglinge am meisten anhalten würde, weil es so natürlich und in manchen Fällen so nützlich ist, wenig Regeln und Vorbereitungen erfordert, und zum Wettkampfe so geschickt ist. Das Jagen oder Haschen, welches wir unsere Kinder so gern thun sehen,

sehen, ist eine eben so gute Uebung im Laufen, als der Wettlauf in vorgezeichneter Laufbahn, wegen der mancherley Wendungen, die der Gejagte macht, um dem Jagenden auszuweichen, und dieser, um jenem beyzukommen, nachmachen muß, fast noch vorzüglicher; doch ist es auch gut, bloß im geraden Stadium laufen zu lassen, wo keine List erlaubt ist, sondern bloß Schnelligkeit den Sieg erhält.

Die Muskeln, welchen beym Lauf die meiste Anstrengung auferlegt wird, sind die, welche das Knie strecken, an der vordern Seite des Oberschenkels, und die Waden-Muskeln; daher man auch in diesen Gegenden des Körpers die meiste Ermüdung nach einem langen Laufe empfindet, aber eben daher werden bey stufenweise fortschreitender Uebung diese Theile auch sehr dadurch gestärkt.

Man kann den Anfänger zuerst nur einige Minuten laufen lassen, und alle Tage eine oder ein Paar Minuten länger; man kann in der gesetzten Zeit erst eine mäßige, dann eine immer größere Weite zum Ziel setzen. Ein Kunstläufer sagte mir einst, man nehme keinen zum Läufer an, wenn er nicht die Probe von 5 Minuten aushielte; doch sollte ich glauben, daß auch Einer, der anfangs nicht immer 5 Minuten aushalten könnte, durch allmähliche Uebung es weiter darin bringen würde. Uebrigens ist 5 Minuten ein kurzer Zeitraum, und es kommt dann bey einer solchen Probe gar sehr auf die Verfahrungsart an, die vielleicht nicht immer die vernünftigste ist.

Einige gelernte Läufer pflegen ihrem Lehrlinge gleich anfangs eine ziemlich schwere Uebung aufzulegen, indem sie ihn eine Zeitlang auf unebenem Boden, z. B. im frisch geackerten Felde, oder im tiefen Sande, bis zum Hinstürzen herumjagen; — eine Methode, die zwar an sich nicht zu tadeln ist, weil der Lehrling dadurch lernt, die Schenkel zu heben, welche aber leicht übertrieben wird. Andere nehmen den Lehrling an der Hand, und laufen mit ihm so lange, bis er nicht mehr kann. Man hat Beyspiele, daß ein solcher gleich nach dem ersten Versuche vom Blutsturz befallen, und kurz darauf gestorben ist.

Von einem gelernten Läufer verlangt man, daß er einem Pferde im Trabe gleichlaufe, und dieses auf die Dauer aushalten könne. Ueberhaupt ist große Ausdauer mit gemäßigter Geschwindigkeit schätzbarer, als große

Geschwindigkeit ohne Ausdauer; in besondern Fällen kann diese oder jene den Vorzug haben. Es giebt Läufer die es in beyden unglaublich weit bringen, die 15, ja 20 Meilen in einem Tage machen, und vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend fast ohne Unterbrechung fortlaufen.

Der Regeln, welche sowohl zum schnell als lange Laufen, als zur Erhaltung der Gesundheit, beobachtet werden müssen, sind wenige.

Die Kleidung muß leicht und kurz seyn. Besonders müssen die untern Gliedmaßen durch keine Kniebänder, enges Schuhwerk, oder zu enge Beinkleider eingeschränkt seyn, sondern allen Muskeln muß freye Wirkung gelassen werden. Halsbinde und Kopfbedeckung können ganz abgelegt werden, oder leztere muß sehr leicht und kühl seyn.

Man muß sich angewöhnen, während des Laufs lange Athemzüge zu thun, und die Luft jedesmahl einige Secunden in der Brust aufzuhalten, ehe man sie wieder ausbläst. Wenn man dieses nicht beobachtet, so geräth die Brust in eine hastige Bewegung, der Athem wird kurz, das Blut wird dadurch noch mehr erhitzt, und strömt nach der Lunge hin, wovon man es eben durch jene Ausdehnung der Brust abhält.

Die Bewegung der Arme muß gemäßigt werden; man halte den Oberarm nahe an die Rippen, und den Vorderarm ungefähr unter einem rechten Winkel gebogen, so hat man die Lage, welche beym Lauf am zuträglichsten zu seyn scheint; dabey die Schultern zurückgezogen und die Brust breit gemacht, auf deren gute Beschaffenheit und ungehinderte Ausdehnung und Zusammenziehung beym Lauf, wie bey fast allen starken Uebungen vieles ankommt.

Man lege sich mit dem Oberleibe, so viel es angeht, vorwärts, als ob man fallen wollte; je größer diese Neigung gemacht wird, um desto schneller sind die Füße genöthigt, vorwärts zu eilen, und dem Schwerpunkte des Körpers, der im Begriff ist zu fallen, immer wieder eine Unterstützung zu geben. Es versteht sich, daß diese Neigung den Kräften der Füße eines Jeden angemessen seyn muß.

Die Kniee werden bey jedem Tritte gehörig gestreckt, damit alle Muskeln, so viel sie können, zum Fortstoßen

der

der Last des Körpers wirken. Mit gebogenen Knieen laufen, ist nicht nur ein Uebelstand, sondern macht auch die Kniee weit eher steif, als wenn sie abwechselnd gebogen und ausgestreckt werden.

Ich habe die Frage aufwerfen gehört, ob man mit großen oder kleinen Schritten weiter komme? und man entschied für die leztern, die desto schneller hinter einander folgen könnten. Nun ist freylich nicht zu läugnen, daß einer, der in einer Secunde 3 Schritte, jeden nur von 2 Fuß, macht, geschwinder fortrücke, als ein Anderer, der in einer Secunde nur 2 Schritte, jeden von $2\frac{1}{2}$ Fuß, macht, denn jener durchläuft 6 Fuß, und dieser nur 5; aber das ist noch kein hinlänglicher Grund, um im Allgemeinen kleine Schritte den großen vorzuziehen. Es giebt hier für jeden Körper ein Maximum, der Größe sowohl, als der schnellen Aufeinanderfolge; wobey die größte Geschwindigkeit und die größte Dauer Statt findet, die dieser Körper erreichen kann. Kleine Körper ersetzen durch schnelle Aufeinanderfolge, was ihren Schritten an Größe abgeht (*). Auf den Zehen laufen, befördert die Schnelligkeit sehr; wo es aber auf die Dauer ankommt, wird die

(*) Wenn sich die Mengen der Schritte zweyer Läufer umgekehrt wie die Größen ihrer Schritte verhalten, so haben beyde gleiche Geschwindigkeit; und im Allgemeinen verhalten sich die Geschwindigkeiten, wie die Producte aus der Größe der Schritte in die Menge derselben, in einerley Zeit. Es sey des einen Läufers Geschwindigkeit $= C$; Menge der Schritte in einer Minute $= M$, Größe derselben $= G$; bey dem andern die genannten Dinge in eben der Ordnung $= c; m; g$; so ist $C : c = MG : mg$; also wenn $C = c$, folglich $MG = mg$; so ist $M : m = g : G$.

Mannigfaltige Aufgaben, die oft im gemeinen Leben vorkommen können, lehrt die Algebra leicht und sicher auflösen; z. B. Ein Knabe ist zwanzig seiner Schritte vor einem andern voraus. Dieser andere thut sechs Schritte, indem jener nur fünf thut, und kommt mit drey Schritten so weit, wie jener mit vier; die Frage ist: wie viel Schritte jener noch laufen könne, bis er von dem andern eingeholt wird? Es verhält sich hier $M : m = 5 : 6$, und $G : g = 3 : 4$. Also $C : c = MG : mg = 15 : 24 = 1 : \frac{8}{5}$. Die Anzahl Schritte, die der erste noch thun kann, sey $= x$, während der Zeit macht der andere also $\frac{8}{5}x$, und dieses muß dem ganzen Wege, den

Anstrengung der Wadenmuskeln zu beschwerlich, und man muß daher auf den platten Fuß auftreten.

Diätetische Regeln, z. B. daß man nicht kurz nach dem Essen laufe, und nicht gleich nach einem heftigen Laufe sich der Erkältung aussetze, sich mit Trinken in Acht nehme, u. d. gl. sind bekannt genug. Die Läufer von Profession pflegen, wenn sie als Eilbothen gebraucht werden, sich entweder ins Bette zu legen, sobald sie an dem Orte der Bestimmung angekommen sind, oder bis zur Wiederabfertigung beständig in gemäßigter Bewegung auf einem Platze herum zu laufen, auch sich mit warmen Wasser zu waschen, und den Körper stark reiben zu lassen.

Ich habe irgendwo eine Nachricht gelesen, daß eine amerikanische Völkerschaft die Gewohnheit habe, den Kindern die Beine zu binden, so daß die Oberschenkel wenig Bewegung machen können — und zwar um sie zum schnellen Lauf geschickt zu machen. Wegen der kurzen Schritte, die sie auf diese Weise nur machen können, müssen sie dieselben desto geschwinder machen, und wenn man ihnen nachher die Schenkel löset, so machen sie jezt die größten Schritte mit der vorigen Schnelligkeit. Ich kann nicht sagen, ob die Methode bewährt ist."

Das Laufen im Seile, ist eine Art von gymnastischer Uebung. Man nimmt einen Strick, der etwann die Länge des Körpers hat, faßt ihn mit beyden Händen an seinen Enden, und schwingt ihn erst von hinten nach vorn zu über den Kopf, und dann in eben dem Schwunge unter die Füße durch, indem man diese in dem Augenblicke, wo der Strick in seinem Schwunge bis dahin gekommen ist, aufhebt. Dieses kann lange fortgesetzt werden, und man kann allerley Abänderungen damit machen. Man kann dabey fortlaufen, oder auch an Einer Stelle stehen bleiben; man kann mit beyden Beinen zugleich aufhüpfen, oder

der erste gemacht hat, gleich seyn, so ist der erste eingehohlt; also $\frac{8}{7} x = 20 + x$, oder $8x = 100 + 5x$, oder $3x = 100$, also $x = 33\frac{1}{3}$ Schritt. So viel kann der erste noch thun, bis ihn der andere einhohlt.

oder erst mit dem einen, und dann mit dem andern; man kann auch das Seil von hinten nach vorn zu unter die Füße durchschwingen, welches aber schwerer ist, als die erst beschriebene Art, da das Seil von vorn her unter die Füße durchgeht. Man kann ferner, indem das Seil vorn herunter schwingt, beyde Arme kreuzen, welches auch einige Schwierigkeit hat; endlich kann man Alles dies langsam oder geschwinde, ausführen. Wer recht geübt ist, kann das Seil so schnell um sich herum schwingen, daß es in Einem Aufsprunge zwey Mahl unter die Füße durchgeht. An statt eines Seiles nimmt man auch einen Reif.

Eine der vorigen ähnliche Uebung ist es, wenn zwey Personen ein Seil von etwann 12 Fuß Länge, an beyden Enden fassen, sich in einer Distanz von etwann 8 bis 9 Fuß von einander stellen, und das Seil herum schwingen, da dann der Dritte von der Seite her, in dem Augenblicke anläuft, wo das Seil auf der andern Seite herum schwingt, und das vorhin beschriebene Manoeuvre macht, indem er durch einen zur rechten Zeit gemachten Aufsprung das Seil jedes Mahl unter seine Füße durchläßt. Auch hier lassen sich mehrere Abänderungen anbringen: man kann mit beyden Füßen zugleich, oder wechselweise aufhüpfen; man kann sich umdrehen, man kann etwas vorwärts und rückwärts springen; man kann sich auch in einem Aufsprunge ganz herumdrehen, so daß man wieder, wie anfangs, zu stehen kommt; endlich können auch zwey Personen zugleich im Seile springen, wenn das Seil lang genug ist, um beyden Raum zu verstatten.

Das Laufen auf Walzen, die bey jedem Tritte unter dem Fuße wegrollen, macht in einigen Gegenden eine Art von gymnastischem Spiel aus. Man nimmt dazu meistens Kegel, die in der Entfernung eines

gro-

großen Schrittes parallel hinter einander hingeleget werden.

Siehe auch Läufer.

Laufen, (Eis-) s. Schlittschuh-Laufen.
— — (Seil-) siehe oben, S. 74.
— — (Schlittschuh-) siehe in S.
— — (Walzen-) s. auf der vorhergeh. Seite.
— — (Wett-) s. oben, S. 53, fgg.

1. Laufen, Lauffen, ein altes Schloß auf einer Höhe am Rhein, in der davon benannten, und dem Canton Zürich gehörigen Ober-Vogtey. Hier ist der größte Rhein-Fall. Siehe Rhein.

Bey Schafhausen liegt ein anderer Ort, Laufen, auch Lächen genannt, wo der Rhein zwischen Felsen läuft.

2. Laufen, Lauffen, eine Stadt im Hoch-Stifte Basel, im oberrheinischen Kreise, in einer fruchtbaren Ebene, an der Birs, an der Haupt-Landstraße, ist nicht groß, aber wohlgebauet, hat schöne, breite, gerade Straßen, auch verschiedene Handwerker, welche die starke Durchfuhre nothwendig macht, als: Schmiede, Schlösser, Tischler, Maurer, Zimmerleute, auch Tuch- und Leinweber. Die Einwohner treiben die Baumwoll-Spinnerey und das Strumpf-Stricken stark. Jährlich sind hier zwey große Märkte. Der Transito ist sehr beträchtlich, und geht von Deutschland nach der Schweiz, Italien, und zurück. Das Städtchen wird von einem Meier und zehn Räthen regiert.

3. Laufen, Lauffen, eine Vogtey in der Markgrafschaft Baden, im schwäbischen Kreise, in einer weinreichen Gegend. Hier wächst der beste Wein in allen markgräflichen Ländern diesseit des Rheines.

4. Laufen, Lauffen, ein Städtchen im Erz-Stifte Salzburg, im bayerischen Kreise, an der schiffbaren Salza, oder Salzach, mit einem fürstlichen Schlosse, wo ein Pfleg-Amt ist, einer Dechantey, einem Collegiat-

legiat-Stifte, und einem Kapuziner-Kloster. Ehemahls Lauiacum. Es wohnen hier viele Schiffer, wegen der starken Schifffahrt auf diesem Strohme; auch werden hier gemeiniglich die Salz-Verträge und Salz-Commissionen abgehandelt. Der hiesige Pfleger ist zugleich Schiff-Richter.

5. Laufen, Lauffen, ein Marktflecken an der Traun, in Ober-Oestreich.

6. Laufen, Lauffen, Amt und Stadt im Herzogthume Würtemberg, im schwäbischen Kreise. In einer sehr reizenden fruchtbaren Gegend, welche unter so vielen schönen Gegenden Würtembergs die schönste ist, liegen um den Neckar-Fluß und das Flüßchen Zaber, ein großes Dorf, ein Städtchen, ein Schloß, ein Kloster und ein Dörfchen, welche Theile zusammengenommen die Amts-Stadt Laufen ausmachen, 3 Kirchen und 2585 Einwohner enthalten. Korn (*) beschreibt diese mahlerische Gegend auf folgende Weise: „Der Gesichtskreis um diese Orte, enthält „alles, was eine Gegend angenehm machen kann. „Ein großer schiffbarer Fluß, mit Flößen und Schif„fen, ein kleiner Fluß, eine Aue, schöne Weinberge, „Aecker, Wiesen, Gärten, Amphitheater und Trau„ben-Hügel, Wälder, besonders ein nahe liegendes „schönes Fichten-Wäldchen, und eine beständig mit „Wagen und Menschen besetzte Land-Straße, sind „angenehme Abwechselungen.“

Laufen hat Sitz und Stimme auf den Land-Tagen, und eine Special-Superintendentur.

Der beträchtlichste Theil von Laufen ist das Dorf, welches auch ummauert ist. Es enthält die Haupt- und Pfarr-Kirche, und viel gute Häuser. Es liegt an der rechten Seite des Neckars, wenn man sich nach der

(*) In seiner Geographie und Statistik Wirtembergs. Laibach in Krain 1787, 8.

der Quelle des Flusses wendet. Die Kirche ist von großen Quader-Steinen erbauet, und auch innen schön. Bey derselben steht das alte erhabene Grabmahl der heiliggesprochenen Regiswendis, die diese Kirche erbauet haben soll. Auf der entgegengesetzten Seite des Neckars liegt an und auf einem Hügel das Städtchen Laufen. Zwischen diesem und dem Neckar, liegt eine kleine Vorstadt. Die Mauer ist durchgebrochen, und Vorstadt und Städtchen sind vereinigt worden. Der Ort enthält einige gute Häuser und eine alte Kirche, die selten gebraucht wird. Zwischen dem Städtchen und dem Dorfe liegt seitwärts ein hoher, ganz steiler Felsen im Neckar. Auf diesem Felsen stand sonst ein Schloß; jezt ist das Ober-Amt daselbst, mit niedlichen Gärten und Spaziergängen von bedeckten, mit Trauben bepflanzten Gängen. Die Aussicht über den Neckar, über die Stadt und in das so schön bebauete Thal, übertrifft alles. Das Städtchen und Dorf verbindet eine schöne steinerne Brücke, die 280 Schritt lang ist; in der Mitte ist sie abgeschnitten, und durch Holz wieder verbunden.

Einige hundert Schritt von dem Dorfe, bey dem Einflusse der Zaber in den Neckar, ist ein ehemahliges Dominicaner-Frauenkloster, mit einer Kirche. Noch sieht man die baufälligen Zellen und die Kirche. Bey diesem Kloster ist ein Dörfchen.

Um die Stadt Laufen wächst vortrefflicher Wein.

Das kleine Amt Laufen besteht nur aus 2 Pfarreyen; aber dieses kleine Stück Land hat an vortrefflichem Weine, Früchten, Obst ꝛc. Holz ausgenommen, einen Ueberfluß. Feldbau und Weinbau ist hier in seiner größten Vollkommenheit.

Laufenburg, Lauffenburg, eine der vier Wald-Städte im oestreichischen Breisgau, die Haupt-Stadt einer ehemahligen Grafschaft, und des sogenannten obern Rhein-Viertels, dessen Stände sie zusammenberuft,

beruft, und die Angelegenheiten derselben besorgt. Sie wird von dem Rhein in zwey ungleiche Theile getheilet, die durch eine hölzerne sehr künstliche Brücke zusammen hangen. Die Stadt ist ein Lehen des Stiftes zu Seckingen, welches die Grafen von Habsburg, nebst Seckingen, schon zur Zeit der schwäbischen Herzoge aus dem Hause Hohenstaufen, inne gehabt haben. Als die habsburg-laufenburgische Linie 1409 ausstarb, kamen beyde Grafschaften, nebst den Städten, an das Haus Oestreich erbweise, wiewohl schon 1387 Herzog Leopold die ganze Grafschaft Laufenburg vom Grafen Hans dem Jüngern von Habsburg für 12000 Fl. erkauft hatte. Die Stadt will zwar für kein eigentliches Lehen des Stiftes Seckingen angesehen seyn, doch hat dieses daselbst unstreitig die Grund-Herrlichkeit, und läßt daher von der Bürgerschaft den Grund-Zins jährlich einfordern; es müssen auch die Bürger einer jeden Aebtissinn, bey dem Antritte ihrer Regierung, einen besonders abgefaßten Huldigungs-Eid ablegen. Es ist hier ein merkwürdiger Rhein-Fall, durch den die etwas oberhalb in dem sogenannten Gießen gänzlich ausgeladenen Schiffe mit großer Gefahr an Stricken durchgelassen, und alsdann wieder unterhalb in dem sogenannten Schaffingen, mit den zu Lande dahin gebrachten Waren beladen werden.

Die Kammeral-Herrschaft Laufenburg, liegt bey der Stadt dieses Nahmens, zwischen dem Rhein und Helvetien. Sie ist jezt an die Freyherren v. Stotzingen verpfändet, die ihr einen Unter-Vogt vorsetzen. Sie besteht aus den 4 Thälern Keisten, Mettau, Sulz und Gansingen, über welche zwar der Pfand-Inhaber die hohe Gerichtbarkeit hat, hingegen das niedere Gericht und andere Gerechtigkeiten in den Thälern Sulz und Mettau, hat der vorige Pfand-Inhaber, Freyh. v. Grammont, dem Stifte Seck-

ingen

ingen durch einen unwiderruflichen Tausch überlassen, und das Thal Gausingen haben lange vorher die Freyherren v. Roll zu Bernau, mit den niedern Gerichten käuflich an sich gebracht.

Läufer, (der) (*) von dem Zeit-Worte laufen.

1. Eine Person, welche läuft, L. Curlor, Fr. Coureur; Fämin. die Läuferinn. Er ist ein guter Läufer, läuft gut, d. i schnell. Besonders sind die Läufer, gelernte Läufer, Kunst-Läufer, Läufer von Profession, auf besondere Art gekleidete Bedienten, welche vor dem Wagen oder Pferde ihres Herren herlaufen. Ehedem pflegte man auch die Fuß-Bothen Läufer zu nennen, wie in einigen oberdeutschen Gegenden wohl noch jezt geschieht. In der deutschen Bibel kommt es in dieser Bedeutung einige Mahl vor. Auch im Hochdeutschen kennt man es in dieser Bedeutung in dem zusammen gesetzten Bothen-Läufer; wie denn auch diejenige Büchse, worin die Bothen-Läufer ihre Briefschaften tragen, an einigen Orten die Läufer-Büchse genannt wird.

In Chron. 30, 6. 10. bedeuten Läufer königliche Bediente, welche die Befehle des Königs in die entlegensten Provinzen überbringen mußten. Auch in Persien kommen dergleichen vor, Esth. 3, 13. 15. Bey den Persern hießen sie Angori und Astandae. Die Griechen hatten auch dergleichen, und nannten sie Hemerodromos, s. Th. I, S. 177; doch wurden sie bey ihnen auch zum Wachehalten gebraucht. Auch der Kaiser Augustus führte dieselben bey den Römern ein (**). In der Stelle, 2 Kön. 11, 4. erklärt Paulsen

(*) Im Niederf. Looper, im Oberd. Laufer, weil man daselbst in der zweyten und dritten Person du lauffst, er lauft, sagt. Im Hochdeutschen, wo das a in dieser Person in ein ä übergeht, ist daher auch Läufer der Analogie gemäßer.

(**) *Sueton*, in vita Augusti, c. 49.

fen (*) die Trabanten des Königes Joas durch bewaffnete Läufer, die zur Beschützung des Königes bereit waren. Auch wird eines besondern Thores der Läufer, 2 Kön. 11, 19. gedacht, welches vermuthlich bey dem kön. Schlosse gewesen ist. Besonders wird Esther. 8, 10. 14. die Geschwindigkeit solcher Läufer bemerkt. Vielleicht wird in den Stellen Ps. 19, 6. Joel 2, 7. auf diese Läufer angespielt. In Indien nennt man, nach Chardin's Bemerkung, dieselben Schatirs, und der König nebst seinen vornehmsten Stats-Bedienten haben viele derselben in ihren Diensten. Sie haben in Persien ihre ordentliche Lehr-Jahre, und fangen schon vom 6ten und 7ten Jahre an, sich im Laufen zu üben. Einer, der zum Schatir oder Läufer des Königs angenommen werden soll, muß zuvor eine starke Probe aushalten. Diese macht zugleich eine Feyerlichkeit und eine Art von Volks-Fest aus, und besteht darin, daß der Läufer von dem Thore des Pallastes bis zu einem etwa anderthalb französ. Meilen davon entfernten Orte ausserhalb der Stadt, in 12 Stunden 12 Mahl hin und her laufen muß, um 12 Bogen, einen nach dem andern zum Pallast zurück zu bringen. Dieses schwere Stück Arbeit erwirbt ihm sodann die gesuchte Stelle. Die Kleidung, in der er den Lauf unternimmt, besteht in einem großen Hemde, einem Wulst von Silberstoff um die Hüften, einem mehrmahl zusammengelegten leinenen Gurte, der um die Gegend des Magens, in Form eines Andreas-Kreuzes, gewickelt wird, und einer Mütze mit Federn; Arme, Schenkel, und Beine sind nackend, und mit einer hellbraunen Salbe von Rosen-, Muskaten- und Zimmet-Oehl beschmiert. Bey dem Laufe begleiten ihn sowohl

(*) Regierung der Morgenländer, S. 358, f.

sowohl Fuß-Knechte anderer Großen, als auch mehrere Zuschauer, die ihn aufmuntern seine Kräfte anzustrengen, und ihm durch Begießen mit wohlriechendem Wasser, und Zufächelung kühler Luft, einige Erfrischung geben. Die Zuschauer interessiren sich dabey ungemein lebhaft, begleiten ihn mit lautem Zuruf, und versprechen ihm Geld und andere Belohnungen. Bey dem ersten Laufe macht er Sprünge und allerley Bewegungen mit den Händen, als ob er fechten wollte; vermuthlich geschieht dieses, um sich behender zu machen.

Weil die Mexikaner vor Ankunft der Spanier von keinen Pferden wußten, und sich folglich derselben zu geschwinder Bestellung einer Angelegenheit nicht bedienen konnten, so hatten sie diesem Mangel durch gewisse Läufer oder laufende Bothen abgeholfen. Insbesondre unterhielt Montezuma eine große Anzahl derselben, welche auf allen Heer-Straßen des ganzen Reiches vertheilt waren. Dazu wurden diejenigen Indianer ausgesucht, welche am leichtesten zu Fuße waren, und sie wurden von Kindheit an beständig geübet. In dieser Absicht wurden aus dem öffentlichen Schatze gewisse Preise für diejenigen bestimmet, welche zuerst an den angewiesenen Ort anlangten. Die vornehmste Schule dieser Läufer war, nach des Joseph Acosta Bericht, der oberste Tempel in der Stadt Mexiko, worin sich ein Götzenbild oben auf einer Treppe von 120 steinernen Stufen befand. Derjenige, der zuerst an den Fuß des Götzenbildes gelangte, trug den Preis davon. Diese Läufer waren gleich unsern Post-Pferden, von Ort zu Ort voraus geschickt; sobald einer an einem Orte ankam, ruhete er aus; und der daselbst bereits gewartet hatte, mußte des Erstern Gewerbe zu dem Dritten bringen; und dieses dauerte so lange, bis die verlangte Nachricht an gehörigen Ort überbracht war.

Geübte

Geübte Läufer kommen Pferden zuvor, oder halten solche Bewegungen doch viel länger aus; und selbst bey gemäßigter Bewegung, wird ein Mensch, der des Gehens gewohnt ist, täglich weiter kommen, als ein Pferd, und wenn er nur eben so weit geht, und so viel Tage gegangen ist, daß das Pferd nicht mehr fort kann, wird er im Stande seyn, noch weiter zu gehen, ohne viele Beschwerde zu empfinden. Die Chatres von Ispahan, welches Läufer von Profession sind, legen 36 franz. Meilen in 14 oder 15 Stunden zurück. Die Hottentotten sollen es, wie Reisende versichern, dem Löwen im Laufen zuvor thun. Die Wilden, welche das Orignal, das so leicht, als ein Hirsch ist, jagen, machen es müde, und hohlen es ein.

Wenn Virgil von der Kriegerinn Camilla sagt: sie sey so geschwinde im Laufen gewesen, daß sie zur Aernde-Zeit über die Spitzen der Korn-Aehren, und über das Meer-Wasser, dahin lief, ohne zu versinken (*), so hält man diese unmäßige Vergrößerung einem Dichter zu gute.

Die Engländer pflegen, bekannter Maßen, über Handlungen, die ihnen schwer, oder nicht wohl thunlich vorkommen, Wetten anzustellen, und die engländischen Zeitungs-Schreiber sind sorgfältig, den Erfolg dieser Wetten bekannt zu machen. Hier sind einige Erfahrungen von Geschwindigkeit im Laufen.

Lond. Even. Post, v. 27 — 29 Sept. 1764. Lezte Mittwoche wurde auf dem Shoreditch-Wege, 2 Meilen lang, um 10 Guineen um die Wette gelaufen. Von den Läufern ist einer unter dem Nahmen des fechtenden Bä-

(*) Illa vel intactae segetis per summa volaret
Gramina; nec teneras cursu laesisset aristas:
Vel mare per medium; fluctu suspensa tumenti
Ferret iter: celeres nec tingeret aequore plantas

ckers bekannt; er überwand jezt im Laufen einen andern Bäcker, hatte aber nur wenig Yards zum voraus. Er lief die 2 Meilen in 10¼ Minuten.

Lond. Chron. vom 27 — 29 Jun. 1765, von Stamford, d. 27 Jun. Wilh. Betts, ein Tagelöhner dieser Stadt, unternahm, für eine ansehnliche Wette auf unserm Wege 10 Meilen in 1 Stunde zu durchlaufen. Beym Auslaufen setzte man 100 Pfund gegen 5, daß er es nicht vollenden würde; er bewerkstelligte es aber in 58 Min. 58 Sec., ob er gleich einen Dorn in den Fuß bekommen hatte, den einer der gegenwärtigen Herren heraus zog; er hatte auch sein gewöhnliches Tagewerk verrichtet, ehe er zu laufen anfing.

Lond. Chron. v. 7 — 9 May 1767. Jacob Bagnal, lief in 1 Stunde 24 Min., von Acton nach Uxbridge und wieder zurück, um eine Wette von 20 Guineen; man hatte ihm dazu 1 St. 26 Min. verwilligt. Man rechnet den Weg über 14 Meilen.

Lond. Chron. v. 18 — 20 Jul. 1769. Gestern unternahm des Grafen von March Läufer, für eine ansehnliche Wette, von der Rochester-Brücke nach der Westmünster-Brücke, welches 30 Meilen ist, zu laufen. Man verstattete ihm dazu 3¼ Stunde; er verrichtete es aber in 2½ Stunde, welches 12 Meilen auf die Stunde beträgt.

Ueber diese Begebenheiten stellt Hr. Hofr. Kästner, im 14 St. des Neuen Hamb. Magaz. (Hamb. und Lpz. 1767, 8.) S. 186, fgg. und im 35 St. dess. (1769) S. 478, fgg. Betrachtungen an, und vergleicht sie hernach mit einander.

Mehrere Beyspiele, wie weit es der Mensch durch anhaltende Uebung im Laufen bringen könne, s. oben, S. 62, f.

In der biblischen Schreib-Art wird Johannes der Täufer der Vorläufer des Messias genannt. Der Ursprung dieses Ausdruckes gründet sich hauptsächlich auf eine Weissagung des Esaias, (Es. 40, 3. 4.) deren auch alle Evangelisten mehr oder weniger gedenken; in dieser wird Johannes als ein Mann vorgestellt, der bey einem feyerlichen Aufzuge eines großen Monarchen vorangeht, und alles hinwegschafset,

set, was Aufenthalt verursachen, oder der Ehre des bald darauf folgenden Herrn nachtheilig seyn könnte. Malcachi (C. 3. V. 1) zeigt ihn gleichfalls von dieser Seite; und als einen solchen betrachtet ihn auch sein Vater Zacharias, „du wirst," sagt er: „vor dem „Herrn hergehen, daß du seinen Weg bereitest" (Luc. 1, 76). Diese Weissagungen nun enthalten offenbare Anspielungen auf einen morgenländischen Gebrauch, der noch bis auf den heutigen Tag nicht erloschen ist. Es gehört nähmlich zum asiatischen Costum, daß jederzeit bey einer Reise oder einem feyerlichen Einzuge eines Monarchen und andern vornehmen Herrn, einer oder mehrere voraus gehen, um Platz zu machen, und alle Hindernisse wegzuräumen. Bisweilen geschahe es auch, daß bey entfernten Reisen ein ganzes Heer vorauszog, Wege in die Felsen hieb, und Berge und Thäler eben machte, wie z. B. von der Semiramis bekannt ist. Diejenigen, welche zum Stat gebraucht werden, gehen in einiger Entfernung vor ihrem Herrn her, und rufen dem Volke auf der Straße zu, daß es Platz machen soll. Diese Sitte hat sich bis nach China verbreitet, und ist selbst nach Europa, nur mit einiger Abänderung herüber gekommen; denn die Gewohnheit vornehmer Herren, Läufer vor ihren Carrossen hergehen zu lassen, ist morgenländischen Ursprunges, und vermuthlich durch die Saracenen nach Spanien, und von da aus in andere Länder gebracht worden. Hierauf nun beziehen sich die oben angeführten Weissagungen vom Johannes; er sollte vor dem größten aller Monarchen, dem Könige aller Könige, hergehen, sein Volk auf ihn, der bald darauf selbst auftrat, vorbereiten, und durch die Predigt von Buße und Glauben seiner Lehre den Weg zu ihren Herzen bahnen.

Die noch heutiges Tages gebräuchlichen Läufer, eine gewisse Art Aufwärter zu Fuße, welche sich auf

das schnelle Laufen gelegt haben, und von Jugend auf, wenn sie einen leichten und gesunden Leib, wie auch gute Lungen haben, dazu geübet werden, Fr. Estaffier, müssen vor oder neben dem Wagen oder Pferde des Herrn laufen, und so stark als die Pferde rennen, und werden auch zu schnellem Verschicken gebraucht. Damit sie hierzu geschickter seyn, tragen sie einen leichten und auf besondere Art gemachten Habit, Schuhe ohne Absätze, und einen langen Spring-Stab. (Berechnung einer Läufer-Bekleidung, s. im XVII Th., S. 676, f.) Zum Laufen werden sie von Jugend auf abgerichtet, durch gewisse Uebungen in bleyernen Schuhen, die am Gewichte von Zeit zu Zeit vermehret werden. Es wird zwar auch dann und wann ein Mittel angewendet, das Stechen der Milz zu heben, keinesweges aber wird ihnen, wie einige Einfältige dafür halten, die Milz ausgeschnitten, welchen Irrthum ich bereits oben, S. 56, angezeigt habe (*). Schon bey den Römern waren Servi Cursores, Knechte, welche vor der Sänfte oder dem Trage-Bette vorauf gehen, und den Zug ansehnlicher machen mußten; man bediente sich ihrer auch, um Nachrichten einzuhohlen, oder dieselben an Andere zu überbringen; s. im XLI Th., S. 342.

Der

(*) Medicinisches Handbuch für Läufer, aus den Papieren des Herrn D. Kästners (zu Breslau), von C. E. B. Bergmann. Lpz. 1782, 8. 3 B. Eine Sammlung äußerst schlechter Recepte, die um hundert Jahr zu spät kommt. Man findet sogar unter diesen berriegerischen Reliquien: „ein Säckchen im Laufen anzuhängen, so kann dir keiner nichts thun, das Säckchen muß aber von deinen „eigenen Hosen oder Strümpfen seyn.“ Bisweilen sollte man fast glauben, die Recepte seyn als Sarcasmus niedergeschrieben, aber der Herausgeber schließt seine dürre Vorrede: „ich glaube, daß Jeder, der sich nur einmahl „dieser angegebenen Mittel bedient, den Gebeinen des „Verfassers vielen Dank in die Erde zurufen wird:“ das heiß ich einen Narren- oder Wunder-Glauben.

Der Ursprung der Läufer stammt noch aus jenen Zeiten her, wo das Postwesen noch nicht überall, so wie jezt, eingeführt war; da mußten dann eigene und vertraute Diener die Briefe und Bothschaften oft an sehr entlegene Orte übertragen, was heut zu Tage ein Post-Gaul thun kann, und mit besserm Fuge thun muß. Es wurde Ehre von den Herren darin gesucht, daß ihre Bediente besser als andere laufen konnten; und so ward aus dem mühseligen Läufer-Stande eine Sache, die, um mit einigem Ruhm zu dienen, eine so starke Anstrengung der Kräfte erforderte, daß eine Menge Jünglinge sich zu Rehe gelaufen hatten, ehe solche noch für geschickt gehalten werden konnten; und hundert Wetten wurden zwischen Leuten, die des Nachmittags nicht mehr auf ihren Füßen stehen konnten, gemacht, daß dieser Läufer es jenen vorthun werde, wenn man auch gleich gewiß voraus sehen konnte, daß dergleichen Versuche gegen die menschliche Natur liefen, und meistens für den einen, gar oft aber für beyde Theile tödlich ablaufen müßten. In großen Städten, wo die Anzahl der Häuser, welche einen oder mehrere Läufer halten, beträchtlich ist, steigt auch jene von dieser sehr hoch; und folglich ist dieser Stand, noch immer zahlreich genug, um unter den ungesunden Künsten als wichtig, und der Polizey-Aufsicht würdig, betrachtet zu werden. Wie mag aber diese, (da manche Aeltern ihre wohlgewachsenen Söhne zu diesem Stande anleiten, weil diese Gattung von Bedienten überhaupt höher in Lohn steht,) so viele wohlgewachsene Jünglinge sich einem so lebensgefährlichen Berufe gewidmet sehen? wie mag sie Geduld haben, zu zulassen, daß die Menschheit von einem jeden, dem es einfällt, Menschen perforciren und sclavisch vor seinem Wagen durch Koth und Sümpfe springen zu lassen, wo keine Noth dergleichen Härte entschuldigen kann, so mißhandelt werde? Daß ein

regierender Herr seine Läufer nahe um sich habe, um seine Befehle auf jeden Augenblick, wo man nicht immer einen Reitenden haben kann oder aus andern Ursachen nicht schicken mag, aussenden zu können; dazu findet sich ein vernünftiger Grund; aber daß jeder Junker, dem das Schicksal einige tausend Thaler jährlich zu verzehren zugewiesen hat, seinen Stat darin suche, daß sich jährlich ein Mensch in seinen Diensten lungensüchtig laufe, oder, die Ehre des Hauses zu retten, sich den Hals einstürze: das ist doch offenbar den Charakter des Menschen zu weit herabgewürdigt. Der Stat muß demnach bestimmen: wem es erlaubt seyn möge, Läufer zu halten; die Wetten zwischen den Dienst-Herren sowohl, als zwischen den Läufern selbst, in Ansehung der größern Geschicklichkeit und Behendigkeit im Laufen des einen vor dem andern, müssen, weil dabey immer der Natur viel zu viel geschieht, nie ungestraft bleiben, und es muß nicht leicht einem reichen Bürger gestattet werden, daß er Pferde und Menschen in Eine Classe setze, und diese dazu brauche, um in vollem Schweiße der Welt einen empfindungslosen Weichling anzusagen.

* * *

In manchen Fällen verschwindet der Begriff der Geschwindigkeit. So nennt man in vielen Gegenden, einen Aufseher über eine Waldung zu Fuße, einen Forst-Läufer, Heide-Läufer, zum Unterschiede von einem Heide-Reiter; siehe im XIV Th., S. 537.

Im Niedersächsischen werden die Karren-Gänger oder Karren-Schieber bey der Deich-Arbeit, welche die Deich-Erde, in Schieb-Karren, auf den Läufen, Lauf-Brücken oder Apparellen anfahren, Läufer genannt.

In dem Schach-Spiele führen zwey Officiere, welche zunächst an den König und die Königinn gestellet werden, und über Eck das ganze Schach-Bret durchlaufen können, aber allezeit auf Einer Farbe bleiben, den Nahmen der Läufer, Fr. Fou. Sie sind aber ursprünglich Elephanten; dagegen unser Elephant in dem Schach-Spiele bey den Morgenländern ein Kamel oder Dromedar ist.

2. Von Thieren, sowohl mit dem Begriffe der Geschwindigkeit in Ansehung des Laufes. So nennt man ein flüchtiges leichtes Pferd, welches einen geschwinden Schritt oder Hunde-Trab geht, und zum schnellen Verschicken und Reisen gebraucht wird, einen Läufer, Fr. Coureur. In Italien und Spanien aber nennt man einen Läufer, Fr. Courfier, oder Cheval de courfe, ein Pferd, welches zum Wett-Laufen, welches daselbst noch üblich ist, abgerichtet ist.

In vielen einzelen Fällen verschwindet der Begriff der Geschwindigkeit entweder ganz, oder zum Theil. Bey den Vogelstellern, heißt Läufer, Läufer-Vogel, oder Vorläufer, eine Art Lock-Vögel, welche ausser ihrem Bauer, auf dem Vogel-Herde angefesselt oder angefillt (s. Th. II, S. 246, f.), hingestellet werden, damit sie herum laufen können, und die vorbey ziehenden Vögel, in Meinung, jene wären frey, sich um so viel mehr zum Einfall in den Herd bequemen. Der Platz auf dem Vogel-Herde, auf welchem diese Vögel zum herum laufen angefesselt sind, wird der Läufer-Platz, und die zarten ledernen Riemchen, welche den Lock-Vögeln um den Leib geleget werden, sie daran zu befestigen oder anzuläufern (s. Th. II, S. 192,) der Läufer-Zug genannt. Siehe Lock-Vogel.

Junge Schweine werden, nachdem sie entwöhnt (abgesetzt) worden sind, so lange bis sie das erste Mahl sich begatten (zugekommen sind), in der Land-

Wirthschaft Läufer genannt, vermuthlich weil man sie in dieser Zeit frey herum laufen lässet.

3. Imgleichen von leblosen, aber beweglichen Dingen, in verschiedenen einzelen Fällen.

So heißt in den Mühlen der obere Mühl-Stein, welcher auf dem untern unbeweglichen (dem Boden-Steine) herum läuft, der Läufer; Fr. Meule de dessus, Meule tournante.

Bey denenjenigen, welche mit geriebenen Farben zu thun haben, ist der Läufer, Fr. Molette, der kleinere bewegliche Stein in Gestalt eines Kegels, mit welchem die Farbe auf dem Reibe-Steine zerrieben wird. Siehe Farben-Stein, im XII Th., S. 197.

In der See-Fahrt, werden die beweglichen Stücke auf dem Jacobs-Stabe Läufer, Fr. Courseur, genannt. Siehe im XXVIII Th., S. 31.

Bey den Tuch-Bereitern, ist der Läufer das obere bewegliche Blatt an der Tuch-Schere, im Gegensatze des Liegers, oder des untern unbeweglichen.

Die Ranken an den Erdbeeren und andern Pflanzen, sind häufig unter dem Nahmen der Läufer bekannt.

Eine Art von wilden oder sogenannten Weiden-Hopfen, mit kleinen runden Häuptern, heißt Läufer, weil er sich zeitig von der Hitze aufthut, und den Samen sowohl als das dabey befindliche Mehl, bald heraus laufen läßt. Siehe im XXV Th., S. 74.

Der Läufer der Seiler, ist ein in der Wand stehendes bewegliches Rad, ein Seil mit vier Haken daran zu spinnen; das Seiler-Rad, der Wirbel.

An den Scheun-Thoren, und an Thüren und Thorwegen der Meier-Höfe und anderer Wirthschafts-Gebäude, ist der Läufer, Fr. Chardonner, ein gerade stehendes Stück Holz an der Seite, wo die Haspen sind, welches unten einen in einer Pfanne beweg-

beweglichen Zapfen hat, oben aber wie ein Cylinder gestaltet ist, damit es in eine Angel gehen könne.

Auf den Schiffen heißt Läufer, Fr. Garant, ein Tau, welches durch gewisse Rollen geht, und etwas anzuziehen oder nachzulassen dient, nach dem es das andere Takelwerk erfordert.

Bey den Schlössern, wird die Renn-Spindel vermittelst des an der Spindel auf- und absteigenden Läufers beweget. Siehe Drill-Bohrer, im IX Th. S. 634.

An der Spinn-Mühle der Gold- und Silber-Draht-Spinner und Knopf-Macher, werden gewisse Rollen Läufer genannt. Siehe im XLI Th., S. 668.

Eine abgelaufene Spule, auf welcher nicht Wolle genug gewunden gewesen ist, heißt bey den Tuch-Machern ein Läufer.

Unter den Gränz-Steinen sind diejenigen, welche zwischen den Haupt- und Eck-Steinen stehen, und gleichsam mit unter laufen, unter dem Nahmen der Läufer bekannt.

In der Musik, macht man einen Lauf, oder Läufer, wenn man von einer Note zu einer andern entferntern alle der Scale gemäß dazwischen liegende Ton-Stufen in der Geschwindigkeit mit berührt; Fr. Roulade, Tour de gosier; Ital. Passaggio. Nach Sulzer'n (*), ist der Lauf eine Folge melodischer Töne auf eine einzige Sylbe des Textes. Es ist wahrscheinlich, daß in den alten Zeiten auf jede Sylbe des Textes nur Ein Ton, oder höchstens ein Par an einander geschleifte Töne gesetzt wurden. Doch hat schon der h. Augustin angemerkt, daß man bey Hymnen bisweilen in solche Empfindungen komme, die keine Worte zum Ausdruck finden, und sich am natürlichsten

(*) In seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste, 3 Th. (2te Aufl. Lpz. 1793, gr. 8.) S. 355 f.

sten durch unartikulirte Töne äußern; daher auch schon in alten Kirchen-Stücken etwas von dieser Art am Ende vorkommt. In einem auf der kön. Bibliothek in Berlin befindlichen griechischen Gesang-Buche, welches im 8 oder 9ten Jahrh. geschrieben zu seyn scheint, bemerkt man schon ziemlich lange Läufe mitten in einigen Versen. Es ist, wie schon Rousseau angemerkt hat, ein Vorurtheil, alle Läufe als unnatürlich zu verwerfen. Es giebt in den Aeußerungen der Leidenschaften gar oft Zeitpuncte, da der Verstand keine Worte findet, das, was das Herz fühlt, auszudrücken; und eben da stehen die Läufe am rechten Orte. Aber dieses ist ein höchst verwerflicher Mißbrauch, der in den neuern Zeiten durch die Opern-Arien aufgekommen ist, und sich auch von da in die Kirchen-Musik eingeschlichen hat, daß lange Läufe, ohne alle Veranlassung des Ausdruckes, ohne andre Wirkung, als die Biegsamkeit der Kehle an den Tag zu legen, fast überall angebracht werden, wo sich schickliche Sylben dazu finden; daß Arien gesetzt werden, wo die Hälfte der Melodie aus Läufen besteht, deren Ende man kaum abwarten kann. Sie sollten nirgend stehen, als wo der einfache Gesang nicht hinreicht, die Empfindung auszudrücken, und wo man fühlt, daß eine Verweilung auf einer Stelle nothwendig ist. Der Tonsetzer zeigt sehr wenig Ueberlegung, der sich einbildet, er müsse überall, wo er ein langes a, oder o, antrifft, einen Lauf machen. Es giebt gar viel Arien, deren Text keinen einzigen erfordert, oder zuläßt. Vornehmlich sollten bloß künstliche Läufe schlechterdings aus der Kirchen-Musik verbannt seyn, weil es da nicht erlaubt ist, irgend etwas zu setzen, was die Aufmerksamkeit von dem Inhalte auf die Kunst des Sängers abzieht.

Von dem Vortrage der Läufe findet man in Tosi's Anleitung zur Singkunst, und den von Agricola daselbst beygefügten Anmerkungen, einen sehr gründlichen Unterricht.

Mit Läufer zusammengesetzte Haupt-Wörter.

Der Abläufer, s. oben, S. 33.

Der Aufläufer, eine Speise; s. oben, S. 38.

Der Ausläufer, s. oben, S. 40.

Der Baum-Läufer, ein Vogel, Certhia *Linn.*; s. in den Supplementen Baum-Kletter.

Der Beyläufer, ein Diener, welcher nur zum Verschicken gebraucht wird, und im Nothfalle der ordentlichen Diener Stelle vertritt. Figürlich, zuweilen auch wohl in einigen Fällen, was geringer ist, als andere Dinge seiner Art.

Der Bothen-Läufer, s. oben, S. 80.

Der Deich-Läufer, siehe Deich-Bothe, im IX Th., S. 74.

Der Forst-Läufer, Heide-Läufer, s. oben, S. 88.

Der Hunds-Läufer, s. im XXVI Th., S. 319.

Der Karren-Läufer, s. im XXXV Th., S. 168.

Der Kirchspiel-Läufer, s. im XXXVIII Th., S. 436.

Der Land-Läufer, s. im LX Th., S. 317.

Der Sand-Läufer, eine Gattung Wasser-Vögel; s. Gries-Huhn, im XX Th., S. 27, f.

Der Schnell-Läufer, s. Courier, im VIII Th., S. 412.

Der Strand-Läufer, eine Gattung Wasser-Vögel, Tringa *Linn.*; s. in S.

Der Ueberläufer, s. oben, S. 44.

Der Umläufer, s. oben, S. 45.

Der Unterläufer, ein nur in einigen Fällen übliches Wort. 1) Ein untergeordneter, einem andern nachgeordneter Läufer, in welchem Verstande in dem Salzwerke zu Halle gewisse Knechte, welche im Nothfalle an statt der Gerenthner die Sohle in die Kothen laufen oder tragen, Unterläufer genannt werden. Auch giebt es unter den Forst-Bedienten Unterläufer, s. im XIV Th., S. 537. 2) Figürlich ist in einigen Gegenden, besonders Nieder-Drutschlandes, ein Unterläufer derjenige, der sich unbefugt eine fremde Handlung anmaßet, sich unbefugt unter andere Handelsleute und in Handels-Sachen mischet, da denn auch wohl ein Schleichhändler, ingl. ein Schiff, welches verbothene Handlung treibt, ein Unterläufer genannt wird.

Es ist in dieser Bedeutung nach dem Engl. Interloper gebildet, welches in eben diesem Verstande üblich ist; Franz. Interlope oder Entrelope, von to interlope, sich unbefugt in eine fremde Handlung mischen.

Der Vorläufer, s. oben, S. 84 und 89.

Läufer-Büchse, s. oben, S. 80.
Läufer-Platz, s. oben, S. 89.
Läufer-Schuh, s. Lauf-Schuh, oben, S. 26, u. 57.
Läufer-Vogel, s. oben, S. 89.
Läufer-Zug, s. eb. das.

Läufig, ein Bey-Wort und Neben-Wort, läufiger, läufigste, von dem Zeit-Worte laufen.

1. Einen gewissen Lauf habend, doch nur in den Zusammensetzungen geradläufig, krummläufig, rechtläufig, weitläufig, u. s. f.

2. Von Thieren, besonders aber von Hunden, wenn sie den Trieb zur Begattung empfinden und äussern, sagt man sie seyen läufig, und in den niedrigen Sprech-Arten läufisch; Fr. être chaude, être en rut. Beyde braucht man im verächtlichen Verstande auch wohl von Menschen. Nieders. löpsk. Siehe

Lau-

Laufen 2, oben, S. 28. Im gem. Leben auch für geläufig; s. weiter unten.

Beyläufig, ein Bey-Wort und ein Neben-Wort, welches doch nur in der Gestalt eines Neben-Wortes, aber auch hier nur in einigen figürlichen Bedeutungen üblich ist. 1. Als oder in Gestalt einer Neben-Sache. Dies habe ich nur beyläufig melden wollen. Beyläufig, d. i. bey dieser Gelegenheit, soll auch dieß beygebracht werden. Zuweilen, besonders im Oberdeutschen, auch als ein Bey-Wort. Eine beyläufige Lesung eines Buches, d. i. ein Lesen, welches nur bey Gelegenheit, als eine Neben-Sache geschieht. Das sind meine beyläufigen Gedanken, die mir bey dieser Gelegenheit beygefallen sind. 2. Ungefähr. Vor beyläufig zwanzig Jahren. Es waren beyläufig tausend Mann. Doch in beyden Bedeutungen ist dieses Wort eher dem Kanzeley-Stile, als der edeln Schreib-Art, nachzusehen.

Geläufig, ein Bey-Wort und ein Neben-Wort, geläufiger, geläufigste, welches nur in der figürlichen Bedeutung des Zeit-Wortes laufen üblich ist, geübt, eine aus der Uebung erlangte Fertigkeit zu bezeichnen. Eine geläufige Hand haben, im Schreiben; Fr. Ecriture (Main) coulante. Sie fuhr in diesem Tone mit einer überaus geläufigen Zunge fort. Ein sehr geläufiges Gedächtniß haben.

Daher die Geläufigkeit, der Zustand einer Sache, da sie, oder da ihr eine Sache geläufig ist. Die Geläufigkeit ihrer Zunge stürzt alles vor sich heraus, was ihr in den Sinn kommt.

Vorläufig, ein Bey-Wort und ein Neben-Wort. 1. Was vor einer Sache hergeht, und sie gleichsam verkündigt; eine veraltete Bedeutung. Das vorläufige Gerücht. Ein vorläufiger Brief. 2. Was vor der Haupt-Sache, doch in Beziehung auf dieselbe,

selbe, überhaupt und summarisch geschieht. Sich vorläufig nach etwas erkundigen. Etwas vorläufig melden. Die vorläufige Nachricht. Vorläufige Abrede nehmen.

Läufisch, s. oben, S. 94.

Lauft, Läufte; s. oben, S. 2.

Laug-Asche, s. Laugen-Asche.

Laug-Hütte, in den Alaun-Werken, diejenige Hütte, oder derjenige Theil der Hütte, in welcher der Alaun ausgelauget wird; zum Unterschiede von der Siede-Hütte. Siehe im I Th., S. 474, fgg.

Läugbar, was geläugnet werden kann; doch nur in dem Gegensatze unläugbar.

Es ist nicht von unserm heutigen läugnen, sondern von dessen veralteten Stamm-Worte läugen gebildet.

1. **Lauge**, ein Fisch, Cyprinus Leuciscus *Linn.*; siehe Lauben, im LXV Th., S. 651.

2. **Lauge** (*), L. Lixivium, Fr. Lessive, ein mit Asche eingerührtes Wasser, welches, nachdem es eine Zeitlang

(*) Im Nieders. Loge, im Engl. Lie, im Angels. Laeg, Leah, im Pohln. Lug, im Böhm. Lauch, im Ungar. Lungh. Andere Sprachen haben statt des Gaumen-Lautes ein t, wie das Dän. Lud, Schwed. Lut, das Bretagnische Lludw, Llutrod, und noch andere einen Zisch-Laut, wie das Wallisische Llusw, das Lat. Lixivium, das Ital. Liscia, das Franz. Lessive, und das Span. Lexia. Alle in der heutigen Bedeutung des Deutschen Lauge. Ihre hält das Wallis. Llusw, und Bretagnische Ludu, Asche, für das Stamm-Wort, weil doch die Lauge gemeiniglich aus Asche gemacht wird. Allein, der Begriff des Waschens, Lat. lauare, und in weiterer Bedeutung eines jeden flüßigen Körpers, ist wohl unstreitig in diesem Worte der herrschende. Im Schwed. ist löga noch jezt waschen, und Löga, ein Bad, eben daselbst aber Lag, und Isländ. Laugu, ein flüssiger Körper. Im Deutschen nennt man noch den Urin im Scherze Kammer-Lauge, und in einigen Gegenden wird das Lösch-Wasser der Schmiede Schmiede-Lauge, das Seifen-Wasser aber, worin etwas gewaschen worden ist, Laugter genannt. Siehe Lache, im LVIII Th., S. 158, f. Flauen, im XIV Th., S. 61, f. und das weiter unten folgende Zeit-Wort Laugen.

lang gestanden hat, gekocht und durch den Laugen-Sack geläutert wird. Lauge machen. Eine Lauge ansetzen, Wasser auf Asche gießen. Die Wäsche in Lauge einweichen, aus der Lauge waschen.

Die Büchen-Asche giebt die beste Lauge; die vom Erlen-Holze enthält zu viel oehlige Theile, wovon die Wäsche gelb wird. Diese Lauge gebraucht man hernach, wegen der aus der Asche gezogenen Schärfe, zum Waschen des Leinen-Geräthes. Die Lauge zum Seifensieden wird aus Waid-Asche, oder einer guten Eichen- oder Büchen-Holz-Asche und Kalk, verfertigt. Siehe Aescher, im I Th., S. 438. Kalk-Lauge, Wasser, welches die in in dem Kalke befindlichen Salz-Theilchen in sich genommen hat.

Die Lauge wird auch zum Beizen gebraucht, daher sie auch Beize genannt wird. Also brauchen die Gärber eine Art Lauge, ihre Felle und Häute darin gar zu machen. Die Schmelzer und Scheide-Künstler bedienen sich verschiedener Laugen, die wilden Erze zu zwingen. Die Gold-Schmiede haben eine Lauge, oder ein Kratzbürsten-Wasser, worin sie ihre Arbeit waschen, u. s. f.

Die Seifensieder-Lauge besitzt eine steinzermalmende Kraft, und ist ein sehr schätzbares Haus-Mittel, welches bey armen Leuten gegen Gicht, Podagra, Stein, selbst gegen so genannte Flüsse, oft kräftigere Dienste thut, als die gerühmtesten Geheimnisse mancher Aerzte und Nichtärzte. Man trinkt alle Morgen und Abende eine Thee-Tasse voll mit 2 Thee-Tassen Fleisch-Brühe. Es ist zwar ein unangenehmer Geschmack; aber was thut man nicht für seine Gesundheit! Sollte sie äusserlich mit Compressen aufgeschlagen, nicht auch bey Verhärtungen, Geschwulst, Beulen, u. d. gl. oder doch bey Gicht, Po-

dagra und Flüssen, ihre so nützliche zertheilende Kraft äussern?

Das Begießen der Kohl-Stauden mit Lauge, wird als ein Mittel wider die Kohl-Raupen angegeben; s. im XLII Th., S. 715.

Die Lauge, welche von Holz-Asche, oder, noch besser, von reiner Pott-Asche, oder andern dergleichen Laugen-Salzen gemacht ist, ist zum Brandlöschen sehr nützlich; ja, recht starke Lauge löscht das Feuer am Holze und an andern brennbaren Dingen, so gar auch an brennenden Fettigkeiten, Oehlen, mit Oehl-Farben gemahlten Bildern und andern überfirnißten Sachen, besser und geschwinder, als selbst das Küchensalz-Wasser, aus. Wegen des besonders nützlichen Gebrauches der Lauge zum Feuerlöschen, insonderheit in Bilder-Sählen die Bilder, oder oehlfarbige Tapeten, wenn sie in Brand geriethen, zu löschen, sollte man billig, nebst einer guten Quantität starkes Salz-Wasser, auch einen guten Theil von recht reiner Pott-Asche stark gemachter Lauge, auf besorgliche Brand-Nothfälle, in einem Keller oder Gewölbe, an einem kühlen, doch vor dem Froste sichern, Orte, in wohl verpichten und verschlossenen eichenen Fässern aufbehalten. Auch auf den Schiffen könnte man einige Fässer Lauge also auf den Nothfall vorräthig halten.

1. Laugen, ein Activum, von dem vorigen Haupt-Worte.

1) In Lauge einweichen. Die Wäsche laugen, oder einlaugen, welches im Oberd. laugnen, läugnen, an andern Orten aber beuchen genannt wird; s. im IV Th., S. 153, f.

2) Vermittelst warmen Wassers gewisser auflöslicher Theile berauben. Das Salz aus der Asche, den Alaun aus dem Schiefer laugen.

Daher

Daher ablaugen, die Lauge aus dem Garne herauswaschen. Siehe Th. I, S. 110.

Auslaugen. 1. Vermittelst einer Lauge, d. i. warmen Wassers, heraus bringen. Salz auslaugen, d. i. aus der Asche. Kupfer auslaugen, es mit warmen Wasser aus den gerösteten Kupfer-Erzen ausziehen. Ingleichem auf solche Art von dem Salze oder den salzartigen Theilen befreyen. Ausgelaugete Asche. Ausgelaugete Kupfer-Erze.

Das Auslaugen, L. Elixiratio, Ital. Elisciva-zione, Franz. Lixiviation, Engl. Elixivation; die mit Wasser zu verrichtende Absonderung der Salz-Theilchen, die in einer Substanz (als: der Asche der Vegetabilien, oder dem Kalke der Mineralien, oder einer Erd-Art, welche einige Salze in sich hält,) enthalten sind, welche man in der Absicht vornimmt, um diese Salze selbst zu gewinnen, ist in Ansehung der Art, wie diese Arbeit verrichtet wird, dieselbe mit dem Absüßen oder Aussüßen; aber der Endzweck, warum man sie unternimmt, macht den ganzen Unterschied aus. Die auszulaugende Substanz wird in ein schickliches Gefäß gethan, und alsdann wird entweder heißes oder kaltes Wasser, je nach dem der Grad der Auflöslichkeit es erfordert, darauf gegossen; dieses wiederhohlt man so lange, bis das Wasser keinen Salz-Geschmack weiter annimmt.

2. Von einer Lauge gehörig durchdringen lassen. Neue Fässer auslaugen.

Einlaugen, s. im X Th., S. 436.

2. Laugen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben. Man sagt im gem. Leben, ein Faß lauge, wenn der darin befindliche flüssige Körper nach dem frischen Holze des Fasses schmeckt. Ein weingrünes Faß, worin schon Wein gelegen hat, lauget nicht mehr von dem frischen Holze.

Vielleicht von lau, welches in einigen Gegenden, so wie laff, ungeschmackt, kraftlos bedeutet, wenn es nicht eine Figur der zweyten Bedeutung des vorigen Wortes ist.

Laugen-artig, der Lauge an Art gleich oder ähnlich, laugenhaft. Ein laugenartiger Geschmack. Laugenartige Luft, s. unter Luft. Ein laugenartiges Salz, s. Laugen-Salz.

Laugen-Asche, Laug-Asche, ausgelaugte Asche, aus welcher das Salz und die Schärfe bereits durch Wasser ausgezogen ist; die Asche, welche sowohl bey dem Waschen des Leinen-Geräthes, als bey dem Seifensieden, nach abgegossener Lauge zurückbleibt; jene wird insonderheit Bauch-Asche, und diese Seifensieder-Asche genannt. Diese Asche dient vornehmlich zur Düngung der Wiesen, Felder und Gras-Gärten; s. im II Th., S. 519, fgg.

Laugen-Blume, nennt man die Gattung Corula *Linn.* Diejenigen Arten, welche Tournefort unter diesem Nahmen anführt, enthält die Gattung Anacyclus *Linn.* Die Blume ist aus der Zahl derjenigen, welche aus zweyerley Blümchen zusammengesetzt sind. Der gewölbte, gemeinschaftliche Kelch besteht ungefähr aus 16 eyförmigen Schuppen, welche in zwey Reihen gestellet, und davon die äussern fast größer, als die innern, sind. Die Randblümchen haben gemeiniglich kein Blumenblatt, sondern sind nacket, und bestehen nur aus dem Fruchtkeime und dem dünnen Griffel mit zwey Staubwegen; in einigen Arten fehlen diese gänzlich. Die mittlern, dicht an einander gestellten Zwitterblümchen zeigen ein röhrenförmiges Blumenblatt mit vier ungleichen Einschnitten, vier kurze Staubfäden mit einem walzenförmigen Staubbeutel, und auf dem Fruchtkeime einen Griffel mit zwey stumpfen Staubwegen. Das Blumenbett ist platt und nacket. Die Samen tragen keine Haar-Krone, sind aber unter sich verschieden. Auf der

Scheibe

Scheibe sitzen kleinere, eyförmige, fast dreyeckige, am Rande aber größere, herzförmige, auf der einen Seite platte, auf der andern gekrümmte Samen; diese gehören zu den weiblichen, jene zu den Zwitter-Blümchen. Linné hat folgende eilf Arten, unter welchen die dritte zur Zierde der Gärten dient.

1. Kamillen-artige Laugen-Blume, ohne Blumenkelche, und mit wechselweise stehenden, gefiederten oder in viele Theile zerspaltenen und erweiterten Blättern, Cotula anthemoides, foliis alternis pinnato-multifidis dilatatis, corollis radio destitutis *Linn.* Ananthocyclus chamaemeli folio *Dillen. Vaill.* Chrysanthemum exoricum perpusillum nudum, foliis coronopi *Pluken.* Chamomile-leaved May-weed *Hmb.* Sie ist jährig, und wächst in Italien, Spanien, auf der Helenen-Insel, und auf den Inseln des Archipelagus. Ihr Stängel ist aufrecht, ästig, haarig, und 1½ Fuß hoch. Die Blätter sind in Querstücke zertheilt, eingeschnitten, glatt und hellgrün, wie bey der Kamille. Die Blumen sitzen einzeln auf langen einzelnen Stielen an dem Gipfel der Zweige, zeigen sich im May und Jun., sind gelb und kugelrund, zwar ohne Strahl, doch in der Mitte erhaben, und reizen, wegen dieser sonderbaren Eigenschaft, die Aufmerksamkeit. Man kann sie durch den Samen, der im Aug. reif wird, fortpflanzen, den man im Herbste oder Frühlinge säen kann. Die aus der Frühlings-Aussaat entspringenden Pflanzen blühen zwar später, geben aber doch reifen Samen, aus welchem, wenn er ausfällt, weit umher eine Menge Pflanzen entspringt.

2. Große Laugen-Blume, mit wechselweise stehenden, lanzettförmigen und gezahnten Blättern, einem aufrechten Stamme und einzelnen Blumen, Cotula grandis, foliis alternis lanceolatis dentatis, caule erecto; floribus solitariis *Linn.* Sie kommt

aus der Barbarey, und hat das Ansehen der großen Maßlieben (Chrysanthemum Leucanthemum *Linn.*), ihre Blumen aber sind noch einmahl so groß, gelb, und stehen an dem Gipfel des Stammes und der Zweige. Der Stamm wird bis 3 Schuh hoch, und ist gestreift, ganz einfach, und nach unten zu mit steifen Haaren besetzt. Die Schuppen des Blumenkelches haben einen schwarzen Rand, und eine etwas häutige Spitze. Die Blümchen sind öfters in 5 Abschnitte zerspalten. Der Fruchtboden ist nacket. Die Samen haben eine zungenförmige Krone. Es giebt auch eine kleinere Varietät, deren Stamm Zweige, und deren Blätter mehrere Zähne haben.

3. Krähenfuß- oder Schweinskresse-blätterigte Laugen-Blume, deren Blätter wechselweise stehen, lanzettförmig, gleichbreit und gezahnt sind, und den Stamm umfassen, Cotula Coronopifolia, foliis alternis lanceolato-linearibus amplexicaulibus dentatis *Linn.* Cotula, foliis lanceolato-linearibus amplexicaulibus pinnatifidis *Royen.* Ananthocyclus coronopifolia *Dill.* *Vaill.* Bellis annua, capite aphyllo, luteo, coronopi folio, caulibus procumbentibus *Morif.* Bellis africana, capitulo aphyllo luteo, coronopi folio, cauliculis procumbentibus *Herm.* Small Aethiopian May-weed *Hamb.* Diese hat *Pontedera* als eine besondere Gattung unter dem Nahmen Lanciſia vorgetragen. Der berühmte päpstliche Leib-Arzt *Jo. Maria Lanciſi* hätte wohl verdient, daß sein Andenken auch im Gewächs-Reiche unvergänglich grünen möchte. Diese Art ist jährig, wächst in Aethiopien, und izt auch in Ost-Friesland auf überschwemmten Plätzen wild. Die zarte, faserige Wurzel treibt schwache, gemeiniglich auf der Erde ausgebreitete, ungefähr 6 Zoll lange, und in Zweige abgetheilte Stängel, welche die saftigen, schmahlen, lanzettförmigen, am hintern Theile spitzig aus-

ausgezackten oder federartig eingeschrittenen Blätter wechselweise umfassen. An den Spitzen der Zweige stehen einzelne gelbliche Blumen, bey welchen die Randblümchen ein zungenförmiges, stumpfes, weißliches Blumenblatt zeigen. Die Blumen stehen anfangs aufgerichtet, biegen sich hernach unterwärts, und richten sich, wenn der Same reif zu werden anfängt, wieder in die Höhe. Die Pflanze ist in den botanischen Gärten gleichsam einheimisch geworden, indem sie sich durch den ausgefallenen Samen vermehrt und von selbst unterhält. Man kann sie wie die erste Art ziehen, den man auf eine warme Rabatte säet, wo die Pflanzen bleiben sollen, die man alsdann von Unkraut reinigen muß.

4. Goldgelbe Laugen-Blume, deren Blätter wechselweise stehen, und gefiedert oder borstenartig und in viele Stücke zerspalten sind, und deren Blumen unter sich hängen und keinen Strahl haben, Cotula aurea, foliis alternis pinnato-setaceis multifidis, floribus cernuis radio destitutis *Linn.* Anthemis Chrysanthemos herbariorum *Pen. Lobel. Dalechamp.* Chamaemelum aureum peregrinum, capite sine foliis *J. B.* Chamaemelum capitulis nudis *Morif.* Chamaemelum hortense alterum *Gesn.* Chamaemelum luteum, capitulo aphyllo, s. Chamaemelum luteum odoratum *Theod. C. B.* Chamaemelum nudum odoratum *Gerard.* Cotula foliis pinnatim setaceis, caulibus procumbentibus *Loefling.* Spanish golden May-weed *Hmb.* Sie ist jährig, und in Spanien und im südlichen Europa zu Hause. Die Stängel sind gestreckt, und die Blumen goldgelb. *Vaillant* hält sie für eine Varietät der edeln Kamille.

5. Kreiselförmige Laugen-Blume, deren Blätter wechselweise stehen, und deren Fruchtboden unten aufgeblasen sind, und die Gestalt einer umge-

kehrten Birn haben, Cotula turbinata, foliis alternis receptaculis subtus inflatis turbinatis *Linn.* Chamaemelum aethiopicum lanuginosum *Breyn. Merisf.* Cotula africana, calyce eleganti caesio *Tourn.* Cotula flore albo *Vaill.* African turbinated May weed *Hamb.* Sie ist jährig, und wächst in Aethiopien und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wild. Ihre Stängel sind ästig, und breiten sich auf dem Boden aus. Die Blätter sind mit einem baumwollenartigen Filze überzogen, und zart zertheilt. Die blaß- oder hochgelben, einfachen oder gefüllten Blumen, stehen im Jun. und Jul. einzeln auf langen Stielen an den Seiten der Zweige. Den im Herbste reifenden Samen dieser und der vorigen Art, säe man im Frühlinge auf ein gemäßigtes Mist-Beet, und versetze die Pflanzen, um die Mitte des May, wenn sie erstarkt sind, an einem feuchten Tage, mit einem Ballen Erde, auf die zu ihrer Flor bestimmten Stellen.

6. Klebrige Laugen-Blume, mit wechselweise stehenden, leyerförmig gefiederten Blättern und gestrahlten Blumenkronen, Cotula viscosa, foliis alternis lyrato-pinnatis, corollis radiatis *Linn.* Jacobaea americana odorata viscosa, florum radiis breuissimis albis *Houst.* Ihr Vaterland ist Veracrux. Sie ist klebrig, hat ganz kurze weiße Blumenstrahlen, und einen guten Geruch.

7. Laugen-Blume von Jamaica, deren Blätter einander gerade gegenüber stehen, drey Nerven haben, und herzförmig und gekerbt sind, und deren Blumen zu zwey auf Stielen stehen, Cotula Verbesina, foliis oppositis trinerviis cordatis crenatis, floribus pedunculatis binis *Linn.* Chrysanthemum repens minus, chamaedryos folio, flore luteo nudo, semine rostrato *Sloane.* Tanacetum herbaceum erectum, foliis cordatis crenatis oppositis,

tis, capitulis paucioribus remotis terminalibus *Brown.* Sie kommt aus Jamaica. Ihre Stängel sind weich, bald aufrecht, bald gestreckt; ihre Blumen gelb, ohne Strahl, und an dem Gipfel des Stammes und der Zweige. Die Samen haben einen Schnabel.

8. Gestreckte Laugen-Blume, deren Blätter einander gerade gegenüber stehen, drey Nerven haben, und eyrund-länglich und sägenartig gezahnt sind, und deren Blumen wechselweise zu zwey ziemlich fest aufsitzen; gestreckte Verbesine; kahle Wasserdosten mit Münzblättern, Cotula prostrata, foliis oppositis trinerviis ovato-oblongis serratis, floribus alternis geminis subsessilibus *Linn.* Ceratocephalus foliis lanceolatis serratis, sapore fervido *Vaill.* Chrysanthemum maderaspatanum, menthae arvensis folio & facie, floribus bigemellis ad alas pediculis curtis *Pluken.* Eupatorio-phalacron menthae arvensis folio *Vaill.* Sie ist in Ost-Indien zu Hause, und, wie die folgende, ehemahls unter die Verbesinen gezählt worden. Ihr Blumen-Kelch ist einfach. Die Blätter gleichen den Blättern der Acker-Münze. Die Blumen stehen auf kurzen Stielen in den Winkeln der Blätter. Die Samen haben 4 Reihen Stacheln. Sie ist in einem trocknen Boden sehr dauerhaft, nur muß sie im Winter etwas vor dem Froste verwahret werden. Man kann sie entweder durch die Wurzeln, die man im März oder October theilt, und, wenn dieses im Frühlinge geschieht, bis sie Wurzeln haben, begießt und im Schatten erhält, oder durch den Samen fortpflanzen, den man im Frühlinge auf ein Beet von leichter Erde säet, und bey trocknem Wetter fleißig begießt; er geht aber oft erst im zweyten Jahre auf. Wenn die Pflanzen ein Mahl geblühet haben, setzt man sie im October dahin, wo sie bleiben sollen.

9. Weiße Laugen-Blume, deren Blätter einander gerade gegenüber stehen, dreyfache Nerven haben, lanzettförmig und sägenartig gezahnt sind, und, wie die Blumen, welche wechselweise und meistens zu drey sind, fest aufsitzen; weiße Verbesine; kahle Wasserdoste, mit Blättern des Balsamkrautweibchens, und weißer Scheibenblume; Cotula alba, foliis oppositis lanceolatis triplinerviis serratis sessilibus, floribus alternis subternis sessilibus *Linn.* Eupatorio-phalacron balsaminae feminae folio, flore albo discoide *Vaill.* Scabiosa conyzoides americana latifolia, capitulis & floribus albis parvis *Pluk. Morison.* Sie wächst in Virginien, Surinam und verschiedenen Gegenden von Engelland wild, ist zweyjährig, ehemahls unter die Arzeney-Kräuter, und von Linné unter die Verbesinen gezählt worden. Ihre weißen, kleinen und ungestrahlten Blumen sitzen auf wollichten Stielen, haben einfache Blumenkelche und viermahl zertheilte Blümchen, und hinterlaßen unbewehrte Samen. Sie kann, wie die gestreckte, fortgepflanzet werden.

10. Laugen-Blume mit Rainfarnblättern, mit flachen Blumensträußen, einem einfachen Stamme, und wechselweise stehenden, dreyfach gefiederten Blättern, deren Lappen spitzig sind; strauchiger Rainfarn; Cotula tanacetifolia, foliis alternis tripinnatis, lacinulis acutis, caule erecto, floribus corymbosis *Linn.* Sie ist jährig, kommt aus Aethiopien, und war ehemahls unter der Gattung des Rainfarn. Sie hat viele gelbe Blumen, welche nach Campher riechen, und in denselben einige gelbliche Blümchen, und in der Scheibe solche, die in 4 Abschnitte zerspalten sind.

11. Senkrechte Laugen-Blume, deren Stamm aufrecht, deren Blätter wechselweise stehen und in Querstücke zertheilt, und deren Blumen gestrahlt sind;

sind; Cotula stricta, foliis alternis pinnatifidis, caule erecto, floribus radiatis *Linn.* Sie kommt aus Aethiopien. Ihr Stamm ist 1 Fuß hoch. Ihre Blätter sind spitzig und getüpfelt; ihre Blumen groß, und sitzen einzeln an dem Gipfel des Stammes auf eigenen Stielen.

* * *

Den Nahmen Laugen-Blume führt auch in einigen Gegenden, die im XXXIII Th., S. 51, fgg. beschriebene Kamille.

Laugen-Gewicht, in der Probier-Kunst, ein Gewicht, den innern Gehalt einer Salz-Sohle, Salpeter-, Alaun- und Vitriol-Lauge, zu untersuchen. Einem Probierer kommen bisweilen Salz-Sohlen, Salpeter-, Alaun- und Vitriol-Laugen zu probieren vor. Dieses ohne viele Umstände zu bewerkstelligen, schaffen sich Einige dazu besondere Gewichte an, welche sie Sohlen- oder Laugen-Gewichte nennen, und darnach den Gehalt angeben. Der Grund beruhet auf folgender Erfahrung. Alle diese Salze sind schwerer, als das Wasser; und ein gewisses Maß Wasser, in gleichem Grade der Wärme gewogen, wird desto schwerer, je mehr von vorerwähnten Salzen darin aufgelöset ist. Man nimmt also zu kalten Sohlen und Laugen ein gläsernes, zu heißen ein bleyernes Gefäß, welches ungefähr 1 oder 2 Pfund gemeines Wasser in sich fassen kann, und mit einem etwa nur ½ Zoll weiten Halse versehen ist, wäget solches auf einer accuraten Mark-Wage genau ab, macht sowohl zu dem gläsernen, als bleyernen Gefäße ein Gewicht, welches das Glas-Gewicht, und Bley-Gewicht genannt wird, und schlägt ein Zeichen auf jedes Gewicht. Hierauf füllet man das gläserne Gefäß mit mäßig kaltem, reinen Brunnen-, das bleyerne aber mit so heißem Wasser, welches dem Kochen nahe ist,

wo-

wäget jedes angefüllte Gefäß, nachdem das Glas- oder Bley-Gewicht in die Gewicht-Schale gelegt worden ist, abermahl, indem man so viel gekörntes Bley oder Bley-Hagel zu dem schon gemachten Glas- oder Bley-Gewichte legt, bis die Wage inne steht; macht zu dem kalten sowohl als heißen Wasser ein besonderes, mit einem Zeichen bemerktes Gewicht, nach der Schwere des gekörnten Bleyes, welches das Wasser-Gewicht genannt wird. Endlich erforscht man durch Versuche, wie viel das Wasser, welches sowohl das gläserne als bleyerne Gefäß in sich hält, von verschiedenen Quantitäten verschiedener Salze, als: Salpeter, Alaun, Vitriol ꝛc. schwerer werde, und macht darnach die Sohlen- oder Laugen-Gewichte, und zwar am leichtesten auf folgende Art. Zwey gewisse Quantitäten genau abgewogenes reines Wasser, z. B. jede von 2 Pfund, werden in 2 verschiedenen gläsernen Bouteillen, die etwa noch einmahl so viel halten können, in einen kühlen Keller gesetzt, wo es in wenigen Stunden zu einem so gemäßigten Grade der Kälte kommt, dergleichen ungefähr ein kaltes Quell-Wasser hat, und man thut wohl, den Grad durch ein Thermometer zu bestimmen. In diesem Wasser zerläßt man so viel von dem Salze, auf welches das Gewicht gerichtet werden soll, als das Wasser in diesem Grade der Kälte auflösen kann. Das Gewicht des aufgelöseten Salzes wird in 32 Theile getheilet, welche Lothe heißen, ob sie gleich mit den gemeinen Lothen nicht überein kommen. Nun wieget man $\frac{1}{32}$, oder ein sogenanntes Loth von dem Salze ab, thut es in die zweyte Portion des frischen abgekühlten Wassers, schüttelt es um, und giebt davon so viel in das vorbeschriebene gläserne Gefäß, als es fassen kann; setzt solches auf die Wage; in die andere Schale hingegen legt man das zuvor in eben dem Grade der Kälte erforschte Glas- und Wasser-

ser-Gewicht, so wird das angefüllte Gefäß einen Ausschlag geben, welcher durch kleinen Bley-Hagel zum Gleichgewicht gebracht, nach solchem das Sohlen- oder Laugen-Gewicht gemacht, und mit 1 Loth bezeichnet wird. Eben dieses Wasser gießt man in die erste Bouteille, darin die Solution geschehen ist, zurück, thut noch 1 Loth Salz dazu, und wenn es geschmolzen ist, füllt man das gläserne Gefäß abermahl damit an, so wird solches noch mehr Uebergewicht bekommen, nach welchem auf vorbeschriebene Art das Zweyloth-Stück gemacht, und so bis auf 32 fortgefahren wird: so sind die Sohlen- und Laugen-Gewichte fertig.

Hierbey ist Folgendes zu merken. 1) Zu jeder Art Salz ist ein besonderes Gewicht nöthig, weil eine gewisse Quantität sowohl heißes als kaltes Wasser von einem Salze mehr, als von andern, auflöset, daß also die Lothe bey einem Salze größer oder kleiner, als bey dem andern sind. 2) Das Auflösen in kaltem Wasser muß in einer gläsernen so geraumigen Bouteille geschehen, daß, zumahl bey fast geschehener Saturation, das Salz und Wasser wohl unter einander geschürtelt werden könne; auch muß das Salz zuletzt in ganz kleinen abgewogenen Portionen klein zerrieben hinzugethan werden, damit nach geschehener Saturation kaum etwas merkliches am Boden liegen bleibe. 3) Eine kalte und warme Solution erfordert jede ein besonderes Gewicht, weil von den meisten Salzen sich in der Hitze weit mehr, als in der Kälte, auflöset, folglich ist ein Loth oder $\frac{1}{32}$ in diesem Falle weit kleiner, als in jenem. So zeigt auch eben die Solution ein anderes Gewicht an, so oft eine kalte heiß, und eine heiße kalt gemacht wird. Man fülle z. B. das bleyerne Gefäß mit einer kalten Sohle, die genau 8 Loth hält, lasse hierauf das Gefäß mit der Sohle fast bis zum Sieden heiß werden, so wird

sie

sie beynahe bis auf 7 Loth nach dem Gewichte herunter fallen. Die Ursache ist: weil die Sohle so viel mehr Raum einnimmt, je heißer sie wird, daß also das Gefäß nicht so viel von der heißen als kalten Sohle fassen kann. 4) Wenn also die Sohlen- und Laugen-Gewichte gemacht werden, muß es in gleichem Grade der Wärme geschehen, und in eben dem Grade muß auch der Gehalt von vorkommenden Sohlen und Laugen untersuchet, und zu dem Ende ein Thermometer zu Hülfe genommen werden, wenn man die Probe so genau, als möglich, machen will. 5) So oft bey Verfertigung der Gewichte die Solution in das gläserne oder bleyerne Gefäß, und hierauf zur Verstärkung mit einer frischen Portion Salz wieder zurück gegossen wird, ist zu vermeiden, daß nichts vorbey gegossen werde. 6) Mit Verfertigung der Gewichte zu heißen Solutionen, ist so eilig zu verfahren, als es sich schicken will, damit nicht viel Wasser wegdampfe. Doch wenn die Solution in einer gläsernen Bouteille geschieht, und in einem kleinen Kessel mit heißem Wasser die Hitze gegeben wird, ist diese Sorge unnöthig; der Hals muß dabey mit einem wollenen Lappen umwickelt werden, damit man sie, ohne sich zu verbrennen, fassen könne. 7) Das gemeine Salz ist vor dem Abwägen wohl zu trocknen, weil es viel Wasser aus der Luft, wenn dieselbe feucht ist, an sich zieht, und die Gewichte falsch macht. Bey dem Vitriol, Salpeter und Alaun, welche ausser ihrer zur Krystallisation nöthigen Feuchtigkeit gar wenig aus der Luft anziehen, ist dies nicht nöthig. 8) Mit dem bleyernen Gefäße ist behutsam umzugehen, daß es keine Beulen bekomme, sonst wird es ganz unbrauchbar, indem die Wasser- und Sohlen-Gewichte nicht mehr darauf passen. Wenn nun der Gehalt einer Lauge oder Sohle untersuchet werden soll, so füllet man, wenn es kalt geschehen soll, das gläserne,

wenn

wenn es aber heiß geschehen soll, das bleyerne Gefäß damit ganz voll an, setzt es auf eine Wageschale; das Glas- oder Bley-Gewicht, nebst dem dazu gehörigen Wasser-Gewichte dagegen; bringt den Ausschlag, welchen die Sohle oder Lauge giebt, durch die darauf gerichteten Loth-Stücke zum Gegen-Gewicht, und giebt die Zahl der Lothe an; je genauer die Wärme mit der, wobey die Gewichte gemacht sind, überein kommt, je besser trifft der Gehalt zu. Doch ist es kaum einem Probierer anzurathen, sich mit allen diesen Gewichten zu belästigen; denn es fehlen diese Proben, aller Sorgfalt ungeachtet, oft auf $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{3}$, ja in einigen Fällen über die Hälfte, wovon ich die Ursachen nur kürzlich angeben will. a) Ausser dem Salze enthalten die natürlichen Sohlen andere fremde Materien, welche derselben ein falsches Gewicht geben, welches nicht bey allen Sohlen gleich ist; weshalb man auch keine sichere Rechnung darauf machen, noch einen bestimmten Hinterhalt angeben kann. So findet sich z. B. bey allen Salz-Sohlen mehr oder weniger alkalische Erde, welche, gleich einem Tropf-Steine, sich in den Gradier-Häusern an die Rasen legt, und dieselben dergestalt überzieht, als ob sie in Stein verwandelt wären. Gleichergestalt bemerkt man fingersdicke Stein-Schalen, die sich an den Boden der Salz-Pfannen, aus welchen sie von Zeit zu Zeit heraus geschlagen oder gebrannt werden müssen, ansetzen, und bey einigen Salz-Siedereyen unter dem Nahmen Salz-Stein bekannt sind; diese giebt der Sohle ein falsches Gewicht. Ferner hat jede Sohle eine gewisse schmierige Materie bey sich, welche niemahls in Salz anschießt, weit schwerer als Wasser ist, und bey der Sohle gleichfalls das falsche Gewicht vermehrt. b) Eben dergleichen fremde Materie giebt es bey dem Salpeter-Laugen, z. B. den sogenannten Schalk.

Das

Das gemeine Küchen-Salz hat gleichfalls eine schwere schmierige Materie, woraus größten Theils die sogenannten Mutter-Laugen bestehen. Alle diese verursachen, daß die Gewicht-Proben sehr ungewiß sind. c) Gleiche Bewandtniß hat es mit den verschiedenen Vitriol- und Alaun-Sorten. Da es auch bey diesen auf die verschiedene Quantität und Gemenge der verschiedenen Arten dieser zusammengesetzten Salze ankommt, so ist die Gewicht-Probe hierbey noch von wenigern Nutzen, weil man weder die Beschaffenheit noch Quantität eines solchen zusammengesetzten Salzes daraus erkennen kann. d) Schon bekannte Salz-Sohlen und Laugen unter währendem Sieden, durch solche Gewichte zu untersuchen, wie stark sie sich angereichert haben, und ob sie bis zum Aussetzen oder Anschießen genug eingesotten seyn, ist von gar wenigem Nutzen. Ein jeder nur etwas erfahrner Arbeiter kann dieses ohne die Gewicht-Probe beurtheilen. An seinem gehörigen Orte werde ich zeigen, wie dergleichen Proben durch Einsieden, wodurch man den Gehalt viel genauer zu bestimmen, und die Güte eines jeden Salzes zuverläßig zu beurtheilen im Stande ist, angestellet werden können.

Ein Sohlen- und Laugen-Gewicht ist nur in dem Falle für einen Aufseher der Siede-Werke nutzbar, wenn er zu wissen nöthig hat, wie hoch die ihm bekannte Sohle in den Gradier-Häusern gradiert sey, d. i. wie stark sie sich durch Zerstreuung der wässerigen Theile, vermittelst der Luft, angereichert habe. Er kann nur durch seine vielen vorher angestellten Versuche wissen, wie viel wirkliches Salz diese Sohle in sich halte, wenn sein Sohlen-Gefäß voll, und so viel schwerer ist, als gemeines Wasser. Bey Aufsuchung neuer Quellen aber kann er nichts Gewisses, sondern nur etwas Ungefähres, angeben. Gleiche

Be-

Bewandtniß hat es mit allen übrigen Proben von dieser Art.

Laugenhaft, der Lauge an Geruch oder Geschmacke ähnlich; alkalinisch, im gem. Leben laugicht oder laugig. Ein laugenhaftes Wasser, eine Art mineralischen Wassers, welches nach der Abrauchung ein mineralisches Alkali giebt, und der Lauge am Geschmacke ähnlich ist.

Laugen-Korb, s. im XLIV Th., S. 484.

Laugen-Kraut, s. *Arnica*, im II Th., S. 449.

Laugen-Sack, s. Laugen-Korb, im XLIV Th., S. 484.

Laugen-Salz, Alkali (1), alkalisches Salz, L. Sal lixivioſum, Alcali, Sal alcalinum; Fr. Sel li iviel, Sel Alkali; Engl. Lixivial salt; Ital. Sale liſciviale. Diese Nahmen kann man überhaupt allen salzartigen Substanzen, welche durch das Auslaugen der Asche erhalten werden, beylegen; man hat ihn aber ganz besonders den fixen oder feuerbeständigen Alkalien zugeeignet, weil die auf diese Art aus der Asche erhaltenen Salze entweder ganz, oder größten Theils Alkalien sind.

Das feuerbeständige, (feuerfeste oder fixe) Alkali, L. Alcali fixum; Fr. Alcali fixe; Engl. Fixed alkali; Ital. Alcali fiſſo, ist eine Salz-Substanz, welche aus Säure, Erde und ein wenig brennbarem Wesen zu bestehen scheint, und deren Bestand-Theile unter

(1) Das Wort Alkali kommt von den arabischen Wörtern al und kali her. al, ist bey den Arabern der Artikel der, die, das, und kali eine kochsalzreiche Pflanze, die durch das Verbrennen und Auslaugen der Asche das Salz abgiebt, welches die meisten blauen Farben der Erd Gewächse in Grün verändert, hiernächst aber mit Säuren aufbrauset, und, in die trockne Luft gestellt, in Staub zerfällt. Die Europäer unternahmen es auch aus ihrer Asche ein ähnliches Salz auszulaugen, welches nun unter dem Nahmen Pott-Asche bekannt ist.

unter sich einen geringern Zusammenhang haben, als die Bestand-Theile der Säure (2). Es giebt verschiedene Gattungen alkalischer Substanzen; nähmlich: das vegetabilische, das mineralische, und das flüchtige Alkali. Sie alle führen den Nahmen Alkali gemeinschaftlich, weil sie einige Eigenschaften unter sich gemein haben, und diese sind folgende:

1. Man kann die Alkalien leicht in einer trocknen und festen Gestalt haben, da sie von allem zu ihrem Salzwesen überflüssigen Wasser befreyt sind (3). Wenn sie sich in diesem Zustande befinden, so pflegen sie

2. sich mit Wasser zu erhitzen, und, nach Erfahrungen des Hrn. *Baumé* (4), mit Eise Kälte hervorzubringen.

3. Sie ziehen die Feuchtigkeit aus der Luft an sich (5).

4. Sie

(2) Nach Stahl (Einleit. zur Grundmischung ꝛc. P. II. S. I. m. 1.) und nach *Molerat de Souhay* (bey) *Rozier* Obss. de Phys. To. XI, p. 188.) sollen die Alkalien eine durch Brennbares besonders abgeänderte Erde seyn. Andre Scheidekünstler leiten ihren Ursprung von Säuren, so wie z. B. *Tennetar* (Elem. de Chym. à Metz 1779; s. Crell N. Entdeck. Th. 6, S. 206.) aus seiner Elementar-Säure und Elementar-Erde, her; allein, das alles sind unerwiesene Meinungen. Selbst das Daseyn des Brennbaren in feuerbeständigen Alkalien ist noch vielen Zweifeln ausgesetzt. (Scheele, in Crell chem. Annal. 1785, B. 1, S. 294, Anm.)

(3) Das flüchtige Alkali kann nie anders, als wenn es mit fixer Luft gesättigt ist, trocken erhalten werden; und alsdann erscheint es in Krystallen. Die feuerbeständigen Alkalien können durch starke Hitze zur trocknen Consistenz gebracht werden; aber nur vermittelst des Zutrittes der fixen Luft schiessen sie zu Krystallen an.

(4) S. Dessen Experimentalchemie, Th. 1, S. 449.

(5) In so fern sie nähmlich entweder luftsäureleer, oder mit Luft-Säure unvollkommen gesättigt sind.

4. Sie machen den Veilchen-Syrup grün, in was für einem Zustande sie sich auch befinden mögen (6).

5. Sie haben einen scharfen und brennenden Geschmack, welcher um so viel stärker ist, je reiner sie sind, und je mehr man sie von Wasser und überflüßigem Gas oder fixer Luft befreyt hat. Dieser Geschmack hat etwas Urinartiges. Einige Chemisten haben sie deswegen urinöse Salze genannt. Man nennt sie auch laugenhafte Salze, weil, erwähnter Maßen, die Art, wie man die feuerbeständigen Alkalien gewinnt, in der Auslaugung der Asche von vegetabilischen Substanzen, welche nach ihrer Verbrennung dieselbe darreichen, besteht.

6. Sie verdampfen zum Theil mit dem Wasser, vornehmlich wenn man sie an der freyen Luft sieden läßt; welche Eigenschaft sie mit vielen andern Substanzen gemein haben (7).

(6) Die Lackmus-Tinctur wird durch Alkalien dunkelblau; die rothe Fernambukholz-Tinctur und das damit gefärbte Papier, blau, und das Decoct von der Curcumä braun gefärbt. Den Gallapfel-Aufguß machen sie dunkler. Von der Veränderung der Farben anderer Vegetabilien durch Laugen-Salze, s. aus Phil. Transact. Vol. 6, n. 70. Crell's chem. Archiv, I. 33. Den Braunkohl-Saft färben die Alkalien vortrefflich grün. (*James Watt* in Crell's Annalen, 1786, B. 1, S. 140. fgg.)

(7) Es geschieht hierbey aber keine Verflüchtigung, sondern der Verlust des alkalischen Salzes rührt von der heftigen Bewegung des Wassers her, wodurch ein Theil desselben, nebst den in ihm aufgelöseten Salz-Theilchen, aus dem Gefäße heraus geworfen wird; ein Theil davon zieht sich auch in die Gefäße. Indessen will doch *Vairo* in dem Dampfe, welcher aus den alkalihaltigen warmen Wassern di Gurgitella auf der Insel Ischia aufsteigt, etwas Alkali gefunden haben, und glaubt an die Ausdunstungen des feuerbeständigen Alkali mit dem Wasser um so leichter, weil er auch in der Solfatara di Pozzuoli, aus aufgestiegenem Wasser-Dampf sogar sublimirten Alaun und Vitriol an manchen Dampf-Löchern bemerkt hat. Dies war wohl nur ein Auswachsen.

7. Wenn man sie trocknet und von neuem auflöset, sondert sich allezeit ein Theil Erde von ihnen ab (8).

8. Sie kommen bey einem mäßigen Feuer in Fluß.

9. Sie lösen im Flusse alle Erden auf.

10. Sie verglasen sich mit den Erden, wenn sie mit ihnen in gehörigem Verhältniß vermischt und einem zureichenden Grade des Feuers ausgesetzt werden; am liebsten mit den glasartigen Erden.

11. Sie theilen denen Erden, welchen sie in großer Menge zugesetzt worden sind, und die sie aufgelöset haben, alle ihre Eigenschaften mit; siehe im XXXVII Th., S. 485, f.

12. Sie vereinigen sich mit den Säuren, mit oder ohne Aufbrausen, je nach dem sie Gas enthalten oder nicht (9), bis zum Puncte der Sättigung, und zwar vollkommener und genauer, als die reinen absorbirenden Erden; und aus dieser Vereinigung entstehen verschiedene Mittel-Salze.

13. Sie

(8) Es ist zweifelhaft, ob diese Erde von dem sich zersetzenden Alkali herkomme. Durch wiederhohlte Calcinirungen und Auflösungen kann man immer mehr Erde abscheiden, und das Alkali vermindert sich. Diese Umstände scheinen die Zersetzung zu beweisen. Ueberlegt man aber, daß die Schmelz-Tiegel, wie ihr Gewicht und Feuchtwerden an der Luft anzeigt, das Alkali, welches man in ihnen calcinirt, zum Theil in sich ziehen, und daß hinwiederum das Alkali ein Auflösungs-Mittel der Thon- und Kiesel-Erde ist, woraus die Schmelz-Tiegel verfertiget werden, so dürfte wohl der Ursprung dieser Erde nicht so schwer zu errathen seyn.

(9) Der Graf *di Saluzzo* will jedoch, selbst wenn er fein gepülverten Kalk oder gepülvertes ätzendes Laugen-Salz mit Salpeter-Säure vermischte, ein merkliches Aufbrausen bemerkt haben. (Mem. della Società Italiana, To. I. p. 526.) War das vielleicht nicht die Folge einer nicht vollkommenen Scheidung der Luft-Säure, oder der heftigen Erhitzung, welche die in den Zwischenräumchen dieser gepülverten Substanzen eingeschlichene gemeine Luft austrieb?

13. Sie zersetzen alle Salze, die einen erdigen, metallischen oder flüchtig-alkalischen Grund-Theil haben, scheiden diese Substanzen, und verbinden sich mit der Säure dieser Salze, mit welcher sie neue Mittel-Salze bilden; ein Beyspiel einer stärkern Verwandtschaft, aus welcher eine Zersetzung und eine neue Verbindung entsteht!

Weil die alkalischen Salze ziemlich einfache Substanzen sind, so sind sie, eben so wie die Säuren, sehr starke Auflösungs-Mittel. Sie sind im Stande, sich, wie ich nur eben gesagt habe, nicht nur mit allen Säuren und mit allen Erden, sondern auch mit dem Schwefel und mit allen oehligen Materien zu vereinigen. Sie geben mit dem Schwefel eine Art von schwefeliger, im Wasser auflöslicher Seife, welche man Schwefel-Leber nennt. Mit den Oehlen, Fettigkeiten und Harzen formiren sie Gemische, welche man Seifen nennt. In allen diesen Verbindungen werden die Alkalien zu einem Hülfs-Mittel, durch welches alle diese entzündlichen Körper, die von Natur im Wasser unauflöslich sind, oder sich mit demselben nicht vermischen lassen, ihm vermischbar und in ihm auflöslich werden.

Diese Salz-Substanzen wirken auch auf den Weingeist, wenn sie von allem zu ihrer Salz-Natur nicht gehörigen Wasser und Gas befreyet worden sind. Die also eingerichteten Alkalien benehmen anfänglich dem Wein-Geiste alles, was er selbst von überflüssigem Wasser enthält; hernach wirken sie, wenn sie in gehörigem Verhältniß angewendet werden, auf seine eigene Substanz, mit der sie sich verbinden, und verursachen verschiedene Veränderungen, ja die Zersetzung desselben.

Alle Alkalien leiden beträchtliche Veränderungen, wenn sie mit ungelöschtem Kalke bearbeitet werden. Ihre Aetzbarkeit, ihre Auflösungs-Kraft, ihre Schmelz-

barkeit, ihre Zerfließbarkeit wird viel stärker und merklicher. Wenn sie sich in diesem ätzenden Zustande befinden, verbinden sie sich mit den Säuren ohne Aufbrausen, und bilden dennoch mit ihnen dieselben Mittel-Salze, wie in ihrem natürlichen Zustande. Auf der andern Seite bringen die nicht ätzenden Alkalien in dem ungelöschten Kalke nicht weniger beträchtliche Veränderungen hervor, indem sie ihm alle Eigenschaften eines ungelöschten Kalkes entziehen, und ihn wieder in seinen ersten Zustand, da er eine einfache, rohe oder ungebrannte Kalk-Erde war, versetzen.

Endlich wirken auch die Alkalien mehr oder weniger leicht auf metallische Substanzen, nach dem ihre Natur ist, und durch verschiedene Mittel, wie bey jeder Art von Alkali oder Metall gezeigt wird.

Alles, was jezt von den Alkalien gesagt ist, kommt den verschiedenen Arten von Alkalien überhaupt zu, selbst denen, die man flüchtige nennt, wenn man, was die leztern betrifft, alles dasjenige wegläßt, was nothwendiger Weise zu der Feuerbeständigkeit gehört. Unter dieser Bedingung paßt dieser Artikel auf alle Alkalien überhaupt; doch kann man sich aus diesen allgemeinen Sätzen keinen richtigen Begriff machen, wenn man nicht, was die verschiedenen Arten betrifft, sich um ihre einzelnen und besondern Eigenschaften bekümmern will.

Das feuerbeständige mineralische Alkali, L. Alcali fixum minerale; Fr. Alkali fixe minéral, Alkali minéral, Alkali marin; Engl. Fixed mineral alkali, marine Alkali; Ital. Alcali minerale, o marino, ist eine alkalische und feuerbeständige Salz-Substanz, welche dem Kochsalz-Sauren zum Grund-Theil dient, und mit ihm das natürliche Mittel-Salz bildet, welches, in großer Menge im See-Wasser aufgelöset, und unter dem Nahmen des Meer-Salzes,

See-

See-Salzes, oder Koch-Salzes, bekannt ist. Da dieses Salz von der Natur hervorgebracht wird, und weder zum Gewächs- noch zum Thier-Reiche gehört, so setzt man es in die Reihe der Mineralien; aus diesem Grunde giebt man auch seinem Alkali den Nahmen mineralisches Alkali. Man erhält zwar auch durch die Einäscherung vieler Pflanzen, die am Ufer des Meeres wachsen, eine beträchtliche Menge dieses Alkali, aber sein Ursprung ist immer derselbe, und das Alkali deswegen doch nicht vegetabilischer. Es kommt nähmlich, wie ich bald zeigen werde, von dem Koch-Salze, welches diese Pflanzen enthalten, her. Nebst dem, daß man dieses Laugen-Salz in verschiedenen Mineral-Wässern, theils rein, theils mit Vitriol-Säure verbunden, und am häufigsten mit andern Stoffen vermischt, im Koch-Salze und in andern Producten des Mineral-Reiches antrifft, findet man es schon in freyerm Zustande, obgleich nicht ganz rein, in Ober-Ungarn in Debrezin (*); in Aegypten auf dem Boden einiger von der Sonnen-Hitze ausgetrockneter Seen; in Syrien, Persien, Ost-Indien (**),

(*) In Ungarn, bey Debrezin, befindet sich eine Strecke von mehrern Meilen, wo es aus der Erde gegraben wird.

Anzeige von dem ungarischen mineralischen Laugensalz (Sal alcali minerale pannonicum), welches Hr. Kegel, ein aufmerksamer Liebhaber der Naturkunde und Chymie, in Ungarn untersucht hat, st. im 6 St. des 3 B. der Berl. Sammlungen ꝛc. (Berl. 1771, 8.) S. 595 — 601.

(**) Jo. Heinr. Pott's Auszug aus einem Briefe des Hrn. Sam. Ben. Cnoll über das indianische natürliche Alkali, aus Misc. Berolinens. Cont. VI. (Berol. 1743, 4) S. 318, fgg. übers. st. in Hrn. Berar. v. Crell neuen chem. Archiv, 3 B. (Lpz. 1785, 8.) S. 317, fgg.

Die Gesellschaft der Wissensch. in London, hatte in ihren Philosophical Transactions seit 1776, in Ermangelung eines indianischen mineralischen Alkali, zum Gebrauch der Seifen-Manufacturen, Glas-Manufacturen und bey dem Bleichen, und um die Pott-Asche (Barilla) aus Spanien und andern südlichen Ländern entbehrlich zu machen, auf die Einführung eines Alcali nativum fossile fixum aus

und China (*). Nicht minder kommt es aus der Provinz Suchena, 28 Tagreisen von Tripolis (**), woher es, etwann vor 18 Jahren, in einigen

aus den brittischen Besitzungen in Ost-Indien von wenigstens 10 Centner, einen Preis von 30 Pfund Sterl. gesetzt. Erst im J. 1786 erhielt die Gesellschaft aus Bombay 3 Centner einer alkalischen Erde, deren dort die Eingebornen sich zur Reinigung ihrer Kleider bedienen. Hr. *James Keir* in Birmingham, dem diese Erde zur chemischen Untersuchung mitgetheilt war, lieferte in den Phil. Transact. einen sehr gründlichen Bericht über die Bestand-Theile derselben, und über deren Anwendbarkeit für die gröbere sowohl als feinen Sorten von Glas-Arbeiten und von Seife. Hauptsächlich brauchbar hält er es zu Glas-Tafeln und zu härterer Seife. Der Preis kommt etwa 20 pro Cent wohlfeiler als Pott-Asche, vornehmlich auch deswegen, weil es nahe am Strande gefunden wird, und als Ballast verladen werden kann.

(*) Herr Jo. Abr. Grill, welcher sich viele Jahre in China aufgehalten hat, erhielt von einem gelehrten Chineser ein besonderes Salz, oder natürliches mineralisches Alkali, welches sich in dem Königreiche Hami, in der tibetischen Tatarey, in der Erde findet, der chinesischen Seife gleicht, und daher auch den Nahmen Kien erhalten hat, womit sonst diese Seife belegt wird. Der Hr. Wardein v. Engeström hat verschiedene Versuche damit angestellt, und daraus erkannt, daß es ein mineralisches Alkali sey, mit welchem aber einige fremde Materien, wiewohl in geringer Quantität, vermischt sind; insonderheit hat Derselbe etwas Salz Säure, verbrennliches Eisen, Kalk und Thon, beygemischt gefunden.

Bericht vom Kien, einem natürlichen mineralischen Alkali aus China, von Jo. Abr. Grill, Abrahamsson, st. im 34 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d. J. 1772. (Lpz. 1776, gr. 8.) S. 165, f.

Versuche mit vorerwähntem Salze oder Kien, von Gustav v. Engeström, st. eb. das. S. 167 — 174.

(**) An account of a pure native crystallised Natron, or fossil alkaline Salt, which is found in the Country of Tripoli in Barbary, by *Donald Monro*, st. im LXI B. der *Philos. Transact.* a. d. J. 1771. (Lond. 1772, 4.) Art. 52, S. 567 — 573. Dieses Salz wird von den nach dem Innern von Afrika hin liegenden Bergen, unter dem Nahmen Troxa, nach Tripolis gebracht, und daselbst als Arzeney gebraucht, auch zu eben dem Behuf nach Konstantinopel geliefert. Es läßt bey dem Auflösen in Wasser nur wenig von einer röthlichen Erde fallen. Wie man es in seinem Vaterlande findet, das weis Hr. Monro nicht; aber

es

einigen Schiffen nach Venedig gebracht, und von da aus dem Materialisten Sabbadini in München, unter dem Nahmen Troxa zugeschickt wurde; weil er es aber nicht kannte, übergab er solches Hrn. Rath und Prof. Rousseau zu Ingolstadt, zur Untersuchung, welcher fand, daß es ein mineralisches Alkali sey, von welchem er das Pfund um 32 Kr. verkauft hat (*). In der Gegend von Bilin, im leutmeritzer Kreise in Böhmen, ist, nach dem Berichte des fürstl. Arztes zu Bilin, Hr. D. Reuß, die ganze Ebene am Bila-Fluß weiß, wie mit Schnee-Flocken besäet; ein wahres Laugen-Salz deckt alle Wiesen, und nahe am Ufer des Flusses sieht man große salzige Flocken; gesammelt und versucht, zeigte sich das Salz als ein wahres mineralisches Laugen-Salz (**). Endlich findet man es auch gediegen an alten Wänden und Mauern, wo es der Ritter Lorgna am nessten Gewölbe der Festungswerke von Verona (***), und Morell in einer Berg-Höhle unweit Schwarzburg im Canton Bern, angetroffen hat. Man hält es für das Natrum der Alten. Ich werde die Art, sich dieses Alkali in seiner größten Reinigkeit zu

es scheint in dünnen Adern, einen halben Zoll oder etwas darüber dick, zwischen See-Salz zu liegen, wenigstens ist das verkäufliche auf beyden Seiten mit See-Salz umgeben. Die eine Seite ist ebener, die andere ungleicher von der Krystallisirung. Uebrigens hat dieses Salz gar keine Kaustricität, da es nie im Feuer gewesen ist.

(*) S. Ludw. Rousseau chemisch-mineralogische Abhandlungen ꝛc. (Nürnb. 1790, gr. 8) S. 126.

(**) Hrn. D. Fr. A. Reuß Abhandlung über ein natürliches mineralisches Alkali, st. im 3 Th. der Abhandlungen der böhmischen Gesellsch. d Wiss. a. d. J. 1787, (Prag und Dresd. 1788, 4.) S. 75 — 87.

(***) Ueber den Ursprung des mineralischen gediegenen Laugen-Salzes, vom Hrn. Ritter Lorgna, st. in Hrn. v. Crell chemischen Annalen, 12 St. v. J. 1786, S. 495 — 502.

verschaffen, anzeigen, nachdem ich zuvor von seinen Eigenschaften werde gehandelt haben.

Das feuerbeständige mineralische Alkali hat im Grunde und wesentlich alle Eigenschaften des feuerbeständigen vegetabilischen Alkali. Es hat eben den Geschmack, eben dieselbe Feuerbeständigkeit; es löset eben dieselben Substanzen alle auf, und macht mit ihnen sehr ähnliche Erscheinungen; es bringt, wie jenes, alle Erden in Fluß, und macht sie zu Glas; es wird durch den Kalk auf dieselbe Weise verändert; es vereinigt sich, bis zur Sättigung, mit allen Säuren, und macht mit ihnen Mittel-Salze; es wirkt eben so wie das vegetabilische feuerbeständige Alkali auf die metallischen Substanzen, und formirt, wie jenes, mit allen Oehlen und oehligen Materien Seifen. Wenn man sich darnach einen gehörigen Begriff von den alkalischen Eigenschaften dieser Salz-Substanz machen will, muß man dasjenige, was ich weiter unten bey dem feuerbeständigen vegetabilischen Alkali besonders ausführen werde, mit dazu nehmen. Unterdessen unterscheidet es sich auch merklich genug von dem vegetabilischen Alkali durch viele Eigenschaften, die nur ihm zukommen.

Das feuerbeständige mineralische Alkali, welches hier in seinem größten Grade der Reinigkeit angenommen wird, unterscheidet sich von dem vegetabilischen feuerbeständigen Alkali:

1. Durch seinen Geschmack, welcher etwas weniger beizend und weniger brennend ist.

2. Wenn es bis zur Trockenheit gebracht worden ist, zieht es nicht Feuchtigkeit genug aus der Luft an, daß es sich in einer flüssigen Gestalt darstellen könnte, wie das feuerbeständige vegetabilische Alkali thut (10).

3. Wenn

(10) Durch Kalk ätzend gemachtes zerfließt ebenfalls an der Luft. Nur mildes verwittert.

3. Wenn man es in Wasser auflöset, nachdem es trocken und calcinirt ist, so erhitzt es sich bey weitem nicht so stark (11).

4. Wenn es in Wasser aufgelöset worden ist, und man diese Auflösung abrauchen und kalt werden läßt, so schießt das Mineral-Alkali zu Krystallen an, vollkommen so wie es die Mittel-Salze thun. Es unterscheidet sich hierin von dem gemeinen oder vegetabilischen feuerbeständigen Alkali; welches, wenn es gebrannt worden ist, gern zerfließt und sich nur alsdann krystallisirt, wann es mit vielem mephitischen Gas vereinigt worden ist (12). Das mineralische Alkali behält in seinen Krystallen die Hälfte seines Gewichtes, und mehr, von Wasser (13). Es scheint mit diesem Wasser wenig Zusammenhang zu haben, indem es den größten Theil davon durch das bloße Ausstellen und Abtrocknen an der freyen Luft verliert. Seine Krystallen verlieren zugleich Gestalt und Durchsichtigkeit, welche sie, so wie alle andere

Salz-

(11) In mäßiger Wärme erfordert es ungefähr doppelt so viel Wasser, als es wiegt, zu seiner Auflösung. *Bergmann* Opusc. phys. chym. Vol. I. p. 20.

(12) Die Krystallen des Mineral-Alkali sind zehnseitig, oder vielmehr achtseitig, mit zwey einander entgegengesetzten größtentheils abgestumpften Endspitzen. Sie enthalten auch mephitisches Gas oder fixe Luft, und heißen deswegen mildes oder luftgesäuertes Mineral-Alkali, L. Alcali minerale aëratum, Fr. Alkali minéral aëré, Mephite de soude.

(13) Nach Bergmann sind in 100 Theilen eines frisch krystallisirten Mineral-Alkali, außer 16 Theilen fixer Luft, 64 Theile Wasser. Hundert Theile luftsäurgleeres oder ätzendes Mineral-Alkali erfordern also zu ihrer Sättigung 80 Theile Luft-Säure. In Wenzel's Versuchen (v. d. V. S. 446.) verlor eine halbe Unze Mineral-Alkali im Glühen 150 Gran Wasser. Nach Kirwan (Vers. und Beobacht. B. 1, S. 63), der die eigenthümliche Schwere des in der Luft gewogenen krystallisirten Mineral-Alkali 1,421 fand, enthalten 100 Theile desselben 35 Alkali, 20 Luft-Säure und 45 Wasser.

Salz-Kryſtallen, nur von dem Waſſer ihrer Kryſtalliſation haben. Die auf gedachte Art des Waſſers ihres Anſchießens beraubten Kryſtallen des Mineral-Alkali zerfallen in Geſtalt eines weißen Pulvers. Wenn man ſie alſo aufbehalten will, muß man ſie ſogleich nach ihrer Abtröpflung in einer wohl zu verſtopfenden Flaſche verwahren. Die eben angezeigten Unterſchiede des vegetabiliſchen und mineraliſchen Alkali beweiſen, daß das leztere die Eigenſchaften eines Salzes in einem minder hohen Grade beſitze.

5. Das mineraliſche Alkali löſet, wie das vegetabiliſche, alle Erden durch die Schmelzung auf, und verwandelt ſie in Glas. Man hat aber, unter übrigens ganz gleichen Umſtänden bemerkt, daß es beſſer verglaſet, und dauerhaftere und feſtere Gläſer hervorbringt. Wahrſcheinlicher Weiſe rührt dieſes daher, weil einestheils das mineraliſche Alkali ein wenig feuerbeſtändiger (14), als das vegetabiliſche, iſt, und eine beſſer verbundene Erde enthält, und anderntheils nicht dieſelbe zerfließbare Eigenſchaft beſitzt.

6. Mit der Vitriol-Säure macht das mineraliſche Alkali ein Mittel-Salz, welches ſich kryſtalliſiren läßt, und Glauberiſches Salz genannt wird (15). Dieſes

(14) Verwittertes Mineral-Alkali glühet, ehe es ſchmilzt. S. Bergmann's Anmerk. zu Scheffers chem. Vorleſ. S. 81. Auf der Kohle vor dem Löth-Rohre fließt es mit einigem Geräuſche, und wird verſchluckt. Auf einem ſilbernen Löffel hingegen bleibt es in der blauen Spitze der Flamme flüſſig und durchſichtig, und wird bey verminderter Wärme wieder milchweiß und undurchſichtig. (*Bergmann* Opuſc. II. p. 460.) Kryſtalliſirtes wird erſt durch ſein Kryſtalliſations-Waſſer in der Hitze flüſſig gemacht, nach deſſen Verfliegung es wieder gerinnt, und nun erſt wie verwittertes nach dem Glühen fließt.

(15) Um 100 Theile Mineral-Alkali zu ſättigen, werden 177 Theile von der Vitriol-Säure, 135½ Salpeter- und 125 Salz-Säure, erfordert, ſo wie 56½ Theile Mineral-Alkali hin-

Dieses Salz unterscheidet sich aber merklich von dem vitriolisirten Weinstein durch die Gestalt seiner Krystallen, welche überdies weit größer ausfallen; durch die viel größere Menge Wasser, welche es in seinem krystallinischen Zustande in sich behält; durch seine weit beträchtlichere Auflöslichkeit im Wasser; und endlich durch den geringern Zusammenhang, den es mit dem Wasser seiner Krystallisation hat. Diese Eigenschaft ist von der Art, daß das der Luft ausgesetzte Glauberische Salz an derselben sein Krystallisations-Wasser eben so, wie seine Durchsichtigkeit und Gestalt, verliert, und sich wie das mineralische Alkali, in ein weißes Pulver verwandelt. Da sich in dem vitriolisirten Weinsteine und in dem Glauberischen Salze dieselbe Säure befindet, so kann die Verschiedenheit beyder Salze offenbar nur von der Beschaffenheit ihres alkalischen Grund-Theiles herkommen. Es müssen demnach alle Eigenschaften, in welchen das Glauberische Salz von dem vitriolisirten Weinsteine abgeht, als Unterschiede des vegetabilischen und mineralischen Alkali betrachtet werden. Eben so verhält es sich mit allen Verbindungen des leztern mit andern Säuren, wovon ich izt reden werde.

7. Mit der Salpeter-Säure bildet das mineralische Alkali eine besondere Art Salpeter, die der Verpuffung und Krystallisirung fähig ist; er unterscheidet sich aber von dem gewöhnlichen Salpeter, d. i. demjenigen, welcher vegetabilisches Alkali zur Basis hat, durch die Gestalt seiner Krystallen, welche, anstatt lange Spieße vorzustellen, sich zu Körpern von sechs rhomboidalischen, d. h. solchen Flächen, die zwey spitzige und zwey stumpfe Winkel haben, bilden. Diese

hinlänglich sind, 100 Theile reine Vitriol-Säure zu neutralisiren. *Bergmann*, Opusc. I. p. 20.

Diese Gestalt, welche sich der würfeligen nähert, hat gedachtem Salze den Nahmen des würfeligen oder viereckigen Salpeters erworben; sie rührt von dem mineralischen Alkali her.

8. Mit der Salz-Säure giebt das mineralische Alkali gemeines oder Koch-Salz, welches sich in vollkommenen Würfeln krystallisirt, und von dem Mittel-Salze, welches aus eben dieser mit dem vegetabilischen Alkali verbundenen Säure entsteht, besonders durch seinen weit angenehmern Geschmack unterschieden ist.

9. Das mit der Essig-Säure vereinigte mineralische Alkali bildet ein Mittel-Salz, welches von der Blätter-Erde oder geblätterten Weinstein-Erde durchaus verschieden ist, indem dieses leztere Salz von einer zerfließbaren und der Krystallisirung wenig fähigen Beschaffenheit ist, da hingegen dasjenige, von welchem hier die Rede ist, sich vortrefflich in Krystallen bringen läßt, und keine Feuchtigkeit aus der Luft anzieht.

10. Mit der festen Weinstein-Säure giebt das mineralische Alkali ein krystallisirbares Mittel-Salz, welches man Seignette-Salz nennt. Es unterscheidet sich von demjenigen, welches aus eben dieser Säure und dem vegetabilischen Alkali gemacht wird, und welches man in Frankreich vegetabilisches Salz, bey uns aber tartarisirten Weinstein, nennt, durch seine Krystallen, die weit größer und schöner sind, und dadurch, daß es sich, so wie alle vorgedachte Mittel-Salze, die das Mineral-Alkali zum Grunde haben, durch aufgelöfete und zugemischte Weinstein-Säure nicht zersetzen läßt.

11. Mit der Ameisen-Säure giebt das mineralische Alkali geblätterte feuchtende, salzig-bittre, in zwey Mahl so viel Wasser auflösliche Krystallen, (ameisengesäuertes, Ameisensäure-haltiges, ameisen-

senſaures Mineral-Laugenſalz, Soda formicata, Alcali minerale formicatum; Fr. Sel formicin d'alcali mineral), welche aber doch noch alkalesciren, und im Deſtillieren ſich wie das vegetabiliſche Ameiſen-Salz verhalten.

12. Mit der Fett-Säure liefert das mineraliſche Alkali bräunliche Kryſtallen, welche durch gelindes Schmelzen, Calciniren, nochmahliges Auflöſen und Abdampfen, zwar etwas ſchwer, aber endlich doch zu weißen ſpitzigen Kryſtallen anſchießen. Dieſe Kryſtallen zerfließen bey gelinder Wärme, und gerinnen wieder durch das Erkalten zu einer Salz-Maſſe, aus deren gemeinſchaftlichem Mittelpuncte viereckige, in mehrentheils dreyeckig zugeſpitzte Pyramiden ſich endigende Kryſtallen hervorragen. An der Luft beſchlagen dieſelben weiß. Ihr Geſchmack gleicht dem Geſchmacke der anſchießbaren Blätter-Erde. Herr Bergrath v. Crell legt ihnen den Nahmen eines thieriſch-mineraliſchen Salzes bey. Man kann es auch fettgeſäuertes oder fettſaures Mineral-Alkali, Natrum ſebaceum, Sal neutrum *Crellii*, Oxyſoda pinguedinis; Fr. Sebacite de Soude; Engl. Sebaceous Salt of mineral alcali; Ital. Sale ſebaceo di alcali marino, nennen.

13. Das mit Bernſtein-Säure geſättigte Mineral-Alkali, das mineraliſche Bernſtein-Mittelſalz, die Bernſtein-Soda, oder bernſteinſaure Soda, L. Sal minerale ſuccinatum, Soda ſuccinata, Alcali minerale ſuccinatum, Succineum natratum; Fr. Carabite ou ſuccinate de ſoude, Sel neutre ſuccinè à baſe d'alkali fixe minéral; Engl. Amber-ſalt with baſis of marine alkali; Ital. Soda ſuccinata, Alkali minerale ſuccinato, erſcheint in luftbeſtändigen, langen, abgeſtutzt-dreyſeitigen ſäulenförmigen und mit blätterförmigen gemiſchten Kryſtallen. Der Geſchmack deſſelben iſt ſalzig-bitter und etwas rauh. Es ſcheint

ſich

sich etwas schwerer, als Koch-Salz, aufzulösen, auch schwerer als Salpeter auf Kohlen zu fließen, ohne sich doch zu alkalisiren, welches jedoch ebenfalls Wenzel (*), vielleicht bey stärkerer Hitze, beobachtet hat. In seinen übrigen Eigenschaften gleicht es dem Bernstein-Salze mit einem vegetabilisch-alkalischen Grund-Theile, dessen weiter unten Erwähnung geschehen wird. Doch wird es von dem Gewächs-Laugensalze auf dem nassen Wege zersetzt.

Von der Verbindung des Mineral-Alkali mit Flußspath-, Sedativsalz- und andern Säuren, siehe unter ihren Artikeln.

13. Wenn das mineralische Alkali durch Kalk von seinem Gas gut befreyet worden ist, so löset es die Oehle und oehligen Materien vortrefflich auf, und macht mit ihnen, so wie das vegetabilische Alkali, Seifen. Diese leztern aber bleiben weich, und erlangen diejenige Consistenz und Festigkeit, welche die erstern haben, nicht. Ohne Zweifel rührt dieser Unterschied von der Eigenschaft des mineralischen Alkali, vermöge welcher es sich krystallisirt, her (16).

Man würde gewiß, bey einer aufmerksamen Untersuchung der Verbindungen des mineralischen Alkali mit dem Schwefel und den metallischen Substanzen, merkliche Unterschiede zwischen ihnen und den ähnlichen mit vegetabilischem Alkali gemachten Verbindungen wahrnehmen, und die Bemerkung dieser Un-

(*) Von der Verwandtsch. 24. S. 326.

(16) Da das mineralische Alkali ebenfalls durch ungelöschten Kalk zur Seifensieder-Lauge gestärkt, seine Eigenschaft sich zu krystallisiren verliert, so scheint die größere Härte der mit demselben verfertigten Seifen nicht sowohl von seiner Eigenschaft sich zu krystallisiren, als vielmehr von der geringern Neigung desselben mit Wasser vereinigt zu bleiben, herzurühren. Die mit natürlichem Mineral-Alkali in Ungarn bereitete Seife ist, nach Hrn. Scopoli, auch weit weißer, leichter und lockerer, als die mit vegetabilischem Alkali verfertigte.

Unterschiede könnte vielleicht über die Natur dieses Alkalineues Licht verbreiten; man hat aber über diesen Gegenstand bis jezt noch keine besondere und hinlängliche Arbeiten angestellt (17). Doch haben bereits viele berühmte Chemiker beträchtliche Untersuchungen über die Natur des mineralischen Alkali gemacht. Dühamel hat in verschiedenen Abhandlungen (18) eine Menge Versuche umständlich erzählt, die er angestellt hat, um das Koch-Salz dermaßen aus seiner Mischung zu setzen, daß er dessen alkalischen Grund-Theil allein und rein erhalten und seine Eigenschaften gehörig untersuchen könnte. Da das Koch-Salz durch die bloße Wirkung des Feuers und ohne Zwischenmittel sich nicht zersetzen läßt, so mußte man ein Mittel ausfindig machen, welches die Salz-Säure wegnehmen konnte, ohne mit dem alkalischen Grund-Theile vereinigt zu bleiben. Es war natürlich, daß man das Brennbare, welches diese Wirkung in denen Mittel-Salzen, die aus feuerbeständigem Alkali und Vitriol- oder Salpeter-Säure bestehen, in der That recht gut hervorbringt, als das Zwischenmittel versuchte, wodurch man die Salz-Säure von diesem Alkali absonderte. Dies hat Dühamel auch gethan, aber ohne zum Zweck kommen zu können, ob er gleich hierbey in seinen Versuchen alle Mittel der aufgeklärtesten Chemie erschöpft hat. Eben dasselbe ist Hrn. Marggraf wiederfahren, welcher

(17) Die Platina-Auflösung schlug das mineralische Alkali nicht nieder. Marggraf's chym. Schriften, Th. 1, S. 15. Doch sehe man den Artikel Platina. Seine Wirkung auf den Spießglanz-König bey wiederhohlter Schmelzung hat ebenfalls Marggraf erforscht; s. eb. das. S. 179. Zu den Unterschieden des Mineral-Alkali gehört auch dieses, daß es den ätzenden Sublimat braungelb fällt.

(18) S. Memoir. de Par. 1736, p. 299. Hist. p. 89. und in Crell's N. Arch. IV, S. 166, fgg.

cher die Verbindung des Salz-Sauren mit dem Brennbaren, in der Absicht Phosphorus hervorzubringen, versucht, und übrigens auch viele andere wichtige Untersuchungen über die Natur des mineralischen Alkali angestellt hat (19). Es scheint demnach ausgemacht zu seyn, daß die Kunst noch keine Mittel an die Hand gegeben hat, das Koch-Salz durch Brennbares zu zersetzen (20). Dem ungeachtet aber ist es ganz wahrscheinlich, daß diese Zersetzung doch nicht unmöglich ist (21), und daß sie auch bey der Verbrennung derjenigen See-Pflanzen täglich Statt finde, welche zu der Gattung des Kali oder Salz-Krautes gehören, die alle Kochsalz-haltig sind, und in ihrer Asche eine beträchtliche Menge eines Alkali geben, welches sich in Krystallen bringen läßt, und, mit Vitriol- und Salpeter-Säure verbunden, Glauber-Salz und würfeligen Salpeter giebt, die durchaus von derselben

(19) S. Dessen chym. Schriften, Th. 1, S. 71, fgg. 134, fgg. und 156, fgg.

(20) Duhamel ist nicht der Einzige, welcher das Koch-Salz wegen des alkalischen Grund-Theiles hinlänglich untersucht hat. Marggraf hat in zwey Abhandlungen umständlich gezeigt, wie das mineralische Alkali aus dem Koch-Salze zu erhalten, und daß dasselbe ein wirkliches Alkali, und keine alkalische Erde, sey. S. Marggraf's chym. Schriften, Th. 1, S. 144, f. und 167, f.

(21) Da das natürliche Mineral-Alkali in Asia und Afrika oft mit Koch-Salz vermischt gefunden wird, und je tiefer es liegt, desto mehr davon enthält, das höchste hingegen auch das reinste ist, so vermuthet Bergmann (Opusc. III. p. 267), daß das Mineral-Alkali sowohl durch die Thon-Erde in vulkanischem Feuer, als auch durch die langjährige Einwirkung der Dunstkreis-Veränderungen, von der Salz-Säure frey geworden seyn könne. Auch könne vielleicht das Eisen zur Ausscheidung desselben etwas beytragen, von welchen Scheele (s. Crell's N. Entdeck. VII. S. 129, fgg. so wie vom Kalke bemerkt hat, daß sie, wenn sie auf das Koch-Salz in Gesellschaft wenigen Wassers, und, wie es scheint, der Luft-Säure wirken, das mineralische Alkali desselben der Säure entreissen.

ben Art, als diejenigen Salze sind, welche man erhält, wenn man das Koch Salz durch diese beyden Säuren zersetzt. Es ist wahrscheinlich, daß dieses zum Anschießen geschickte Alkali, welches man aus der Asche der See-Pflanzen zieht, von einem Theile natürlicher Weise in diesen Pflanzen enthaltenen Koch-Salzes herkomme, davon ein Theil durch die Wirkung der Verbrennung sich selbst zersetzt, ob es gleich durch die Versuche der Herren *Rouelle* (22), und *Montet* (23) ausgemacht gewiß ist, daß diese Pflanzen auch freyes mineralisches Alkali selbst vor ihrer Verbrennung bey sich führen (24). Siehe weiter unten Feuerbeständiges vegetabilisches Alkali.

(22) Journ. de Med. To. 35, p. 87, und daraus in Crell's Beytr. B. I, St. IV, S. 124, f.

(23) Memoir. de Say, etrang. To. V. p. 541.

(24) Ausser dem in den Salz-Kräutern entdeckten freyen Mineral-Alkali enthalten sie auch noch Glauber-Salz, welches bey dem Verbrennen derselben sich anfangs mit dem Brennbaren der Kohle in Schwefel Leber verwandelt. Aus dieser Schwefel-Leber verflieget bey fernerm Brennen der Schwefel, und hinterläßt mit der Asche der Pflanzen verbundenes freyes Mineral-Alkali, oder die gemeine Soda; es bedarf also keines in den Salz-Kräutern befindlichen Eisen-Vitriols, dessen Säure das Koch-Salz derselben in Glauber-Salz zersetzte, wie man sonst gelaubt hat. Uebrigens scheint, nach einer von *Dejean* gemachten und Hrn. Vairo mitgetheilten Bemerkung, das bey verschiedener Wärme und durch andere Ursachen ungleich erfolgende Wachsthum der nähmlichen Salz-Kräuter zu veranlassen, daß sie in ihrer Asche oft sehr viel, zuweilen aber weniger Mineral-Alkali mit viel Koch-Salz gemischt, und wieder anderwärts bloß Koch-Salz zurücklassen. Dieses Wachsthum der Pflanzen, und, wie das in der Galle, im Urin, im Blut-Wasser und in der Feuchtigkeit der Wassersüchtigen angetroffene Mineral-Alkali zeigt, auch die Kräfte der thierischen Maschinen scheinen also das Koch Salz noch weit besser zerlegen zu können, als das Feuer der Vulkane; denn an dem Vesuv findet man, nach Vairo, das Koch-Salz häufig mit etwas weniger Glauber-Salze und Salmiak verbunden, auf der verschlackten Lava.

So viel ist bey allen dem gewiß, daß dieses zum Anschießen geschickte Laugen-Salz, welches man aus den See-Pflanzen erhält, schlechterdings mit dem alkalinischen natürlichen Grund-Theile des Koch-Salzes in seiner Natur übereinkommt. Kein Chemist bezweifelt diese Wahrheit; aber wegen der alkalinisch-salzigen Natur dieser Substanz ist noch keine so allgemeine Uebereinstimmung.

Die Untersuchungen des Dühamel hatten ihn gelehrt, daß diese Substanz die vornehmsten Kennzeichen eines salzartigen Alkali besitze, und er schloß daraus, daß sie in der That eine solche Materie sey. Pott (25) hingegen, der über diesen Gegenstand ebenfalls sehr große Arbeiten unternommen hat, hat allezeit behauptet, daß es nur eine bloße Erde sey, welche die Kennzeichen eines alkalischen Salzes nicht an sich habe. Diese Verschiedenheit in den Meinungen hat diesen beyden Männern zu einer gelehrten Untersuchung von derjenigen Art Gelegenheit gegeben, welche stets zum Vortheil für die Wissenschaften ausschlagen. Sie hat eine Menge schöner Versuche erzeugt, welche in dieser Materie vieles aufgeklärt haben.

Der stärkste Beweis, welchen Pott für seine Meinung beygebracht hat, findet sich in den Erklärungen, welche der französischen Uebersetzung seiner Lithogeognosie beygefügt sind. „Man schlägt," sagt Pott: „durch ein „feuerbeständiges oder flüchtiges Alkali aus der Mutter„Lauge des Koch-Salzes eine unschmackhafte und völlig „unauflösliche Erde nieder. Diese Erde giebt, mit Vi„triol-Saurem verbunden, ein Glauberisches Salz, wel„ches demjenigen völlig ähnlich ist, welches man aus dem „Koch-Salze bereitet. Dieses Glauberische Salz bringt „mit den Kohlen einen alkalisch-salzigen Körper hervor, „welcher sich nicht mehr durch das vegetabilische Alkali „nie-

(25) S. Dessen Obss. et animadv. chym. Collect. I. p. 3. 4. 7. 8. 108. und Lithogeognosie, N. Anh. S. 26.

„niederschlagen läßt. Gerade eben das trägt sich mit dem„jenigen Glauberischen Salze zu, welches aus Koch-Salz „ist bereitet worden. Dieses alkalische Salz hat seinen „Ursprung weder von der Vitriol-Säure, noch von den „zugesetzten Kohlen, sondern vornehmlich von dieser Erde „des Salzes, welche ich aus dieser Ursache eine alkalische „Erde nennen will, die dem salzartigen Zustande sehr nahe, „oder sehr geschickt ist, in den andern Säuren eine gehör„ige Portion ihres feinsten Theiles zu ergreifen, durch „dessen Verbindung und Veränderung sie zu einem wirkli„chen Alkali wird (26)."

Es scheint übrigens nach den wesentlichen Eigenschaften der feuerbeständigen alkalischen Salze und den Grund-Theilen des Koch-Salzes leicht zu seyn, eine von diesen Meinungen zu erwählen. Man kann über den Gegenstand der gegenseitigen Untersuchungen des Hrn. Dühamel und Pott nichts besseres sagen, als was der Uebersetzer der Lithogeognosie des Pott gesagt hat: daß nähmlich im Grunde die ganze Sache vorjezt auf einen Wort-Streit hinaus laufe, weil Dühamel mit Pott darin übereinstimmt, daß der Grund-Theil des Koch-Salzes von dem feuerbeständigen Alkali des Salpeters und andern ähnlichen verschieden sey, so wie Pott mit Dühamel darin wieder einig ist, daß dieser Grund-Theil sich von den gemeinen absorbirenden Erden unterscheide; daß aber der Ausdruck des Dühamel bis jezt richtiger, und der Wort-Erklärung der Salz-Substanzen gemäßer zu seyn scheine.

Aus allen diesem muß man den Schluß ziehen, daß der Grund-Theil des Koch-Salzes, weder eine reine Erde, noch ein Alkali ist, das demjenigen gleiche, welches man aus Pflanzen, die kein Koch-Salz bey sich führen, gewinnt, sondern daß es eine salzartige und alkalinische Substanz von einer besondern Na-

(26) Daß Hrn. Pott hier die äussere Aehnlichkeit des Glauber- und Bitter-Salzes so getäuscht habe, daß er die Bitter-Salz-Erde für den alkalischen Grund-Theil des Koch-Salzes hielt, ist nur angehender Chemisten wegen anzumerken. Marggraf (Chem. Schriften, Th. 1, S. 172, fgg.) hat Pott's Irrthum zuerst gründlich widerlegt.

tur ist; und wenn es erlaubt ist, einige Muthmaßungen über das Wesen dieses Alkali beyzubringen, so scheint dasselbe von dem vegetabilischen Alkali deswegen verschieden zu seyn, weil entweder eine größere Menge Erde zu seiner Mischung kommt, oder, weil sein erdiger Bestand-Theil ihm auf eine genauere Art einverleibet ist.

Baumé (27) sagt, wenn man Weinstein in verschlossenen Gefäßen, z. B. in einer Retorte, brenne, so gebe er einen guten Theil alkalisches Salz, welches sich krystallisirt, und daß diese Wirkung von dem Brennbaren komme, welches einen Theil dieses Salzes in Soda-Krystallen, oder in ein mineralisches Alkali verwandelt (28).

Was uns endlich am besten belehrt, daß der alkalische Grund-Theil des Koch-Salzes wirklich von

(27) Erläuterte Experimentalchymie, Th. 1, S. 448.

(28) Es sind aber keine hinlängliche Beweise für die Verwandlung angeführt worden, außer daß diese Krystallen nicht zerfließen, und daß sie minder beyzend gewesen sind; dieses hängt aber bloß von der hinzu getretenen fixen Luft ab. Eine reine gesättigte Weinstein-Auflösung läßt sich durch gemeinen, mit feuerbeständigem Alkali bereiteten Salmiak-Geist vermischt, und, wie Cartheuser (Hamb. Magaz. B. 21, S. 190 — 203) meldet, bey gelindem Feuer, oder, nach Hrn. Hofr. Leonhardi Erfahrung, auch bloß in der Kälte digerirt, in Krystallen bringen, die aber deswegen noch kein Mineral-Alkali sind; denn sie gaben Letzterm, nach ihrer Verbindung mit Vitriol-Säure, kein Glauber-Salz, sondern einen vitriolisirten Weinstein. *Sage* (Mineral. docimast. Ed. 2. To. I. p. 20.) will das vegetabilische Laugen-Salz durch die Verbindung mit der Mutter Lauge des vitriolisirten Weinsteins, und zwar vermittelst eines in ihr befindlichen zum Grundstoff eines Salzes gewordenen fetten Stoffes in Mineral-Alkali, und umgekehrt das Mineral-Alkali durch Versetzung des Glauber-Salzes mit der Mutter Lauge des Salpeters in vegetabilisches Laugen Salz verändert haben. Allein Morveau (Anf. der Ch. Th. 3, S. 152, fag.) fand bey der Prüfung dieser unwahrscheinlichen Behauptungen durch Versuche, daß sie ganz ungegründet seyn.

von salziger Natur sey, ist die bereits oben erwähnte glückliche und oft selbst vortheilhafte Anwendung desselben in vielen Fällen zu denselben Absichten, wozu das feuerbeständige vegetabilische Alkali angewandt wird (29).

Das üblichste Mittel, sich dieses Alkali in großer Quantität zu verschaffen, ist die Einäscherung der See-Pflanzen. Diese Asche ist an mineralischem Alkali sehr reich, wenn die Pflanzen, welche sie geben, in einem günstigen Lande und Klima wachsen; und das mineralische Alkali, welches sie enthalten, ist mehr oder weniger rein, je nach dem ihre Natur und die Natur des Bodens beschaffen ist. Im Handel ist diese Asche überhaupt unter dem Nahmen Soda bekannt. Man gebraucht dieselbe in vielen Künsten so, wie sie ist, und ohne erst das mineralische Alkali auszuziehen, folglich ohne sie zu reinigen; auch bemerkt man einen beträchtlichen Unterschied unter den Arten der Soda, deren einige vor andern weit besser und theurer sind. Nächst der Soda erhält man reines Mineral-Alkali auch, nach Marggraf's Art, durch

(29) Stahl, Gellert und Macquer ziehen doch die Soda dem feuerbeständigen vegetabilischen Alkali vor, weil sie festere und dauerhaftere Gläser giebt, die sich nicht so leicht von Säuren angreifen lassen. Ungereinigte Soda giebt, nach Kunkel'n ein bläuliches, bey der Erhitzung leicht springendes Glas; aber ungereinigtes Gewächs-Laugensalz, thut, nach Stahl's Bemerkung, dasselbe. Keir hat bemerkt, daß jedes feuerbeständige Alkali dem Glase eine solche durch Braunstein wegzunehmende Farbe beybringe, ungeachtet es vorher überaus wohl gereinigt worden war. Die feinern und härtern Seifen, welche das Mineral-Alkali giebt, braucht man auch mit mehrerer Wirksamkeit, als die mit Gewächs-Laugensalz verfertigten, zur Reducirung metallischer Kalke. Man braucht ferner das Mineral-Alkali zur Reinigung des Silbers und zur Geschmeidigmachung des Weiß-Kupfers. (Ferber N. Beytr. I. S. 424) Es ist auch das schicklichste Fällungs-Mittel für metallische Auflösungen, da es im mildern Zustande immer gleichviel Luft-Säure bey sich führt. (*Bergmann* Opusc. II. 385.)

die Verpuffung mit Kohlen-Gestübe aus dem würfeligen Salpeter, ingleichem durch die Verkalkung und Alkalisirung der anschießbaren Blätter-Erde, welche man durch das Niederschlagen einer mit Glauber-Salz und Kohlen-Gestübe verfertigten und in Wasser aufgelöseten Schwefel-Leber durch Essig erhalten hat. Diesen leztern Weg hat Hr. v. Crell (30) mehr erleichtert, indem er aus destillirtem Bier-Essig und Kreide eine Auflösung verfertigt, und davon so lange zu dem aufgelöseten Glauber-Salze etwas zugießt, bis kein Selenit mehr fällt. Das aus der Vereinigung der Essig-Säure und des alkalinischen Grund-Theiles von dem Glauber-Salze entstandene Mittel-Salz ist anschießbare Blätter-Erde, und diese brennt sich alkalisch, und giebt also reines Mineral-Alkali. Marggraf's Art, das Mineral-Alkali häufig und wohlfeil zu machen, deren Lehmann in der Vorrede zu Dessen chym. Schr. Th. 1, geheimnißvoll erwähnt, ist so wie die von Higgins (31), und Turner (32), nie bekannt geworden. Delius (33) lehrte es durch die Verpuffung des würfeligen Salpeters bereiten, den er durch die Zersetzung der aus Kohlenstaub und Glauber-Salz verfertigten Schwefel-Leber mit Salpeter-Säure erhalten hatte. Scheele (34) bemerkte, daß Bleyglätte das Mineral-Alkali aus dem aufgelöseten Koch-Salze scheide; und Volta hat, wie Scopoli erzählt, in London die auch von Kirwan (35) angekündigte Mi-

(30) Chem. Journ. Th. 1, S. 101.

(31) S. Crell's Annalen, 1785, B. 2, S. 47.

(32) S. Kirwan Vers. und Beobacht. B. 1, S. 60.

(33) Adverf. Fasc. 3. (Erl. 1783, 4.) no. 10, p. 15. und Göttling's Almanach f. Sch. 1781, S. 139.

(34) S. Bergmann's Anm. zu Scheffers Vorles. S. 31.

(35) S. Crell's N. Entdeck. V. S. 273.

Mineral-Alkali-Fabrik gesehen, wo zu diesem Behuf das Koch-Salz mit Bleyweiß auf dem nassen Wege durch Reiben zersetzt wird. Allein Göttling (36), Achard (37), Rösler (38) und Remler (39), fanden dieses Verfahren nicht vortheilhaft, so wie auch die bereits oben gedachte Scheelische Art der Ausscheidung des Mineral-Alkali aus Koch-Salz durch Eisen oder Kalk viel zu langweilig ist. Westrumb (40) fand sogar, nach Achard, daß das, was aus dem Gemenge von Kalk und Koch-Salz, so wie aus dem von Glauber-Salz und Kalke auswitterte, nur ätzender Kalk war; und wenn Herr Gren (41) durch Kochen mit Wasser Mineral-Alkali zu gewinnen lehrte, so erklärt Scheele (42) diese Arbeit für unsäglich mühsam, und Klaproth (43) für nicht sonderlich ergiebig. Wiegleb, der sich von der durch Hagen (44) und Bergmann (45) entdeckten, obgleich in Rücksicht der Salz-Säure von ihm (46) bezweifelten, jedoch auch von dieser durch Weigel'n (47) und Andere bestätigten nähern Verwandtschaft des Gewächs-Laugensalzes gegen die

(36) Almanach, 1781, S. 129.

(37) Samml. chem. Schr. B. 1, S. 93, fgg.

(38) Crell's chem. Ann. 1785, B. 2, S. 140.

(39) Göttling's Almanach, 1785, S. 45.

(40) Kleine chem. Schr. B. 1, Heft 1, S. 143, f.

(41) S. Crell's N. Entdeck. Th. 8, S. 112, f.

(42) Crell's chem. Ann. 1784, B. 2, S. 124.

(43) Crell's chem. Ann. 1785, B. 2, S. 47.

(44) Abh. chem. Inhalts. (1769, 8.) S. 136.

(45) N. Act. Vpsal. Vol. 2, p. 188. 196. 200; und Opusc. Vol. 3, p. 312. 336.

(46) S. Chem. Vers. über die alkal. Salze, S. 260.

(47) Chem. mineral. Beobacht. Th. 2, S. 125, Anm. 39.

Säuren vor der des Mineral-Alkali überzeugt hatte, lehrte durch die gemeinschaftliche Auflösung von 1 Th. Pott-Asche mit 2 Th. Glauber-Salz, nach deren Durchseihen und Abscheidung des angeschossenen vitriolisirten Weinsteins, durch Krystallisiren Mineral-Alkali in reichlicher Menge bereiten (48). Sein Verfahren bestätigten in der Folge sowohl Göttling (49), als Westrumb (50). Zu der vortheilhaftesten Bereitungs-Art des Mineral-Alkali aber hat Bergmann's (51) Entdeckung der Zersetzbarkeit des Koch-Salzes durch Gewächs-Laugensalz Gelegenheit gegeben, von welcher sich auch Hr. Hofr. Leonhardi durch wiederhohlte Versuche oft überzeugt zu haben versichert. Auf das von ungefähr in einer Kochsalzreichen Pflanzen-Alkali-Lauge angeschossene Mineral-Alkali durch einen jungen eifrigen Beobachter, Hrn. Thiemann, aufmerksam gemacht, suchte Hr. Hof-Apotheker Meyer (52) aus gleich viel gereinigter Pott-Asche und Koch-Salz durch Auflösen, Seihen, Abrauchen, und Anschießen, das Mineral-Alkali zu gewinnen, und der Ertrag der Arbeit fiel nach Wunsche aus. Nach ihm zeigte auch Westrumb (53) durch eine nähere Prüfung und Bestimmung, wie diese Scheidungs-Art, als die wohlfeilste, am besten ausgeführt werden könne. Es vermischt nähmlich Derselbe die mit kaltem Wasser gemachte und geseihete

(48) Hahnemann Handb. der Chem. II. S. 72, und in seinen Zusätzen zu Demachy Laborant im Großen, B. 2, S. 371.

(49) Chem. Vers. über den Salmiak, S. 136. Praktische Vortheile ꝛc. S. 48.

(50) Am ang. O. S. 144.

(51) Opusc. Vol. 3, p. 312. 351.

(52) Crell's Ann. 1784, B. 2. S. 126, f.

(53) Am ang. O. S. 145.

seihete Auflösung von 10 Pfund Pott-Asche, mit der wässrigen Auflösung von eben so viel Koch-Salz, raucht die durchgeseihete Mischung in einem eisernen Gefäße bis zum Häutchen ab, und stellt sie, nach nochmahligem Durchseihen, damit sich der vitriolisirte Weinstein der Pott-Asche abscheide, ins Kühle; nach dessen Hinwegnahme die nur noch ein wenig abgerauchte Lauge ein sehr schönes Mineral-Alkali, und nach dessen Entfernung und fernern Abrauchen und Abkühlen Digestiv-Salz giebt, die auch zulezt in Vermischung anschießen, und, nach Remler's Bemerkung (54), durch gelinde Anwärmung von einander geschieden werden können, indem das in seinem erwärmten Krystallisirungs-Wasser zerflossene Mineral-Alkali von dem zu Boden gefallenen Digestiv-Salze, wiewohl nicht ganz rein (55), abgegossen werden kann. Liphardt (56) nimmt gegen 3 Th. gereinigtes Pottaschen Salz, 2 Theile Koch-Salz, raucht die vermischten Auflösungen bis zum Anschuß-Puncte in Reaumürischen porzellanen Gefäßen ab, und stellt das Abgerauchte sodann eine Nacht lang zum Anschießen hin, da dann im Sommer das Mineral-Alkali, im Winter aber das Digestiv-Salz zuerst anschießt. Als Beobachtung ist auch die Erfahrung des Hrn. Göttling (57), daß das Gewächs-Laugensalz das Mineralische aus der in wässrigem Wein-Geist aufgelöseten venedischen Seife ausscheide, merkwürdig. Scopoli hält auch die Fäulniß für ein sehr wirksames Zersetzungs-Mittel des Koch-Salzes, in Verbindung mit der Beyhülfe der Sonnen-Wär-

(54) S. Göttling's Almanach, 1785, S. 73.

(55) Westrumb, a. ang. O. S. 146, Anm.

(56) Crell's Annal. 1785, B. 2, S. 27, flg.

(57) Almanach, 1784, S. 36.

Wärme; und der Ritter Lorgna (58) leitet den Ursprung des natürlichen Mineral-Alkali, dessen Grund-Mischung ihm mit der von der Bittersalz-Erde, von welcher es nur dem Salz-Zustande nach unterschieden sey, sehr übereinzukommen scheint, größtentheils von zerstörten See-Thieren her, weil er, zwar nicht aus Konchylien, aber wohl aus See-Fischen, vermittelst der Essig-Säure krystallisirte Blätter-Erde erhalten hat. Etwas Mineral-Alkali kann dann aber wohl, wie er zugiebt, aus zersetztem Koch-Salze herrühren, von dem er, was schon längst vor ihm Neumann (59) wußte, erst erfunden zu haben glaubt, daß es, mit Wasser und Eisen-Vitriol vermischt, Glauber-Salz liefere. In Salpeter-Hütten soll sich ausser Salpeter- und Salz-Säure und Pflanzen-Alkali, auch Mineral-Alkali bilden (60). Uebrigens haben die Meinung, daß die Grund-Erde im Mineral-Alkali Bittersalz-Erde sey, schon Wenzel (61), und Osburg (62) aus ihren Erfahrungen behauptet, so wie Dieselben im vegetabilischen und Wenzel auch im flüchtigen Alkali, zur Grund-Erde die Kalk-Erde annehmen.

Da die chemischen Verwandtschaften und die Heil-Kräfte des mineralischen und des vegetabilischen

(58) *Rozier* Journ. de phyſ. 1786. Juill. S. 31, fgg. Sept. S. 161, fgg. Oct. S. 295, fgg. Nov. S. 373, fgg. Crell Ann. 1767. B. 1, S. 21, fgg.

(59) Med. Ch. B. 1, S. 282. B. 2, S. 11. 50.

(60) *Thouvenel*, bey *Rozier*, J. d. ph. Oct. 1786, S. 275.

(61) Einl. zur höhern Chym. §. 93.

(62) S. Act. Ac. Elect. Mog. ad ann. 1784, S. p. 8. und Dessen chem. Versuche über die Bestimm. der Frage, ob mineral. Alkali und Laugensalz als Arten, oder als Varietäten verschieden sind, (Erf. 1786, 4.) Crell Annal. 1787, B. 1, S. 24, fgg.

ischen Alkali die nähmlichen sind, so werde ich hier das Wesentlichste über diese Gegenstände vortragen.

Die Verwandtschafts-Tafel des Geoffroy giebt die Verwandtschaften des feuerbeständigen Alkali folgender Maßen an: das Vitriol-Saure, das Salpeter-Saure, das Essig-Saure, und der Schwefel. Die Tabelle des Hrn. Gellert erstreckt sich bey diesem Artikel viel weiter. Sie nennt: das Brennbare, die Vitriol-Säure, die Salpeter-Säure, die Salz-Säure, die vegetabilische Säure, den Zink, das Eisen, das Kupfer, das Bley, das Zinn, den Spieß-Glas-König, den Arsenik und Wißmuth. Das Gold und das Silber sind in dieser Tabelle als solche angezeichnet, welche sich durch das feuerbeständige Alkali nicht auflösen lassen.

Bergmann's Verwandtschafts-Tafel giebt für das mineralische Alkali folgende an. Auf dem nassen Wege: Vitriol-Säure, Salpeter-Säure, Salz-Säure, Fett-Säure, Flußspath-Säure, Phosphor-Säure, Zucker-Säure, Weinstein-Säure, Arsenik-Säure, Sauerklee-Salz-Säure, Bernstein-Säure, Citronen-Säure, Ameisen-Säure, Milch-Säure, Benzoe-Säure, Essig-Säure, Perl-Säure, Milchzucker-Säure, Borax-Säure, phlogistisirte Vitriol-Säure, phlogistisirte Salpeter-Säure, Luft-Säure, Berlinerblau-Säure, Wasser, fettes Oehl, Schwefel, Metall-Kalke. Auf dem trocknen Wege: Phosphor-Säure, Perl-Säure, Borax-Säure, Arsenik-Säure, Vitriol-Säure, Salpeter-Säure, Salz-Säure, Fett-Säure, Flußspath-Säure, Bernstein-Säure, Ameisen-Säure, Milch-Säure, Benzoe-Säure, Essig-Säure, reine Schwer-Erde, reine Kalk-Erde, reine Bittersalz-Erde, reine Thon-Erde, Kiesel-Erde, Schwefel.

Da die feuerbeständigen Alkalien unter allen Körpern die Säuren am stärksten in sich nehmen, so dienen sie gegen alle Arten von Säure, und in allen von Boerhaave'n beschriebenen Krankheiten, die von der im Körper entwickelten Säure entstehen. Sie

sind selbst den absorbirenden Erden vorzuziehen, wiewohl diese leztern weit gebräuchlicher sind, und zwar in denen Fällen, wo, der Kennzeichen einer Säure ungeachtet, eine Anlage zur Fäulniß zu befürchten ist. Sie sind dann, nach den Bemerkungen des Pringle (63), vermöge dessen, daß sie salzartige Materien sind, Mittel gegen die Fäulniß. Wenn aber die Fäulniß schon bis zur alkalescirenden Beschaffenheit gestiegen ist, welches sehr selten vorkommt, so würden sie schädlich seyn, weil sie die alkalescirende Schärfe vermehren würden. Aber auch ohne als gegenwärtig angenommene alkalescirende Beschaffenheit der Säfte können feuerbeständige Alkalien in faulen Krankheiten nicht gebraucht werden, weil sie das durch die Fäulniß bereits zu sehr verdünnte Blut noch mehr auflösen, den verminderten Zusammenhang der festen Theile noch mehr schwächen, und also den Absichten des Arztes bey der Cur fauler Krankheiten ganz entgegengesezte Wirkungen äussern würden.

Die reinen Alkalien müssen niemahls anders, als in kleinen Dosen, verordnet werden, z. B. zu ½ bis 2 Gran, wenn sie mit festen Körpern vereinigt und in einen kleinen Raum gebracht worden sind; und von 1 bis zu 3, oder 4 Gran, wenn man sie, ihrer äzenden Kraft wegen, mit 16 Unzen einer wässerigen Feuchtigkeit verdünnet hat. Diese Salz-Substanzen sind

(63) Some experiments on Subftances refifting Putrefaction, by *John Pringle*, ſt. in Philoſ. Transact. Vol. XLVI, No. 495, for Apr. M. J. et July 1750, S. 480 — 488, und No. 496, for Nov. et Dec. 1750, S. 525 — 534.

Eb. Deſſ. further experiments on Subſtances reſiſting Putrefaction; with Experiments upon the Means of haſtening and promoting it, ſt. eb. daſ S. 550 — 558.

D. überſ. u. d. T. Einige Verſuche mit Materien, welche der Fäulniß widerſtehen, von J. Pringle, überſ. und mit Zuſäzen vermehrt von D. J. E. Zeiher, ſt. im Hamb. Magaz. 10 B. 3 St. (1753, 4.) S. 300 — 310.

sind auflösende, eröffnende und steintreibende Mittel; sie werden aber als solche wenig gebraucht. Ihre vorzüglichste Nutzung besteht darin, daß man sie mit den harzigen Abführungs-Mitteln als mildernde Zusätze verbindet, weil sie diese Arzeneyen dadurch, daß sie ihnen eine seifenartige Beschaffenheit beybringen, verbessern; doch muß man, da sie die purgirende Substanz harziger Mittel ganz zu verändern scheinen, um diese nicht ganz unwirksam zu machen, sie nur denselben in kleiner Quantität zusetzen.

Ausserlich sind die Alkalien schmelzende, auflösende, zertheilende und beizende Mittel.

Mit der Benennung feuerbeständiges vegetabilisches Alkali, Gewächs-Laugensalz, Pflanzen-Alkali, oder Pflanzen-Laugensalz, L. Alcali fixum vegetabile; Fr. Alcali fixe végétal; Engl. Fixed vegetable alcali; Ital. Alcali fisso vegetabile, belegt man alle diejenigen feuerbeständigen Alkalien, welche man durch Verbrennung jeder Art von Materie aus dem Gewächs- oder Pflanzen-Reiche erhält, und welche die Eigenschaften des dem Koch-Salze zum Grund-Theil dienenden Alkali nicht haben.

Das allgemeine Verfahren bey Gewinnung des feuerbeständigen Alkali aus vegetabilischen Substanzen, besteht in Verbrennung dieser Substanzen an der freyen Luft mit gänzlicher Verzehrung ihrer Kohlen und deren Verwandlung in Asche; ferner, in Auslaugung dieser Asche mit sehr reinem Wasser bis auf den Punct, da dieses Wasser unschmackhaft abläuft; und endlich in Abrauchung dieser durchgeseiheten Lauge bis zur Trockenheit; was übrig bleibt, ist das feuerbeständige Alkali der Pflanze. Man thut wohl, es bey einem gelinden und anhaltenden Feuer zu brennen, um es von allem überflüssigen

Wasser

Wasser und einem Theile des ebenfalls überflüssigen Brennbaren und Gas zu befreyen; und um es noch reiner zu erhalten, muß man das gebrannte Pflanzen-Laugensalz nochmahls in kaltem Wasser auflösen, und, nachdem es die beygemischten fremden Materien abgesetzt hat, die Auflösung durchseihen, und bis zur Trockne abrauchen.

Wenn die feuerbeständigen, aus vegetabilischen Materien aller Art gezogenen Alkalien durch die hiernächst anzuzeigenden Mittel gut zubereitet und sorgfältig gereinigt worden sind, so sind sie einander völlig ähnlich und haben einerley Eigenschaften, so, daß sie alle nur eine und dieselbe Art von Salz-Substanzen ausmachen. Da es aber sehr schwer ist, diese Art Salz zu dem höchsten Grade der Reinigkeit zu bringen; da es in dieser Rücksicht zwischen denen, welche man aus unter einander verschiedenen vegetabilischen Materien gewinnt, Unterschiede giebt, indem einige derselben von Natur reiner oder zur Reinigung fähiger, als andere, sind; und da man selbst bis auf unsere Zeiten keine hinreichende Aufmerksamkeit auf alle Mittel, diese Alkalien zum höchsten Grade der Reinigkeit zu bringen, gewendet hat: so entstehen daraus zwey Unbequemlichkeiten. Die erste ist: daß viele Chemisten geglaubt haben, als ob die Alkalien aus verschiedenen Pflanzen wesentlich von einander unterschieden wären; die zweyte: daß andere Chemisten dem Alkali, überhaupt betrachtet, manche Eigenschaft zugeschrieben haben, die ihm nicht zukommt, und die es nur von den fremden Substanzen hat, von denen es nicht genug befreyet worden ist. Hier ist die Rede von dem vollkommen reinen vegetabilischen Alkali.

Das feuerbeständige vegetabilische Alkali besitzt alle die Eigenschaften, welche oben, S. 114, fgg., von dem feuerbeständigen Alkali angeführt worden sind. Es erscheint

erscheint unter einer festen Gestalt, und gleicht einer erdigen Substanz; es hat eine matte schöne weiße Farbe; so lange es trocken ist, giebt es keinen Geruch von sich; wenn man es mit Wasser befeuchtet, so empfindet man einen gelinden laugenhaften Geruch; es hat einen heftigen, scharfen, brennenden, beizenden und urinartigen Geschmack, weil es nähmlich, wenn man es in den Mund bringt, daselbst einen Geschmack wie von faulendem Urin entwickelt, indem es in der That aus den thierischen Substanzen das flüchtige Alkali entbindet.

Bey Untersuchung des eigenen Geschmackes des feuerbeständigen Alkali, muß man die Behutsamkeit gebrauchen, es mit vielem reinen Wasser aufzulösen und zu verdünnen. Dieses vermindert nur die Stärke des Geschmackes, ohne seinen Charakter zu verändern. Ohne diese Vorsicht würde man sich der Gefahr aussetzen, die Zunge zu stark zu beizen, weil das gut gebrannte Alkali ein starkes Aetz-Mittel ist, welches alle thierische Materien schnell anfrißt und zerstört.

Daß durch langsames Abrauchen einer reinen vegetabilisch alkalischen Lauge bis zur oben entstehenden Salz-Rinde, die nicht zerbrochen werden darf, schöne große, sogar nicht zerfließende Krystallen von diesem Alkali entstehen, hat bereits Bohn (64) gelehrt; auch kannten dieselben Coxe (65), Grimm (66), und Jo. Moritz Hofmann (67). Eine mit fixer Luft geschwängerte Auflösung von Gewächs-Laugensalz, giebt bey ruhigem Stehen an einem trocknen Orte, regelmäßig viereckige prismatische Krystallen, deren Endspitzen von zwey umgekehrten dachförmig zusammen-

(64) Diss. phys. chem. p. 381.

(65) Philos. Transact. IX. p. 174.

(66) Eph. N. C. Dec. 2, A. 7, 1689, obs. 223.

(67) Eb. das. Dec. 2, A. 10, obs. 183.

mengesetzten Dreyecken gebildet werden; sie erhalten sich an der trocknen Luft, ohne feucht zu werden oder zu zerfallen, durchsichtig; wiewohl sie an feuchter zerfließen mögen (68), bewirken in dem Veilchen-Safte noch immer eine Grünfärbung, wenn sie nicht in einer reichlichen Menge luftgesäuerten Wasser aufgelöset worden sind; machen aber die grüne Auflösung des mineralischen Chamäleon roth (69); erfordern in mäßiger Wärme zur Auflösung 4 Theile Wasser; verlieren beym Auflösen in Säuren $\frac{20}{100}$ fixe Luft, beym Calciniren ausser diesem noch $\frac{32}{100}$ Theile Wasser; schmecken zwar laugenhaft, doch milde; werden durch Entziehung der fixen Luft vermittelst des Calcinirens oder mit ungelöschtem Kalke ätzend, und von Bergmann (70) Alcali vegetabile aëratum genannt. Neuere französische Chemisten nennen sie Alcali végétal aëré, oder auch Mephite de potasse, und unsere Deutschen luftsaures, luftsäuresattes, oder luftgesäuertes Gewächs-Laugensalz. Alle die gedachten Eigenschaften hat Hr. Leonhardi auch an den von ihm durch Digeriren mit gemeinem Salmiak-Geist aus Weinsteinsalz-Auflösung erhaltenen Krystallen (71) gefunden. Um 100 Theile reines oder ätzendes vegetabilisches Alkali mit Luft-Säure zu sättigen, werden 42 Theile derselben erfordert; auch kann man 100 Theile ätzendes Pflanzen-Alkali, wenn man sie mit 263 Theilen frisch angeschossenen Mineral-Alkali in 300 Theilen heißen Wasser auflöset und gelinde sieden läßt, zum Anschießen bringen; die entstehenden Häutchen sammelt man, um sie von dem anhangenden

(68) Lichtenstein, in Crell's N. Entdeck. VI. S. 109.

(69) S. Bindheim, in Crell's N. E. V. S. 72. *Berthollet.* in Mem. de Par. 1780. p. 127.

(70) Opusc. phys. chem. Vol. I. S. 13, f.

(71) S. Anmerk. 28, oben, S. 134.

genden ätzenden Alkali ablecken zu lassen, auf Löschpapier, so lange bis man davon 150 bis 200 Theile erhalten hat. Von 168 Theilen luftgesäuerter Bittersalz-Erde wird das Gewächs-Laugensalz bey ähnlicher Behandlung gleichfalls wegen mitgetheilter Luft-Säure milde und krystallinisch gemacht. *Maudit* (72) brachte das ätzende Gewächs-Laugensalz durch Elektrisiren, auch in verschlossenen Gefäßen zum Anschießen.

Die eigenthümliche Schwere des milden, vollkommen trocknen, 4 Mahl calcinirten, von Kiesel-Erde reinen Gewächs-Laugensalzes, welches $\frac{21}{100}$ Luft-Säure hielt, fand Kirwan (73) wie 5,0527; so wie die des ätzenden trocknen 4,234.

Vor dem Löth-Rohre wird das Luft-Säurehaltige Gewächs-Laugensalz erst undurchsichtig, wobey es heftig verknistert; dann fließt es zu einer Kugel, die auf dem Löffel sich erhält, von der Kohle aber verschluckt wird (74).

Wenn das feuerbeständige Alkali der Luft ausgesetzt wird, so zieht es Feuchtigkeit daraus an, durch deren Beyhülfe es sich in eine weiße, durchsichtige Flüssigkeit auflöset, die, wie reines Wasser, gar keine Farbe hat. Nach Gellert's Bemerkungen (75), zieht das feuerbest. Alkali 3 Mahl so viel Feuchtigkeit an sich, als es wiegt; es nimmt auch in der Luft eine gewisse Menge mephitisches Gas in sich, wodurch es zum Krystallisiren fähig gemacht, und seiner Zerfließbarkeit beraubt wird.

(72) in *Rozier* Obss. sur la phys. To. X, p. 104.

(73) Vers. und Beobacht. B. 1, S. 44.

(74) *Bergmann* Opusc. Vol. II, p. 466.

(75) S. Dessen Anfangsgr. der metall. Chym. (Lpz. 1756, 8.) Th. 1, S. 22.

So oft man das feuerbeständige Alkali in Wasser auflöset, bleibt stets ein Theil einer unauflöslichen Materie zurück. Wenn man die Auflösung durchseihet, so geht sie sehr hell durch; nach einiger Zeit aber bemerkt man, daß sie trübe wird, und es bilden sich darin kleine Flocken einer Materie, die sich auf den Boden des Gefäßes setzt, und sich nicht wieder auflösen kann. Diese Substanz ist von derselben Art wie die erstere, die sich nicht aufgelöset hatte; sie ist nichts anders, als ein Theil von eben derselben Erde des Alkali, welche sich bey jeder Brennung und Auflösung dieses Salzes absondert. Der Antheil davon, welcher anfangs bey dem Durchseihen mit durchgeht, und der erst in der Folge die Feuchtigkeit trübe macht, war der feinste, und derjenige, der am festesten an dem alkalischen Salze hieng. Die auf gedachte Weise geschiedene Erde ist nicht mehr in einem salzartigen Zustande, und wird folglich, wie die reinen Erden, in Wasser unauflöslich (76).

Wenn das Alkali in der geringsten Menge Wasser, die nur möglich ist, nähmlich ungefähr in eben so viel, dem Gewichte nach, aufgelöset worden ist, giebt es eine minder flüssige, dickere und schmierigere Feuchtigkeit, als das reine Wasser, die sich wegen der Menge Salz-Theilchen, mit denen das Wasser geschwängert worden ist, weit schwerer durchseihen läßt. Wenn man sie angreift und zwischen den Fingern reibt, scheint sie eine fette und oehlichte Beschaffenheit zu haben. Dieses rührt, nach Macquer's Urtheil, von den fetten Theilen der Haut, die sie auflöset, her (77). Dieser

(76) S. oben, S. 116, Anm. 8.

(77) Scopoli widerspricht dieser Meinung, weil sich hierbey keine Seifen-Substanz bilde, und keine unangenehme Empfindung oder Veränderung in dem Oberhäutchen und der Haut eräugne, und sieht dieses Fett-Gefühl für eine dem Laugen-Salze eben so, als dem Talke, Sedativ-Salze und andern,

ser Eigenschaften wegen, hat sie von den alten Chemisten, wiewohl in einem sehr uneigentlichen Verstande, den Nahmen Oehl bekommen; man muß es vielmehr zerflossenes alkalisches Salz, oder alkalische Salz-Feuchtigkeit, nennen (78).

Das trockne feuerbeständige Alkali steht die Wirkung eines mäßigen Feuers, welches z. B. ein wenig stärker ist, als das, wobey das Wachs fließt, ziemlich lange aus, ob es gleich einigen Verlust leidet und dabey schmilzt; bey einem sehr heftigen Feuer aber geht es, wie Macquer behauptet, größten Theils, ja bey einer sehr starken und lange genug anhaltenden Hitze ganz und gar in Dämpfen fort. Man kann sich, sagt er: hiervon leicht überzeugen, wenn man die Töpfe, in welchen man auf den Glas-Hütten das Glas schmelzt, betrachtet; man sieht über diesen Töpfen einen immerwährenden Rauch, welcher, seiner Meinung nach, von nichts anderm, als von dem Alkali, herrühren kann, welches zu der Zusammensetzung des Glases und der andern Salze kommt, die sich hier vermischt befinden, indem die andern

andern, wesentliche Eigenschaft an. Allein, die unangenehme Empfindung und Veränderung in der Haut erfolgt wirklich, je stärker die Lauge ist, und je länger man die Finger darin hält. So glatt die Lauge sich anfangs, so lange noch die aus der Lauge und dem Haut-Talge (Smegma cutaneum) gebildete Seife der Haut nahe war, anfühlte, so rauh wird das Gefühl bey längerm Verweilen, und vorzüglich nach Herausziehung der Finger aus der Lauge und deren Abtrocknung.

(78) So lange man noch an eine durch die Luft verbreitete allgemeine Säure (Acidum catholicum) glaubte, war es kein Wunder, wenn man zwischen dem in Wasser aufgelöseten, und zwischen dem an der Luft zerflossenen Gewächs-Laugensalze einen Unterschied annahm. Jezt gilt das nicht mehr. Zu genauen Versuchen nimmt man das an der Luft zerflossene überdies nicht, sondern wählt dazu entweder das Luftsäure-leere, d. i. das ätzende, oder das Luftsäure-satte, d. i. das milde krystallisirte.

Materien, welche zu eben dieser Zusammensetzung gehören, weit feuerbeständiger, als das Alkali, sind. Allein, diesem widerspricht Pörner, und versichert, es noch nicht erfahren zu haben, daß das feuerbeständige Alkali bey einem anhaltenden Feuer ganz fortgehe, ungeachtet er bey seinen öfters angestellten Glas-Arbeiten viele Stunden lang das heftigste Feuer gehabt habe; dieses aber habe er bemerkt, daß es bey einem anhaltenden Feuer sich durch die Tiegel zieht, oder mit andern Substanzen vereinigt aufschäumt und überläuft, endlich auch durch andere Körper zum Theil verflüchtiget wird. Recht reine und trockne Alkalien leiden den wenigsten Abgang im Feuer. Zu dem von Macquer erwähnten Rauch kann das zum Waschen des Sandes, und zum Löschen der geglüheten Kiesel gebrauchte, und das dem Gewächs-Laugensalze noch anhangende, nicht immer von allem Ausziehbaren frey gewesene Wasser eher Gelegenheit geben, als die ganz unerweisliche Fähigkeit des feuerbeständigen Alkali, sich verflüchtigen zu lassen. Auch ist es bekannt, daß sich der mit der Luftsalz-Säure gemischte Rauch in der Luft lange erhält, und Luft-Säure wird doch bey dem Glasmachen aus dem Alkali gewiß mit entbunden.

Das feuerbeständige Alkali ist ein mächtiges Auflösungs-Mittel. Es löset, auf dem trocknen Wege, mit Beyhülfe eines gehörigen Grades der Wärme, alle kalkartige, glasartige, thonige, gypsartige und metallische Erden auf; und in gehörigem Verhältnisse, nähmlich zu beynahe gleichen Theilen genommen, verwandelt es die meisten von ihnen in verschiedene Gattungen von harten, festen und durchsichtigen Gläsern. Wenn man 3 bis 4 Mahl mehr davon, als von der Erde, genommen hat, so bringt es dieselbe noch schneller in Fluß, und verbindet sich mit ihr; und da es in dem neuen Gemische, welches

aus

aus dieser Vereinigung entsteht, der vorwirkende und die Oberhand habende Bestand-Theil ist, so haben auch dann seine Eigenschaften die Oberherrschaft. Es macht demnach die Erden, welche es auf diese Art aufgelöset hat, in dem Wasser und in den Säuren auflöslich, und geschickt, daß sie Feuchtigkeit aus der Luft an sich ziehen; doch bewirkt dieses Anziehen des Wassers nur das Alkali, aber nicht die Erde.

Das feuerbeständige vegetabilische Alkali vereinigt sich mit dem Vitriol-Sauren mit Heftigkeit und großem Aufbrausen, wenn es nähmlich nicht ätzend, d. h. wenn es nicht alles seines Gas beraubt ist (79). Die Verbindung dieser beyden Substanzen ist sehr stark und genau. Es entsteht daraus ein vollkommenes Mittel-Salz, welches der vitriolisirte Weinstein ist.

Mit dem Salpeter-Sauren bildet es den Salpeter, ein anschießendes Mittel-Salz, dessen Eigenschaften im Art. Salpeter angezeigt werden.

Mit der Salz-Säure macht das feuerbeständige vegetabilische Alkali eine besondere Art von Koch-Salz, welches in vieler Betrachtung dem natürlichen Koch-Salze gleicht, aber auch durch viele Eigenschaften, und besonders durch seinen weit weniger angenehmen Geschmack, von ihm abgeht. Die Unterschiede dieser beyden Salz-Arten müssen einzig und allein der Natur der alkalischen Grund-Theile zugeschrieben werden, indem das natürliche Koch-Salz eine besondere Gattung von feuerbeständigen

(79) Aetzendes erfordert im Centner zu seiner Sättigung 78½ Vitriol-Säure, 64 Salpeter- und 51½ Salz-Säure. (*Bergmann* Opusc. I, 20.) Andre Zahlen geben Wiegleb (s. Crell's N. Entdeck. VII. 7. sqq.) und Kirwan (Vers. und Beob. I. S. 37) an. Letzterer fand, daß alle drey Mineral-Säuren durch 2,283 reines Pflanzen-Alkali gesättigt werden.

alkalischen Salze zum Grund-Theil hat, welches von dem feuerbeständigen vegetabilischen Alkali verschieden ist. Die Kochsalz-Art, welche aus der Salz-Säure und diesem leztern Alkali entsteht, wird künstliches Koch-Salz, oder Fiebervertreibendes Salz des Sylvius, oder Digestiv-Salz, genannt.

Von dem salzsauren vegetabilischen Alkali, oder dem Sylvischen Salze, führt Kirwan, in seiner Abh. über die Stärke der Säuren, und das Verhältniß der Bestand-Theile in Neutral-Salzen, Folgendes an:

„Zu 360 Gr. von der Auflösung des milden vegetabilischen Alkali, das durch den Zusatz von 518 Gr. Wasser noch mehr verdünnt war, setzte ich Salz-Geist, dessen specifische Schwere 1,1466 war. Die zur Sättigung erforderliche Quantität war 254 Gr., und der Verlust an Luft betrug 34 Gr. Die specifische Schwere der gesättigten Auflösung in einer Temperatur von 56° war 1,076, und das Ganze wog 1098 Gr.

Die specifische Schwere einer Auflösung von 100 Gr. Sylvisches Salz in 720 Wasser betrug in der Temperatur von 56 Grad, 1,076; also war das Verhältniß des Salzes in beyden Auflösungen gleich, nähmlich $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{2}$ vom Ganzen. Nun sind $\frac{1098}{8,2} = 113,902$, und 66 Gr. von dieser Masse waren reines Alkali; also war das Uebrige 47,902 Gr. Säure, oder Säure und Wasser. Da aber dieses Salz, wenn es völlig trocken ist, in einer Rothglühe-Hitze nur 3 pro Cent verliert, so vermuthe ich, daß es kein Krystallisations-Wasser enthält, und glaube daher, daß diese 47,902 Gr. Säure sind. 254 Gr. von diesem Salz-Geiste enthalten 92,71 vom Maßstabe; hieraus erhellet, daß nur 47,902 aufgenommen waren, und folglich 44,908 wie bloßes Wasser davon abzuziehen sind; und wenn 92,71 Gr. 44,908 verlieren, so folgt, daß 100 Gr. des Maßstabes bey ihrer Vereinigung mit einem vegetabilischen Alkali, 48,4 Gr. verlieren müssen, und folglich ist er beynahe eben so entwässert, als salzsaure Luft.

Daher sind 48,4 Gr. von dieser starken Säure, 100 Gr. des Maßstabes, und 100 von jener 206 von diesen gleich. 100 Gr. reines vegetabilisches Alkali nehmen also 55,7 von der stärksten Salz-Säure auf, die beynahe 115

des

des Maßstabes gleich sind, und geben 155,7 Gr. Sylvisches Salz.

2) 100 Gr. Sylvisches Salz enthalten 64,2 Alkali, und 35,3 von der stärksten Salz-Säure, die in der Stärke beynahe 73 des Maßstabes gleich sind.

Storr versichert, daß es in einer Hitze unter 590° keinen Verlust am Gewichte leidet.

Das von Bergmann für 100 Theile von diesem Salze angegebene Verhältniß ist 61 Alkali, 31 Säure, und 8 Wasser. Daher nahmen, ihm zu Folge, 100 Theile reines vegetabilisches Alkali 50,32 von der stärksten Salz-Säure auf, und geben ungefähr 164 Sylvisches Salz.

Wenzel's Resultat unterscheidet sich von dem meinigen fast gar nicht; er fand, daß 83,5 Gr. reines Alkali von 207 seines Salz-Geistes gesättigt wurden, und daß das Rückbleibsel nach dem Abdampfen, und nachdem es der Rothglühe-Hitze ausgesetzt war, 129 Gr. wog; von diesen waren 83,5 Alkali, und folglich der Rest 45,5 Säure.

Daher geben 1) 100 Theile reines vegetabilisches Alkali, nach seinem Versuche, 154,5 Sylvisches Salz, und nehmen 54,5 von der stärksten Salz-Säure auf.

2) 100 Theile von diesem Salze enthielten 64,42 Alkali, und 35,58 Säure.

Er glaubt, daß 240 Gr. von diesem Salze, wenn es krystallisirt ist, 8 Gr. Wasser enthalten, da sie so viel in einer Rothglühe-Hitze verlieren; aber es ist wahrscheinlich, daß dieser Verlust vielmehr von der Zerstreuung des Salzes, von dem Verluste eines Theiles seiner Säure, und eines geringen Antheiles Wasser, das nicht nothwendig zu seiner Natur gehört, herrühre, dies scheint durch seinen Versuch bestätigt zu seyn. Denn 83,5 Theile reines Alkali, mußten nach meiner Rechnung 46,5 Theile der stärksten Säure aufnehmen; statt dessen sie, nach seinem Versuche, nur 45,5 aufnahmen; eine Abnahme, die man wohl der starken Rothglühe-Hitze, welche er anwandte, zuschreiben kann, denn sein Salz war geschmolzen.

3) Hieraus können wir die Stärke seines Salz-Geistes bestimmen; denn, da 202 Gr. desselben 46,5 von der stärksten Säure enthielten, die 96 des Maßstabes gleich

sind, so müssen 100 Theile desselben 47 des Maßstabes enthalten; und folglich war sein specifisches Gewicht ungefähr 1,1892 (*).

Wahrscheinlich muß man der angewandten Hitze die Verschiedenheit zwischen allen oben angeführten und den Wieglebschen Resultaten zuschreiben; denn er fand, daß 104 Gr. Sylvisches Salz 83 Alkali, und nur 21 von der stärksten Säure enthielten."

Auch mit den Pflanzen-Säuren verbindet sich das feuerbeständige vegetabilische Alkali sehr gut, und macht mit ihnen, nach der verschiedenen Natur dieser Säuren, verschiedene Mittel-Salze. Mit der Essig-Säure bildet es ein zerfließbares Mittel-Salz von einem sehr stechenden Geschmacke, welches man wiederhergestellten Weinstein, oder geblätterte Weinstein-Erde, nennt; mit dem festen vegetabilischen Sauren, oder dem Weinstein-Rahm giebt es ein Mittel-Salz, welches sich in Krystallen bringen läßt, und tartarisirter Weinstein, oder vegetabilisches Salz, heißt.

Endlich vereinigt sich auch das feuerbeständige vegetabilische Alkali so, daß es wahre Mittel-Salze bildet, mit einigen Substanzen, welche, ohne offenbare und reine Säuren zu seyn, dennoch sich gegen die Alkalien, ihrer Wirkung nach, wie Säuren verhalten. Von dieser Art ist das Sedativ-Salz, mit welchem dieses Alkali eine besondere Art Borax hervorbringt; ingleichem der Arsenik, mit welchem es sich bis zum Sättigungs-Puncte verbindet, und ein besonderes krystallisirbares Salz macht, dessen Eigenschaften Macquer zuerst beobachtet, und dem er den Nahmen arsenikalisches Mittel-Salz beygelegt hat.

Die

(*) Er schließt selbst, daß 140 Gr. von seinem Salz-Geiste 54 von der stärksten Säure enthalten.

Die Lauge eines mit Ameisen-Säure genau gesättigten Gewächs-Laugensalzes schmeckt sehr salzig und bitter, und läßt sich nicht krystallisiren, auch nicht ganz eintrocknen. Nach starkem Brennen entsteht ein alkalescirender dunkelgrüner Klumpen, der sich gern mit Wasser verbindet, und wenn nach einer allmählichen Verdünstung an der Sonne, etwas Säure nach und nach hinzugetröpfelt wird, so kommen krystallinische Schuppen zum Vorschein, welche gelinde, fast mittelsalzig schmecken, und hierin sowohl als im Zerfließen an der Luft und in der Auflöslichkeit im Weingeiste, der Blätter-Erde gleichen. Im Destilliren giebt es auch keine Säure, weil das Laugensalz das Brennbare anzieht, und die Säure, die nun mit der Luft-Säure, d. i. mit der fixen Luft sich vereinigt, zerstöret. Zerlegen läßt sich dieses vegetabilische Ameisen-Mittelsalz durch die Schwer-Erde, die sich der Ameisen-Säure bemächtigt, und, wenn man das Sedativ-Salz, den Essig, die phlogistisirte Vitriol- und Salpeter-Säure und die fixe Luft ausnimmt, durch alle andere Säuren, welche der Ameisen-Säure das Gewächs-Laugensalz entreissen.

Das mit Bernstein-Säure gesättigte feuerbeständige Gewächs-Laugensalz, das vegetabilische Bernstein-Mittelsalz, die bernsteinsaure oder bernsteingesäuerte Pott-Asche, L. Tartarus succinatus, Alcali vegetabile succinatum, Succineum potassinatum; Fr. Tartre succiné, Sal neutre succiné, à base d'alkali fixé végétal, Carabite ou succinate de potasse; Engl. Amber-Salt with basis of vegetable alkali; Ital. Potassa succinata, Alcali vegetabile succinato, erhält man durch die langsame Abrauchung einer wohlgesättigten Auflösung des Bernstein-Salzes in reinem flüssigen Weinstein-Alkali, nach Wen-

Wenzel'n (80) als eine leicht zerfließbare Masse, nach *Stockar de Neuforn* (81) und Hrn. Hofr. Leonhardi Versuchen (82) aber, in glänzenden, durchsichtigen, weißen, dreyseitig-prismatischen und an den Endspitzen schief abgestumpften Krystallen, welche sich sehr leicht in Wasser auflösen, an der Luft doch feucht werden, einen bitterlich-salzigen besondern Geschmack haben, auf Kohlen knistern, schmelzen und neutral bleiben, vielleicht aber in stärkerer Hitze, wie Wenzel beobachtet hat, dennoch sich zersetzen und alkalisiren können. Sie verwandeln das Scheide-Wasser nicht in Königs-Wasser, schlagen aber die Bleyzucker-Solution weiß, doch nicht zu Horn-Bley, so wenig als die Silber-Solution zu Horn-Silber, nieder. Es setzt seine Säure an die Schwer-Erde, den Kalk und die Bittersalz-Erde ab, und wird auch durch die Vitriol-, Salpeter-, Salz-, Fett-, Flußspath-, Phosphor-, Zucker-, Weinstein-, Arsenik-, Benzoe-, Citronen-, Ameisen- und Milch-Säure auf dem nassen, so wie auf dem trocknen Wege durch Phosphor-, Borax-, Arsenik-, Vitriol-, Salpeter-, Salz-, Fett-, Flußspath-, und, wie es scheint, selbst durch Benzoe-, Ameisen- und Milch-Säure, vielleicht auch durch die obgedachten Erden, zersetzt.

Mit der Fett-Säure giebt das feuerbeständige Gewächs-Laugensalz ein bräunliches, durch das Zerlassen über gelindem Feuer von seinen öhligen Theilen zu reinigendes, und nun nach dem Auflösen und Abrauchen weiß erscheinendes Mittel-Salz von einem blätterichten Ansehen, wie die zerfließende Blätter-Erde,

(80) Von der Verw. ꝛc. S. 326.

(81) Tract. de succino. (L. B. 1761, 8.) §. 33, n. 9.

(82) S. Dessen Schrift de salibus succineis, (Lpz. 1775, 4.) p. 7.

Erde, welches sich aber nicht so, wie jene, in Wein-Geiste auflöset, wiewohl es vor seiner Reinigung durch das Feuer denselben eben so gelb, wie jene, färbt. Bey einer genauern Sättigung der Fett-Säure mit Gewächs-Laugensalz schießt es zu geraden, vierseitigen, dolchförmigen und luftbeständigen Krystallen an. Sein Geschmack ist scharf, salzicht, fast Salmiak-artig, doch milder. Es entzündet sich nicht im Feuer, und auf Kohlen knistert es auch nicht. Durch das Destilliren desselben ohne zugesetzte Vitriol-Säure erhält man eine in grauen Dämpfen übergehende goldgelbe, aber sehr schwache Säure, welche wie Weinstein-Geist riecht, und ein mit Kohle vermischtes laugensalziges Rückbleibsel. Es läßt sich sowohl durch die Vitriol-Säure, als auch durch die Salpeter- und Salz-Säure aus seiner Mischung setzen, und sein saurer Bestand-Theil wird durch diese Säuren in Destillir-Gefäßen übergetrieben. Ein gleiches bewirkt auch der Alaun. Hingegen sind die Essig-Säure, die Flußspath-Säure, die Phosphor-Säure und der weiße Arsenik auf keine Weise vermögend, auf dem trocknen Wege dieses Mittel-Salz zu zersetzen, und seine Säure von dem feuerbeständigen Gewächs-Laugensalze frey zu machen. Hr. v. Crell hat diesem fettsauern Mittel-Salze mit einem vegetabilisch-alkalischen Grund-Theile, den Nahmen Segner's thierischer Weinstein beygelegt; Andere nennen es fettgesäuertes Gewächs-Laugensalz; L. Sebaceum potassinum *Bergmanni*, Sal neutrum *Segneri*, Oxytartarus pinguedinis; Fr. Sel Sebacite de potasse; Engl. Sebaceous Salt of vegetable alcali; Ital. Sale sebaceo di alcali vegetabile.

Von den Verbindungen des feuerbeständigen Gewächs-Laugensalzes mit der Flußspath-Säure, Phosphor-Säure und andern Säuren, siehe unter ihren Artikeln.

Das

Das feuerbeständige vegetabilische Alkali löset den Schwefel in seiner ganzen Substanz auf, d. i. es vereinigt sich zu gleicher Zeit mit der Säure und mit dem Brennbaren, aus welchen dieser mineralische Körper besteht. Es vermindert nur den Zusammenhang, den diese beyden Bestand-Theile des Schwefels unter einander haben. Diese Verbindung des Alkali mit dem Schwefel kann auf dem nassen und trocknen Wege geschehen, aber viel besser auf dem lezten. Es entsteht hieraus eine besondere Gattung eines seifenartigen Körpers, dem man den Nahmen Schwefel-Leber gegeben hat, und welches ein großes Auflösungs-Mittel für alle metallische Substanzen ist.

Die metallischen Substanzen lassen sich von dem reinen Alkali angreifen und auflösen. Einige davon, z. B. das Eisen, und vornehmlich das Kupfer, dürfen nur mit der alkalischen Salz-Feuchtigkeit in Digestion gesetzt werden, um sich vollkommen darin aufzulösen; die meisten andern erfordern eine vorgängige Bearbeitung, nähmlich die Auflösung in einer Säure. Vermittelst dieser Auflösung in einer Säure gelangt man dazu, sie recht gut in einem Alkali aufzulösen. Man muß deswegen einige Tropfen der metallischen Solution in die sehr starke alkalische Feuchtigkeit tröpfeln; es entsteht anfangs ein Niederschlag, aber wenn man die Feuchtigkeit ein wenig schüttelt, so sieht man diesen Niederschlag schnell verschwinden. Man fährt auf diese Art fort, zu wiederhohlten mahlen die metallische saure Solution in die alkalische Lauge zu tröpfeln, bis diese leztere den anfangs entstandenen Niederschlag nicht weiter auflöset.

Nicht alle Metalle lösen sich auf diese Art mit gleicher Leichtigkeit und in gleicher Quantität in dem feuerbeständigen Alkali auf. Das Silber, das Queckſilber und das Bley lösen sich darin nicht so gut

und

und in geringerer Quantität auf, als das Gold, die Platina, das Zinn, das Kupfer, und vornehmlich das Eisen. Dieses leztere ertheilt dem Alkali, nach Maßgebung seiner darin erfolgten Auflösung, eine schöne Saffran-Farbe, welche in das Rothe fällt. Man hat diese Auflösung des Eisens durch das Alkali Stahlen zu verdanken, welcher sie zuerst bekannt gemacht, und alkalische Stahl-Tinctur genannt hat.

Die meisten von diesen Auflösungen der Metalle in dem Alkali behalten ihr helles Ansehen nur eine gewisse Zeit lang; sie werden hernach trübe und geben einen Bodensatz von eben der Farbe, welche die Solution hat. Dieser Bodensatz ist nichts anders als ein Theil des aufgelöseten Metalles, welcher sich von dem Auflösungs-Mittel scheidet, wie dieses mehrern Auflösungen der Metalle in den Säuren wiederfährt.

Durch das Schmelzen und auf dem trocknen Wege löset das feuerbeständige Alkali alle metallische Kalke oder Erden, welche ihres Brennbaren beraubt worden sind, auf; auch verwandelt es dieselben in Glas (83); vielleicht ist es auch, so gar die Metalle selbst geradezu aufzulösen, vermögend.

Dieses Alkali verbindet sich leicht mit den Oehlen und allen oehligen Materien; es theilt ihnen die Eigenschaft mit, sich gut mit dem Wasser zu vermischen. Es giebt mit diesen Substanzen seifenartige Gemische, welche an den Eigenschaften des Oehles sowohl, als des Alkali, Antheil haben. Ein Mehreres davon wird im Art. Seife vorkommen.

Als etwas dem Gewächs-Laugensalze Eigenes ist noch anzumerken, daß es die Queckſilbersublimat-

So-

(83) Von den Veränderungen, welche Erden und Metall-Kalke bey ihrem Schmelzen mit Gewächs-Laugensalze leiden, s. Achard, in Crell's Annalen, 1785, B. 1, S. 131. B. 2, S. 3, fgg. 99, fgg.

Solution, wenn es ätzend und von fixer Luft ganz rein ist, roth; wenn es etwas fixe Luft enthält, pomeranzenfarben, und wenn es ganz mit fixer Luft gesättigt ist, weiß niederschlägt, und daß alle Mittel-Salze, welche dieses Alkali zum Grunde haben, sich durch die Weinstein-Säure auf dem nassen Wege zersetzen lassen.

Da das feuerbeständige Alkali mit großem Nutzen und häufig in den Künsten gebraucht wird; da es den Grund bey den Seifen und Laugen abgiebt; da man viel davon in der Färbe-Kunst, bey dem Glasmachen und Salpetersieden gebraucht, so hat man sich bemüht, dasselbe aus Materien zu ziehen, die es in Menge und mit wenigen Kosten liefern. Das gemeinste und zugleich unreinste Alkali ist dasjenige, welches man aus der Herd-Asche erhält. Man wendet diese Asche zu den Laugen beym Salpetersieden und in den Glas-Hütten an, wo man braunes und gemeines dickes Glas zu Wein-Flaschen verfertigt. In den nördlichen Ländern, wo Holz in Ueberfluß ist, verbrennt man dasselbe mit Fleiß, so wie viele Pflanzen, um aus ihrer Asche ein ziemlich starkes, aber sehr unreines Alkali zu gewinnen, welches man Pott-Asche nennt. Wenn die getrockneten Wein-Hefen verbrannt werden, lassen sie eine sehr reichlich alkalische Asche zurück, welche man Weinhefen- oder Waid-Asche nennt, von welchem allen an seinem Orte ausführlich gehandelt werden wird.

Von dem feuerbeständigen vegetabilischen Alkali aus Weinstein oder dem Weinstein-Laugensalz, Sal tartari, siehe unter Weinstein; und von dem feuerbeständigen Alkali aus Salpeter, Nitrum fixum, siehe unter Salpeter.

Das flüchtige Alkali oder Laugen-Salz, flüchtige Harn- oder Urin-Salz, Alcali volatile, Alcali

Alcali vrinoſum, Fr. Alkali volatil; Engl. Volatile alkali; Ital. Alkali volatile, iſt eine Salz-Substanz, welche man durch die Zerſetzung der thieriſchen und einiger vegetabiliſchen Materien, wie auch durch die Fäulniß aller dieſer Subſtanzen gewinnt. Dieſe ſalzartige Materie iſt Alkali genannt worden, weil ſie in der That alle, den ſalzartigen Alkalien allgemein zukommende Eigenſchaften beſitzt, als: den ſcharfen, beizenden und brennenden Geſchmack; die Eigenſchaft, die Veilchen-Tinctur grün zu färben, ſich mit den Säuren bis zur Sättigung zu verbinden, und mit ihnen, verſchiedene Mittel-Salze darzuſtellen, davon die meiſten kryſtalliſirungsfähig ſind; von den Säuren alle mit denſelben verbundene erdige und metalliſche Materien zu trennen; und endlich auf dem naſſen Wege faſt alle die Subſtanzen aufzulöſen, die durch die andern Alkalien aufgelöſet werden können. Dieſe Gattung von Alkali führt den Beynahmen flüchtig, weil ſie in der That eine ſehr große Flüchtigkeit beſitzt, welche entweder von einem ſehr feinen und flüchtigen Oehle, welches als ein Beſtand-Theil zu ihrer Miſchung kommt, oder vielmehr, da ſich dieſes nicht beweiſen laßt, von dem Brennbaren herrührt.

Das flüchtige Alkali iſt, nach den verſchiedenen Körpern, aus welchen man es zieht, und nach der Art, wie es ausgezogen wird, verſchieden. Dieſe Unterſchiede kommen bey ihm von einigen überflüßigen und fremden Theilen her, beſonders von mancherley Oehlen, von denen es anfangs nicht genau geſchieden worden iſt; man kann aber die durch die Zerſetzung oder durch die Fäulniß aus jeder Subſtanz, welche es immer ſey, erhaltenen flüchtigen Alkalien, durch gewiſſe Mittel ſo vollkommen reinigen, daß weiter kein Unterſchied zwiſchen ihnen Statt findet. In dieſem reinſten Zuſtande betrachtet, unterſcheidet ſich das flüchtige Alkali von den feuerbeſtändigen Alkalien

sowohl durch seine große Flüchtigkeit, welche so beschaffen ist, daß es sich, vermittelst einer Wärme, die weit unter der Hitze des siedenden Wassers ist, gänzlich sublimirt oder zerstreuet, als auch durch seinen Geruch, welcher eine Wirkung seiner Flüchtigkeit ist. Der Geruch dieses Salzes ist stark, sehr durchdringend und so stechend, daß man ihn keinen Augenblick vertragen kann; er ist vermögend zu verursachen, daß man das Bewußtseyn verliert, und erstickt; sein Dampf erregt den Husten, und preßt dem Auge Thränen aus. Es ist dieses das Salz, welches den stechenden Geruch bewirkt, den man bey Veränderungen der Witterung in den heimlichen Gemächern empfindet. Dieses Alkali ist von den feuerbeständigen auch durch seine geringere Stärke verschieden; daher kommt es, daß die feuerbeständigen Alkalien alle die Salze, zu welchen das flüchtige Alkali als ein Bestand-Theil kommt, aus ihrer Mischung setzen, dasselbe von diesen Salzen trennen und es frey machen können.

Das flüchtige Alkali verbindet sich vollkommen mit dem Wasser, mit welchem es auch viele Verwandtschaft hat, und in ihm als eine Feuchtigkeit aufgelöset bleibt. Es führt alsdann den Nahmen flüchtiger alkalischer Spiritus.

Wenn es kein überflüssiges Wasser enthält, und mit Gas versehen ist, so befindet es sich in fester, und auch krystallisirter Gestalt. Man nennt es sodann mildes, gashaltiges, luftsäurehaltiges oder luftgesäuertes, festes, flüchtiges Alkali, Alcali volatile mite s. aëratum s. concretum, Fr. Alcali volatil aëré, Mephite d'alcali volatil. Bey seiner Gewinnung durch die Destillation, erscheint es oft in Gestalt von leichten weißen Flocken, weshalb ihm der Nahme Schnee-Salz, Sel neigeux, beygeleget worden

ist

ist (84); zuweilen gleichsam wie ein Tannen-Wald (85). *Sage* (86) und *Delisle* beschrieben seine Krystallen als sechsseitige Platten, und dünn zusammengedrückte vierseitige Eckſäulen mit einer zweyseitigen Endspitze; Model, als glänzende zusammengehäufte rautenförmige Blättchen mit abgestutzten Ecken; Maret als sechsseitige Säulen; Bergmann (87), der die mit warmen Wasser gemachte Auflösung desselben innerhalb verschlossenen Gefäßen in der stärksten Kälte zum Anschießen brachte, als achtseitig, mit vier abgestumpften Ecken, fast Alaun ähnlich. Seine eigenthümliche Schwere ist, in der Luft gewogen 1,4076 (88). An der Luft pflegt es eher zu verwittern, als zu zerfließen. In der Kälte riecht es fast gar nicht, aber bey der, Luft-Säure entbindenden Erhitzung riecht es stark, doch nie so heftig, als Luftsäure-leeres (89). Seine Ausdunstungen haben auf das Haar-Hygrometer keine Wirkung (90), und machen die unsichtbaren salz- und salpeter-sauern Dämpfe in der Luft sichtbar (91), wiewohl sie diese Eigenschaft auch mit anderu gemein haben (92). Es enthält im Centner, nach Bergmann (93), welcher angeschossenes prüfte, 12 Theile Wasser, 45 Luft-Säure, und

(84) Maret, in de Morveau Anf. der Ch. Th. 3, S. 162.

(85) *Coxe*, Phil. Tranſ. IX. 175; und Gmelin, in Crell's Chem. Archiv, I. 52. a).

(86) Chem. Unterſuch. S. 81, fgg. (87) Opuſc. I. p. 21.

(88) Kirwan Verſ. und Beob. B. 1, St. 1. S. 65.

(89) Scheele, in Crell's chem. Ann. 1785, B. 2, S. 222.

(90) Sauſſüre Hygrom. §. 84, S. 94.

(91) *Frid. Hoffmann.* Obſſ. phyſ. chem. II. 9. III. 5. Baumé Experimentalchem. II. 97.

(92) S. Dehne von der ſcharfen Tinctur des Spießglaskönigs, (1784, 8.) S. 153.

(93) Opuſc. I. 21.

43 reines Alkali; nach Kirwan (94) hingegen, welcher sublimirtes untersuchte, 7,33 Wasser, 53 Luft-Säure, und 39,67 eigentliches Alkali. Rutherford (95) schätzt dessen Luftsäure-Gehalt auf $\frac{7}{12}$, Cavendish auf $\frac{6}{12}$. Es löset sich in Wasser sehr leicht, und zwar bey einer Wärme von 12 Grad Reaumür., in einer Unze zu 6 Quent, mit Hervorbringung einer Kälte von 9 Grad, auf. Seine Auflösung fällt das Kalk-Wasser und die sauern Auflösungen des Kalkes zu Kalk-Erde, auch giebt es seine Luft-Säure an die Schwer- und Bitterfalz-Erde, ingleichem an die feuerbeständigen Laugen-Salze, ab, schlägt auch alle in Säuren aufgelöste Erden und Metalle luftsäurehaltig, und nahmentlich den ätzenden Queckfilber-Sublimat, weiß nieder, welche Farbe es auch dem, aus ihm mit feuerbeständigem Alkali gefällten braunrothen Kalke giebt. Oehle und Weingeist lösen dasselbe nicht auf, und lezterer, wenn er ganz wasserfrey ist, gerinnt mit der gesättigten wässerigen Auflösung dieses Salzes zu Helmont's Offa oder Kuchen. Es zerlegt die Kalk-Seife, und giebt, mit dem oehligen Theile derselben vereinigt, eine die gewöhnliche Seife an scharfem Geschmack übertreffende, in Wein-Geist leicht-, in Wasser schwer-auflösliche und an der Luft sich von selbst zersetzende Seife (96). Mit Säuren verbindet es sich unter vielem Aufbrausen und mit vermehrter Kälte. Auch mit der Milch brauset es über dem Feuer, wenn sie zu sieden anfängt. Vor dem Löth-Rohre fließt es in der Flamme einiger Ma-

(94) Am ang. O. S. 64.

(95) In *Rozier* Journ. de phys. 1773, Juin, 453; und Crell's N. Entdeck. XII. 190.

(96) *Bertholet*, Mem. de Par. 1784, S. 1, fgg. Crell Ann. 1786, B. 1, S. 533.

Maßen auf der Kohle, und verfliegt schnell (97). Es sublimirt sich bey einer noch geringern Wärme, als bey welcher der Alkohol siedet. Mit Salpeter verpufft es, zum deutlichen Beweise des zu seiner Grundmischung gehörigen Brennbaren, welches ihm auch durch Braunstein-, Queckſilber- und Gold-Kalk ꝛc. so entzogen wird, daß hiernächst als ein zweyter wesentlicher Bestand-Theil desselben eine besondere, ohne Zweifel phlogistisirte Luft-Art, ohne irgend eine Spur eines Rückstandes feuerbeständigen Laugen-Salzes, aus dessen Verflüchtigung durch Brennbares verschiedene Scheidekünstler, und nur noch neulich *de la Metherie* (98) seine Entstehung vergeblich erklären wollten, zum Vorschein kommt (99). Durch die Kunst hat man es noch nicht erzeugen können. Denn Cadet's (100) Beobachtung, daß eine Mischung von salpetersaurer Queckſilber-Solution, Wein-Geist und feuerbeständigen milden Alkali, im Destilliren dergleichen gebe, ist noch nicht bestätigt worden.

Alle Säuren verbinden sich, wie bereits gesagt worden ist, mit dem flüchtigen Alkali, und zwar nach dem es Gas enthält oder nicht, mit oder ohne Aufbrausen bis zum Puncte der Sättigung, und bilden mit ihm Mittel-Salze, welche man überhaupt Ammoniakal-Salze nennt. Diese haben insgesammt einen weit stärkern und stechendern Geschmack, als die Mittel-Salze, welche aus denselben Säuren und einem feuerbeständigen alkalischen Grund-Theile bestehen, weil das flüchtige Alkali sich mit den Säuren auf keine so genaue Art vereinigt. Diese Mittel-Salze sind halb-flüchtig, d. i. sie lassen sich, wenn

(97) *Bergmann.* Opusc. II. 466.

(98) *Rozier* Journ. de phys. To. 28, p. 40.

(99) *Bergmann*, Opusc. III, 390.

(100) Hist. de l'Ac. de Sc. à Par. 1769, p. 66.

sie einem ziemlichen Grade der Wärme ausgesetzt werden, und zwar wegen der Flüchtigkeit des Alkali, das ihren Grund-Theil ausmacht, sublimiren, oder auch zum Theil zersetzen.

Das Ammoniakal-Salz, welches das flüchtige Alkali mit dem Vitriol-Sauren macht, schießt zu Krystallen an. Man nennt es vitriolisches Ammoniakal-Salz, vitriolisirten Salmiak und Glauber's geheimen Salmiak.

Die Salpeter-Gattung, welche das flüchtige Alkali mit dem Salpeter-Sauren bildet, krystallisirt sich gleichfalls. Dieser Salpeter hat das Besondere, daß er vor sich verpuffet, wenn er bis auf einen gewissen Grad erhitzt worden ist, ohne daß man nöthig hat, ihn mit irgend einer Materie, welche Brennbares enthält, zu vermischen, wie dieses bey der Verpuffung desjenigen Salpeters, der ein feuerbeständiges Alkali zum Grund-Theil hat, nothwendig erfordert wird. Diese Erscheinung beweiset in dem flüchtigen Alkali die Gegenwart des brennbaren Bestand-Theiles, wovon ich bey seiner Erklärung geredet habe. Man nennt diesen Salpeter mit einem flüchtig alkalischen Grund-Theile ammoniakalischen Salpeter, salpeterartiges Ammoniakal-Salz, oder Salpeter-Salmiak.

Mit dem Salz-Sauren giebt das flüchtige Alkali auch ein Mittel-Salz, welches sich krystallisiren läßt, und den Nahmen Salmiak führt. Unter den Ammoniakal-Salzen ist es das gebräuchlichste, das am längsten bekannteste, und dasjenige, wovon alle andere den Nahmen haben.

Aus der Verbindung des flüchtigen Alkali mit der Essig-Säure entsteht ein sich schwerlich krystallisirendes ammoniakalisches Essig-Salz, welches unter dem Nahmen Minderer's Spiritus bekannt ist.

Mit

Mit der Ameisen-Säure giebt das flüchtige Alkali eine ammoniakalische Flüssigkeit, die sich eben so wenig in trockne flüssige Gestalt bringen läßt, als die Verbindung dieses Alkali mit der Essig-Säure. Doch erhielt Arvidson auch so gar aus dem mit Ameisen-Säure verbundenen ätzenden Salmiak-Geiste, dünne Krystallen: Ameisen-Salmiak, Ameisensaures flüchtiges Alkali, Alcali volatile formicatum; Fr. Sel formicin ammoniacal ou d'alcali volatil, die aber mit Säure übersättigt gewesen zu seyn scheinen, weil sie das blaue Papier roth färbten, und einen säuerlich-salzig kitzelnden, nach und nach kühlenden Geschmack hatten. Sie feuchteten und zerflossen an der Luft, und gaben im Destilliren keine Säure, auch keinen Sublimat, sondern eine alkalische Feuchtigkeit und einen braunschwarzen Rückstand. Zersetzen ließen sie sich erstlich durch alle Substanzen, welche die Ameisen-Mittelsalze zerstören, und dann auch, wie jeder andere Salmiak, durch Mineral-Alkali, Kalk und Bittersalz-Erde.

Mit Bernstein-Säure gesättigtes flüchtiges Alkali, das ammoniakalische Bernstein-Mittelsalz, Bernstein-Salmiak, bernsteinsaures flüchtiges Alkali, Sal ammoniacum succineum, Alcali volatile succinatum, Succineum ammoniacum; Fr. Sel ammoniacal succiné, Succinate d'ammoniac ou Carabite ammoniacal; Engl. Amber-Salt with basis of volatile alkali; Ital. Sale ammoniaco succinato, schießt zu kleinen nadelförmigen Krystallen an, welche salzig, scharf, bitter und etwas kühlend schmecken, auf einem silbernen Löffel erhitzt fließen, und ganz verfliegen, in verschlossenen Gefäßen sich sublimiren lassen, die Silber-Solution nicht niederschlagen, und die Salpeter-Säure nicht in Königs-Wasser verwandeln.

Mit Fett-Säure gesättigtes flüchtiges Alkali giebt ein sublimirungsfähiges, weißes, dem gemeinen

Salmiak an Geschmack und kältender Eigenschaft gleichendes Ammoniak-Salz, welches Segner's thierischer Salmiak, fettsaures oder fettgesäuertes flüchtiges Alkali, Sal ammoniacum animale s. pinguedinis *Segneri*, Ammoniacum sebaceum; Fr. Sebacite d'alkali volatil ou ammoniacal; Engl. Sebaceous animal salt; Ital. Sale ammoniaco sebaceo, genannt wird, und welches das Eisen und den Blut-Stein ganz und gar nicht, so wie der gemeine Salmiak, verflüchtigen kann.

Die Verbindungen des flüchtigen Laugen-Salzes mit der Flußspath-Säure, Phosphor-Säure und andern Säuren, werden unter den Artikeln von diesen Säuren angezeigt werden.

Das flüchtige Alkali kann sich mit dem Schwefel vereinigen, und mit ihm eine Art von flüchtiger Schwefel-Leber geben, deren Bereitung Hoffmann (101) beschreibt.

Die meisten metallischen Materien werden von dem flüchtigen Alkali, wenn es nähmlich ätzend ist, angegriffen, und mehr oder weniger aufgelöset. Aetzendes flüchtiges Alkali, über Gold-Blättchen 22 Tage digerirt, färbte sich mordoré, und ließ bey zugemischter Salpeter-Säure ein gelbes Pulver fallen. Auf Silber-Blättchen wirkte es noch schneller, und der durch vorgedachte Säure bewirkte weiße Niederschlag ward röthlich. Damit geschütteltes Queckfilber wird zertheilt und schwarz, und aus dem durchgeseiheten Liquor fällt das Scheide-Wasser eine weiße Erde. Ueber Bleystaub, Wismuth oder Spießglas-Metall digerirt, nimmt es eine vergängliche Bernstein-Farbe an, und löset wirklich, wie die Niederschlagung zeigt, einiges Bley auf. Auf Eisenfeil und Zink wirkt es sehr stark; auf Zinn hin-

(101) Obs. phys. chem. L. 2, obs. 31, p. 227.

hingegen sehr wenig. Vom Kobalt wird es purpurröthlich violett gefärbt. Unter allen Metallen aber ist das Kupfer dasjenige, welches dieses Salz am leichtesten angreift, und in größter Menge auflöset. Man darf nur, um diese Auflösung zu bewirken, Kupfer-Staub eine Zeitlang in dem flüssig gemachten flüchtigen Alkali digeriren. So wie dieses Salz das Kupfer auflöset, nimmt es auch eine schöne blaue Farbe an. Den Zink löset es noch lieber auf, als das Kupfer. Ein Stückchen Zink in die flüchtig alkalische Kupfer-Solution gethan, wird sogleich schön überkupfert. Weit geschickter zur Auflösung in flüchtigem Alkali werden die Metalle, wenn sie vorher in Säuren aufgelöset und zertheilt worden sind.

Das flüchtige Alkali hat, eben so wie die feuerbeständigen Alkalien, Wirkung auf die Oehle, und giebt mit ihnen verschiedene seifenartige Gemische; deswegen kann diese Salz-Art zur Reinigung und zum Ausmachen der Fett-Flecke dienen; und man gebraucht in einigen Künsten die mit Kalk und Urin verfertigten Laugen, welche sehr viel flüchtiges Alkali enthalten. Nichts desto weniger verbindet sich dieses Alkali weit schwerer, als die feuerbeständigen, mit den Oehlen, und man muß besondere Handgriffe zu Hülfe nehmen, um es in einen seifenartigen Zustand zu versetzen. Der flüchtige aromatisch-oehlige Spiritus, und das Eau de Luce, sind die vorzüglichsten seifenartigen Gemische, welche man mit dem flüchtigen Alkali bereitet.

Das durch die Destillation aus den vegetabilischen und thierischen Materien geschiedene flüchtige Alkali, ist anfänglich sehr unrein. Es ist vornehmlich durch die Beymischung einer Menge empyrevmatischen Oehles verunreinigt, welches sich mit ihm in einen völlig seifenartigen Zustand verbunden hat, und dadurch im Wasser sehr auflöslich gemacht wird. Man kann

es von diesem überflüssigen Oehle scheiden, wenn man es entweder vor sich, oder mit einigen das Oehl aufnehmenden und zurück behaltenden Materien, als: feuerbeständigen Alkalien und absorbirenden Erden, vermischt, und bey einem sehr gelinden Feuer nochmahls destillirt. Allein das wirksamste Mittel es zu reinigen, besteht darin, daß man es in ein Ammoniakal-Salz verwandelt, und hierauf dieses Salz durch eines von denen Mitteln zersetzt, die das flüchtige Alkali zu entbinden geschickt sind. Man erhält es auf diesem Wege in dem größten Grade der Reinigkeit, weil es sich bey seiner Verbindung mit dem Sauren genau von aller fremden Materie scheidet.

Diese Salz-Substanz kann sich übrigens bey aller ihrer Reinigkeit, so wie die feuerbeständigen Alkalien, in einem doppelten Zustande befinden: sie kann nähmlich bey der geringsten Aetzbarkeit, die nur möglich ist, krystallisirungsfähig seyn, und mit den Säuren stark aufbrausen, da man sie alsdann mildes oder festes flüchtiges Alkali nennt; oder bey der größten Aetzbarkeit, die möglich ist, auf keine Weise zur Krystallisirung und zum Aufbrausen mit den Säuren geschickt seyn, in welchem leztern Zustande sie ätzendes flüchtiges oder stets flüssiges Alkali (Alcali fluor) genannt wird. Dieser Unterschied hat die Gegenwart oder Abwesenheit des mephitischen Gas in dem flüchtigen Alkali zur Haupt-Ursache.

Die eigene Schwere des ätzenden flüchtigen Alkali ist 0,9908 ([102]), oder 0,997; und die specifische Wärme desselben verhält sich zu der vom Wasser, wie 708; 1000 ([103]). Es bedarf zu seiner Sättigung mehr Säure,

([102]) Bergmann Anm. zu Scheffers chem. Vorles. §. 49, Anm. a.

([103]) Eben Derselbe nach Magellan, in Opusc. III. p. 435.

Säure, als die feuerbeständigen Laugen-Salze (104); und zwar nehmen 100 Theile desselben von der Luft-Säure, nach Bergmann (105) 105, nach Kirwan (106) 134 Theile, und nach des Leztern Bestimmung von der Vitriol Säure 106, von der Salpeter-Säure 115, und von der Salz-Säure 130 Theile auf. Seine Aezbarkeit scheint sich nicht nur auf diese Abwesenheit der Luft-Säure, sondern auch auf die Gegenwart einer größern Menge gebundenen Wärme-Stoffes, zu gründen. Mit Säuren verbindet es sich ohne Brausen und mit Erhizung. Mit fettem Oehl giebt es die sogenannte flüchtige Salbe, ein seifenartiges Gemisch. Es kann die Kalk-Seife und kalk-erdigen Mittel-Salze nicht zersezen, und mit höchst reinem Weingeiste auch Helmont's Offa nicht erzeugen. Der Fäulniß widersteht es kräftig. Aus den Schuppen des Ukeley (Cyprinus Alburnus *Linn.* Fr. Ablette) zieht es den silberglänzenden Stoff an, und man bekommt dadurch eine Solution, die, mit Leim-Wasser versezt und in hohle Glas-Kügelchen gegossen, ihnen das ächte Ansehen der Perlen giebt, unter dem Nahmen orientalischer Perl-Essenz (107).

Was die Verwandtschaften des flüchtigen Alkali betrifft, so zeigt die Tabelle des Geoffroy nur die Vitriol-, Salpeter- und Salz-Säure. Die Tabelle des Gellert giebt das Brennbare, die Säuren des Vitrioles, des Salpeters, des Küchen-Salzes und des Essigs, den Zink, das Eisen, das Kupfer, den Wismuth, das Queckſilber, das Silber und das Gold.

Berg-

(104) *Lemery* in Mem. de Par. 1721, und Crell's N. Ch. Arch. II. 103, f.

(105) Opusc. I. 21.

(106) Vers. und Beob. B. 1, St. 1, S. 64.

(107) Hrn. Hofr. Beckmann Anm. zu Sage chem. Unters. S. 82, fgg.

Bergmann (108) setzt für das flüchtige Alkali folgende Verwandtschaften fest. Auf dem nassen Wege: die Vitriol-, Salpeter-, Salz-, Fett-, Flußspath-, Phosphor-, Zucker-, Weinstein-, Arsenik-, Sauerkleesalz-, Bernstein-, Citronen-, Ameisen-, Milch-, Benzoe-, Essig-, Perl-, Milchzucker-, Borax-, Schwefel-, phlogistisirte Salpeter-, Luft- und Berlinerblau-Säure; das Wasser; fettes Oehl; Schwefel und Brennbares. Auf dem trocknen Wege: die Vitriol-, Salpeter-, Salz-, Fett-, Flußspath-, Bernstein-, Ameisen-, Milch-, Benzoe- und Essig-Säure; die luftsäureleere Schwer-, Kalk-, Bittersalz-, Thon- und Kiesel-Erde, und den Schwefel.

In der Arzeney-Wissenschaft wird das flüchtige Alkali als ein kräftiges reizendes und erweckendes Mittel gebraucht, indem man den Dampf desselben einathmen läßt. Man bedient sich desselben, in dieser Absicht, bey geringern oder stärkern Ohnmachten, bey Schlagflüssen, dem Mangel des Pulses, und allen Arten schlafsüchtiger Krankheiten, in welchen eine Erstarrung und Kraftlosigkeit der nervigen Theile zugegen ist. Man läßt es, in allen diesen Fällen, aus Flaschen, die es entweder in fester Gestalt und unter dem Nahmen englisches Riech-Salz, oder in flüssiger Gestalt, mit Bernstein-Oehl in einen halbseifenartigen Zustand versetzt, und unter dem Nahmen Eau de Luce enthalten, durch das Athemhohlen einziehen. Auch innerlich, kann man, in eben diesen Fällen, davon in reizenden Mixturen Gebrauch machen, vornehmlich bey Schlagflüssen und schlafsüchtigen Krankheiten, aber in geringen Gaben, als: von 2, 3 bis 6 Gran. Auf diese Weise genommen, ist es bisweilen ein starkes schweißtreibendes Mittel. Hr. v. Jussieu hat auch entdeckt, daß diese Salz-Substanz eine Art von zuverlässigem Mittel wider den

(108) Opusc. III. Tab. 2, n. 28.

den Ottern-Biß abgebe, indem er vermittelst des Eau de Luce einen Studiosum Medicinae, der ihn beym Botanisiren begleitete, und dem dieser Zufall begegnet war, gleichsam als durch ein Wunder geheilt hat (109). Untrieglich dürfte das Eau de Luce doch nicht immer seyn, wiewohl es oft als ein schweißtreibendes Mittel gute Wirkung leistet. Fontana, in seiner Abh. über die Gifte, verwirft es als unwirksam, ja als schädlich, nach Versuchen, die er an Thieren, welche von Ottern gebissen waren, anstellte. Indessen erzählt Scopoli, daß er, in Gesellschaft des Prof. der Zergliederungs-Kunst in Pavia, Hrn. Jac. Rezia, einen von Ottern gebissenen, dem Tode bereits nahen Menschen, bloß durch wiederhohlte Gaben des mit etwas Wein vermischten ätzenden flüchtigen Alkali glücklich hat retten gesehen, ohne doch aus diesem einzigen Falle auf die ungezweifelte specifische Kraft dieses Mittels den Schluß zu machen. Es ist auch gegen die übeln Folgen vom Bisse toller Hunde dienlich. Aetzendes, mit Wasser verdünnt, ist ein wirksames blähungstreibendes Mittel (110). Vom Eau de Luce, s. auch im X Th. S. 1, f.

Von dem phlogistisirten Alkali, dem preußischen Laugen-Salze, der Blut-Lauge und dem Blutlaugen-Salze, oder der berliner Lauge, s. Berliner Blau, im V Th., S. 593, fgg.

Laugen-

(109) S. Geoffroy Fortsetzung der Abh. von der Materia medica, Th. 7. (Lpz. 1764, 8.) S. 51.

(110) *Jo. Gothofr. Leonhardi* progr. de medicamentis flatum ventris absorbentibus. Viteb. 1784, 4.

Laugen-Tiene, der Kürschner; s. Th. LVII, S. 33.

Laugen-Topf, ein großer eiserner, kupferner, oder auch nur irdener Topf, welcher mit Wasser und Asche angefüllt, und worin die Lauge zum Aufwaschen gekocht wird.

Laugen-Tuch, s. Laugen-Korb, im XLIV Th., S. 484.

Laugeria, oder Laugieria, ist bey Linné, Jacquin und Adanson, eine dem Andenken des ehemahligen öffentlichen Lehrers der Kräuter-Kunde auf der hohen Schule zu Wien, Robert Laugier gewidmete Gattung Pflanzen, mit fünf Staubfäden und Einem Staubwege, welche Löfling Edechia nennt. Es ist nur Eine Art bekannt, welche in Amerika wächst, und bey Linné den Beynahmen odorata, die wohlriechende Laugierische Pflanze, führt. Sie hat einen holzigen, zuweilen mit Stacheln, und mit einander gegenüber gestellten Blättern besetzten Stängel. Der kleine, einblätterige, röhrenförmige Kelch hat einen ungleichen Rand, sitzt auf dem Fruchtkeime, und fällt ab. Das Blumenblatt hat eine traurige Farbe, und dessen lange Röhre verbreitet sich mit fünf eyförmigen Einschnitten. Die fünf Staubfäden sind kurz, die Staubbeutel aber lang, doch in der Röhre eingeschlossen, über welche aber der Griffel mit dem köpfigen Staubwege etwas hervorraget. Die rundliche Stein-Frucht enthält eine fünffach gefurchte und fünffächerige Nuß. In unsern Gärten wird die Pflanze nicht leicht anzutreffen seyn.

Laugicht, laugig; s. Laugenhaft, oben, S. 113.

Laugierische Pflanze, s. *Laugeria*.

Laugingen, s. Lauingen.

Läugnen. 1. Verhehlen, verschweigen; eine größtentheils veraltete Bedeutung. Johannes bekannte und läugnete nicht, und er bekannte: ich bin nicht Christus, Joh. 1, 20.

2. Sein

2. Sein Urtheil von der Unwahrheit oder Unrichtigkeit eines Satzes fällen, verneinen, für falsch erklären. Ich läugne den voraus gesetzten Satz, erkläre ihn für unrichtig. Titius läugnete, daß er den Cajum gesehen habe, verneinete, daß er ihn gesehen habe. Ich läugne die Folge, erkläre sie für falsch und unrichtig. In vielen Fällen ist dafür verneinen üblicher, z. B. ein verneinender Satz. Auch die biblische R. A. Gott läugnen, den Vater und den Sohn läugnen, dessen Daseyn verneinen, 1 Joh. 2, 22. 23. fängt an zu veralten, wenn es nicht den Neben-Begriff der folgenden Bedeutung mit einschließt. Indessen sagt man doch noch, ein Gottes-Läugner, der Gottes Daseyn verneinet.

3. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, wider seine Ueberzeugung, oder besseres Wissen, verneinen; L. infitiari, negare; Fr. des-avouer, nrer, renier. Da läugnete Sara, und sprach: ich habe nicht gelachet, 1 Mos. 18, 15. Wer seine Missethat läugnet, dem wirds nicht gelingen, Sprichw. 28, 13. Eine begangene That läugnen. Der Dieb läugnet alles. Läugne es nur nicht!

Läugnen, heißt behaupten, daß eine gewisse Sache von uns oder andern nicht geschehen sey. Was wir läugnen, davon können wir wissen, ob es wahr sey oder nicht; aber andere sind gemeiniglich geneigter zu glauben, daß wir die Wahrheit nicht sagen wollen. Das Gegentheil von läugnen, ist gestehen oder zugestehen. Verneinen heißt eine Frage mit Nein beantworten. Was ich verneine, davon sind andre überzeugt, daß ich wissen kann, ob es so sey oder nicht, und geneigt zu glauben, daß ich die Absicht habe, die Wahrheit zu sagen. Wer Gründe anführt, warum eine Sache sich nicht so oder so verhalten könnte, läugnet sie eigentlich nicht, sondern verneint sie; denn verneinen ist das Gegentheil von bejahen. Allein auch in diesem Falle wird gewöhnlich läugnen gebraucht. z. B. Ob die Flüsse aus dem Regen entstehen, ist ungewiß; einige bejahen es, andre läugnen es.

es. Doch sagt man nie: eine Frage läugnen, sondern immer verneinen.

Daher abläugnen. 1. Durch Läugnen einer Sache berauben. Einem eine Schuld, ein anvertrautes Gut abläugnen. 2. So viel als das einfache Läugnen. Er schämte sich nicht, es mir abzuläugnen.

Daher die Abläugnung.

Verläugnen, welches nach Maßgebung der Partikel ver eine verschiedene Bedeutung hat.

1. Für das einfache läugnen, doch mit einem Nachdrucke, so daß ver hier eine Intension bezeichnet. Hab ich doch nicht verläugnet die Rede des Heiligen, Hiob, 6, 10. Doch in dieser Bedeutung ist es veraltet.

2. Durch Läugnen verbergen, verhehlen, so daß ver hier eine Verbergung bezeichnet. Wenn er seinem Nebenmenschen verläugnet — das ihm zu treuer Hand gethan ist, 3 Mos. 6, 2. Dazu haben sie das Verbannte genommen — und verläugnet, und unter ihre Geräthe gelegt, Jos. 7, 11. Auch diese Bedeutung ist in der anständigern Sprech-Art veraltet, doch sagt man noch, jemanden verläugnen, sagen, daß jemand nicht zu Hause, oder an einem Orte befindlich sey, wenn man doch weis, daß er sich daselbst befindet. Sich verläugnen lassen. Wenn jemand nach mir fragt, so verläugne mich!

3. So fern ver eine entfernende Bedeutung hat, ist verläugnen,

(1) wider besser Wissen und Gewissen läugnen, daß man Gemeinschaft, Bekanntschaft, Wissenschaft, mit und um jemanden habe. So verläugnete Petrus Christum. Ihr verläugnetet den Heiligen und Gerechten, Apostg. 3, 13. Ausser der biblischen Schreib-Art ist es in diesem Verstande veraltet.

(2) Aller

(2) Aller Gemeinschaft, Verbindung mit einem Dinge förmlich und feyerlich entsagen.

a. In eigentlichem Verstande, wo es doch ausser der biblischen Schreib-Art gleichfalls wenig mehr gebraucht wird. Gott verläugnen. Den Glauben, die Religion, seinen Herrn verläugnen. Das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste verläugnen, Tit. 2, 12.

b. Figürlich. α) Dem Wesen, den Eigenschaften, der Erkenntniß vorsetzlich zuwider handeln. Die Natur verläugnen. Gott kann sich nicht verläugnen. β) Sich verläugnen, seine gegenwärtige Empfindung, seinen gegenwärtigen Willen einem höhern Gute nachsetzen. Ein Geiziger verläugnet sich, wenn er mit Unterdrückung seines Geizes freygebig ist; ein Wollüstiger, wenn er seine Begierde unterdrückt, u. s. f. Siehe auch Selbst-Verläugnung.

So auch die Verläugnung. Schon bey dem Ottfried firlougnan.

4. Figürlich, wider sein Wesen, wider seine Eigenschaften, wider seine wahre Gesinnung handeln; eine veraltete Bedeutung, wofür verläugnen üblicher ist. Sich selbst kann Gott nicht läugnen, 2 Tim. 2, 13.

An statt des ungewöhnlichern Haupt-Wortes die Läugnung, ist außer der Zusammensetzung das Läugnen üblicher.

In allen obigen Bedeutungen schon bey dem Ulphilas laugnjan, im Tatian laugnan, im Nieders. lögnen, löchnen, im Oberd. aber laugnen, im Isländ. legna, und ohne Gaumen-Laut leyna, bey den nördlichen Engländern lean. Die End-Sylbe — nen zeigt schon, daß dieses Zeit-Wort ein Intensivum ist. Das Stamm-Wort heißt läugen, welches in eben dieser Bedeutung schon bey den schwäbischen Dichtern sowohl, als im

Schwabenspiegel und bey dem Horneck vorkommt. Allein die heutige Bedeutung ist nur noch ein Ueberbleibsel einer weit ausgebreitetern, indem dieses Wort eigentlich verbergen, verhehlen und verborgen seyn, bedeutete. Im Wallis. ist liechu, verbergen seyn, im Schwed. löna, ehedem klauna, verbergen, bey dem Ulphilas analaugn, verborgen, analaugniba, heimlich, und galaugnjan, verhehlen, womit auch das veraltete Lage, heimliche Nachstellung verwandt ist. Aus allem erhellet, daß dieses Wort zu dem Geschlechte des Wortes Loch, Lücke, u. s. f. gehört. Da das a in allen verwandten Sprachen und Mund-Arten so merklich hervor sticht, so schreibt man es auch richtiger läugnen, als leugnen. Siehe auch Lau-Gold, im LXV Th., S. 599, Lüge, Lügen.

Sprichw. Wenn man mit Läugnen könnte davon kommen, würde niemand gehangen. Dieses Sprichwort lehrt, daß zu der Bestrafung eines Verbrechers weiter nichts erfordert werde, als daß derselbe seines Verbrechens überwiesen sey, und demjenigen das Läugnen nichts helfen könne, welcher einmahl hinlänglich durch unverwerfliche Zeugen oder auf eine andere Art überführt worden ist, daß er die Missethat begangen habe. Die h. Schrift sagt, 5 Mos. 17, 6.: auf zweyer oder dreyer Zeugen Mund soll sterben, wer des Todes werth ist, und die Gesetze der mehresten Völker kommen damit überein. In dem römischen Rechte wird der Aussage zweyer untadelhaften Zeugen ein völliger Glaube beygemessen (*), und die vom Kaiser Konstantin dem Großen gemachte Verordnung enthält mit ausdrücklichen Worten in sich, daß der Richter einen Angeklagten verdammen soll, wenn derselbe entweder sein Verbrechen eingestanden hat, oder sonst desselben überführt ist (**). Aus den Capitularien der fränkischen Könige ist zu ersehen, daß man einem bereits überwiesenen Todtschläger, Giftmischer, Ehebrecher und andern dergleichen Missethätern keine Appellation weiter verstattet hat (***). Die peinliche Gerichts-Ordnung Karl's

(*) L. 12. D. de testib. (**) L. 16. C. de poen.

(***) Capitular. L. VII. 181. ap. *Georgisch*, p. 1655. S. auch Anhang zum schwäb. Landrecht, in der Uffenbachischen

Karl's V. (†) will ebenfalls haben, daß, wenn die Missethat mit zwey oder drey Zeugen genug bewiesen worden ist, es auf des Verbrechers Geständniß nicht weiter mehr ankommen, sondern derselbe, seines Läugnens ungeachtet, zum Tode verurtheilet, oder sonst nach Befinden bestrafet werden soll.

Bey so deutlichen Gesetzen fällt der Streit weg, der ehemahls über die Frage: ob jemand auf eine bloße Ueberweisung verurtheilet werden könne, oder ob hierzu auch des Verbrechers Bekenntniß der Missethat erfordert werde (††)? geführt worden ist, und es findet wohl kein Zweifel weiter mehr Statt, es wäre denn die Rede von solchen Uebelthaten, die von den Rechts-Lehrern facti in-scientis genannt werden, als bey welchen es auf das Geständniß des Verbrechers hauptsächlich ankommt.

Von geläugneten Krankheiten, s. im XLVII Theil, S. 667.

Laulgkeit, der Zustand eines Körpers, da er lau (s. Th. LXV, S. 598, f.) ist, wofür doch Laulichkeit üblicher ist.

Lauine, siehe Lauwine.

Lauingen, Laugingen, Lauinga, eine ansehnliche Stadt in dem davon benannten Pfleg-Amte, in dem Herzogthume Neuburg, an der Gränze von Schwaben, an der Donau, 1 Stunde von der bischöfl. augsburgischen Stadt Dillingen, und 7 Stunden von

ischen Handschrift des Schwabensp. Cap. 16. Nach der Königsthalischen Ausgabe des Schwabensp. S. 491.

(†) Art. 69. Diesem Artikel scheint zwar der Art. 16. entgegen zu stehen, allein es ist in demselben nur von dem Falle, wenn noch kein vollständiger Beweis gegen den Verbrecher vorhanden ist, die Rede. Verschiedene Particular-Ordnungen bestimmen deutlich, daß bey vorhandenem vollständigen Beweise, auf das Bekenntniß des Verbrechers nichts weiter ankommen soll, welche zum Theil *Dreſſel*, in diſſ. de inquente convicto licet non confeſſo poena ordinaria afficiendo, Jen. 1726. gesammelt hat. Von Kur-Sachsen, s. *Puttmanni* elem. iur. crim. §. 833.

(††) *a Leyſer*, Sp. 641.

Neuburg, in Bayern; ist, nach der Haupt-Stadt Neuburg, die schönste und wohlhabendste Stadt in diesem Herzogthume, mit einem schönen Schlosse an der Donau, über welche eine Brücke geht. Sie hat, nach Kirchen-Listen, 3500 Einwohner. Die Stadt ist sehr alt, und soll ihren Ursprung einer römischen Colonie, die den Nahmen Pheniana führte, zu verdanken haben. Sie wurde 1632 von den Schweden eingenommen. Die Stadt hat die hohe Jurisdiction und einen Syndikus. Die Pfarr-Kirche war sonst der Begräbniß-Ort der Pfalzgrafen, ehe derselbe nach Neuburg verlegt wurde. Es befindet sich hier ein Augustiner-Kloster, von welchem die Pfarre Laimingen versehen wird, ein Bernhardiner-Nonnen-Kloster mit 18 Frauen und 5 Laien-Schwestern, und ein wohl fundirtes Hospital. Bey öffentlichen Versammlungen müssen die Bürger mit schwarzen Mänteln erscheinen.

Die Periode des größten Wohlstandes dieser Stadt fällt in das lezte Viertel des 16ten, und in den Anfang des 17ten Jahrhundertes, unter der Regierung des Pfalzgrafen Wolfgang, und dessen Sohnes Philipp Ludwig. Ersterer errichtete in einem secularisirten Nonnen-Kloster, ein lutherisches Gymnasium, welches bald einen großen Ruf erlangte, und viele junge Leute aus nahen und entfernten Gegenden herbeyzog. Zu gleicher Zeit kamen Handel und Gewerbe in blühenden Zustand, die Zahl der Einwohner mehrete sich so, wie ihr Reichthum, und die Stadt wurde mit schönen Häusern und Gebäuden geziert. Doch, als nachher der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zur römischen Kirche übertrat, und zur Regierung gelangte, wurde das Gymnasium, so wie überhaupt die evangelische Religion, im J. 1618 abgeschaffet, und von der Zeit an fiel Lauingens Wohlstand eben so schnell, als er

vorher

vorher gestiegen war. Die mehresten begüterten Leute zogen nach andern Orten hin, und die nachherigen Krieges-Unruhen hatten auf das Gewerbe dieser Stadt eben den nachtheiligen Einfluß, wie auf das übrige Deutschland.

Vor einigen Jahren hatte es das Ansehen, als ob für diese Stadt eine neue Periode des Flores wieder aufblühen würde, indem zu einem wichtigen Speditions-Handel die Anlage gemacht wurde. Ihre Lage dicht an der Donau, zwischen Ulm und Regensburg, und ihre geringe Entfernung vom Rhein, schien sehr bequem zu seyn, die zwey Haupt-Straßen von Frankreich und der Schweiz über Strasburg, und von den Niederlanden über Cöln und Maynz, mit einander zu vereinigen. Hierzu kommt auch, daß die zwey italiänischen Routen, von Nürnberg über Lindau, und von Frankfurth über Augsburg, durch Tyrol, sich hier kreuzen. Damit nun diese so günstige Lage zu einer Haupt-Spedition, sowohl auf der Donau, als zu Lande, benutzet werden könnte, ertheilte der Kurfürst von Pfalz-Bayern, der Stadt Lauingen ein ausschließendes Privilegium, vermöge dessen alle daselbst ankommende und von dort abgehende Güter, einen Nachlaß von drey Viertel an allen Land- und Wasser-Mauthen in Bayern und in der Pfalz genießen sollen; auch wurde, zum Behuf der Rückfuhren und zur Erleichterung der Land-Frachten, das Salz-Lager für den auswärtigen Verkauf dahin verlegt, und die Ausführung des ganzen Unternehmens den beyden Handels-Häusern Gsell und Compagn. in Heilbronn, und C. F. Reinhards Söhne in Stuttgart, gemeinschaftlich übertragen, welche dann auch ein Comtoir, unter der Firma: Gsell, Reinhard und Compagnie in Lauingen errichteten. Um das öffentliche Vertrauen zu erhalten, hatten die Unternehmer folgende Anstalten getroffen. Zur schleun-

igen Beförderung der Güter, waren zwischen Strasburg und Lauingen wöchentliche ordinaire Fuhrwerke angestellt, die in ihrem Hause zu Stuttgart zusammen treffen, und ihre Ladungen unverzüglich gegen einander umwechseln sollten. Eben so sollten in ihrer Handlung zu Heilbronn, die Güter von Maynz alle Wochen zu Wasser ankommen, und sogleich wieder nach Lauingen zu Lande abgehen. So wie nun durch diese Zwischenhände das Fuhrwesen desto leichter in ununterbrochener Ordnung zu erhalten wäre, so würden auch die täglich hin und her gehenden Salz-Fuhren nie den Fall eines Aufenthaltes entstehen lassen, die Güter möchten sich auch noch so sehr anhäufen. Von Lauingen nach Wien, hieß es weiter in der desfalls ergangenen Anzeige, geht alle Wochen ein ordinaires Schiff ab; auch liegen, auf erforderlichen Fall, allezeit noch mehrere bereit; durch die kurfürstlichen Retour-Salzschiffe aber, welche der Gesellschaft zum freyen Gebrauch überlassen sind, können alle Tage Versendungen geschehen. Für die Sicherheit der Fahrt auf der Donau, war durch wohlgebauete dauerhafte Schiffe und durch erfahrne Schiff-Meister gesorgt, und die Treue, Sorgfalt und Wachsamkeit der Leztern, durch eine gerichtliche Real-Caution in solidum, von 20,000 Fl. verbürget. Der glückliche Erfolg des ganzen Unternehmens war übrigens auf die hohen Donau-Mauthen, welche die oestreichische Handlung und den Transito überhaupt ungemein erschwerten, calculirt, indem durch diesen neuen Weg jene Last aufhören, und eine ansehnliche Ersparung der Transport-Kosten bewirket werden sollte.

In Maynz und in Strasburg hatten die Unternehmer keine besondere Spediteurs aufgestellt, damit niemand in seinem Vertrauen beschränkt würde. Wer also an dieser neuen Anstalt Antheil nehmen,

und

und seine Güter über Lauingen passiren lassen wollte, der sollte dieselben nur von Maynz und Frankfurth aus, an obgedachte Gsell und Comp. in Heilbronn, und von Strasburg aus, an C. F. Reinhards Söhne in Stuttgart, adressiren.

Die Fracht-Preise, welche gegen die bisherigen beynahe um die Hälfte geringer waren, wurden dabey folgender Maßen bestimmt:

Vom Wiener Centner, mit Inbegriff aller Spesen und Mauthen, frey an die Länder der angeführten Städte geliefert; die einzige pass. Mauth, welche aber nicht geringe, und ziemlich willkürlich ist, nebst Brief-Porto's und Reparation ausgenommen, wie gewöhnlich auf eigene Gefahr.	Im Conventions- 24 Fl. Fuß.				In wiener Courant.					
	nach				nach					
	Regensb.		Passau		Linz		Krems		Wien	
	Fl.	Kr.	Fl.	Kr	Fl.	Kr	Fl.	Kr	Fl.	Kr
1) Von Lauingen	1	15	1	45	1	30	1	45	1	50
= Strasburg	4	30	4	45	4	—	4	4	4	10
= Maynz	—	—	3	50	3	12	3	20	3	20
= Frankf. am Mayn	—	—	4	—	3	20	3	30	3	30
= Augsburg	—	—	2	12	1	50	2	—	2	—
= Nürnberg	—	—	—	—	2	30	2	30	2	36

Nach den Zwischen-Orten in billiger Proportion.

2) Auf der Donau herauf, der wiener Centner, unter den obigen Bedingungen.

	in Conventions-Geld. Fl.	Kr.
von Wien bis Lauingen	4	—
= Paſſau	3	12
= Regensburg	2	—

3) Von Lauingen über Canſtadt und Heilbronn zu Waſſer, für den nürnberger Centner:

	in Reichs-Geld. Fl.	Kr.
nach Maynz	2	—
= Frankfurth am Mayn	2	6

4) Frachten zu Lande, nach und von Lauingen, für den nürnberger Centner:

	in Reichs-Geld. Fl.	zurück Fl.	Kr.
von Salzburg	2¼	= 2½	—
= Strasburg	2¾	= 2½	—
= Maynz und Frankfurth	3½	= 3	—
= Stuttgart und Canſtadt	1	= —	56
= Heilbronn	1⅔	= 1⅓	—

Zu eben der Zeit hatten die Herren Gſell, Reinhard und Compagnie, mit den beyden bekannten Fuhrleuten, Marquard und Kißler, die Fracht von Strasburg nach Stuttgart, ſo wie mit dem Fuhrmann Rall, die Fracht von Frankfurth nach Stuttgart, genau accordiret, und zwar die erſtere zu 2 Fl. 30 Kr. der Centner ordinair Gut, (worunter auch Krapp gehört,) und 2 Fl. 40 Kr. für den Centner fein Gut; von Frankfurth aus aber, 3 Fl. 30 Kr. den Centner überhaupt. Hierbey hat der Fuhrmann, wenn er nach Lauingen fährt, die Wahl, ob er die Zölle durch das Herzogthum Würtemberg entweder tariſmäßig erlegen, oder den Zoll überhaupt mit 8 Fl. vom Wagen, entrichten will.

Die wichtigen Vortheile zu überſehen, welche den oft gedachten beyden Handels-Häuſern vom pfalzbayerſchen Hofe zugeſtanden wurden, und zugleich die innere Einrichtung und den Umfang dieſes wichtigen

igen Unternehmens genau kennen zu lernen, führe ich hier den nähern Inhalt der Urkunde an, welche den Herren Gsell, Reinhard und Comp., d. d. München, d. 20 Dec. 1783 zugefertiget wurde.

Der Zweck dieser Einrichtung ist: die Communication zwischen dem Rhein und der Donau, und zu dessen Beförderung die Neckar-Schifffahrt zwischen Manheim und Canstadt, dem, mit Würtemberg im J. 1782 geschlossenen Vergleiche gemäß, wiederherzustellen, und den Warenzug nach Lauingen einzuleiten.

Die Handelshäuser Gsell und Compagnie in Heilbronn, und Reichard's Söhne zu Stuttgart, haben sich erbothen, auf ihre Kosten und Gefahr, die hierzu nöthigen Anstalten zu Stande zu bringen; weshalb ihnen nachstehende ausschließliche Vorzüge sind ertheilt worden;

1. Die Gesellschaft ist verbunden, ihre Entreprise 20 Jahre lang zu Lauingen zu continuiren;
2. solche, ohne herrschaftlichen Vor- und Zuschuß zu errichten; auch ist sie
3. gehalten, die Hof- und Kammer-Güter ohne Provision, bloß gegen Erstattung der Auslagen, zu spediren;
4. den Absatz der Landes-Producte und Fabricate nach allen Kräften zu befördern; jedoch,
5. sich alles Detail-Handels zu Lauingen, zu enthalten;
6. für die Niederlage und Speditions-Anstalt zu Canstadt, ohne Beschwerde des churfürstl. Aerariums, zu sorgen;
7. alle ihre Kenntnisse, Credit und Vermögen anzuwenden, damit der Commercialverband der churfürstl. Obern- und Erb-Staten, dann, des dazwischen liegenden Herzogthums Würtemberg, mit Bestand effectuirt werde; wozu die Stadt Lauingen als das Centrum angenommen wird; dagegen soll sie
8. mit ihrem Personale, in der Stadt Lauingen von allen Prästandis, als aus dem bürgerlichen Nexu befreyet, angesehen werden; mit alleiniger Aus-

nahme der Malefizfehler, eines Fori privilegiati sich erfreuen, in Civilfällen unter der, zu Lauingen angeordneten Hofcommission, in Commerz-Vorfällen aber, und in solchen, welche ihre Entreprise betreffen, unter der Commercial-Commission zu München stehen, und bey Beschwerden gegen diese Stelle, den Recurs unmittelbar an den Churfürsten nehmen dürfen, Höchst welcher, für sich und seine Nachkommen die Gesellschaft, während den 20 Jahren ihrer Unternehmung, des landesherrlichen Beystandes, und insonderheit der Festhaltung des vollen Inhalts dieser Octroy, zusichert.

9. In Lauingen soll für ein Niederlagshaus, gegen billige Miethe, von der Hofcommission gesorget, und die Anlandstädte an der Donau, in vollkommenen Stand hergestellt und unterhalten werden.

10. Die nothwendige Erbauung eines Kranen, soll aus dem Aerario der Stadt bestritten, und derselben die Kranengebühr pro 1 Kreuzer vom Centner accordirt werden; im Falle der Saumseligkeit des Magistrats aber, soll der Gesellschaft erlaubt seyn, den Kranen auf dem, ihr unentgeldlich anzuweisenden Platze zu erbauen, und sich das Krangeld, bis nach eingebrachten Auslagen, zuzueignen.

11. Die Gesellschaft genießt, mit den pfälzischen und bayerischen Unterthanen, gleiche Zollmoderation, welche auch auf jene Güter sich erstreckt, so von Stuttgart oder Canstadt über Lauingen, in die neuburgischen und bayerschen Lande hin und her passiren.

12. Die Begünstigung des Zollnachlasses an der Donau, ist ausschließlich für die Stadt Lauingen, und für die Gesellschaft; wogegen diese gehalten: Fremden und Einheimischen diese Wohlthat ebenfalls zu Statten kommen zu lassen, und sie gegen billige Provision redlich zu bedienen.

13. Die Gesellschaft bezahlt also, für Speditionsgüter, auf den 8 bayerischen Stationen, nur 12 Kr., und auf den 4 neuburgischen Stationen 4 Kr. vom Centner, sowohl auf der Hinauf- (herabwärts

des

des Strohms), als Gegenfahrt (hinaufwärts), und mehr darf sie ihren Freunden nicht berechnen; bey Gütern, so nicht nach dem Gewichte verzollt werden, kommen ihr auf beyden Zollstationen, $\frac{3}{4}$ von den tarifmäßigen Transitogebühren zu Statten, und ihren Handelsfreunden darf sie nicht mehr als das Quart oder $\frac{1}{4}$ dieses Transito-Zolles berechnen.

Zur Einrichtung des lauinger Stapels, sollen

14. a) alle, zu Lauingen ankommende Speditionsgüter, auf einer Frohnwage nach dem wiener Sporko-Gewichte, gegen ein Waggeld zu 1 Kr. per Centner abgewogen, von dem Wagmeister in ein Register eingetragen, und Wagzettel und Scheine ausgefertiget werden;

b) sollen sie den Frachtbriefen adnumeriret, und

c) die neuburgischen Transitogebühren gleich bey dem Zollamte zu Lauingen moderirt werden; die übrigen aber ganz erlegt, und nur, wenn alle zur Vermeidung des Unterschleifs vorgeschriebene Präcautionen eintreffen, vom Zollamte zu Lauingen, an welches die Zollpolette wieder zurücklaufen müssen, nach der vorgeschriebenen Moderation ersetzt werden.

15. Auch auf den Fall, daß im Bayerischen und Neuburgischen, die Zölle und deren Manipulation geändert würden, bleibt der Gesellschaft ihre verhältnißmäßige Moderation bestehen.

16. Zur Erleichterung der Spedition, soll zu Lauingen die Niederlage des, im Würtenbergischen zu debitirenden Salzes etablirt werden, um der Gesellschaft Gelegenheit zur Rückbefrachtung ihres, von Canstadt aus kommenden Speditionsfuhrwerks, zu verschaffen; auch

17. derselben vergünstigt seyn, der, nach Donauwerth und Lauingen ohnehin gehenden bayerischen Salz-Schiffe, zur Spedirung der Waren nach Passau, sich unentgeldlich zu bedienen;

18. ja sogar denselben auf der Hinauffahrt, bey Noth-Fällen, eine Beyladung zu machen;

19. wel-

19. welche Vergünstigungen auch in dem Falle bestehen bleiben sollen, wenn der Salztransport nicht mehr auf churfürstliche Rechnung geführt wird.

20. Den Bürgern zu Lauingen, soll der Verdienst bey der Gesellschaft vorzüglich zugewendet werden, jedoch jene sich alles monopolischen Zwanges enthalten, worüber die lauingische Hofcommission zu halten hat.

21. und 22. Beyderseitige Zusagen sollen vim contractus haben, auch beyden Contrahenten verbleiben, wenn gleich zwischen ihren Handelshäusern eine Separation erfolgen sollte, und ertheilen Se. churfürstl. Durchl. denenselben und ihren Associés, die höchste Zusicherung:

„Daß Sie nicht nur für Sich und Ihre Er„ben, und Ihre Nachkommen, die angetra„gene Speditions-Commissionshandlung in „Lauingen, wie in vorstehenden Puncten ent„halten ist, kräftigst unterstützen, sondern „auch in Absicht des, damit unzertrennlich „verbundenen, gleichmäßigen Speditions„Etablissements in Canstadt, Se. herzogl. „Durchl. zu Würtenberg, mittelst schleuni„ger Communicationspflege, zu dieser Enstreprise, Genehmigung und tractatenmäßigen Begünstigung vermögen wollen, damit die unternehmende Gesellschaft sich des „vereinten Schutzes, und der gemeinsamen „Beförderung bey den höchsten Principalen, „zu ihrer billigen Sicherheit, gleichfalls zuverläßig zu erfreuen haben möge."

Das der Gesellschaft zugestellte Exemplar dieser Octroy, ist unterzeichnet:

Carl Theodor, Churfürst ꝛc.

(L.S.)

Diese

Diese Octroy ist so vortheilhaft, und die eigene Solidität der Gesellschaft, nebst ihrer Verbindung mit andern angesehenen Handlungs-Häusern, so bekannt, daß wahrscheinlich alle Negotianten, welche niederländische oder fränkische Waren ꝛc. nach Oestreich und Italien hin zu spediren haben, sich dieses vorgeschlagenen vortheilhaften Weges bedienen werden, um des willkürlichen Fuhrlohns, welches die Spediteurs der Städte Kitzingen und Marktsteft am Mayn, und Regensburg und Ulm an der Donau, (die diesen Speditions-Handel bisher größtentheils betrieben,) beliebigst anzusetzen pflegten, überhoben zu seyn; denn die Taxen, welche die Gesellschaft in Lauingen vorschlägt, sind in der That, um die Hälfte geringer, als sie bisher waren.

Außer dem, allgemein dadurch zu befördernden Flor des Rhein-, Mayn- und Donau-Handels, können auch Heilbronn und Würtemberg insbesondre, in Betreff des Handels und der Schifffahrt auf dem Neckar, die bisher ganz danieder lag, vorzüglich durch diese neue Speditions-Einrichtung gewinnen.

Ob übrigens aber alle diese guten Aussichten werden realisirt werden, oder der Speditions-Handel in diesen Gegenden den vorgeschlagenen Weg nehmen wird, und ob die übrigen pfalz-bayerischen Städte endlich, welche auch an der Donau liegen, und die bisher mit zu diesem Speditions-Handel concurrirten, durch die lauinger Octroy werden ruinirt werden: dies alles wird der Erfolg lehren, der uns aber bisher noch nicht bekannt geworden ist.

Handbuch für Kaufleute. Erste Fortsetzung. (Lpz. 1786, gr. 8.) S. 150, ffg.

Lauk,

Lauk, ein Fisch, Cyprinus Leuciscus *Linn.*; siehe Lauben, im LXV Th., S. 651, fgg.

Laukischken, ein Amt und Kirch-Dorf, im tapiauischen Kreise, in Ost-Preußen. Hier hat ehemahls das schöne Schloß Friedrichsburg, welches Markgraf Georg Friedrich 1582 hatte erbauen lassen, gestanden.

Das Amt enthält in 4 Vorwerken, worunter 2 vererbpachtete begriffen sind, und in 44 Dorfern, 336 Feuerstellen.

Das k. Dorf mit einer Kirche, dem Amts-Vorwerke, wo das Domainen-Amt seinen Sitz hat, und einer Bock-Windmühle, besteht aus 29 Häusern.

Lauland, ein Königreich in Indien; siehe Lao, im LXIV Th., S. 715, fgg.

Laulich, ein Bey- und Neben-Wort, laulicher, laulichste, eigentlich ein wenig lau, ob es gleich, da sich die Grade der Wärme im gemeinen Leben nicht so genau bestimmen lassen, sehr oft auch für lau gebraucht wird. Lauliches Wasser. Das Wasser laulich werden lassen.

Imgleichen figürlich, des pflichtmäßigen oder doch gewöhnlichen Eifers beraubt. Eine lauliche Liebe. Das Christenthum sehr laulich üben.

Laulichkeit, der Zustand eines Dinges da es laulich ist, sowohl eigentlich, als figürlich. Die Laulichkeit des Gemüthes gegen Gott, der Zustand schwächerer Neigungen gegen Gott, als gegen andere Dinge, deren merklichere Grade Kaltsinnigkeit und Gleichgültigkeit sind; im Gegensatze der Inbrunst.

Laumellina, siehe Lumellina.

Läumund, siehe Leumund.

Laun, Launy, Luno, Luna, eine königliche Stadt im saatzer Kreise, im Königreiche Böhmen, am Fluß Eger, 8 Post-Meilen von Prag nordwestwärts. Die Stadt an sich selbst, ohne die Vorstädte, hat

186 Häuser, in welchen 1100 Einwohner sind, oder 200 Familien sich befinden. Es wachsen da herum guter Weizen und schmackhafte Aepfel, vornehmlich aber sind die launer Lerchen und Schnepfen berühmt. Diese Stadt ist auch wegen des 3 Stunden von ihr entlegenen Dorfes Stecknitz merkwürdig, wo man einen Sauerbrunnen entdeckt hat, der dem Spaa-Wasser gleichkommt, wovon an seinem Orte ein Mehreres vorkommen wird.

Jarosl. Schaller Topographie des Königreichs Böhmen, 7 Th. (Prag und Wien, 1787, gr. 8.) S. 45, fgg.

Physikalisch-ökonomische Beschreibung der königl. Stadt Laun, von M. Ge. Stumpf, st. im 3 Th. der Abhandlungen der böhm. Gesellsch. der Wiss. (Prag und Dresd. 1788, 4.) S. 40 — 57.

Launceston, Lanceston, (eigentlich Llanstyphan, d. i. St. Stephanskirche, weil dieser Heilige hier eine berühmte Kirche hatte,) gemeiniglich aber **Launston**, der Haupt-Ort der Land- oder Grafschaft Cornwall, der Siz ihrer Land-Gerichte, der Wahl-Ort ihrer Parlaments-Glieder, ist eine Stadt auf einem erhabenen Orte, welche unter ihrem Nahmen gemeiniglich auch die Flecken Newport und Dunevet begreift, obgleich der zweyte, so wie Launceston, zwey Deputirte zum Parlament schickt. Die Stadt ist wohl bewohnt, und treibt einen guten Handel, der aber weit beträchtlicher seyn könnte, wenn die Tamar, welche $1\frac{1}{2}$ Meile davon fließt, bis hierher schiffbar gemacht würde. Die Königinn Elisabeth stiftete hier eine Frey-Schule. Man sieht noch die Ruinen eines Castelles, welches in alten Zeiten für so fest gehalten wurde, daß man ihm den Beynahmen des fürchterlichen gab.

Laune (*), (die) ein altes Wort, welches ehedem nur in den gemeinen Sprech-Arten üblich war, seit einiger

(*) Im Oberdeutschen ist es männlichen Geschlechtes, der Laun.

iger Zeit aber auch in die edlere Schreib-Art aufgenommen ist. Es bedeutet:

1. die Gesichts-Bildung eines Menschen, und in weiterer Bedeutung die äussere Gestalt eines jeden Dinges, welche Bedeutung im Deutschen nur noch einige Spuren hinterlassen hat, aus den verwandten Sprachen aber desto erweislicher ist. Bey dem Ulphilas ist Lynne die Gesichts-Bildung, im Schwedischen Lund, das Gesicht, und im Wallisischen Llun, eine jede Gestalt. In den deutschen Mund-Arten kommen dessen Ableitungen noch von einigen besondern zufälligen Gestalten des Gesichtes vor. Dahin gehört das Nieders. lunen, sauer sehen, lunsk, tückisch aussehend, lünschen, das Maul hängen, schmollen, das Oberdeutsche launen, mürrisch von der Seite sehen, und vielleicht auch das Nieders. lünsen, lünsken, still vor sich hin sehen, figürlich nachdenken, im Meklenburg. nalünsen, und nach etwas forschen, im Osnabrück. lünsken, wenn nicht vielmehr diese leztern Zeit-Wörter zu unserm lauschen gehören. Aus allem scheint zu erhellen, daß der Begriff des Sehens in diesem Worte der herrschende, und daß es ein Seiten-Verwandter von Glanz, Flinkern, Lahn, u. s. f. ist.

2. Figürlich.

1) Die Art und Weise, die Art, wie ein Ding da ist; eine im Deutschen fremde Bedeutung, welche sich aber noch in dem Schwedischen Lund und Lynne befindet, welche sowohl allein, als in allerley Zusammensetzungen üblich sind. Allälund bedeutet daselbst auf alle Art und Weise; annorlunda, auf andere Art; hurulunda, wie; margalunda, auf mancherley Art; Lunderni, die Gemüths-Fähigkeit, Ingenium, u. s. f.

2) In engerer Bedeutung, die Stellung des Gemüthes, die Einrichtung des Veränderlichen in dem-

demselben, in einzelen Fällen, besonders so fern sich solche durch äussere Merkmahle an den Tag legt.

(a) Ueberhaupt. Bey guter Laune seyn, aufgeräumt seyn; Fr. être d'humeur, être de bonne humeur. Die mürrische, närrische, Laune haben. Ueble Laune, Unmuth. Er hat die ernsthafte, die philosophische, lustige Laune, sein Gemüth ist jezt zur Ernsthaftigkeit, zum Philosophiren, zur Lustigkeit gestimmt. Er hat es nicht in der Laune, heißt im Niedersächsischen, der Kopf steht ihm nicht darnach, er ist nicht dazu aufgelegt. Zuweilen, besonders im gem. Leben, auch von zufälligen körperlichen Neigungen. Er schläft beständig, und ich weis nicht, was ich von dieser Laune sagen soll. Die Neigung zum Gähnen, oder der Trieb nach dem Essen zu schlafen, wird im gem. Leben Meissens im Scherze die zwenkische Laune genannt, zu welcher Benennung ein Bürgermeister aus dem kleinen Orte Zwenka Anlaß gegeben haben soll. Auch gewisse epidemische Krankheiten, besonders geringerer Art, z. B. Schnupfen, Flüsse, Husten, u. s. f. heißen im gem. Leben Launen.

(b) In engerer Bedeutung, gewisse besondere Arten der Gemüths-Stellung und deren Aeußerung, durch Minen und Worte. α) Mürrische, verdrießliche Gemüths-Stellung und deren Aeußerung, besonders im gem. Leben Ober- und Nieder-Deutschlandes. Laß ihn gehen, er hat die Laune, er hat seine Laune; Fr. il est dans son tureluré. β) Gute Gemüths-Stellung, Aufgeräumtheit. Ihre Laune war eben nöthig, um mich aufzuheitern. γ) Derjenige Zustand des Gemüthes und der Einbildungs-Kraft, da man den Dingen durch Umkehrung der gewöhnlichen Begriffe das Ansehen der Neuheit zu geben sucht; wenn man z. B. sich das Ansehen giebt, daß man die Tugend lächerlich, und das Laster ange-

nehm vorstellen wollte. In dieser Bedeutung ist es besonders in den neuern Werken des Witzes aufgenommen worden, das Engl. Humour auszudrucken. So sagt man von Yorik, er habe eine unnachahmliche Laune; wo es auch zuweilen für Wirkungen dieser Laune, für launige Einfälle gebraucht wird.

In dieser ganzen zweyten figürlichen Bedeutung schon bey den schwäbischen Dichtern Lune; im Niedersächs. Lune; im Schwed. Luna und Lund; im Finnländ. Luondo und Luonnon. Wachter leitet es in derselben von dem Griechischen ἱλαυνεσθαι, Frisch und Jhre aber von dem Lat. Luna, der Mond, ab, weil dieser einen merklichen Einfluß in die menschliche Gemüths-Stellung haben soll. Allein, man darf wohl nicht erst erinnern, wie gezwungen und seltsam eine solche Ableitung ist. Die oben angenommene Abstammung ist sowohl wahrscheinlicher und fruchtbarer, als auch dem Gange der menschlichen Ideen, besonders in der deutschen Sprache, gemäßer.

Daher launig, ein Bey- und Neben-Wort, launiger, launigste, von dem vorigen Haupt-Worte, Laune habend, in derselben gegründet, doch nur in den beyden lezten engsten Bedeutungen, gute angenehme, lustige Laune habend, und darin gegründet; ein von den Neuern eingeführtes Wort, wofür andere mit wenigerm Beyfalle launenhaft versucht haben. Ein launiger Schriftsteller. Launige Einfälle. An statt launig sagt man auch humoristisch.

Launisch, ein Bey- und Neben-Wort, launischer, launischte, gleichfalls von dem vorigen Haupt-Worte, welches im gem. Leben, doch nur von übler, böser Laune üblich ist, und daselbst oft läunisch, Niederf. lünsk, lautet. So bedeutet es daselbst tückisch, mürrisch, verdrießlich, unmuthig, wunderlich. Er wird zornig und launisch auf ihr, Luther in der Kirchen-Postille. Im gem. Leben nennt man ein Thier läunisch, wenn es unmuthig ist und nicht fressen will. Die Hunde sind oft läunisch

(oder

(oder wetterläunisch), Fr. les chiens sont journaliers, sie jagen nicht alle Tage gleich gut. Siehe Wetter-läunisch.

Einige Schriftsteller brauchen das Wort launisch sehr ungeschickt für das vorige launig, machen aber dadurch, daß sich der diesem Worte anklebende unangenehme und niedrige Neben-Begriff nothwendig mit eindrängt, der überhaupt den meisten neuern Bey- und Neben-Wörtern auf — isch anklebt. Dem Lazius bey dem Frisch zu Folge ist in Kärnthen und Steyermark auch launig für launisch, unmuthig, üblich; und Hagen sagt bey dem Pez, von einer Königinn von Maschau, daß sie bisweilen unlewntig, d. i. im Kopfe verrückt, gewesen sey.

Wenn man sich die Mühe gäbe, dem Einflusse der heitern Laune, oder des guten und fröhlichen Muthes, auf die Haushaltung unsers täglichen Lebens etwas genau nachzuspüren, so würde man es sich mehr angelegen seyn lassen, diesen Zweig der menschlichen Glückseligkeit zu pflegen, zu warten, und zu pflanzen, wo er nicht natürlich wächst, und so dafür zur sorgen, als man für einen Baum sorgt, in dessen Schatten man in schwühlen Tagen auszuruhen, oder mit dessen Früchten man sich zu laben denkt. Ein fröhlicher Mann, oder ein Mann von heiterer Laune, findet überall, wo er kommt, fröhliche Gesichter oder macht sie, überall Bekannte, ja Freunde, überall Zeitvertreib, überall Menschen die mit ihm zufrieden sind, und er mit ihnen; wenn dagegen in einem Zirkel von den vernünftigsten Leuten, ja den besten Freunden, die Langeweile unvermerkt ihren Mohn ausstreuet, wofern nicht ein wenig Laune sie zur rechten Zeit zu verscheuchen weiß. Tausend Sachen, welche die Pest des menschlichen Lebens ausmachen würden, und ärger um sich her greifen, je ernsthafter die Mittel sind, die man dagegen anwendet, verschwinden vor dem fröhlichen Muth; und selten oder nie wird ein mit

dieser Gabe beglückter Mensch sich den äussersten Wirkungen des Zornes und der Rache überlassen.

Wie mancher ungefähre Zwist würde in Todfeindschaft ausgeschlagen seyn, wenn nicht ein Wörtchen guter Laune der Sache zur rechten Zeit eine andere Wendung gegeben, und die Streitenden da zum Lachen gezwungen hätte, wo schon Schwerter gezogen werden sollten! Wie manche gute Sache, die auf die ernsthaftesten Vorstellungen durch abschlägige Antwort zum ewigen Unding verdammt bliebe, gelingt durch ein scherzhaftes Wort! Wie manchem Kranken, der bey dem niedergeschlagenen Gesichte, bey dem ewigen ängstlichen Beklagen seiner zu zärtlichen Gattinn, sich doppelt schwach fühlt, dient ein heiterer Blick, ein fröhliches Gespräch, statt der besten Arzeney! Und wie manche Frau, die neben ihrem lieben eigensinnigen Manne nur eiserne Dienstbarkeit finden würde, gewinnt alles, sobald sie ihn zum Lachen bringen kann! — Sogar bey Kindern und Gesinde, wo Ruthe und die strengste Autorität nichts auszurichten vermögen, ist ein launiges Wort, ein lächelnder Blick, im Stande, alles zu ändern. Und ganz gewiß ist es, daß die munterſten Leute auch fast immer am besten bedient sind, so wie diejenigen Erzieher und Erzieherinnen fast immer die beste Jugend bilden, die zur rechten Zeit den Scherz neben dem Ernste zu gebrauchen wissen. Kurz, gute Laune, fröhlicher Muth, ist ein vom Himmel herab gesenkter Strahl göttlichen Lichtes, um dieses dunkle Erde-Leben zu erhellen; und je mehr der Mensch davon auffaßt, desto besser und glücklicher wird er.

Folgender Zug aus dem Leben eines liebenswürdigen unvergessenen Mannes, mag zum Beyspiel dienen, was ein launiger Einfall zur rechten Zeit werth ist. — Herr v. Hagedorn fand sich einmahl bey einem vergnügten Mahle, dem unter andern Fremden auch der berühmte Augen-Arzt Taylor beywohnte. Dieser kam eben von

St.

St. Petersburg, wo er nicht nach Wunsch aufgenommen war, und um sich dafür zu rächen, sprach er sehr verkleinernd von dem damahligen kaiserlichen Leib-Arzte B. . . Ein par Russen, die, ohne daß Taylor es wußte, gegenwärtig waren, empfanden dieses sehr übel, und man sahe es ihnen an, daß sie sich zu einer derben Vertheidigung fertig machten. Der Streit würde ohne Zweifel zum Mißvergnügen der ganzen Gesellschaft ausgefallen seyn; aber Hr. v. Hagedorn, der immer einen launigen Einfall bey der Hand hatte, die gesellschaftlichen Freuden zu unterhalten, kam dazwischen: Mein Herr! sagte er in einem ernsthaften Tone zu Taylor'n: ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten gegen den Herrn Leib-Arzt B...., der mein Vetter ist! Die Anwesenden, die den Spaß verstanden, lachten; Taylor entschuldigte sich; die Russen schwiegen, und die gesellschaftliche Fröhlichkeit behielt ihren Gang.

„Aber", hör' ich einwenden: „wer nun von jenen „Geschenken des Himmels, von der Gabe fröhlich „zu seyn, seinen Antheil nicht bekommen hat, wie „soll er's machen?" Eben da steckt der Fehler. Wir können sie uns erwerben, wenn wir nur wollen. So wie jede andere Gabe der gütigen Vorsehung, bestimmt unsre Glückseligkeit zu vermehren, liegt sie in einem jeden ihrer Kinder gleich bereit, gleich offen, zu nehmen, und nur, weil wir nicht einsehen, wie nöthig sie uns ist, lassen wir sie liegen, und werden immer mehr davon entfremdet.

Der erste und leichteste Weg, dazu zu gelangen, ist: daß wir unsere Kinder früh gewöhnen, immer unter sich froh und guter Laune zu seyn; das Mürrische, das Eigensinnige immer, wo es thunlich ist, durch einen Scherz zurecht bringen; die heranwachsenden immer aufmuntern, es sich einander in fröhlicher Laune zuvor zu thun; unsererseits bey jedem Geschäfte, insbesondre aber in unserm häuslichen Kreise fleißig darauf achten, fröhlichen Muth zum beständigen Gefährten und Gast zu behalten, und ja nicht

dulden, daß der entgegengesetzte Hang zum mürrischen Wesen in unserm Charakter und in unsern Gesellschaften die Oberhand gewinne.

Gewiß ist es, daß froher Muth die schwersten Geschäfte leicht macht, daß die besten Menschen fast immer unter den fröhlichsten gefunden werden, und — ihr Schönen! gewiß ist es, daß die heitersten Seelen auch fast immer die schönsten Gesichts-Züge geben. —

Von der komischen Laune, oder dem Humor, s. auch im LVIII Th. S. 195.

Daß unbeständige Launen und Wankelmuth ein Haupt-Zug in dem Charakter der Bewohner gemäßigter Erdstriche seyn, habe ich im XL Th., S. 467 gezeigt.

Die böse und üble Laune, ist eine sehr alte Krankheit, deren wahrer Nahme nur neu ist; oder sie ist vielmehr gar keine Krankheit, sondern bloß eine Unart des Temperamentes, ein unbändiger Eigensinn, eine Ungefälligkeit, ein Trotz des verzagten Herzens, eine Frucht übler Erziehung, eine Hartnäckigkeit, ein Mangel der Kunst zu leben.

Ein jeder Mensch empfindet es übel, wenn etwas seinen Wünschen entgegen geschieht. Wir wollen haben, daß es uns stets wohl gehe; und wer kann es uns verdenken, da es eine Sache von der Natur ist, sich selbst zu lieben? Es thut uns wehe, wenn das Schicksal unsern Wünschen entgegen arbeitet. Aber viele rettet ihr glückliches Temperament, daß sie den Schmerz nicht sehr empfinden. Nur der traurige und empfindliche, der finstre, störrige, eigensinnige, verwöhnte und pochende Starrkopf kann es nicht ausstehen, wenn ihm nicht alles so geht, wie er es gedacht und ausgelegt hat. An statt daß es der Fröh-

liche

liche verachtet, der Leichtsinnige vergißt, der Wollüstige verlacht, und der Edle zum Besten zu kehren sucht, will der Brummer über ein großes Unglück unsinnig werden, und so wird er bey jeder kleinen Widerwärtigkeit eigensinnig, verdrießlich, mürrisch, und zänkisch. Diese üble Gemüths-Art ist der Grund so mancher Familien-Zwistigkeiten; sie ist der böse Geist, der den König Saul zum Besten hatte; sie ist die Quelle der bösen Laune, die uns mit uns selbst in Feindschaft setzt.

Man sieht leicht, in wie fern man diesen Zustand eine Krankheit nennen kann. Er ist ein Fehler des Gemüthes; er könnte eine Krankheit des Herzens genennet werden. Aber, warum wollen wir mit Worten spielen? Der Gesundeste hat seine böse Laune. Weil sie aber darin besteht, daß man die Widerwärtigkeiten, wenn sie auch noch so klein sind, nicht vertragen kann, so können auch Krankheiten dieselbe verursachen. Wenn man sich den vorigen Tag überladen hat, so steht man unpäßlich auf; und weil wir nicht leiden können, daß wir uns übel befinden, so macht uns schon diese Empfindung verdrießlich und mürrisch. Eine schlechte Nacht, und eine jede andere Unpäßlichkeit wirkt auf eben dieselbe Weise, und hieraus erhellet, warum solche Personen an den Tagen oft kränklich sind, und elend aussehen, da sie ihre böse Laune haben. Daß aber dieses nicht allgemein sey, erhellet daraus, weil sich ein solches Gemüth auch von andern Widerwärtigkeiten, die keine Krankheit sind, aufbringen läßt. Eine unangenehme Nachricht kann es mitten im Wohlseyn und in der Fröhlichkeit niederschlagen, und bereitet es zu, alle Dinge von ihrer bösen Seite zu betrachten. Ein kleiner hinzukommender unangenehmer Umstand giebt dem Verdrusse das Uebergewicht, und alsdann regieren wechselsweise Schwermuth, Traurigkeit, Zank-

Sucht, Aergerniß, Tadelsucht, Neid, Mißgunst und Verdacht. Die kleine nagende Seele weidet sich lange mit solchen unangenehmen Vorstellungen, die ohnedies ihr Werk sind; und je mehr sie sich nachgiebt, desto unerträglicher wird sie, und desto öfter kommen ihre schlimmen Anfälle wieder. Dieser Zustand des Gemüthes hat seine Wirkung in den Leib, und dieses giebt einen neuen Zusammenhang der bösen Laune mit den Krankheiten, indem sie den betrübten Thoren, den sie besitzt, durch ihre Einflüsse zum Patienten macht. Nichts desto weniger ist und bleibt sie selbst eine Sache für sich, und der Mürrische behält die bequeme Ausflucht nicht, seine Unarten mit Elende zu bemänteln, um sie mitleidenswürdig zu machen, da sie doch nur tadelhaft und strafbar sind.

„Wie können sie aber tadelhaft und strafbar seyn, „wenn sie die Wirkungen eines unglücklichen Tempera„mentes sind? Wer kann seine Natur, sein Tempera„ment, seine Gemüthsart verändern? Giebt man „die sich selbst, und kann man die sich nehmen?“ Ich fühle die ganze Stärke dieses Einwurfes; und ich müßte, um ihn gründlich zu beantworten, sehr weitläuftig untersuchen, in wie fern das Temperament in unserer Gewalt stehe, oder nicht? wodurch es sich bey uns festsetzt? ob es an sich jedes Gemüth mit eigenen Unarten anstecke, oder ob wir es vielmehr verderben? Das einzige muß ich nur sagen, und das wird man mir zugeben, daß unter denen Dingen, die unsre Gemüthsart bestimmen und festsetzen, nur einige ausser, andere aber in unserer Gewalt stehen. Der Himmelsstrich, wo wir, und die Aeltern, von denen wir erzeuget und geboren werden, die Structur unsers Körpers und der davon abstammende Mechanismus seiner Theile, gehören in die erste Classe. Die Nahrungs-Mittel, die uns ernähren, die Grundsätze und Sitten, die uns in der Erziehung beygebracht,

und die Beyspiele, die uns gegeben werden, stehen zwar nicht in unserm eigenen, aber doch in dem Willkür derer, die uns der Welt erziehen. Unser Umgang, die Wahl unserer Muster, die Gelegenheiten, die wir ergreifen und die wir vorbeylassen, die Verzärtelung, die Unbändigkeit unserer Triebe, die Nachsicht gegen uns selbst, unsere Gewohnheiten, Ausschweifungen, und der Eigensinn auf allem zu bestehen, was wir begehren, der Mangel einer guten Lebensart, die Unwissenheit oder Uebertretung der geselligen Lebens-Pflichten, und die Voraussetzung unserer Vorzüge, unserer Unfehlbarkeit, unserer Unsträflichkeit und der Würdigkeit, daß sich alles in der Welt nach uns richte; dieses sind Umstände, welche in unserer eigenen Macht stehen, das Temperament am meisten bestimmen oder verändern, und den Grund zu dessen Tugenden und Fehlern mit legen. Ich will nicht zu viel sagen; aber ich glaube, daß wir die größte Menge dieser Fehler verhüten, wenigstens sehr mindern, und die übrigen sehr mäßigen und verbessern könnten, wenn wir nur unter denen Dingen, die unsere Gemüthsart bestimmen und befestigen, diejenigen wohl lenkten und gebrauchten, die wirklich in unserer Gewalt stehen. So zwang ein Sokrates, durch die Kräfte willkürlicher Tugenden, das tückische, boshafte Herz, welches sich auf seinem hämischen Gesichte verrieth, in das Joch der Vernunft, und unterwarf es dem ernsten Willen, der ihm geheiligte Weisheit predigte.

Es giebt also Unarten des Temperamentes, deren Verantwortung auf uns zurück fällt; und ich werde nicht sehr irren, wenn ich behaupte, daß der ganze Charakter, von dem ich hier rede, von dieser Art sey. So natürlich es uns allen ist, das Unangenehme ungern anzunehmen, so willkürlich ist doch allezeit die Art und Weise, wie wir uns dabey betragen. Wir könnten vieles entbehren, was uns das Glück versagt,

wenn wir nicht so eigensinnig wären, es durchaus zu verlangen. Wir könnten viel Unangenehmes gleichgültig aufnehmen, wenn wir uns nicht freywillig dafür interessirten. Wir könnten vieles ertragen, wenn wir uns zeitig gewöhnten, geduldig, männlich und standhaft zu seyn. Wir könnten vieles verschmerzen, wenn wir es nur darauf anfangen wollten, es zu vergessen. Wir könnten uns öfters fassen und beruhigen, wenn wir glaubten, daß dieses unsere Schuldigkeit wäre. Wir könnten unsern Schmerz fühlen, ohne ihn andere Unschuldige entgelten zu lassen, wenn wir nur nicht zu gern die Pflichten vergäßen, welche wir Andern schuldig sind, und nicht bloß an diejenigen gedächten, die wir von ihnen fordern. Menschenliebe, Gefälligkeit, Lebensart, Höflichkeit, ein wohlgesetztes Gemüth, und kurz, alle wahre Tugenden der Menschlichkeit, der Weltweisheit, der Religion, der Geselligkeit, Tugenden, die allen Temperamenten einverleibet werden könnten, wenn es allen Menschen darum zu thun wäre, sie zu besitzen, setzen uns in den Stand, Herren unsers Humeurs zu seyn, und dessen tückischen Anfällen zu widerstehen. Ich fürchte, indem ich dieses sage, daß ich nicht erbauen werde, und meine Leser werden merken, daß ich predige.

Angenehmer weis ich gegenwärtigen Artikel nicht zu beschließen, als mit den sinnreichen und launigen Vorschlägen des königl. preuß. geh. Ober-Finanz- Kriegs- und Domainen-Rathes, Herrn v. Goeckingk, zu Einführung eines Launen-Messers (*).

„Der

(*) Im 5 — 8 St. des 1 B. der gemeinnützigen Abhandlungen, a. d. J. 1772. (Götting. 4.)

„Der Verfasser des Greises, hat, im 3 Th., S. 197, einen Brief von jemand eingerückt, der einen Vernunft-Messer besaß, welcher die sonderbare Eigenschaft hatte, daß er allemahl anzeigte, in welchem Grade man vernünftig oder thöricht sey. Gesetzt aber auch, dieses Instrument würde erfunden, und wäre um den billigsten Preis von der Welt zu haben, so würde es doch nur sehr wenig Abgang finden. Würden nicht die mehresten in dem Augenblicke, da sie einen Vernunft-Messer kaufen wollten, und sähen, sie wären nur halb so vernünftig, als sie sich eingebildet, oder hätten gar den Schreck, den Vernunft-Messer auf thöricht fallen zu sehen, statt daß er auf sehr weise steigen sollen; würden alsdann nicht die mehresten mit schimpfen umkehren, und dem Erfinder alles mögliche Böse anwünschen? Ein großer Theil Menschen würde gar nicht das Herz haben, sich einem so getreuen Wahrsager zu nahen; ein kleiner Theil würde es für unnütze Neubegierde halten, und sich darüber wegsetzen, und höchstens würde ein böser Ehemann einen kaufen, um seine Frau damit zu quälen, oder ein wahrer Philosoph, um sich vor Affecten zu hüten. Ueberdem, was würden nicht für Feindschaften und Zänkereyen aus dem Gebrauche eines solchen Instrumentes in der bürgerlichen Gesellschaft entstehen? Wenn z. B. mich ein Pedant und süßer Herr besuchte, und der erste mir durch einen Sorites erwiese: daß das Essen keine Sünde sey; der andere mich zu überzeugen suchte, man müsse nothwendig sich so die Haare frisiren lassen, als er; so würde ich mich unmöglich enthalten, aufzustehen, und nach meinem Vernunft-Messer zu sehen. Dieses könnten sie nun wohl alle beyde nicht geradezu übel nehmen; aber wenn man nun nicht so viel Gewalt über seine Mienen hätte, ein boshaftes Lächeln zu verbergen, würde man sie sich nicht den Augenblick zu Feinden machen? Wenn ein Frauenzimmer von ihrem Liebhaber unterhalten, ganz von seiner Artigkeit, seinen Einfällen und Betragen entzückt wäre, und zum Unglück mit ihm nahe bey einem Logometer zu stehen käme, welcher auf albern zeigte, wie würde sie sich nicht entsetzen! sie wäre wohl gar im Stande, an der Vernunft des jungen Herrn zu zweifeln. Wenn ein Candidat zum Examen vorgefordert würde, und der Vernunft-Messer wiese auf unverständig, wie schlimm würde nicht der ar-

me Mensch daran seyn! Wenn ein Autor seine Arbeiten zum Buchhändler trüge, und der Logometer schösse mit einmahl auf unsinnig herab, würde nicht der Mann in seinem Hunger umkommen müssen? Nichts als dergleichen Unheil würde ein solches Instrument in der Welt anrichten; und wie gut ist es nicht für so viel tausend Thoren, welche izt von ihrer Unvernunft ein reichliches Auskommen, Glück bey dem Frauenzimmer, Würden und Ansehen haben, daß sie für diese Erfindung gesichert sind!

Wenn es wahr ist, daß die Launen der Menschen eben so viel Unheil anrichten, als Unverstand und Thorheit, so wird das Instrument, welches ich izt in Vorschlag bringen will, den Vortheil, aber nicht den Schaden von jenem haben. Wie wäre es, wenn man sich in jedem Hause einen Launen-Messer anschaffte? Das Instrument selbst könnte völlig wie ein Barometer seyn; nur, da weder Queckssilber noch Weingeist sich nach der Laune des Besitzers richten wird, so viel Aehnlichkeit er auch mit einem von beyden haben möchte, so müßte, statt dessen, ein Zeiger an der Röhre befestiget werden, welcher auf und nieder geschoben werden könnte; auf beyden Seiten würde, wie auf einem Barometer, eine Scala der Launen verzeichnet, oder man könnte so gar die Bestimmungen von jenem beybehalten. Ich will zur Probe sowohl den Barometer als Thermometer hersetzen.

Barometer.

— 30. sehr trocken.
— 25. beständig Wetter.
— 20. schön Wetter.
— 15. veränderlich.
— 10. Regen oder Wind.
— 5. viel Regen.
— 1. Sturm.

Thermometer.

— 30. große Hitze.
— 25. sehr warm.
— 20. warm.
— 15. kalt.
— 10. sehr kalt.
— 5. große Kälte.

Die Scale des Barometers würde ich zum Gebrauch im gemeinen Leben bestimmen; den Thermometer für Verliebte, Freunde und Anverwandte. Man erlaube mir eine kurze Erklärung von jeder Benennung.

Sturm ist, wenn Xantippe die Thüren hinter sich zuwirft, daß das Haus in den Schwellen bebt; wenn sie dem Koch mit der Schaumkelle ins Gesicht schlägt, wenn er ein Fricassee statt eines Ragouts gemacht hat; wenn sie dem Küchenmädchen einen Teller nach dem Kopfe wirft, weil sie den Koch bedauert; wenn sie die Kammerjungfer aus dem Hause jagt, weil sie der Prügeley nicht zusehen wollen.

Sturm ist, wenn Orgon sein Pferd wegen eines Fehltritts so lange im Galop reitet, bis es ohnmächtig unter ihm niederstürzt; wenn er einem Bedienten die Montur ausziehen, und ihn ohne Lohn, ohne Abschied von sich gehen, oder eigentlich mit Hunden vom Hofe hetzen lässet, warum? weil er ihn bey A. und nicht bey B. angemeldet hat; wenn er einen Bettler mit Schlägen durch den Armenvogt von seiner Thür wegbringen lässet, weil er sich nicht gleich durch Worte abweisen lassen wollen. Alle diese und hundert ähnliche Auftritte gehören gewiß unter diese Benennung, denn man sagt schon im gemeinen Leben: die Frau hat heute wieder was rechts gestürmt; oder: was ist das für ein stürmischer Mann!

Vieler Regen, paßt zwar nicht ganz genau in unser System der Launen, indessen mag man diesen Grad immer beybehalten; denn man sagt ja auch schon im gemeinen Leben: es wird wieder Schelte regnen, u. d. gl. Man begreife also die etwas gelindern Ausbrüche der übeln Laune darunter. Wenn Xantippe und Orgon sich mit einander zanken, jene, daß er um sie angehalten, und dieser, daß sie ihn genommen; wenn sie sagt, daß er kaum ein Reitpferd würde halten können, ohne ihr Vermögen; und er hingegen, daß kaum sein Pachter sich um sie bekümmern würde, ohne seinen Rang: dann lässet ein jeder auf seine Art regnen, und es regnet Vorwürfe. Wenn sie sich beyde, wie zwey Gewitter, von einander scheiden, sie in die Gesindestube, er in den Pferdestall geht, jene an jeder Naht, an jeder Elle Garn, dieser an jedem Sattel, an jedem Hufeisen was auszusetzen findet, so lassen sie beyde wieder regnen, und es regnet Schimpfwörter. Wenn

Orgon

Orgon wieder zu seiner Frau kommt, so setzt sie sich still hin, hält das Schnupftuch vor das Gesicht, und sogleich regnet es Thränen.

Regen oder Wind lässet sich zum Theil aus dem Vorigen erklären. Wenn Orgon es sich über Tische recht gut schmecken lassen, und auf einmahl sagt: das ist ein verfluchter Braten! Madam versichert, daß der Koch keine Schuld habe, Orgon schwört, daß er den Fleischer wolle beystecken lassen, aber durch eine gute Mandeltorte wieder ausgesöhnt wird, so ist das nur ein Spreuregen. Wenn Xantippe sich von ihrem Kammermädchen ankleiden lässet, diese ihr aus Versehen eine Armschleife verkehrt ansteckt, und dafür brav ausgescholten wird, so ist das nur ein Strichregen; bleibt aber Xantippens Friseur aus, wenn sie zum Ball gehen will, und sie lärmt mit jedermann, so ist das ein Landregen; erhält sie gar die Nachricht, daß das Tanzen schon seinen Anfang genommen, so hat der Hinterbringer einen Platzregen zu gewarten. Was Wind ist, sollte ich billig in einem so erleuchteten Jahrhunderte, als das jezige ist, nicht erklären, und ein Exempel ist hier vielleicht schon überflüssig. Wenn Orgon mit einem hämischen Gesichte, bloß um Geld von ihr zu erhalten, Xantippen versichert, er liebe sie unendlich, er sey stolz auf ihre Verwandte, so ist das Wind; und weil Xantippe wie eine große Dame lebt, welche keine Luft, vielweniger Wind vertragen kann, so macht sie saure Gesichter, und schließt sich in ihre Stube ein, um diese schädliche Zugluft zu vermeiden. Uebrigens ist die Theorie von den verschiedenen Arten solcher Winde weit schwerer, als selbst die, welche ein Ober-Steuermann auf dem größten englischen Kriegsschiffe verstehen muß; die mehresten aber lernen sie gleich durch die Praxin.

Veränderlich ist im Umgange eine der verdrießlichsten Launen, so wie das Wetter im April für die mehresten Menschen ist. Wenn Orgon einmahl des Morgens um 7 Uhr geweckt seyn will, und doch, wenn der Bediente kommt, aus Aerger nach dem Pantoffel greift; wenn er beym Aufstehen Chocolade bestellt, und hernach mit Toben behauptet, daß er Kaffee gefordert, aus Verdruß aber, wenn dieser gebracht wird, Thee trinkt; wenn er seine Arbeitsstube heizen läßt, und hernach mit dem Hausverwalter in einem andern Zimmer Schach spielt; wenn er die

Reit-

Reitpferde zu satteln befiehlt, und alsdann seidene Strümpfe und Schuhe anzieht; wenn er Gäste bittet, und alsdann Xantippen um 12 Uhr ersucht, sie zu bewirthen, weil er bey einem guten Freunde speise; wenn er schickt, daß sein Wagen ihn von dort abhohlen soll, und niemand weis, wo er von da hingegangen; kurz, wenn er hundert solche thörichte Dinge in einem Tage macht, so sagen die Bedienten: unser Herr ist heute sehr veränderlich.

Schön Wetter sollte billig schon ein jeder aus seinem eigenen Hause kennen; und wenn ich dieses voraussetzen dürfte, so könnte ich mich der Mühe, es zu erklären, überheben. Weil aber in manchen Häusern das Regen-Wetter so lange dauert, als zu Zeiten auf Robinson Crusens Insel, und die Winde so anhaltend wehen, als in gewissen Gegenden des Meeres, so will ich nur sagen, wennehet es in Orgons Hause schön Wetter ist. Dann nemlich, wann seine Frau einen Wechsel für ihn mit unterschreibt, seine neue Begierden befriedigt, und sie durch eine neue Mode, durch einige freundliche Schmeicheleyen, für ihre Gefälligkeit bezahlt worden ist. Er spaßt alsdann mit seinen Bedienten, und sie erlaubt ihren Mädchen auszugehen. Alles Gesinde sagt sodann: Heute ist einmahl ein schöner Tag!

Beständig Wetter ist schon in der Natur selten, und jedermann sagt, in der moralischen Welt sey es fast gar nicht mehr zu finden. Dennoch ist selbst in Orgons Hause einmahl 4 Wochen beständig Wetter gewesen, wie es denn auch um die Zeit wohl noch izt in den Häusern der Neu-Vermählten anzutreffen seyn mag.

Sehr trocken ist eine Art der Laune, welche nur uneigentlich Laune heißen kann, denn man trifft sie entweder bey Leuten, welche gar keine Launen haben, oder nichts, wenigstens nicht viel davon wissen, an. Zu der ersten Classe gehören alle phlegmatische unempfindliche Seelen; und dergleichen ist ein gewisser Mann, den man nur den trocknen Stentor nennt. Er ist an seinem Hochzeittage nicht verliebter in seine Frau, und nicht zufriedener gewesen, als er es noch heute nach 20 glücklich mit ihr vollendeten Jahren ist. In dieser ganzen langen Zeit hat er nur einen Verdruß gehabt; wenigstens ist nie aus seinem Munde eine andere Klage gehört worden, als die, daß er an seinem Hochzeittage zu viel Salat gegessen, und eine

Kolik

Kolik davon bekommen. Er sitzt noch mit eben der vergnügten Miene, als sonst, in seinem Bräutigams-Schlaf-Rocke, in dem Großvaterstuhle, welchen ihm seine Frau zugebracht, und um dessen willen er sie vorzüglich mit liebt; so bequem soll es sich darin sitzen! — Sehr trocken habe ichs auch auf dem Lande, in den Hütten sehr vieler Feld-Arbeiter gefunden. Sie leben heute, wie sie gestern gelebt haben, lernen kaum in ihrem ganzen Leben drey neue Begierden kennen; sind mit ihrer Ehe zufrieden, weil ihre Frau die Wirthschaft eben so gut versieht, als eine andere thun würde, unterhalten sich einander wie alte ehrliche Deutsche, sehr trocken, aber doch so, daß sie damit vergnügt sind.

Bey Erklärung des Launen-Thermometers will ich von oben herunter gehen, und nicht, wie vorher, von unten herauf, denn es scheint mir der Natur der Sache angemessener zu seyn; und dies hätte vielleicht auch schon bey dem Barometer der Launen Statt gefunden.

Große Hitze findet man bey Verliebten oft, bey Freunden zuweilen, und bey Verwandten selten. Alle Romanen-Helden und Heldinnen gehören unter den Grad der großen Hitze, so, wie billig fast alle Theater-Prinzessinnen unter den Grad der großen Kälte zu stehen kommen. Doch, da die erstern gewöhnlich nur im Gehirn der Romanenschreiber existiren, und die andern unter den fünften Grad gehören, so will ich nur gleich die übrigen unter diese Classe bringen. Große Hitze ist bey einem Studenten, der auf Universitäten bloß nach seinem Gutbefinden, Heyrathstractaten schließt; bey einem Manne von Stande, der eine Nähterinn zur Frau nimmt, weil sie ihn mit ihrem Lächeln bezaubert hat; bey einem Manne, der für tausend Thaler Titel, und für keinen Groschen Vermögen besitzt, und seines Gleichen, das ist, ein Mädchen mit eben so wenig Geld, und eben so viel Thorheit, heyrathet, bloß weil sie sieben Opern-Arien ganz vortrefflich singt. Große Hitze findet sich auch wohl bey Verliebten, welche tausend Schwierigkeiten finden, ihre Wünsche gekrönt zu sehen, oder bey Personen, welche sich aus ein oder dem andern Grunde nicht lieben sollten. Es kann außer diesen Fällen noch hundert andere geben, denn es mag leicht seyn, daß die Theorie davon eben so ausgebreitet ist, als die von den Winden, und wir müssen erwar-

ten,

ten, ob die Franzosen nicht bald ein Dictionaire darüber heraus geben werden, da weder Lais noch Ninon von l'Enclos (*) ein System davon zu schreiben für gut befunden, welches beyde doch am füglichsten gekonnt hätten; sie sind aber zu entschuldigen, weil große Practici gewöhnlich keine Zeit zum Bücherschreiben übrig haben.

Große Hitze bey Freunden zu erklären, würde ich meine Zuflucht zur heiligen und Profan-Geschichte nehmen, und einen David und Jonathan, einen Nysus und Eurialus, Damon und Pythias, oder Orest und Pylades, anführen müssen, wenn ich keinen E . . r zum Freunde hätte. Wenn man, wie er, seine geliebten Verwandte zu verlassen, um des Freundes Willen 70 Meilen zu reisen, sein Amt und die Hälfte seiner Einkünfte zu vergessen, und nach einer Abwesenheit von 6 Jahren, noch jedes Land, jeden Ort, welchen der Freund wählt, um seinet willen mit zu wählen im Stande ist, so heiß ich das große Hitze bey Freunden. O ihr wenigen Edlen! deren redliches Herz einen solchen Freund verdient, und ihn auch zu erhalten das Glück gehabt hat, zürnet nicht, wenn ich sage, daß ich die Beyspiele in der alten Geschichte würde aufsuchen müssen. Unsere Anzahl ist so klein, daß sich zwey Paar solcher Freunde nur selten kennen lernen; und ich habe auch nur einen, mit der größten Mühe zum Freunde gefunden, der Jonathans Beständigkeit und Nysus Treue besitzt. Daß ich seiner hier gedachte, gieng auf eben die Art an, als Wieland des Arztes (**) im neuen Amadis gedacht hat.

Große Hitze bey Anverwandten mag vielleicht hier und da in Familien zu finden seyn, doch könnte auch in den mehresten dieser Grad füglich wegbleiben, diejenigen ausgenommen, worin eine Mutter ist, welche ihr Kind so heftig liebt, als Philinde. Sie hat eine Tochter von ohngefähr 15 Jahren, welche statt ihrer Mutter das Haus regiert. Wenn sie um Kleinigkeiten willen, den Mädchen Ohrfeigen giebt; wenn sie vorschreibt, wer zu Gaste gebe-

(*) Es findet sich zwar in den Schriften der Ninon hin und wieder viel Theorie von der Liebe, aber nicht so viel, als man hätte erwarten können.

(**) 1 Band, S. 193, und in der Anmerkung.

gebeten werden soll; wenn sie durchaus zum Ball gehen will, sollte auch Vater und Mutter krank seyn; wenn sie murrt, daß ihr Vater einmahl des Abends um 11 Uhr zu Hause kommt; wenn sie trotzt, weil sie eine neue goldene Uhr haben will; wenn sie die Mutter anfährt, weil sie mit ihr, zu ihrem alten Oheim zu gehen, zweymahl gebeten wird; kurz, in allen Fällen, da Demoiselle in einer andern Familie fühlbare Verweise erhalten würde, statt daß ihre Mutter sie mit tausend Schmeicheleyen zu besänftigen sucht, zeigt die leztere eine große Hitze unter Anverwandten. Ob für Philinden ein ziemlicher Grad von Kälte nicht besser, und auch für ihre Tochter nützlicher wäre, das will ich hier nicht untersuchen. Lieber will ich sagen, wie es Philindens Bruder mit seinem Sohne machte, gegen welchen er auch einen Grad von großer Hitze, allein auf eine andere Art, äusserte. Als sein Wilhelm gebohren war, bat er seine Frau, welche, um der Schande vor ihren Verwandtinnen zu entgehen, keine Lust dazu hatte, dennoch so lange, bis sie sich entschloß, selbst die Stelle einer Amme bey ihm zu vertreten, und ihn die drey ersten Jahre zu erziehen. Hernach nahm ihn Philint selbst unter seine Aufsicht, schämte sich nicht, wieder ein Kind zu werden, und seinem Sohne die ersten Begriffe spielend beyzubringen. Wilhelm wuchs heran, und Philint wurde sein Lehrmeister. Die Stunden, welche er sonst in Spielgesellschaften und im Tobaks-Collegio zugebracht hatte, wandte er izt zum Unterricht seines Sohnes an. Das Geld, was er ehemahls zu Karten und Kränzchen ausgegeben, wurde nun zu Büchern, Instrumenten und Vergnügungen seines Wilhelms bestimmt, der den vortrefflichsten Fortgang in seinem Studieren machte, so daß er im 17ten Jahre mit Vortheil auf die Akademie gehen konnte. Philint hatte nicht so viel Mittel, daß er seinem Sohne ein solches Jahrgeld hätte aussetzen können, welches erfordert wurde, wenn Wilhelm das lernen sollte, was der Vater wünschte. Philint bedachte sich aber nicht lange, schaffte sein Reitpferd ab, aß alle Mittage ein Gericht weniger, und trank izt nur Franzwein, wobey er sich eben so vergnügt befand. Nach einem Jahre besuchte ihn sein Sohn. Der Vater fand, daß er in Wissenschaften sehr, aber, wie gewöhnlich, im Betragen eben nicht viel zugenommen hatte. Philint schätzte indessen das leztere

eben

eben so hoch, weil er wußte, wie viel darauf in der Welt ankommt. Um diesem Mangel abzuhelfen, dankte er auch seinen Schreiber ab, und wendete dieses Geld dazu an, Wilhelmen bey einer angesehenen Familie auf der Akademie ins Haus und in die Kost zu geben, damit er Gelegenheit hätte, seine Manieren zu bilden. Wilhelm kam als ein artiger Mann zurück, und der Vater bewarb sich für ihn um eine Stelle, wozu sein Sohn, wenn er gleich jung war, dennoch Geschicklichkeit hatte. Aber so wenig der Vater als der Sohn, wollten um den Preis einer niederträchtigen Schmeicheley, eines Geschenks, oder sonst so etwas von dem, was Krüger in seinen Candidaten anzeigt, ein Amt erschleichen. Philint entschloß sich kurz, dankte ab, und überließ seine Stelle dem Sohne. Noch mehr, er entzog sich 10 Jahr früher, als es tausend andere würden gethan haben, dem Geräusche der Welt, damit nur Wilhelm seinem jezigen Stande gemäß leben konnte. Ich glaube, wir sind alle einig, daß hier der Launen-Thermometer beständig auf große Hitze mit Recht hätte gestellet werden können. Zwar sagte mir ein verehrungswürdiger Mann, dem ich dieses Beyspiel einmahl erzählt habe, Philintens Betragen verdiene so großen Ruhm nicht, als ich ihm gäbe, weil es theils einem wahrhaftig tugendhaften Herzen nicht sauer würde so zu handeln, theils weil eine jede solche That, durch die Wollust, welche daraus in der Seele entstände, zehnfach bezahlt würde. Doch das alles gehört nicht eigentlich hierher. Ich begreife izt aber selbst wohl, daß dies eine so große Handlung nicht sey, weil ich in den alten Geschichtschreibern verschiedene Beyspiele gefunden, daß große Hitze unter Anverwandten, zuweilen in einem noch höhern Grade Statt gefunden habe. Man erlaube mir, daß ich einige von diesen anführen darf, damit man dann unser christliches Jahrhundert mit jenen heidnischen Zeiten vergleichen kann, indem ich nicht zweifle, ein jeder Leser wird hundert Exempel für eins, einem jeden von diesen entgegen stellen können, wenn ich gleich gern gestehen will, daß mir aus der neuern Geschichte nicht gleich so gute Exempel beyfallen wollen. Ich mache den Anfang mit einigen Beyspielen von großer Hitze der Aeltern für ihre Kinder, denn davon redeten wir vorhin. Cambalus, sagt die Geschichte, wurde auf der Jagd von Räubern ver-

folgt, und suchte zu Fuße nach der Stadt zu entrinnen. Sein Vater kam zu Pferde dazu, stieg ab, und bat den Sohn, sich darauf zu retten. Der Sohn schlug es aus, und bat den Vater. Keiner von beyden wollte sich dieser Gelegenheit bedienen, beyde stritten weinend darum, bis die Räuber dazu kamen, und sie beyde durchstießen. — So soll Zaleucus, welcher bey den Locrensern das Gesetz gegeben hatte, daß ein Ehebrecher beyde Augen verlieren sollte, sich für seinen Sohn, welcher sich des Ehebruches schuldig gemacht hatte, ein Auge habe ausstechen lassen, um jenem das andere zu erhalten. — Ja, ein zärtlicher Vater, Nahmens Diagoras, soll sogar vor Freuden in den Armen seiner drey Söhne, welche in den olympischen Spielen an Einem Tage waren gekrönt worden, den Geist aufgegeben haben. — So wie jene Römerinn, bey dem Anblicke ihres Sohnes, welchen sie, als in der Schlacht umgekommen, betrauret hatte, plötzlich starb. — Es wäre unbillig, wenn ich nicht gleich auch einige Beyspiele anführte, daß Kinder für ihre Aeltern, oft eben den Grad von Hitze gezeigt; und die Wahl kann mir hier nicht schwer fallen, da wir in der alten Geschichte auch hiervon mehrere Beyspiele finden, und vielleicht haben sich in den neuern Zeiten noch einmahl so viel zugetragen; das wollen wir wenigstens zur Ehre unsrer jezigen Sitten glauben. Der fromme Aeneas, sollte er gleich, wie einige Kunstrichter behaupten, kein so großer Held gewesen seyn, war doch wenigstens, was nicht viel weniger werth seyn kann, ein zärtlicher Sohn; er ließ alle seine Schätze zurück, um seinen Vater aus dem Brande von Troja auf seinen Schultern heraus zu tragen. — Daß Alexander seinen Vater Philipp, in einem Aufruhre der macedonischen Soldaten, mit seinem Schilde bedeckte, und diejenigen mit eigener Hand tödtete, welche auf jenen eindrangen, macht ihm eben so viel Ehre, als ihm die Ermordung des Callisthenes und des Clitus Schande macht. — Titus Manlius, der vom Lande gleich nach Rom in das Haus des Prätors Pomponius flohe, welcher seinen Vater vor Gericht ziehen wollte, den Degen zog, und schwur, daß er ihn auf der Stelle ermorden würde, wenn Pomponius ihm nicht gleich einen Eid ablegte, daß er seinen Vater lossprechen wolle, erwarb sich die Bewunderung der Römer. — Coriolan, der

mit

mit einer feindlichen Armee vor den Thoren Roms stand, um sich an seiner Vaterstadt für die erlittene Verbannung zu rächen, wurde dennoch, so unbeweglich er auch war, durch die Bitten, Vorstellungen und Thränen seiner Mutter und Gemahlinn bewegt, eine Eroberung aufzugeben, welche ihm nicht einmahl den Ruhm hätte gewähren können, den ihm dieser Sieg über sich selbst, und dieser Grad von Hitze für seine Anverwandten, in der Geschichte gegeben hat, worin diese That ihn allein unsterblich machen wird, so wie Ciro Ferry sich durch die Vorstellung derselben einen immerwährenden Nahmen erworben hat (*). Man erzählt uns, daß eine Tochter ihre Mutter, welche im Gefängnisse saß, und sich todt hungern sollte, durch ihre Brüste ernährt, und eine andere ihrem alten Vater auf gleiche Weise das Leben erhalten habe (**). Giebt es einen höhern Grad von kindlicher Liebe? — Da ich einmahl, wider meinen Vorsatz, so weit ins Erzählen gekommen bin, so muß ich noch ein Paar Exempel von großer Hitze unter Geschwistern hinzufügen. Scipio Aemilian, ein edelgesinnter Römer, beerbte seinen Vater, und hätte diese große Verlassenschaft mit seinem Bruder Fabius theilen sollen. Um diesen aber, welcher nicht so reich war, als er, in gleiche Vermögens-Umstände mit sich zu setzen, überließ er ihm die ganze Erbschaft. Er that noch mehr; denn als Fabius bey dem Begräbnisse seines Vaters Fechterspiele geben wollte, und diesen Aufwand nicht füglich bestreiten konnte, gab Aemilian die Hälfte der Unkosten dazu her. Eben so uneigennützig betrug er sich bey dem Tode seiner Mutter, deren ganze Verlassenschaft er seinen Schwestern gab, wenn sie gleich, nach den Gesetzen, an nichts einen Anspruch machen konnten. — Ein anderer Römer, Proculejus, that ein Gleiches; bey seines Vaters Tode theilte er sich mit beyden Brüdern in die Erbschaft; da diese aber im Kriege alles verloren, theilte er mit ihnen nochmahls sein ganzes

(*) Dieses vortreffliche Gemählde steht unter No. 75 der Bilder-Gallerie in Sanssouci.

(**) Wer Gelegenheit hat, die Gallerie in Salzdalum zu sehen, wird nicht vergessen, ein sehr schönes Stück, welches diese Geschichte vorstellt, vorzüglich mit zu betrachten.

zes Vermögen (*). — Wie gütlich vertrugen sich nicht die Prinzen des Königs Darius nach dessen Tode, indem sie ihrem Oheim überließen, wem von ihnen er das Königreich übertragen wollte. Xerxes wurde zum Könige bestimmt, und erhob sich deshalb so wenig, als Artamenes, sein Bruder, sich darüber betrübte. — Intaphernis, die Gemahlinn eines Höflings des Königs Darius, deren Mann und ganze Familie im Gefängniß saß, flehete so lange, bis der Regent ihr versprach, daß der in Freyheit gesetzt werden sollte, welchen sie sich erwählen würde. Sie wählte nach langer Unschlüßigkeit ihren Bruder, weil sie, wie sie sagte, wohl einen andern Mann und andere Kinder, aber keinen Bruder wieder bekommen könnte, weil ihre Aeltern todt wären. — Cato liebte seinen Bruder Cäpio so zärtlich, daß er schon 20 Jahr alt war, und noch nie ohne ihn gespeiset, niemahls ohne ihn auf einen öffentlichen Platz oder über Feld gegangen war. Als man ihn einigemahl fragte, wen er am meisten liebte, gab er allemahl zur Antwort: meinen Bruder. Er bewies diese Liebe aber auch. Sein Bruder lag in einer Stadt in Thracien krank. Cato erfuhr es zu Thessalonich, und wenn gleich heftiger Sturm eben war, und ihm ein großes Schiff zur Reise fehlte, so setzte er sich doch, nur von fünf Personen begleitet, in ein kleines Both, und fuhr aus dem Hafen. Bey seiner Ankunft fand er seinen Bruder schon todt. Cato, der eine sonst nicht zu erschütternde Standhaftigkeit besaß, überließ sich dennoch hier allen Ausbrüchen einer heftigen Traurigkeit. Seine Freunde baten ihn, daß er die Asche seines Bruders in ein anderes Schiff möchte bringen lassen; „nein," sagte er: „eher wollte ich das Leben, als diese, verlassen."

Ich steige, nach dieser Ausschweifung zum zweyten Grade des Launen-Thermometers herunter. Sehr warm ist bey Verliebten, Freunden und Anverwandten, schon etwas gewöhnlicher. Ein Bräutigam liebt fast allemahl sehr warm. Diese Wärme kann aber verschiedene Gründe haben. Altin war versprochen, und er lief seinem zukünftigen

(*) Horaz sagt daher von ihm, im 2ten Buch, 2te Ode, 5 V.

Vivet extento Proculejus aevo
Notus in fratres animi paterni.

igen Schwiegervater fast das Haus ein, daß der Hochzeit-Tag angesetzt werden möchte. Seine Braut hielt es für große Hitze, ihre Mutter glaubte, seine Liebe sey sehr warm; aber die eine hatte gänzlich, und die andere zum Theil Unrecht. Der Vater, welcher am Tage der Hochzeit 4000 Thaler auszahlen sollte, hätte es am ersten erklären können, aber auf die Gedanken fiel auch er nicht, daß Altin sich alle Stunde Wechsel-Arrest vermuthete. Aus diesem Grunde sollte freylich eine solche Liebe nicht eigentlich unter diesem Grade stehen. Allein, wenn man eine so genaue Prüfung in jedem Falle anstellen wollte, was für Gründe zu dem schönen Wetter, zu der großen Hitze und Wärme Gelegenheit gegeben, und dann nur die guten und edlen annehmen, so würde in vielen Häusern oft in einem ganzen Menschenalter kein schöner Tag seyn, in mancher großen Stadt ein sehr hitziger Liebhaber umsonst gesucht werden, und vielleicht gäbe es selbst nur wenige, deren Liebe sehr warm wäre. Dieses habe ich voraus gesehen, und daher gezeigt, daß auch in Orgons Hause zuweilen schön Wetter sey, und daß Philinde große Hitze für ihr Kind besitze. Mein Instrument würde sonst fast ganz und gar unnütz seyn, wenn ich den Gebrauch nicht so weit ausgedehnt hätte. — Sehr warm ist die Liebe der mehresten jungen Herren, die in den Jahren, wenn sie von Akademien gekommen sind, und sich zu einem Amte zubereiten, ein Frauenzimmer erwählen, dem sie auf allen Bällen und Spaziergängen eine ewige Liebe zuschwören, und Geschenke machen. Sie reimen Verse auf sie, oder lassen sie reimen, bringen Serenaten, wenn der Schnee auch Ellen hoch vor ihrer Thür liegt, und bezahlen ein Quartier gern noch einmahl so theuer, wenn es nur dem ihrigen gegenüber ist. Briefe werden gewechselt und Rendezvous bestimmt; denn die Geliebte läßt sich durch seine Schmeicheleyen gern verführen, weil es doch nicht lange dauern wird, daß der junge Herr in Bedienung tritt, und sie heyrathet. Es wird eine Stelle leer, er bewirbt sich darum, und von Stund an, verwandelt sich seine Neigung aus sehr warm in sehr kalt; hierbey bleibt es auch, weil er wirklich die Stelle erhält. Bey ihr geht eine noch größere Metamorphose vor, denn ihre Neigung steigt nun entweder auf große Hitze, oder sinkt auf große Kälte herunter. Das leztere scheint noch das

beste zu seyn, doch kann ich nichts entscheiden, weil es ein Satz ist, der auf geheimen Frauenzimmer-Erfahrungen beruhet.

Sehr warm sind auch viele Freunde. Wählt Aristen zum Freunde, ich will euch sagen, wie weit ihr euch auf ihn verlassen könnet. Seyd ihr in Gesellschaft mit ihm, so wird er sich zu euch setzen, und durch seine Gefälligkeiten denen übrigen merken lassen, daß er euch hochschätze. Wenn ihr nur den Ton angegeben habt, so stimmt er gleich auch darin an, die Vorzeichnung mag seyn, welche sie will. Er wird mit euch traurig, munter, aufgeweckt, kurz alles seyn, was ihr seyd. Es gefällt euch nicht mehr, und er reicht euch schon Hut und Stock. Ihr wollt noch einen Spaziergang machen, er ist müde von der Reise, aber er geht doch mit. Euch wird übel, er bringt euch auf ein Gartenhaus, läuft in die Stadt, sucht einen Arzt auf, und bestellt den Wagen. Ihr fahret nach Hause, und er hat schon Thee machen lassen. Ihr legt euch hin, er lieset euch noch im Schlaf, und bleibt bey euch die Nacht über, in einem Stuhle sitzen. Ihr erwacht, und gleich ist auch er munter. Ihr wollt einen Verwandten aus dem nächsten Orte sprechen, und einen Boten zu ihm schicken; Arist läuft, läßt sein Pferd satteln, und ist weg, ehe der Bote noch kommt. Kann man gefälliger seyn, als Arist? wohl schwerlich; und so würde er sich vielleicht auch noch betragen, wenn auch gleich eure Umstände sich so verschlimmern sollten, daß er nicht den geringsten Vortheil von euch zu gewarten hätte. Das ist es aber auch alles. Er weis es, daß er durch seine Dienstfertigkeit gefällt und deshalb gelobt wird; daher hat er auch so viele Freunde, daß er bald hier bald da ist. Gefällig zu seyn, ist ihm eben so zur Gewohnheit geworden, als daß er schwatzhaft ist. Vertrauet ihm keine Geheimnisse, denn er hat der Familien so viele, welche er für seine vertraute Freunde hält, daß er unvorsichtig genug ist, allen diesen wieder zu erzählen, was ihr ihm zu verschweigen gegeben habt. Sein gutes Herz betriegt ihn. Wenn ihr seiner überdrüßig seyd, weil er eure Reden ausplaudert, so will ich euch sagen, wie ihr euch von ihm losmachen könnet. Laßt euch nicht von ihm mit Familienbegebenheiten, und mit Gefälligkeiten, welche er diesem und jenem erzeiget hat, unterhalten; gebt ihm auch selbst nichts mehr zu thun,

so

so werdet ihr ihn nie wieder sehen, ihr möget auch sonst noch freundschaftlicher mit ihm umgehen, als vorher. Dienste zu thun, oder wenigstens von gethanen zu sprechen, das ist sein Element; und es ist nicht schwer einzusehen, daß er folglich zum Busenfreunde gänzlich verdorben ist, denn er dient nur um sein selbst willen, und er ist nur ein sehr warmer Freund, wenn er Gelegenheit vor sich sieht, seinem natürlichen Hange, Dienste zu erzeigen, nachzufolgen. Aus ähnlichen Gründen lassen auch tausend andere Freunde eine warme Liebe von sich blicken. Ob solche Liebe aber diesen Grad von Wärme immer behalten werde? deshalb würde ich das amicus certus in re incerta cernitur, nicht abwarten, sondern meinen Freund auf unschuldige Proben stellen, weil ich sonst noch immer in einigem Mißtrauen mit ihm leben würde. Für die Thoren muß ich auch noch die Schmarotzer, und für die aufgeblasenen Dummköpfe die Schmeichler unter diesen Grad von Wärme bringen, denn man muß es wirklich in dem Studio der Vernunft nicht weit gebracht haben, wenn man diese beyde Arten von Insecten für gute Freunde ansieht.

Unter Anverwandten trifft man auch wohl noch hin und wieder ein sehr warmes Herz an. Bey tugendhaften Aeltern und ihren Kindern, welche von Jugend auf nach deren Vorbilde sind erzogen worden, ist es eine natürliche Folge ihrer Denkungs-Art. Allein sich zu dem Grade von großer Hitze, wovon wir vorhin Beyspiele gesehen, anzufeuern, das ist auch nicht jedem tugendhaften Herzen gegeben, sondern es gehört dazu schon Größe der Seele. Sehr warm bleiben Schwestern gewöhnlich gegen einander, nur bis zum 16ten oder 17ten Jahre. Dann wird diese Liebe erst warm, hernach lau, endlich wohl gar kalt. Dieses kann verschiedene Gründe haben. Zuweilen sind die Aeltern selbst Schuld daran, wenn sie nähmlich eine Tochter der andern vorziehen. In jüngern Jahren empfindet es die andere so sehr nicht, die gewöhnliche Leichtsinnigkeit der Jugend giebt eben nicht darauf Acht; lasset sie aber heran wachsen, dann wird ein jedes Band, welches ihre Schwester mehr erhält, ihre Neigung gegen sie immer einen Grad kaltsinniger machen. Allein, was geht es sie an, ob sich ihre Kinder hernach vertragen? genug, sie haben sie groß gezogen. Und warum ziehen die mehresten Mütter eine Tochter der andern vor? weil diese

hübscher ist, als jene, weil diese ihr ähnlich sieht, die andere nicht; weil diese spaßhafter ist, als die zweyte, und hundert solcher Gründe mehr. Mancher vernünftige Mann glaubt zwar nicht verbunden zu seyn, eine solche Ursache als hinlänglich anzunehmen; aber ich weis nicht, ob es ihm erlaubt ist, eine andere dafür an die Stelle zu setzen, und z. B. zu glauben, sie liebe diese Tochter darum mehr, als jene, weil nicht der Mann, sondern ein Liebhaber, Vater dazu sey. — Noch ein Grund, warum Schwestern in diesen Jahren in der Liebe gegen einander nachlassen, liegt in der weiblichen Eitelkeit. Wenn die eine auf einem Ball etliche Mahl mehr aufgefordert wird, ein Paar Schmeicheleyen mehr erhält, sich besser zu putzen weis, so sind das alles für die andere schon große Bewegungsgründe, Empfindlichkeit gegen jene zu äussern. Erhält die eine gar einen Liebhaber, und die andere nicht, so ist der völlige Bruch fast nicht zu vermeiden. Wird eine Heyrath daraus, so werden beyde Schwestern gewöhnlich wieder die besten Freundinnen. Ein wirklich besonderer Umstand, den ich mir aber nicht zu erklären getraue; eben so wenig, wie es zugeht, daß Sylvia nicht die geringste Miene des Mißvergnügens macht, wenn ich sage, daß ich ihrer Schwester vortreffliches Herz bewundere, ihre freymüthige Sittsamkeit liebe, und von ihrem Verstande entzückt bin. Wenn ich aber sage, daß man kein blühenderes Gesicht, keine weißere Hand — so wartet sie nicht so lange, bis ich ausgeredet habe, sondern sie läuft weg, um mir entweder die Röthe ihres Gesichts, oder ihren Verdruß zu verbergen. Bey Brüdern dauert die sehr warme Liebe etwas länger, denn sie behalten bis in ihr 20stes Jahr einerley Interesse, oder eigentlich, sie haben bis dahin gar keines. Aber so bald der eine in ein Amt tritt, oder heyrathet, so bald läßt die Wärme nach. Neue Verbindungen, oder ungleiche Beschäftigungen trennen das enge Band, und wem fallen nicht hundert Beyspiele von Brüdern bey, welche nach dieser Zeit mit einander wie weitläuftige Bekannte leben? Dieses läßt sich leicht erklären, weil jeder von ihnen izt sein besonderes Interesse verfolgt; aber wie geht es zu, daß die Brüder sich hernach mehr aus ihren Schwestern machen, als aus sich unter einander? vielleicht weil jene aufgehört haben, einem eigenen Interesse nachzuhangen. Unter Verwandten giebt es noch einen

nen Fall, worin eine sehr warme Liebe gezeigt wird, und dieser ist eben so ungewöhnlich nicht. Amint hat ihn erfahren. Sein kleines Vermögen hatte er auf Schulen und Universitäten verzehrt, aber jedermann gestand, daß er es nicht besser hätte anwenden können, so viel Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit hatte er sich erworben. Seine Verwandten selbst sahen das sehr wohl ein, aber niemand wollte etwas mit ihm zu thun haben. Amint verließ sie, denn er war zu stolz, durch Niederträchtigkeit ihren Beyfall zu erzwingen. Er wurde Secretair bey einem Edelmann, der zum Glück selbst Einsicht genug hatte, Amintens Talente zu bemerken, und edel genug dachte, sie an ihre rechte Stellung zu bringen; denn durch seine Empfehlung wurde Amint erst Secretair, und bald darauf Mitglied eines Landes-Collegii. Wie viel Glückwünschungsschreiben empfing er nicht von seinen Verwandten, und wie sorgfältig breiteten sie nicht diese Erhebung in seiner Vaterstadt aus! Amint antwortete denen gar nicht, welche ihn ehemahls nicht hatten kennen wollen, als er ein geringer, aber eben so verdienstvoller Mann war. Mit der größten Verbindlichkeit hingegen dankte er denen, von welchen er glaubte, daß sie ihn auch sonst nicht verachtet hätten. Das Glück fügte es, daß Amint in eine noch höhere Würde in seiner Vaterstadt versetzt wurde. Nun hätte man das Laufen der Oheime, Vettern und Schwäger sehen sollen, welche alle von dem Stolze beflügelt wurden, einen der vornehmsten Männer in der Stadt mit vertraulicher Miene, Herr Vetter, zu nennen; diese Mühe hätten sie aber ersparen können, denn Amint sprach keinen von ihnen. Wären sie klug gewesen, so hätten sie es dabey bewenden lassen, so aber stellte dieser heute, jener morgen, eine Gasterey dem Amint zu Ehren an, welcher jedoch auf keiner erschien. Nun hatten sie sich noch dazu lächerlich gemacht. Die große Wärme veränderte sich daher bey allen Verwandten schnell in Kälte, und sie, und ein großer Theil der Stadt, gossen bittern Tadel über Amintens Stolz aus. Er ertrug es, und zeigte durch Gefälligkeit und freundschaftliches Wesen gegen Leute, welche weniger waren, als seine Verwandte, daß er sich nicht ihres Ranges und der Verwandtschaft mit ihnen, sondern ihrer niederträchtigen Denkungsart schämte, welche er zugleich mit bestrafte. Vielleicht ist dieses

ses oft der Fall, wenn jemand aus einer Familie auf solche Art schnell empor steigt, und hernach von seinen Verwandten und der Welt, des Stolzes beschuldigt wird. Die große Wärme findet sich auch plötzlich bey Verwandten ein, wenn jemand eine reiche Erbschaft gethan, sehr vortheilhaft geheyrathet hat, u. d. gl. Diese Fälle sind aber zu gewöhnlich, als daß ich mich dabey aufhalten sollte.

Wenn eine Liebe nur warm ist, so darf man sich freylich keine Hoffnung machen, daß man so starke Ausbrüche, als bey den beyden vorigen Graden sehen wird. Der Student, der bey großer Hitze auf Universitäten heyrathete, würde bey bloßer Wärme seine Geliebte gesehen, ein Paar Tage von ihr gesprochen, und sich nachher wieder beruhiget haben, wenigstens mit ihrem Umgange zufrieden gewesen seyn. Der Mann von Stande, würde bey bloßer Wärme zuweilen Gelegenheit gesucht haben, seine artige Nähterinn zu sehen, und sich an ihrem Lächeln zu vergnügen, die er bey großer Hitze zur Frau nahm; und so würde der Mann mit vielen Titeln schon vergnügt gewesen seyn, die Opern-Arien seines Mädchens trillern zu hören, welche ihn izt als seine gnädige Frau mit einer guten Baß-Stimme einen Betrieger nennt, wenn nichts zu essen im Hause ist. Große Hitze und sehr warm mag überhaupt in der Liebe recht sehr gut seyn, so lange als beydes dauert. Das ist aber nur schlimm, daß dieser Zeitpunct nicht lang ist. Die Ehen, welche unter dem ersten Grade geschlossen werden, sollen, glaubwürdigen Männern zufolge, fast allemahl eine große Kälte nach sich ziehen, und die andern sehr kalt werden. Nicht so soll es mit der bloß warmen Liebe seyn. Einen von den fünf Graden der Wärme behält sie fast allemahl, auch in der Ehe.

Warm in der Freundschaft seyn, ist nicht so verdienstlich, als einen der beyden vorigen Grade darin haben. Hier ist es möglich, denn die Erfahrung überführt mich davon, daß eine beständige große Hitze oder Wärme Statt finden kann. Wenn bey der Freundschaft bloß die Eigenschaften der Seele, bey der Liebe hingegen, außer diesen, noch die Eigenschaften des Körpers den Grund legen, so lässet sich hieraus schon erklären, warum jene länger bey einerley Grade von Wärme bleiben kann, als diese.

Der

Der Genuß in der Freundschaft erwärmt, und in der Liebe erkältet er. Ein Freund, der ein warmes Herz hat, ist immer noch eine sehr schätzbare Sache. Allein, können kleine Verdrießlichkeiten, welche sich oft auch in der Freundschaft unglücklich genug vereinigen, nicht eine Lauigkeit verursachen? Bey dem Freunde von großer Hitze, oder auch nur großer Wärme, ist mir dafür nicht bange.

Die warme Liebe unter Anverwandten, wollte ich lieber die natürliche Wärme nennen; denn nur bösartige Seelen sind im Stande, sie zu unterdrücken, und sie ganz und gar zu erlöschen, ist fast unmöglich. Anverwandte sollten billig ihre Neigung unter einander zu einem der vorigen Grade treiben, heutiges Tages sind wir aber zufrieden, wenn sie nur die natürliche Wärme behalten. Sie besteht bloß darin, daß Anverwandte sich mehr besuchen, oder beschmausen, etwas vertrauter mit einander umgehen, sich kleine Gefälligkeiten erzeigen, und für die Ehre ihrer ganzen Familie einige Sorge tragen. Einen Anverwandten im Nothfall mit seinem Vermögen und Ansehen zu unterstützen, sich seiner nicht zu schämen, wenn das Glück ihn mit uns in eine ungleiche Stelle gesetzt hat, dieses würde vor hundert Jahren alles noch zu der natürlichen Wärme gerechnet worden seyn; weil seitdem aber alles gestiegen ist, so ist auch dieses fünf Grad herauf gerückt, und wir haben es vorhin an seinem jezigen Orte erklärt.

Eine Liebe oder Freundschaft, welche kalt ist, sollte sich nicht gedenken lassen; allein, seitdem Liebe und Freundschaft unter den Menschen so sehr selten geworden ist, hat man sich genöthigt gesehen, verschiedenes Liebe zu nennen, was sonst Zwang, Gleichgültigkeit, verborgener Haß und desgleichen hieß, Freundschaft aber heißt izt vieles, welches sonst nothwendiger Umgang, ohngefähre Bekanntschaft, verstellte Freundlichkeit, u. s. w. genannt wurde. Durch diese Vertauschung der Nahmen, haben wir wieder eben so viel Liebe und Freundschaft erhalten, als nur jemahls vorher in der Welt gewesen seyn mag. Weil ich nun kein Recht habe, einer Sache einen andern Nahmen zu geben, als ihr die ganze Welt giebt, so bin ich der jezigen Benennung gefolgt, und habe unter jedem Grade einige Fälle angeführt, welche jemand sonst just unter dem entgegengesetzten Grade suchen möchte.

Wenn

Wenn ich nur auf einen einzigen Leser Rechnung machen könnte, dem keine Beyspiele von Anverwandten bekannt wären, welche kalt gegen einander sind, so würde ich auch dieses noch erklären. Fällt aber jemanden ein Schwager ein, der ihn einmahl aus der Noth hätte reissen können, wenn er ihm 100 Thaler hätte leihen wollen; besinnt sich ein anderer auf einen Oheim, der ihn durch seine Empfehlung zu einer Bedienung hätte verhelfen können, wenn er nicht zu bequem dazu gewesen wäre; denkt ein dritter an eine Schwester, die stolz vorüber fährt, weil ihr Bruder zu Fuße geht, so sagt ein jeder von diesen: wie kalt!

Die beyden lezten Grade, sehr kalt und große Kälte, lassen sich hiernach schon bestimmen. Von jedem will ich ein Beyspiel geben. Sulpitia ergreift jede Gelegenheit mit Vergnügen, ihren Bruder Philint lächerlich zu machen. Wenn auch, selbst in Gesellschaften, gar nicht an ihn gedacht wird, so leitet sie doch das Gespräch auf ihn, und sie will sich todt lachen, wenn sie einen neuen beißenden Ausdruck gefunden hat, ihren Bruder von einer possierlichen Seite zu zeigen. Ist er gegenwärtig, so zieht sie ihn auf; geht er weg, so ärgert sie sich, und verleumdet ihn. Und warum das alles? ach! Philint will sich nicht nach seiner Schwester Einfällen kleiden. Staleno und sein Schwager Kleant suchen sich einander in allen Gesellschaften auf; sie sind nicht eher vergnügt, als wenn einer den andern sieht. Es trete von beyden herein, wer wolle, so wird er allen Personen ein noch verbindlicheres Compliment machen, als sonst, seinen Schwager ausgenommen. Er würde keinen Wein getrunken haben, aber er lässet sich eine Bouteille Wein geben, damit er die Gesundheit eines jeden in der Gesellschaft trinken, seinen Schwager aber ausschließen kann. Man loset um die Plätze am Spiel-Tische, er drängt sich zu dem, wo sein Schwager mitspielen will, bloß um der Gesellschaft zu sagen, daß er nun keine Karte anrühren wolle. Auf diese Art erzeigen sie sich erst eine Zeitlang einander Höflichkeiten, und dann rüsten sie sich mit rother Nase auf einander loszugehen. Der Ausgang ist alsdann, wie gewöhnlich in allen Farcen von Hanswurst, der, daß sie bereit sind, das Gewicht ihrer Stöcke zu versuchen. Und warum denn? je! man denke nur, Staleno soll einmahl gesagt haben, Kleant

würde

würde bey seinem Aufwande das Vermögen der Frau bald durchbringen.

Ich habe nunmehr alle Grade meines Launen-Thermometers erklärt, und ich will nur noch ein Paar Worte von dem Gebrauch sagen, welchen man davon machen könnte. Nach meinem Vorschlage müßte man an der Röhre des Instruments einen Zeiger befestigen, welcher auf- und nieder geschoben werden könnte. Eine gewisse Person in jedem Hause, welche besonders darauf verpflichtet würde, müßte, wie der Küster die Kirchenuhr nach der Sonne, so auch diesen Launen-Messer jedesmahl nach der Laune des Herrn stellen. Wären in einer Familie aber mehr Personen von Erheblichkeit, d. h. deren Launen auf andere einen erheblichen Einfluß haben, so würde eine jede ihre besondere Scale haben müssen. Der Launen-Aufseher (so will ich die Person nennen, welche das Stellen des Launen-Messers besorgte), müßte bey jeder merklichen Veränderung der Launen, den Zeiger gewissenhaft weiter rücken. Das Instrument selbst könnte auf der Hausflur oder dem Vorsaale frey hängen, damit man sogleich wissen könnte, was für Wetter im Hause sey. Man bedenke nur den Nutzen, welcher im menschlichen Leben daraus entspringen würde. Wenn ich z. E. bey einem Minister meine Aufwartung machen, und ihn um seine Unterstützung in einer Angelegenheit bitten wollte, so würde ich erst zusehen lassen, auf welchen Grad der Launen-Messer des Herrn gestellt wäre. Erhielte ich die Antwort: schön Wetter, so würde ich geschwind hingehen; sagte man aber: auf Regen oder Wind, so müßte ich ein Thor seyn, wenn ich nicht zu Hause bliebe. Im leztern Fall erspartе ich dem Minister eine unangenehme Viertelstunde, mir aber noch mehr. Denn entweder hätte man mich nicht vorgelassen, dies würde mir schon etwas verdrießlich gewesen seyn, oder er hätte mich gesprochen, und mir kaltsinnig begegnet, das würde mir noch weniger gefallen haben. Ich gebe zwar zu, daß man auch ohne dieses Instrument wohl in einem Hause erfahren kann, bey was für Laune die Herrschaft sey; aber dieses ist umständlicher, ungewisser, und soll sogar, wie man sagt, Geld kosten. Lauter Empfehlungen für ein so bequemes Instrument, als mein Launen-Messer ist. Ein anderer

Ein-

Einwurf ist der, ob sich auch viele entschließen würden, ihre Launen auf diese Art einem jeden, der er zu wissen verlangte, bekannt zu machen? Und warum denn nicht? giebt sich denn wohl jemand viele Mühe, seine Launen zu verbergen? gewiß, die mehresten Menschen fangen es oft darauf an, sie im Gegentheil bekannt zu machen. Warum tobte denn sonst Xantippe zuweilen in ihrem Hause so fürchterlich, und schimpfte auf das Gesinde so laut, daß die Leute in andern Straßen aus den Fenstern zuhören? Warum träte Orgon selbst vor die Hausthür, um einem Bettler mit Fluchen und Schreyen zu beweisen, daß er nichts anders verdient habe, als zu verhungern? Warum rührte denn Philint kaum den Hut an, so oft ihn jemand auf der Straße grüßt; wenn er ihm nicht damit sagen wollte: weißt du nicht, daß ich vor acht Tagen Rath geworden bin? Warum bietet Argant auf dem Balle Philinden alle Augenblicke Chocolade und Punsch, warum fordert er sie immer auf? bloß um Cäcilien zu verstehen zu geben, daß sie sich nur auf seine Liebe keine Rechnung mehr machen soll. Kurz, fast alle Menschen handeln nach ihrer Laune, die wenigen ausgenommen, die besser zu seyn scheinen, als sie sind, und List genug besitzen, ihr Herz in einen siebenfachen Schleyer zu verhüllen, wenn ein forschender Blick es durchschauen will; diese Leute, welche uns küssen, wenn das Gift der Verleumdung unsers guten Nahmens noch auf ihrer Zunge sitzt; die uns mit einer Hand freundlich drücken, welche einen Augenblick vorher, erst eine Bestechung zu unserm Nachtheil in die Tasche gesteckt hat; welche uns in unsern Angelegenheiten, ein Vorschreiben an einen großen Mann versprechen, indem der Bediente just einen Brief an denselben zu unserer Verkleinerung auf die Post trägt; kurz, diese Teufel in Engels Gestalt werden dennoch einem Manne von Erfahrung eben so wenig entgehen, als eine Käsemilbe dem Auge eines Naturforschers. Ueberdem ist es ausgemacht, daß jedermann in seinem Hause fast alle Verstellung ablegt, so spricht wie er denkt, und so handelt wie er spricht. So wie man die eigentliche Schönheit, den Wuchs und die Manieren eines Frauenzimmers nicht sicherer beurtheilen kann, als wenn man sie von den Reizen des Putzes entblößt, und von allem Zwange der Gesellschaft frey, im Hause, in ihrem Nachtzeuge, zu bemerken Gelegenheit hat; eben so

kann

kann man sich zuverläßig auf die Laune eines Mannes in seinem Hause verlassen.

Es dauert mir fast, daß ich diese Erfindung nicht eher bekannt gemacht habe; vielleicht hätte ich mancher verdrießlichen Begebenheit überhoben seyn können. Wenn ich nur auf die lezten drey Tage zurück-gehe, so finde ich schon Stoff genug dazu. Ich komme unangemeldet zu Herrn Kleon, um eine gewisse Nachricht einzuziehen. Mit einer gezwungenen Freundlichkeit empfieng er mich, und Madam wußte vor Verwirrung kaum, ob sie mich bewillkommen sollte, oder nicht. Kurz, es war just Sturm gewesen, und man weis, daß dieser nicht mit einmahl vorüber geht, sondern sich nach und nach legt. Zum Unglück ergriffen mich Herr und Madame Kleon, wie zwey entgegen gesetzte Winde einen Eichbaum, nahmen mich in die Mitte, und tobten so auf mich los. Der ganze Streit betraf ein Deckelglas, welches der Mann für einen Gulden in der Auction gekauft, und worüber die geizige Frau sich schon über eine Stunde mit ihm, nicht sparsam mit Verweisen, gezankt hatte. Wie gesagt, sie nahmen mich in die Mitte; sie, von der rechten Seite stellte mir vor, daß sie Weingläser genug im Hause hätten, und ich gab ihr in Gedanken Recht, weil sie noch niemanden ein Glas Wein bey sich geboten; ferner, daß die Deckelgläser nur Gelegenheit gäben, sich einen Rausch zu trinken; item, daß man für einen Gulden zwey Pfund Lichter, und der Himmel weis, was sonst noch alles, hätte kaufen können. Der Mann, zur linken Seite, konnte zwar vor dem Schreyen seiner Frau nicht recht gut zum Worte kommen, doch, da ich geneigter war, ihn als sie anzuhören, so weis ich noch, daß Beklagter stückweise, und in dem Zwischenraum, daß Madame frischen Zorn schöpfte, einwandte: welchergestalt er den Gulden nicht unnütz angewendet zu haben vermeinte, weil der Pokal wohl zwey Gulden werth sey; weil er, als ein Kenner, die Devise, welche darauf stände, noch nie sonst gesehen, u. d. m. Ich wurde endlich, nachdem ich zwey gute Stunden, wie in Angstschweiß gebadet, da gesessen, und zehnmahl, aber vergeblich, zu entwischen gesucht hatte, zum Schiedsrichter erwählt. Ich hätte richtig noch zwey Stunden aushalten müssen, wenn ich mich nicht auf eine List besonnen hätte. Ich sagte, ich hätte zu Hause einen

Band deutscher Streitschriften, worin fast derselbe Fall abgehandelt sey, und hieraus würde sich die Sache entscheiden lassen. Ich entfloh, und ärgerte mich nachher, daß ich diesen Nachmittag auf eine so peinliche Weise verdorben, und die Nachricht, welche ich zu wissen verlangte, dennoch nicht erfahren hatte; wie war es auch möglich, unter dem Geheul zweener starken Stürme zum Worte zu kommen? Wenn nun ein Launen-Messer im Hause gehangen hätte, so würde mir dieß gewiß nicht begegnet seyn, weil ich gleich wieder umgekehrt wäre, so bald ich den Zeiger auf Sturm deutend gesehen hätte.

Endlich so kann die Einführung eines Launen-Messers noch einen andern Nutzen haben. Weil es doch einmahl Mode ist, und auch wohl Mode bleiben wird, Familien-Begebenheiten in den mehresten Häusern zum Lieblings-Gespräch zu machen, und sie bey dieser Gelegenheit mit sehr auffallenden Ausdrücken zu erzählen, so würde es anständiger seyn, und nicht so verleumderisch klingen, wenn man sich einer dem Launen-Messer angemessenen Terminologie bediente. Es wollte, z. B., Aldine in einer Gesellschaft erzählen, daß ihre Nachbarinn, die Frau Damon, sich am Montage gegen ihren Mann sehr kaltsinnig betragen, ihn am Mittwochen unter dem Zanken geschimpft, und am Sonnabend in der Bosheit gar ein Bund Schlüssel nach dem Kopfe geworfen hätte, so dürfte sie sich nur dazu der Worte bedienen, welche im Kalender bey dem ersten Mondsviertel des jezigen Monaths stehen, und ohne alle Veränderung sagen: Frau Damon deutete erst auf Frost, in der Mitte auf Sturm, und zulezt auf Hagel und Schlossen.

Wenn mich drey Schönen, welche als vorzüglich stark in dergleichen Erzählungen berühmt sind, darum ersuchen werden, so will ich für sie und ihre Freundinnen eine eigene Sprachkunst zu ihrem Gebrauch aufsetzen, jedoch würde ich ihre Hülfe nöthig haben, daß sie mir erst die Ausdrücke alle an die Hand gäben, welche nach der neuen Terminologie abgeändert werden müßten.

Vielleicht rede ich auch alsdann noch besonders von dem Gebrauche des Launen-Thermometers. Zwey Kleinigkeiten noch ausbedungen. Erstlich, daß dieser Versuch das Glück gehabt hätte, die Leser just bey guter

Laune

Laune anzutreffen; zweytens, daß der Verfasser selbst noch einmahl die Schreibe-Laune fühle."

Launig, launisch; s. oben, S. 194.
Launston, s. Launceston, oben, S. 191.
Launy, s. Laun, oben, S. 190, f.
Launung, s. Deich-Damm, im IX Th., S. 74.
Laur, Laure, lauren; siehe Lauer, lauern, im LXV Th., S. 832.

St. Laurent, Sanct Laurentii-Fluß, Lorenz-Fluß, Fr. Riviere de St. Laurent, ein großer Fluß in Nord-Amerika, in der Landschaft Kanada, der aus dem See Ontario kommt, bey Quebec vorbeyfließt, und sich bey Cap Roster, in einer großen Breite, in den davon benannten Meerbusen, und also in das atlantische Meer ergießt. Den Nahmen St. Laurentii-Fluß haben ihm die Franzosen gegeben; bey den Eingebornen des Landes heißt er der Fluß von Canada, oder der große Fluß. Der Sage nach entspringt er auf der Nord-Seite des Sees Nipissong, welcher dem Ober-See gegen Nordwesten liegt, aus einem hohen und langen Gebirge, läuft von Südwesten nach Nordwesten, ergießt sich endlich, nachdem er viele große und kleine Flüsse aufgenommen hat, in den Lorenzbusen, und ist, bey seinem Ausflusse in gedachten Busen, 5 deutsche Meilen breit. Dieser Strohm ist besonders seiner Wasser-Fälle wegen merkwürdig. Wir wollen ihn, so weit er bekannt ist, begleiten, da sich solcher Gestalt zugleich die gehörigen Nachrichten von den Seen, durch welche er läuft, und den hineinfallenden Flüssen geben lassen.

Der entlegenste dieser Seen ist der Nipissong, dem Ober-See gegen N. W. unter dem 52sten Grad der Breite gelegen. Die Berge, welche ihm nordwärts liegen, und in denen, erwähnter Maßen, der Lorenz-Fluß entspringen soll, werden für die höchsten

in Nord-Amerika gehalten, und daher auch Landeshaupt genannt. Man sagt auch, daß der Kristino-Fluß, welcher in die Hudsons-Bay fällt, und der Missisippi, der sich in den mexikanischen Meerbusen ergießt, in diesen Gebirgen entspringen. Um diesen See wohnen die See-Indianer. Aus diesem See läuft der Fluß mit verschiedenen Wasser-Fällen durch ein wüstes, unbewohntes Land nach dem Ober-See. Der merkwürdigste dieser Wasser-Fälle ist nicht weit von dem leztern; er stürzt sich hier senkrecht von dem Felsen mit solchem Geräusche herab, daß man es in einer weiten Entfernung hören kann. Unter dem Falle sind schöne Fische, besonders Forellen anzutreffen. Bey dem Eintritte in den See liegt eine Stadt der Utawawas (*).

Der Ober-See, Lac Superieur, ist wahrscheinlich die größte Land-See auf der bekannten Erde, und liegt zwischen dem 40° — 50° der Breite, und dem 84° — 93° westlicher Länge von London. Die Ufer sind größtentheils mit hohen und steilen Felsen eingefaßt, und sein Wasser ist sehr hell. In diesem See sind viele Inseln, von denen zwey sehr groß sind. Die eine derselben, Königs-Insel genannt, wird auf etliche 20 Meilen in der Länge und auf 12 in der Breite

(*) Die Utawawas, eine Völkerschaft in Kanada, wohnen längst der Flüsse, welche sich in den Ober-See ergießen, können, der Sage nach, 12000 Krieger stellen, und sind nicht ungesittet. Sie wohnen in Hütten von kugelförmiger Gestalt, die unten auf der Erde gemeiniglich 16 bis 20 Fuß im Durchschnitt haben, und oben ungefähr 2 Fuß offen sind, um Licht herein und den Rauch hinaus zu lassen. Im Mittelpuncte der Hütte machen sie Feuer an, bedecken die Hütten mit Matten von Binsen, welche sie sehr künstlich zusammen flechten, und hängen sie so, daß diese Wohnungen dadurch sehr warm werden. In jeder Hütte sind gemeiniglich 10 bis 12 Personen. Den Sommer bringen sie an den Ufern der Flüsse und Seen zu, wo sie fischen und Getreide bauen, den Winter aber ziehen sie sich in die Gebirge, um desto mehr Wildpret anzutreffen.

Breite geschätzt, ist fruchtbar, und wird von Indianern bewohnt, welche verschiedene Flecken darauf angelegt haben. In den Ober-See fallen bey 40 Flüsse, von welchen einige nicht unbeträchtlich sind, ob er gleich nur einen einzigen Ausfluß hat, durch welchen, dem Anscheine nach, nur der zehnte Theil des Wassers, das er aufnimmt, wieder ausfließt. Er hat einen Ueberfluß an Aalen, Stören, Forellen, zu 12 bis 50 Pfund, und ist den Stürmen so sehr unterworfen, als das Welt-Meer. Er ist jezt zwischen den Engländern und nordamerikanischen Staaten getheilt. Mit dem Huron-See hängt er durch eine gegen 30 deutsche Meilen lange Straße zusammen.

An der Nord-Seite dieses Sees wohnen die Bull-Indianer, welche ursprünglich mit den Utawawas ein und eben dasselbe Volk sind. Sie können ungefähr 4000 Krieger stellen, und ihr vornehmster Handel geht nach der Hudsons-Bay, wo sie ihr Pelzwerk gegen weiße Decken, Waffen und Kriegsbedürfnisse vertauschen.

Die Indianer, welche die andere Seite des Ober-Sees bewohnen, haben einen Ueberfluß an allem, was die Bedürfnisse des Lebens erfordern. Sie haben Thiere, Vögel und Fische von verschiedener Größe und Gattung, und ihr Land würde reich und mächtig werden, wenn es jemahls gesittete Bewohner erhalten sollte. Es hat nicht allein Flüsse, sondern auch gleichsam eine eigene See, welche durch die Verbindung mit dem Lorenz-Flusse ihm alle Vortheile eines ausgebreiteten Handels gewähren kann. Gänzlich wird dieser Vortheil auch jezt schon von den Indianern nicht vernachlässigt, sondern sie haben viele Kanote, von denen einige bis 2000 Pfund tragen, und doch so leicht sind, daß ein einziger Mann ihn über die Wasser-Fälle wegtragen kann.

Der Canal, welcher diesen See mit dem Huron-See verbindet, ist reissend, und hat einen hohen Wasser-Fall. Das Land zwischen beyden Seen ist bergig; das Zimmer-Holz ist dick und hoch, und Eisen-Erz findet man in großer Menge.

Der Huron-See liegt zwischen dem 42° — 46° der Breite, und dem 79° — 85° der Länge. Seine Figur ist dreyeckig, und sein Umfang gegen 1000 engl. Meilen. Er hat viele Busen, und außer der Straße, welche in den Erie-See geht, führt noch eine andere in den See Mechingen. Das Land um den Huron-See ist gegen Nord und Nordwest hoch, gegen Südost aber niedrig, und mit hohen Bäumen, als: Eichen, weißen Fichten, Aeschen, Wallnuß- und Ahorn-Bäumen, bedeckt. Gegen Südwest ist es flach, und eben der Mangel an Bäumen, wird aber durch langes Gras ersetzt, in welchem sich eine Menge Rothwildpret, Elennthiere, Bären und Füchse aufhalten. Um den See her wohnen ungefähr 3000 Indianer.

An der West-Seite dieser grasreichen Ebene liegt der See Mechigan oder Mischigan, zwischen dem 42° und 46° der Breite, und 84° und 87° der Länge. Beyde Seen hangen durch die Straße Michilimachinak zusammen, welche gegen 3 deutsche Meilen breit und 8 lang ist. An der Spitze gegen den See liegt ein hölzernes Gebäude, Fort Michilimakinak genannt, in welchem einige Engländer wohnen. In der Straße fängt man viele und so schwere Forellen, daß einige über 80 Pfund wiegen. An der südöstlichen Seite des Mechigan-Sees haben die Utawawas einige Flecken. An der nordwestlichen Seite ist eine, ungefähr 8 deutsche Meilen breite und 20 dergleichen Meilen lange Straße, worin viele von Indianern bewohnte Inseln liegen. Diese Straße führt in die sogenannte grüne Bay, einen ziemlich großen See, in wel-

welchen sich der Fuchs-Fluß ergießt. Das hier umliegende Land ist durchaus fruchtbar und angenehm. Die Bäume sind hoch, und das Gras wächst zu einer Höhe von 5 bis 6 Fuß. Büffel, Elennthiere, Rehe, Bären, Biber, Vögel und Fische sind hier nicht selten. Der Winter ist nicht strenge, und den größten Theil des Jahres ist das Land mit Gras und Kräutern bedeckt. Es wachsen hier von selbst allerley Gattungen Früchte, z. B. Weintrauben, aus welchen die Indianer auch eine Art von herbem Wein pressen. Hier wächst auch eine Art von wildem Reiß in der größten Menge in seichtem Wasser, 2 bis 3 Fuß hoch über dasselbe. Auch bauen die Indianer viel Mays, und haben viele Pferde.

Ehe der Fluß in den See Erie tritt, geht er erst durch den See Sinclair oder St. Clara, welcher fast rund ist, und gegen 18 deutsche Meilen im Umfange hat. An einigen Stellen ist er tief genug für große Schiffe, gegen die Mitte zu aber geht eine Sandbank, über welche keine geladene Schiffe gehen können. Das Land zu beyden Seiten des Sees ist eben, und trägt viel Eichen, Ahorn- und andere Bäume. Mit dem Erie-See hängt er durch den Canal Detroit zusammen, an welchem ein Fort gleichen Nahmens liegt. Zu beyden Seiten des Canales Detroit wohnen Kanadier.

Der Erie-See liegt zwischen 41° und 43° der Breite, und 75° — 83° der Länge, und ist von Osten nach Westen über 60 deutsche Meilen lang, und etwa 10 breit. Seine Ufer sind steil, und deshalb ist die Schifffahrt auch sehr gefährlich. Gegen Südwesten hängt er mit dem Sardusky-See zusammen. An der Abend-Seite nimmt er den Fluß Miamis auf, zwischen welchem und dem Flusse Ohio der Fluß Wabach eine leichte Communication macht; denn zwischen beyden Flüssen beträgt die Entfernung nur 2 deut-

sche Meilen. Um diesen See ist ebenfalls ein fruchtbarer Boden. Die Forts Presqu' Isle und Erie liegen an demselben.

Von hier geht der Strohm in den See Ontario, und heißt die Straße Niagara. In derselben liegt eine große Insel, welche sich beynahe bis zum Fort Niagara erstreckt, und 40,000 Acker gutes Land enthält. Nahe bey dem Fort ist ein großer Wasser-Fall, der den Nahmen Niagara-Fall führt. Der Fluß ist ungefähr $\frac{1}{2}$ engl. Meile breit, wo ihn ein Felsen in Gestalt eines halben Mondes durchschneidet. Oberhalb dem Wasser-Fall liegt eine kleine Insel, deren niederes Ende sich bis an den Rand des Falles erstreckt. Der Strohm in der Straße oberhalb der Insel geht sehr langsam, aber wo er sich der Insel nähert und in zwey Theile scheidet, wird er schneller, und ehe er noch an den Fall kommt, schon so heftig, daß er überall mit Schaum bedeckt ist. Der wirkliche Fall ist 137 Fuß tief, und das Geräusch, welches das Wasser hier verursachet, kann man auf 2 Meilen weit hören. Der Dunst, welcher davon aufsteigt, gleicht einer Säule von Rauch, und wenn Standpunct und Sonne darnach sind, kann man einen Regenbogen darin sehen. Viele Wasser-Vögel, als: Schwäne, wilde Aenten ꝛc. schwimmen oft in Haufen oberhalb des Falles, und werden nicht selten von der Gewalt des Wassers herab und zu Tode gestürzt. Außer ihnen findet man auch zuweilen Rehe, Bären ꝛc. welche über den Strohm zu schwimmen suchten, und hier ihren Tod fanden. Die Menge der Todten-Aeser ist auch Ursache von der unglaublichen Menge Adler, welche sich in der Gegend des Wasser-Falles aufhalten, und von dem Fleische derselben sich nähren.

Der Ontario-See, in welchen diese Straße führt, liegt zwischen dem 43° — 45° der Breite und 76° —

79° der Länge. Er ist der kleinste unter den fünf kanadischen großen Seen. Seine Figur ist ganz eyförmig; seine Länge 52 und die Breite 30 deutsche Meilen. An dem südwestlichen Ende nimmt er den Oswego-Fluß auf, wo, so wie am See selbst, verschiedene Schanzen und Block-Häuser stehen. Das Land Oswego gehört den fünf Nationen, und wird von verschiedenen Flüssen gewässert, unter welchen der Sable der vornehmste ist, welcher sich mit dem Ontario-See vereinigt, und tief im Lande entspringt. Diesen Fluß ungefähr 40 deutsche Meilen aufwärts trifft man merkwürdige Quellen an, welche Oehl-Quellen genannt werden, wegen eines oehligen Wesens, das auf ihrer Oberfläche schwimmt. Die Indianer trinken ihr Wasser als ein Mittel gegen verschiedene Krankheiten; und wer Reissen in den Gliedern hat, badet sich darin mit gutem Erfolge. In den Flüssen und dem See selbst giebt es, den Sommer über, eine Menge Lachse und andere Fische. Der Lorenz-Fluß fließt gegen Nordosten aus dem Ontario, und ist daselbst ½ Meile breit; an ihm liegen etliche Forts, besonders das Fort Katarokui.

Der Franciscus-See ist nur klein, und unterhalb desselben fällt der Fluß der Utawawas in den Lorenz-Fluß. Weiter fällt der Fluß Richelieu oder Sorel in denselben, der aus dem Champlain-See kommt, nebst andern Flüssen, welche alle anzuführen hier zu weitläuftig seyn würde.

Amerika, von K. Hammerdörfer und C. T. Kosche, 5 B. 1-Abth. (Lpz. 1788, gr. 8.) S. 186, fgg.

Laurentie, Lobelia Laurentia *Linn.*; s. unter Lobelie.

Laurentii-Congregation, (Sanct). Das Kloster zu St. Lorenz nahe bey Oulx, welches ein Flecken im Delphinate (Dauphiné) in dem Briançonischen und in dem Kirchensprengel von Turin ist, hat dieser Congregation den Nahmen gegeben. Nach der alten

Sage giebt man vor, es sollte vor des heil. Benedictus Geburt erbauet, und seit der Zeit von heiligen Mönchen bewohnt worden seyn. Seine Lage unter vielen jähen Bergen, welche unersteiglich zu seyn scheinen, hatte vielen Gläubigen Anlaß gegeben, sich dahin zu flüchten, um der Wut der Vandalen zu entgehen. Diese Barbaren aber kamen, nachdem sie Italien verheeret hatten, dennoch dahin, und brachten alle diejenigen um, die ihnen in die Hände fielen; und wegen der großen Anzahl, die bey dieser Gelegenheit das Märtyrerthum erlitten, wurde die Kirche zu St. Lorenz mit dem Zunahmen des Märtyrer = Pöbels belegt. Nach dem Rückzuge der Vandalen blieb dieser Ort viele Jahrhunderte hindurch unbewohnt, bis es Gott einem heiligen Manne, Nahmens Gerhard Charbrerius, aus Oulx gebürtig, eingab, sich dahin zu begeben. Er bauete im J. 1050 eine kleine Zelle bey dieser Kirche; und da ihm Einige in seiner Einsamkeit hatten folgen wollen, so entschlossen sie sich, den kanonischen Orden anzunehmen. Gerhard verfügte sich dieserwegen zu dem Bischofe von Turin, Cunibert, von welchem er sowohl für sich, als für diejenigen, die er in seine Gemeinschaft nehmen wollte, die Erlaubniß erhielt, nach dieser Stiftung zu leben.

Es scheint aus einem Urkunden = Verzeichnisse vom J. 1057, welches sich in den Archiven zu Turin befindet, und von *Guichenon* in seiner Historie der Genealogie des Hauses Savoyen angeführt wird, daß Odo, Graf von Savoyen und Maurienne, Herr zu Chablais, Aoust und Valais, Markgraf von Italien und Suze, und Herzog zu Turin, die Gräfinn Adelheid seine Gemahlinn und ihre Kinder, Gerharden und seinen Chor = Herren besagte Kirche zu St. Lorenz, die zu St. Just in Suze, die zu Sesanne von Oulx und Sellebertrand, nebst den Zehenden,

den, den Erstlingen und den Opfern, geschenkt haben. Die Worte der Stiftungen, welche beweisen, daß diese Chor=Herren im Anfange der Regel des h. Augustin's so wenig gefolget, als die bey der Haupt=Kirche in Turin, deren Lebens=Art sie angenommen hatten, lauten so: *Hanc donationem facimus ad Clericos, qui in eodem loco vivunt regulariter, quorum nomina scripta videntur adesse: nomina autem haec sunt Girardus et Vdalricus, Aicardus & Martinus & Lantelmus &c. qui modo ibi sunt et futuri erunt in eodem loco, vt isti et illi habeant potestatem tenendi, habendi & possidendi, secundum Regulam canonicam*; und diese Regel ist ohne Zweifel diejenige, die auf der Kirchen=Versammlung zu Aachen verordnet worden ist.

Cunibert, Bischof zu Turin, bestätigte nicht allein diese Schenkung im J. 1065, sondern er gab auch diesen Chor=Herren noch auf 40 andere Kirchen, worunter die ansehnlichste die Kirche zur heil. Maria in Suze war, deren gleichsam bischöfliche Gerichtbarkeit sich über das ganze Marchesat Susa erstreckte. Dieser Bischof gab gedachter Congregation auch noch, zur Bezeugung seiner Hochachtung, ein Canonicat bey seiner Haupt=Kirche in Turin, und wollte, daß der Propst von Oulx solches allezeit haben, und die Kirche zu St. Lorenz von dem Märtyrer=Pöbel, das Haupt dieser Congregation, von der Gerichtbarkeit der Bischöfe zu Turin befreyet seyn sollte, so lange es Chor=Herren gäbe, die darin wohnen und regelmäßig leben würden.

Die Gräfinn Adelheid von Susa, und die Gräfinn Agnes, ihre Schwieger=Tochter, gaben diesen Chor=Herren, im J. 1083, auch noch eine andere Kirche nebst allen dazu gehörigen Einkünften. Der Graf, Amcus oder Amadeus, ahmete die Frömmigkeit seines Vaters nach. Im J. 1167 nahm der Papst, Humbert III., die Kirche zu St. Lorenz unter seinen Schutz, und gab diesen Chor=Herren

im

im J. 1170 noch ein Hospital und eine Kirche mit den damit verknüpften Einkünften. Die Päpste haben dieser Kirchen-Versammlung nicht weniger wohl gewollt, welche viele Privilegien von den Päpsten, Alexander II. und III., Urban II., Eugenius III., Adrian IV., und Lucius III., erhalten hat. Es gehörten ungefähr 30 Priorenen dazu, wovon einige izt von den regulirten Chor-Herren der Congregation vom Lateran besessen werden, und die zu St. Lorenz, welche das Haupt davon war, besteht noch unter dem Titel eine Propstey. Der Propst übt in dem Bezirke seiner Propstey eine geistliche Gerichtbarkeit aus; er erkennt nur den Papst für seinen Obern, unter dem er unmittelbar steht; er ertheilt die Pfründen, und verrichtet alles, was nicht mit der bischöflichen Würde eigentlich verknüpft ist. Die Kleidung dieser Chor-Herren ist von der Kleidung der Geistlichen nur durch ein kleines leinenes Scapulier, 2 Finger breit, unterschieden, welche sie über ihren Leib-Rock nehmen. Im Chore tragen sie, den Sommer über, einen Ueberhang, und im Winter ein Rocchetto mit einem schwarzen Mäntelchen (Camail) darüber. Siehe Fig. 3958.

Laurentius, ein männlicher Nahme, woraus man im Deutschen Lorenz gemacht hat.

St. Laurentius, ein berühmter Märtyrer, dessen Fest im Kalender auf den 10 August angezeichnet und in einigen römisch-katholischen Kalendern durch den Holzschnitt, Fig. 3959 [a]), angedeutet ist. Die Marter dieses Blutzeugen besingt *Prudentius* (*). Nach dessen Zeugniß war er Archi-Levita oder Archi-Diakonus zu Rom. Als Valerian, auf des Kaisers Decius Befehl, den dasigen Bischof Sixtus, oder, wie ihn *Prudentius* nennt, Xystus, im J. 261 kreuz-

(*) Peristephan. Passio 2.

kreuzigen ließ, und Laurentius ihn nicht ohne Vergießung vieler Thränen am Kreuze konnte hangen sehen, tröstete ihn Xystus damit, daß er nach 3 Tagen auch die Märtyrer-Krone empfangen, und ihm in die selige Ewigkeit nachfolgen würde. Da er, wegen seines Amtes die gemeinschaftlichen und Armen-Güter der Gläubigen seiner Kirche in Verwahrung und Aufsicht hatte, so verlangte der Richter, ihm dieselben auszuliefern. Laurentius bat sich 3 Taze Frist aus, sie zusammen zu bringen. Unterdessen versammelte Laurentius alle Elende, Arme und Gebrechliche der Gemeine, führte darauf den Richter herbey und sagte: „Dies sind die Schätze, die wir haben.“ Der Richter war ergrimmt, daß ihm die Hoffnung, sich mit den Schätzen der Christen zu bereichern, fehlgeschlagen war. Man züchtigte ihn darauf mit Scorpionen, und als er solches überstand, prügelte man ihn grausam, man brannte seine Seiten mit glühenden Blechen, prügelte ihn mit bleyernen Schlägeln, und geißelte ihn wieder mit Scorpionen, wodurch ein Soldat, Nahmens *Romanus*, bekehrt wurde, und sich auf dem Richt-Plaze vom Laurentius taufen ließ. Die folgende Nacht darauf befahl Decius, daß man Laurentium zu ihm in das olympische warme Bad neben dem Sallustianischen Pallast, und zugleich alle zur Marter dienliche Werkzeuge bringen sollte, weil er daselbst Gericht halten wollte. Als nun Laurentius vorkam, fragte ihn Decius, woher er wäre? worauf er antwortete: er sey zwar aus Spanien gebürtig, aber zu Rom von Jugend auf in der christl. Religion erzogen. Als er sich abermahl nicht wollte abwendig machen lassen, ließ ihm Decius den Mund mit Steinen zerstoßen, und hernach ein eisernes Bett herbringen, welches wie ein Rost gemacht war; auf dieses wurde er nacket ausgestreckt, und es wurde ein Kohl-Feuer unter ihm gemacht, auch sein Leib mit eisernen

Ha-

Haken oder Gabeln gestoßen. Laurentius litte alles geduldig, blieb stets freudig und getrost, und sagte, es verursachten ihm diese Kohlen keine Schmerzen, sondern gäben ihm Linderung; er erduldete diesen schmerzhaften Tod mit solcher Stärkung aus der Höhe, daß, als er auf der einen Seite gebraten war, und auf die andere gelegt wurde, er ganz freudig in die Höhe sahe, Gott dankte, und zum Decius sprach: „Siehe, nun hast du eine Seite gebraten, nun brate die andere auch, und iß!“ worauf er dann bald hernach seinen Geist aufgab. Er wurde auf dem Roste liegend gelassen, bis ihn den folgenden Morgen *Hippolytus* abnahm, ihn balsamirte und in Leinwand einwickelte, auch solches einem Priester anzeigte, worauf sie ihn mit einander nahmen, und die folgende Nacht in Via Tiburtina auf dem Land-Gute einer frommen Witwe, *Cyriaca*, die er ehemahls, durch Auflegung seiner Hand von den Kopf-Schmerzen, womit sie geplagt war, befreyet hatte, in agro Verano begraben wurde. Die Canonici am Münster zu Goslar rühmten sich ehedem, etwas Fett, welches aus der Seite dieses Märtyrers getröpfelt sey, zu haben (*). Sein Gedächtniß-Tag (d. 10 Aug.) ist, nach dem abergläubischen Kalender-Glauben, ein sogenannter Merkeltag geworden, indem man glaubt, daß, wenn dieser Laurentii-Tag schön und heiter sey, alsdann ein guter Herbst erfolge.

Der h. Laurentius ist der Patron von Lunden, und man findet sein Brustbild auf einer dänischen Münze des Königes Erich VIII, Menved genannt; Fig. 3959 [b]). Der Avers zeigt das gekrönte Brustbild des Königs mit einer Fahne und einem Reichs-Apfel; der Revers, das Brustbild eines Heiligen, zu dessen Rech-

(*) Catalog. Reliquiar. Eccl. Colleg. Goslar. ap. *Leibnitz.* To. III. Scriptor. Brunsv. p. 433.

Rechten ein Kreuz, und zur Linken ein Rost zu sehen ist, welches, nach des *Stobaeus* (*) Auslegung, den Patron von Lunden, den h. Laurentium vorstellt, welches auch der das Haupt umgebende Schein, und der Rost, beweisen. Dieser Schriftsteller bezeugt auch, daß solche Bildnisse dieses Heiligen nicht nur an unterschiedenen Orten in der Kathedral-Kirche zu Lunden, sondern auch fast auf eben die Weise auf den Siegeln des Erz-Bischofes, *Magni Booson*, und des lundischen Capitels, gefunden würden.

Neueröfnetes Groschen-Cabinet, 3 B. (Lpz. 1752, 8.) S. 359, f.

Laurentius-Fliege, s. im XXI Th. S. 118.

Laureola, s. Kellerhals, im XXXVI Th., S. 785.

Lauret, ist eine Silber-Münze, die in England unter der Regierung Jacob I., um das J. 1619, geschlagen wurde. Sie wurde, wegen des Lorbeer-Zweiges, womit das Haupt dieses Regenten darauf gekrönt war, also genannt. Der große Lauret, welcher 20 Sols galt, hatte zwey Verringerungen, nähmlich halbe Laurets, und Viertel-Laurets. Der Werth dieser Münzen war auf der unrechten Seite angezeigt, auf einigen durch zwey XX, auf der andern durch ein X, und auf den dritten durch V. Die meisten von diesen Laurets wurden in der General-Fabrik der neuen engländischen Münzen eingeschmolzen, welches unter der Regierung Karl's II. geschahe.

Laurier, siehe Lorbeer-Baum.

Laurier aromatique, s. Campeche-Holz, im VII Th., S. 555.

Laurine, siehe Oehl-Baum.

Laurocerasus, Kirsch-Lorbeerbaum; s. im XXXIX Th. S. 154, fgg.

Laurus, siehe Lorbeer-Baum.

Laurus

(*) De nummis et sigillis Lundensibus, n. 9.

Laurus Persea Linn., s. Avogato, im III Th., S. 84.
Laurus Sassafras Linn., s. Sassafras.

Laurvig, Larrig, Larwig, Laurwig, Laurwigen, eine gute Handels-Stadt und Grafschaft in Norwegen, im Stift Christiania, am Flusse Laven und Faris.

Die Grafschaft Laurvig, welche ehedessen Brunlavens-Lehn genannt wurde, und 1783 nach dem Tode des Grafen Christian Konrad zu Danneskiold Laurwig, vermöge der Familien-Verträge an den Grafen von Ahlefeld zu Langeland und Ringen fiel, dem sie auch 1785, bey einem Proceß mit dem Herzoge von Holstein-Augustenburg, von dem höchsten Gericht zuerkannt worden ist, hat ein eigenes Birk-Gericht, und enthält ein großes Eisenwerk, welches gleich neben der Stadt liegt, und dem Grafen zugehört. Die Grafschaft bringt ihrem Besitzer jährlich über 40000 Thaler ein. Sie hat einen Buchen-Wald, welcher in Norwegen eine große Seltenheit ist. Zu der laurvigischen Propstey gehören 15 Kirchen.

Die Stadt Laurvig, liegt an dem Fuße eines ziemlich hohen und steilen Felsens, der Länge nach an einem schönen und ziemlich großen Meerbusen ausgebreitet. Die Anzahl der Häuser besteht etwa aus 3 bis 400, die aber nicht eine an einander hangende Reihe ausmachen, indem hin und wieder die hervorstehenden Felsen einige Lücken machen. Sie liegt da, wo der Fuß Laven aus Laverdal oder Larda ausfließt, der oben von Nummedal kommt, und bey Kongsberg und Sandsvär weggeht. Es kommt auch noch der Fluß Faris nach Larvigen, aus dem nahen See Faris-Wasser, auf welchem das meiste Holz herausgebracht wird. Der Hafen vor der Stadt hieß vormahls Stavere; nachdem aber 1750 ein Galeren-Werft darin angelegt worden ist, führt er den Nahmen

Fried-

Friedrichswärn; in diesen Hafen können zwar ziemlich große Schiffe einlaufen, er ist aber nach der See zu ganz offen, und bey südlichen Winden sind die Schiffe vieler Gefahr ausgesetzt, weswegen sie sich dem Lande nicht zu sehr nähern dürfen; überdem leidet der Hafen von den See-Würmern, die hier, wie in den mehresten nordischen Häfen, sehr häufig sind. Die Stadt selbst gehört den Grafen von Larwig, welche hier ihren Sitz haben, die Jurisdicion auszüben, alle Bedienungen vergeben, und von den Einwohnern den Grund-Zins einheben. Die Nahrung besteht theils aus einigen Säge-Mühlen und einigem Breter-Handel, insonderheit aber aus dem großen und beträchtlichen Eisenwerke, welches, gedachter Maßen, gleich neben der Stadt liegt, und dem Grafen gehört. Es ist das ansehnlichste in ganz Norwegen, und liefert jährlich ungefähr 6 bis 7000 Schiffpfund Stangen-Eisen, und 2000 Schiffpfund Guß-Eisen, welches alles fast gänzlich in Dänemark und Holstein abgesetzt wird, etwas weniges ausgenommen, welches nach Engelland geht. Man hält das larwigische Eisen zugleich für das beste in Norwegen. Die Erze kommen von verschiedenen bey Arendahl auf Langö und Bamble gelegenen Gruben, und sie sind von sehr verschiedener Güte und Gehalt. Viele sind krystallinisch, mehrere körnig oder glimmerartig, und die bambleschen insonderheit häufig mit silberfarbenem Glimmer und mit schwarzem Schörl vermischt, und daher auch die ärmsten. Beym Schmelzen vermischen sie die armen mit den reichen, die strengflüßigen mit den leichtflüssigen, so, daß sie überhaupt auf 24 bis 25 pro Cent zu schmelzen pflegen. Die Gruben aber selöst sollen, wie man hier sagte, die Beschwerlichkeit haben, daß die Erze nicht ordentliche Gänge bilden, sondern daß sie bald mehr, bald weniger von dem Berge verdruckt werden, wodurch die

Arbeit beschwerlicher und ungewisser wird, und die Erze ärmer werden. Sie haben aber den Vortheil, daß die Gruben nicht weit von der See liegen, und daß sie die Erze ohne sonderliche Kosten zum Werke bringen können.

Die Rost-Stätte sind groß, rund, mit einer kleinen Einfassung von Schlacken eingeschlossen. Das Werk hat drey Hoheöfen, von welchen zwey hier sind, der dritte aber eine Meile höher hinauf im Felsen selbst gemauert ist, weil es ihnen in dem hiesigen kleinen Thale am Fuße des Felsens an Platz fehlte. Sie haben die gewöhnliche Gestalt und Größe. Es ist Schade für diese Eisenwerke, daß sie nicht in der Nachbarschaft feuerfeste Steine haben, die sie zu Stell-Steinen brauchen könnten; sie müssen sie noch immer aus Engelland mit ansehnlichen Kosten kommen lassen. Sie bestehen aus einem groben, ziemlich losen Sand-Stein, der aber dem Feuer sehr lange widersteht. Sie haben bey diesem Eisenwerke den Vortheil, daß unter ihren Eisen-Erzen ein eisenhaltiger Kalk-Stein ist, welchen sie beym Schmelzen zusetzen. Sie erhalten dadurch den doppelten Vortheil, daß er sowohl ihre übrigen Erze leichtflüssiger macht, als auch, daß er die Menge des Eisens ansehnlich vermehrt. Er hält etwa 10 pro Cent Eisen.

Die Blasebälge sind alle von Holz, und man glaubte hier die besten und dauerhaftesten im ganzen Lande zu haben. Sie sollen weit ebener und stärker blasen, als die übrigen. Wie man sagte, stammen sie eigentlich von den Wallonen ab, und es hält sich in Larwigen eine Familie auf, die diese Art der Blasebälge verfertigt, und ihre Kunst als ein Geheimniß treibt.

Die Hammer waren wie gewöhnlich; nur hatte man hier die Verbesserung angebracht, die Rinmann (im 20 Th. der Abh. der Akad. d. Wiss.) beschreibt, nähm-

nähmlich die Heb-Arme von gegossenem Eisen zu machen, und aussen an der Welle zu befestigen. Die Wellen leiden von dem eingeschlagenen Zapfen zum Heben der Hammer gar sehr. Sie spalten das Holz, und da die Last des Hammers groß ist, so springt die Welle bald, und ist weniger dauerhaft. Hierzu kommt noch, daß die Hitze des glühenden Eisens so groß ist, daß die Welle nothwendig durch beständiges Aufgießen kalten Wassers muß abgekühlt werden, wodurch sie bald modert. Um diesem beyden vorzukommen, legen sie jezt einen etwa handbreiten Ring von gegossenem Eisen um die Spitze der Welle, an welcher 4 hervorstehende Hebel gleichfalls von Eisen angebracht sind. Die Haupt-Sache dabey ist, daß der Ring völlig rund, und nicht, wie in Rinmann's Figur, eckig sey, damit er der Last des Hammers so viel besser widerstehen könne. Sie haben durch diese Erfindung den Vortheil, daß sie kleinere Wellen gebrauchen können, die dem ungeachtet weit länger aushalten.

Man hatte hier gleichfalls angefangen, Ambosse bloß aus gegossenem Eisen einzuführen. Vorhin hatte man sie von geschmiedetem, oben gestähltem Eisen, welche aber dem Werke sehr viel kosteten. Die jezigen gegossenen im Gegentheil wurden auf dem Werke selbst verfertigt, kosteten daher fast nichts als die Arbeit, und ob sie gleich weniger dauerhaft sind als die vorigen, so werden sie doch leicht wieder ersetzt.

Sie verfertigen hier Stangen-Eisen, Guß-Eisen, Schiff-Bolten und Nägel. Neulich hatten sie auch angefangen, eine Kanonen-Gießerey anzulegen, wo sie die Kanonen aus dem Ganzen und zwar horizontal bohren wollten. Sie glaubten zu diesem Gebrauche bessere Eisen-Erze zu haben, als bey Moß, und hofften auch bessere Kanonen zu liefern. Die Anlage war indessen erst in der Arbeit, und noch keine Probe

gemacht, so daß man weder von dem Fortgange des Werkes, noch von der Güte der Kanonen urtheilen konnte.

Die beym Schmelzen zurückbleibenden Schlacken, in welchen sich noch viele Eisen-Körner befinden, werden auf einem kleinen Pochwerke zerstoßen und gewaschen, und das sich zu Boden setzende Eisen bey einem neuen Schmelzen wieder zugesetzt.

Der dem Werke beygelegte District Waldungen ist nur sehr klein. Er besteht bloß aus 4 Kirchspielen, die jährlich auf 30,000 Last Kohlen liefern müssen.

Jo. Chr. Fabricius Reise nach Norwegen ꝛc. (Hamb. 1779, ar. 8.) S. 100, fgg.

C. W. J. Gatterer's technologisches Magazin, 1 B. 1 St. (Memming. 1790, gr. 8.) S. 82, fgg.

Laus Deo, pflegen die Kaufleute über ihre Briefe und Auszüge, vor das Jahr und den Tag, zu setzen; daher kommt die Redensart: einem ein Laus Deo zuschicken, d. i. einen Auszug oder Mahn-Zettel. Einige pflegen dergleichen auch oben zum Anfange ihrer Wechsel-Briefe zu setzen.

Laus, (die) Diminut. das Läuschen, Oberd. Läuslein, ein Nahme verschiedener kleiner kriechenden Insecten, deren Kriechen auf der Haut eine merkliche Empfindung macht. Dahin gehört die Blatt-Laus, oder Baum-Laus, Aphis *Linn.* Fr. Puceron, von welcher es verschiedene, theils geflügelte, theils ungeflügelte Arten giebt, welche sich auf den Pflanzen aufhalten, und von ihrem Safte leben; s. im V Th. S. 580, fgg. Von dieser Art sind die kleinen grünen Läuse an den Nelken, von welchen an seinem Orte gehandelt werden wird.

In engerer Bedeutung, ist die Laus ein ungeflügeltes Insect, welches ein Maul mit einem Stachel hat, und sich an Menschen und Thieren aufhält, von deren Blute es lebt, und denselben durch Kriechen und

und Saugen beschwerlich wird, wovon ich in gegenwärtigem Artikel handeln werde.

In den monseeischen Glossen Luus, im Nieders. Luus, im Angels. Lus, im Engl. Louse, im Schwed. Lus, im Bretagnischen Laou, bey den krainerischen Wenden Vsh. Frisch leitet es von dem Wend. lizu, kriechen, ab, mit welchem unser los verwandt zu seyn scheint; Ihre hingegen bringt das Bretagnische lous, schändlich, unrein, oder das Griech. λυσσα, welches eine Art Würmer auf den Zungen der Hunde bedeutet, in Vorschlag. Das Verächtliche dieses Thieres und seines Nahmens klebt auch allen folgenden Ableitungen und Zusammensetzungen an, daher man sie in der edeln und anständigen Sprech-Art gern vermeidet. In der rothwälschen Diebes-Sprache wird eine Laus Hanswalter und Kimmer genannt.

In den niedrigen Sprech-Arten hat man von diesem verächtlichen Insecte, welches nur ein Kostgänger niedriger und unreinlicher Leute ist, verschiedene figürliche Redens-Arten:

Er prangt, wie eine Laus auf einem Sammet Kragen, sagt man von einem armen Menschen, der sich mit fremden Kleidern oder Vorzügen brüstet.

Wenn die Laus in Grind kommt, so wird sie stolz, Fr. quand un gueux parvient à quelque chose, il s'en fait acroire.

Er sitzt so sicher, wie eine Laus zwischen zwey Nägeln, er befindet sich in der augenscheinlichsten Gefahr.

Er würde eine Laus schinden um des Balges willen, eine Beschreibung eines im höchsten Grade filzigen Menschen; L. insatiabiles manus ad omnia porrigere; sordido lucro inhiare; Fr. il écorcheroit un pou, pour en avoir la peau; c'est un ladre, un sordide.

Sich eine Laus in den Pelz setzen, sich einen lästigen Menschen, oder eine beschwerliche Sache, auf den Hals laden; L. hominem molestum, qui sanguinem exsugere solet, recipere, fouere.

Man darf die Läuse in den Pelz nicht setzen, sie kommen wohl ungeladen hinein. Oder:

In deinen Pelz setz keine Laus,
Sie bleibt dir ohnedem nicht draus.

Ungelegenheiten hat man nicht nöthig sich selbst zu machen, sie werden einem schon von Andern gemacht; Zeit und Umstände führen sie selbst mit sich. Diese Redensart wird auch davon gebraucht, wenn man niedrigen Leuten zum Wohlstande verhilft.

Wenn die Laus einmahl im Pelze sitzt, ist sie schwer wieder heraus zu bringen. Eines Ueberlästigen wird man so leicht nicht los. Hat man mit ihm sich einmahl beladen, so mag es Kunst kosten, von ihm wieder frey zu kommen. Es giebt deren, die einem anhangen und ankleben, so daß man eine Art von Gewalt gebrauchen muß, sie von sich oder sich von ihnen wieder los zu reissen. Und doch taugen sie nicht zu Freunden, nicht zu Bekannten einmahl; jene genaue, dauernde Verbindung mit ihnen würde uns zur Last, wo nicht gar zum Verderben gereichen.

Die Laus läuft ihm über die Leber, Fr. il lui prend une petite chaleur de foie, un peu de colere, heißt es von einem, der leicht böse und unwillig wird, und keine, als närrische, Ursache anzugeben weis; wofür Kaisersberg sagt: das Würmlein ist ihm bald in die Nase geloffen.

Er weis einer jeden Laus eine Stelze zu machen, eine Beschreibung eines Menschen, der in fremden Angelegenheiten sehr weise ist; L. in alienis sapere.

Eine Laus im Ohre haben, ein böses Gewissen haben.

Es ist besser, eine Laus im Kraut, als gar kein Fleisch. Besser etwas, als gar nichts!

Daher 1. Lausig, ein Bey- und Neben-Wort, lausiger, lausigste, Läuse habend, viele Läuse habend; L. pediculosus; Fr. pouilleux. Ein lausiges Kind. Jngl. nach einer niedrigern Figur, im höchsten Grade arm und verächtlich; Fr. honteux, mesquin, misérable. Eine lausige Sache, Fr. une afaire honteuse. Auch so viel, als schlecht, unbedeutend (*).

2. Lau-

(*) Es sey mir erlaubt, hier eine witzige Anekdote anzuführen. Ein Kaufmann fragte, zur Messe-Zeit, einen vor seinem Gewölbe vorbey gehenden Freund, ob er gute Messe gehabt habe? Dieser antwortete: Nein, das ist wohl eine lausige

2. Lausig, auch nur in den niedrigen Sprech-Arten, zauderhaft, träge; ingl. figürlich, niedrig karg, filzig. Eine lausige Bewirthung, Fr. Traitement mesquin, misérable. Daher nennt man eine schlechte oder so genannte Bettel-Herberge, ein Läuse-Nest; Fr. pouïller, pouïllis. Es geht hier recht lausig zu, Fr. on vit ici bien mesquinement.

Vermuthlich von laß, träge, faul, Nieders. läsig, lösig; Engl. lazy; Fr. lache. Siehe 2. Lausen.

Daher das Zeit-Wort 1. Lausen, ein Activum, in der niedrigen Sprech-Art, Läuse suchen und abnehmen, Fr. epouiller. Ein Kind lausen, ihm den Kopf lausen; Fr. épouiller un enfant, épouiller la tête à un enfant. Sich lausen, Fr. s'épouiller.

Einem Narren die Kolbe lausen, oder einen Narren mit Kolben lausen; s. Th. XLIII, S. 277.

Ingl. nach einer eben so niedrigen Figur, jemanden den Beutel lausen, ihm Geld abschwatzen; Fr. malmener la bourse d'autrui; lui tirer de l'argent; lui en escroquer.

2. Lausen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, zaudern, fehlerhaft langsam seyn, auch nur in den niedrigen Sprech-Arten, wo auch wohl ein solcher Zauderer ein Lauser genannt wird; Fr. musard, tardif.

Imgl. figürlich, im Ausgeben zauderhaft, karg, geizig seyn. Daher ein Lauser, ein karger Filz; Fr. vilain, ladre, avare, homme coriace.

Es scheint hier von lauschen, verborgen seyn, schleichen, oder vielmehr von laß, träge, abzustammen, und den

sige Messe gewesen. Ein vor demselben Gewölbe stehender, und mit Kämmen handelnder, fiel in die Rede, und sagte: Mit Erlaubniß, meine Herren! lausig ist nun wohl die Messe nicht gewesen, denn sonst wäre ich alle meine Kämme los geworden.

verächtlichen Neben-Begriff, der ihm anklebt, bloß von dem Gleichlaute mit dem vorigen Worte zu haben. Siehe 2. Lauflg.

Das im Bergbaue gebräuchliche Zeit-Wort auslausen, welches die Wand-Ruthen und Anfälle aushauen, daß der Stämpel-Zapfen darein getrieben werden kann, bedeutet, scheint nur eine verderbte Aussprache von auslösen zu seyn.

Die Laus, in engerer Bedeutung, L. Pediculus (*), Fr. Pou, ist ein kleines kriechendes Insect, welches sowohl Menschen als Thieren beschwerlich fällt, sie beißt, und ihnen das Blut aussauget. Die alten Hebräer nennen die Laus die Tochter des Rock-Saumes.

Die allgemeinen Kennzeichen dieser weitläuftigen, unter die ungeflügelten Insecten gehörigen Gattung, sind, nach Linné, sechs Füße, zwey Augen, ein kurzer Saug-Rüssel oder Saug-Stachel am Kopfe, den sie hervorschieben können, fadenförmige kurze Fühlhörner von fünf Gelenken, und ein breiter, platter, durch Lappen einiger Maßen abgetheilter Hinterleib. Sie leben auf thierischen Körpern, und da fast eine jede Thier-Gattung seine ihm ganz allein eigene Art Läuse hat, (wiewohl Einige den Esel ausnehmen wollen,) so ist wohl vielleicht keine Gattung von Insecten so zahlreich, als diese; indessen ist doch noch nicht eben eine große Anzahl derselben bekannt, vermuthlich, weil ein natürlicher Ekel uns abhält, sie aufzusuchen. Alle lebendige Geschöpfe, und nicht nur diejenigen, die auf dem Trocknen und in der Luft leben, von dem Menschen an, bis auf die Stuben-Flie-

(*) Der lateinische Nahme Pediculus, ist eine Anspielung auf die kurzen Füße, welche diese Insecten in Verhältniß mit andern haben, die nicht größer sind, aber doch viel längere Füße haben, am meisten der Floh.

Fliegen und noch kleinern, sondern auch selbst die Fische, haben ihre Läuse. Unter den Schlangen werden einige zwischen ihren Balg-Schuppen von Läusen geplagt; ja, die meisten Insecten, selbst die Polypen, hägen dergleichen Gäste, und vielleicht werden diese wieder von andern gemartert. Man will bemerkt haben, daß, wenn Läuse von dem Thier-Körper, den die Natur ihnen angewiesen hat, auf einen von anderer Gattung gesetzt werden, sie darauf nicht ausdauern können, sondern ängstlich umher laufen, und ihn wieder verlassen. Sie sind von unterschiedener Größe und Farbe; einige sind braun, andere schwärzlich, noch andere weiß, mit schwärzlichen Streifen. Man hat so gar von Menschen-Läusen angemerkt, daß diejenigen, welche die Negern an sich haben, etwas von ihrer schwarzen Farbe annehmen.

Die Läuse der Thiere bekommen ihren Nahmen von denen Thieren, auf welchen sie sich aufhalten; und es geschieht ihrer besonders bey jedem Thiere Erwähnung. So ist z. B. bereits der Läuse der Bienen, im IV Th., S. 716, f.; der Canarien-Vögel, im VII Th., S. 605; der Fasane, im XII Th., S. 255; der Fische, im XIII Th., S. 525; der Gänse, im XVI Th., S. 50; der Hamster, im XXI Th., S. 362, f.; der Hühner, im XXVI Th., S. 232, f.; der Käfer, im XXXII Th., S. 53; der Karpfen, im XXXV Th., S. 97, Erwähnung geschehen. Ein Gleiches wird in der Folge bey den Pferden, dem Rindvieh, den Schafen, den Schweinen, den Tauben, den Wallfischen, den Ziegen ꝛc. geschehen.

Die fliegende Laus, oder Laus-Fliege, Hippobosca *Linn.* Fr. Hippobosque oder Mouche-araignée, Spinnen-Fliege, (weil sie, ohne die Flügel betrachtet, fast das Ansehen einer Spinne haben,) wird als eine besondere Gattung betrachtet, welche

in die Ordnung der zweyflügeligen Insecten (Insecta diptera) gehört, und sich von den übrigen Gattungen dieser Ordnung durch eine zweyklappige, cylindrische, stumpfe und etwas niedergebogene Schnauze, und durch verschiedene an jedem Fuße befindliche Klauen, unterscheidet. Linné führt 4 Arten von dieser Gattung an, die sich theils auf den Pferden, Kühen und Schafen, theils auch auf den Vögeln, aufhalten.

1. Die fliegende Pferde-Laus, Kuh-Laus und Hunde-Laus, die Pferde-Lausfliege, mit stumpfen Flügeln, einem weißscheckigen Bruststücke, und 4 Fußklauen; Hippobosca equina, alis obtusis, thorace albo variegato, pedibus tetradactylis *Linn.*; Fr. Mouche-araignée des chevaux, oder Mouche à chien. Dieses europäische und nordamerikanische Insect legt die Flügel kreuzweise über einander und hat ein sehr zähes Leben, indem es, wenn ihm schon der Kopf abgeschnitten ist, noch fortläuft, und sich begattet. Der Kopf ist klein und dreyeckig, das Bruststück groß und rund, der Körper platt.

2. Die fliegende Vogel-Laus; die Vogel-Lausfliege, mit stumpfen Flügeln und einfarbigem Bruststück, Hippobosca avicularia, alis obtusis, thorace unicolore *Linn.* Fr. La Mouche-araignée des oiseaux, ist nur halb so groß, als die vorige. Die Flügel sind anderthalb Mahl so groß als der Körper, und haben an den Seiten schwarze Aederchen. Der Hinterleib ist punctirt, und hinten etwas aufwärts gebogen. Die Füße haben zwey doppelte Klauen.

3. Die fliegende Schwalben-Laus; die Schwalben-Lausfliege, mit schmahlen spitzigen Flügeln, und sechs Klauen an den Füßen, Hippobosca Hirundinis, alis subulatis, pedibus hexadactylis *Linn.* Hippobosca pedibus hexadactylis, alis divaricatis *Geoffr.*; Fr. La Mouche-araignée des hi-

ron-

rondelles, hält sich auf Schwalben und in Schwalben-Nestern auf.

4. Die fliegende Schaf-Laus; die Schaf-Lausfliege, Hippobosca ovina, alis nullis *Linn.* verdient eigentlich den Nahmen der fliegenden Laus nicht, weil ihr die Flügel mangeln. Sie hat einen ziegelrothen Körper, eine fadenförmige Schnauze, und rauchhaarige Füße. Sie hält sich in der Wolle der Schafe auf.

An den vierfüßigen Thieren und Vögeln findet man auch häufig gewisse Insecten, in der Größe der gewöhnlichen Läuse, zuweilen kleiner, zuweilen 3 bis 4 Mahl größer, wie kleine Erbsen, die ihnen das Blut aussaugen, und welche man mit Hrn. Baron Degeer Ricinos, mit Hrn. Goeze aber Pediculos forcipatos, Zangen-Läuse, nennt. Sie machen eine Mittel-Gattung zwischen den gemeinen Läusen und den Milben aus. Sie haben, wie die Läuse, 6 Füße, einen platten Körper mit Kopf, Brustschild und Hinterleibe; an statt des Rüssels aber 2 kleine, hornartige, bewegliche Zangen, recht mitten unter dem Kopfe. Wegen dieses merkwürdigen und wesentlichen Umstandes hat sie Hr. Bar. Degeer, mit einem alten Nahmen, Ricinus, genannt, den man einem gewissen Schmarotzer-Insecte an den Rindern und Hunden beylegt, welches aber eigentlich, wegen der 8 Füße, zu den Milben gehört. Der Kopf ist groß und sehr platt, vorn mit einer Art von rundlicher Schnauze, aber ohne Saugrüssel. Die Augen sind nicht so deutlich, als bey den Menschen-Läusen. Der Brustschild ist allezeit schmähler, als der Kopf, und durch einen besonders tiefen Einschnitt in 2 Theile abgesondert. Am ersten sitzen die beyden Vorderfüße; der zweyte stellt die Brust vor. Der Hinterleib ist ebenfalls sehr platt und ringelig; bey einigen breit und oval; bey andern, und zwar bey den Männchen,

läng-

länglich. Die Füße sind wie bey den Läusen gestaltet, aber an den Fußblättern befinden sich 2 krumme Krallen, um sich desto besser an den Haaren und Federn der Thiere anzuhalten. Die Haut des Hinter-Leibes ist fast immer sehr durchsichtig, so, daß die Eingeweide durchschimmern. Sie sind auch weit lebhafter, und kriechen viel geschwinder, als die Menschen-Läuse; doch können sie nicht lange an todten Vögeln leben, sondern pflegen bald aus den Federn zu kommen, und sich nach dem Kopfe und in die Gegend des Schnabels zu begeben. Ihre Arten sind sehr zahlreich.

Die Läuse, welche Moses als eine Plage über Aegypten brachte, und deren 2 Mos. 8, 16 — 18. und Ps. 105, 31. Erwähnung geschieht, waren keine Läuse, wie Luther כִּנִּים oder כִּנִּם, Kinim, aber unrichtig, übersetzt hat, sondern eine Art kleiner, aber empfindlich stechender Mücken, wovon ich im Art. Mücke wieder sprechen werde.

Wenn man hin und wieder in Reise-Beschreibungen der Pharaonis-Läuse gedacht findet, muß man dabey nicht an Mose's Kinim denken. Nach der Beschreibung der Reisenden, ist die Pharaonis-Laus, Fr. Chique, Pou de Pharaon, einer Hasel-Nuß groß, welche Menschen und Vieh durch ihren Biß viele Schmerzen verursacht; sie frißt sich bisweilen in die Haut der Thiere hinein, daß man sie kaum wieder herausbringen kann; sie ist nicht geflügelt, sondern kriecht nur. Siehe Chike, im VIII Th., S. 60, fgg.

Die gemeine Laus, oder die sogenannte Menschen-Laus, Pediculus humanus *Linn.* Fr. le Pou des hommes, sitzt nicht nur dem Menschen auf dem Kopfe, und wird daher Kopf-Laus, L. Pediculus humanus capitis; Fr. Pou humain de la tête, genannt, sondern auch bisweilen in den Kleidern und

auf

auf dem Leibe, und wird daher Kleider-Laus oder Leib-Laus, L. Pediculus humanus corporis; Fr. Pou humain du corps, genannt. Der Ritter Linné hat die Leib-Laus und die Kopf-Laus als bloße Varietäten einer einzigen Art aufgeführt; allein, es sind zwey wirklich, im Habitus und in der Lebensart, verschiedene Arten; sie begatten sich auch mit einander nicht.

Die Kopf-Laus ist anders gestaltet, als die Leib-Laus; sie ist kleiner am Körper und Kopfe. Leztere ist größer, und der Kopf dicker; auch die Augen weit vorstehender. Die Kopf-Laus hat eine härtere und dunklere Haut; die Leib-Laus aber ist aschgrauer. Die Kopf-Laus ist kleiner, und dunkelgrauer. Am Rande des Brustschildes und der Ringe des Körpers sieht man auf jeder Seite einen dunkelbraunen Streif, welcher nach der Zahl der Ringe in kleine Striche abgetheilt ist. Der Leib-Laus hingegen fehlt dieser Streif, und ist ganz einfarbig hellgrauer; auch sind die Ringe dieser leztern nicht so scharf, als bey der Kopf-Laus. Die Kopf-Laus wird nie am Leibe, und die Leib-Laus nie in den Kopf-Haaren fortkommen. Die leztere legt ihre Eyer nie auf die Haare des Körpers, sondern stets in die Lumpen oder Hadern, und sie werden daher auch Hader-Läuse genannt. Der Leib-Arzt Wichmann hat, in seiner Aetiologie der Krätze, S. 40, Anm. ebenfalls auf diesen Umstand gesehen, und die Krätz-Milbe zu einer besondern Art gemacht, die sonst wohl schwerlich anderswo, als in der Krätze des Menschen würde anzutreffen seyn.

Verschiedene Versuche, die, nach dem Berichte des Hrn. D. Martini (*), der Pastor Frisch zu Grünebey in Schlesien, in dieser Absicht mit armer Leute Kindern angestellt hat, die er ganz neu kleiden, und sie folglich von

(*) Im 1 Jahrg. der Neuesten Mannigfaltigkeiten ꝛc. (Berl. 1778, 8.) S. 726.

von allen Leib-Läusen reinigen, ihre Kopf-Läuse hingegen noch eine Zeitlang behalten ließ, haben es bestätigt, daß jene nur in den, den Körper zunächst umgebenden Kleidern, diese hingegen bloß in den Haaren des Kopfes sich aufhalte.

Von den Kopf- und Leib-Läusen, sind die Filz-Läuse, wovon ich weiter unten handeln werde, noch unterschieden.

Der Kopf der Kopf- und Leib-Läuse geht spitzig zu; die Fühl-Hörner sind kurz und fünfgliederig; Einige wollen bemerkt haben, daß diese Gelenke, wie die Auszüge eines Perspectives, in einander eingezogen werden können; die zwey runden, schwarzen Augen stehen hinter den Fühlhörnern. Der Brust-Schild besteht aus drey Theilen mit tiefen Einschnitten; auf der Mitte steht der Nerven-Knoten, von dem die Nerven nach dem Kopfe und den Füßen wie Strahlen hinlaufen. Die Füße haben fünf Glieder, und am Ende einen langen zugespitzten beweglichen Haken, und eine gegenüber stehende fast gerade Spitze; zwischen beyden noch einige kleine durchsichtige Spitzen. Der Hinter-Leib hat sechs tiefe Einschnitte, und der lezte Ring ist bey dem Weibchen wie gespalten. Die Haut ist so durchsichtig, daß die innern Theile, die Luftröhre, der Magen und die Därme, welche leztern mit Blut und Unrath angefüllt sind, durchscheinen. Das Männchen hat am Ende des Leibes einen braunen, hornartigen Stachel, womit das Jucken der Haut verursachet zu werden scheint.

Eine sehr genaue und ausführliche Beschreibung der innern und äussern Theile dieses Insectes hat Swammerdam, in seiner Bibel der Nat., S. 30, fgg. geliefert. Einen mit Hrn. Goeze Anmerkungen und Berichtigungen begleiteten Auszug daraus, findet man in der Geschichte einiger, den Menschen, Thieren, Oekonomie, und Gärtnerey schädlichen Insekten,

ten, nebst den besten Mitteln gegen dieselben, aus dem Französ. und mit Anmerkungen von J. A. E. Goeze, (Lpz. 1787, 8.) S. 26, fgg.

Es ist dem Swammerdam unmöglich gewesen, zu entdecken, ob die Läuse, wie andere Insecten, durch Männchen und Weibchen unterschieden wären. Gleichwohl sagt er: er habe gesehen, daß die Läuse auf einander geklettert wären; allein bey der Zergliederung habe er nichts finden können, warum solches geschehen sey; in 40 zergliederten Läusen hingegen habe er einen Eyerstock gefunden, welches ihn auf die Muthmaßung bringt, daß vielleicht eine jede Laus ein Hermaphrodit, d. i. sowohl männlichen als auch weiblichen Geschlechts sey, zumahl da man diese Einrichtung der Natur schon bey den Schnecken bemerkt hat. Man darf sich aber darüber gar nicht verwundern, daß Swammerdam die Männchen von den Weibchen nicht hat unterscheiden können. Da er sich bloß mit der Zergliederung und Beobachtung der kleinsten Theile abgegeben hat, so war ihm das Größere gleichgültig; sonst hätte er Männchen und Weibchen mit bloßen Augen schon an ihrem Habitus unterscheiden können. Auch dies hat den großen Mann getäuscht, daß er gegen 40 Weibchen kein Männchen angetroffen hat. Das Verhältniß ist noch zu klein. Man kann gegen 100 Weibchen kaum 1 Männchen rechnen. Ein Männchen muß vielen Weibchen genug seyn können. Leeuwenhoek hat klar bewiesen, daß es Männchen unter ihnen gebe, und alle ihnen eigenen Theile sowohl beschrieben, als abgebildet. Er hat auch hinten an den Männchen allein einen krummen Stachel entdeckt, mit dem sie stechen sollen, wie er an seiner Hand erfahren hat; daher soll, seiner Meinung nach, das Jucken in der Haut entstehen, weil das Blutsaugen mit dem Saug-Rüssel ohne Empfindung geschähe. An dem Weibchen habe er nie

der-

dergleichen Stachel bemerkt. Hr. Bar. Degeer (*) hat ebenfalls diesen Stachel hinten an den Männchen, sowohl der Leib- als Kopf-Läuse, wahrgenommen und abgebildet; er ist braun, hornartig, am Ende spitzig und unten breit. Der Hinter-Theil der Männchen ist auch nicht, wie bey den Weibchen, gespalten, sondern oval abgerundet. Auch Goeze (**) versichert, daß es ihm nicht schwer geworden sey, die Männchen unter den Läusen zu entdecken. Sie sind schmähler und schmächtiger als die Weibchen. Der Einschnitt zwischen dem Brustschilde und Kopfe, nebst dem Hälschen, ist sichtbarer, und nicht selten steht hinten das männliche Glied, als ein Zäpfchen hervor, besonders wenn sie nicht lange vorher in der Begattung gewesen sind. Ob sie aber, wie Leeuwenhoek vorgiebt, mit diesem Stachel stechen können, läßt Goeze unentschieden; vielmehr, sagt er: saugen sie beyde, Männchen und Weibchen, das Blut nicht ohne Empfindung.

Der Eyerstock bey den Weibchen nimmt den ganzen Bauch ein; er hat aber da, wo die Därme ihren Ausgang haben, einen eben so deutlichen Ausgang. Die Anhänge desselben sind zwey Röhren, die sich zulezt in einen Punct vereinigen. Man findet in dem Eyerstocke vollkommene und unvollkommene Eyer, so, daß Swämmerdam in einem einzigen, 10 große und 40 kleine Eyer gezählt hat. In der Mutter (dem Uterus) hat er allemahl ein vollkommenes Ey gefunden, welches eben hat gelegt werden sollen. In jeder Laus zeigt sich ein doppelter Eyerstock, und jeder Theil geht wieder in fünf Eyer-Gänge

(*) In seinen Abhandlungen zur Geschichte der Insekten, nach Hrn. Goeze Uebersetz. 7 Th. (Nürnb. 1783, gr. 4.) S. 29.

(**) In der Anmerk. zu erwähnter Stelle im Degeer; und in der von ihm übers. Geschichte schädlicher Insekten, S. 37, Anmerk.

Gänge ab, die alle in einen gemeinen Canal auslaufen, auf welchen der Uterus folgt, wo das Ey seine lezte Vollkommenheit erreicht. Neben dem Uterus liegt ein Leim-Säckchen, welches sich in dem Eingeweide öffnet, und dessen Leim dazu dient, die gelegten Eyer anzukleben, welche daher auch so fest an den Haaren kleben. In den Eyergängen liegen die Eyer so dicht neben einander, daß man sie fast nicht unterscheiden, und mit vieler Mühe aus einander bringen kann, weil das Auge durch neue, davon abgehende Fettsäckchen gehindert wird. Die Eyer der Läuse, besonders in den Haaren, nennt man insgemein Nisse, L. Lendes (*). Das Ey ist schon die wirkliche Laus selbst, welche, sobald die überflüssige Feuchtigkeit verdunstet ist, aus der Schale kommt, und nach einigen Häutungen, welche die Stelle der Verwandlung vertreten (**), sogleich zur Zeugung geschickt wird. Wegen dieser geschwinden Fertigkeit zum Zeugen, haben Einige aus Scherz gesagt, daß eine Laus in 24 Stunden Aeltermutter werde; wahr ist es indessen, daß sie sich in kurzer Zeit durch weiße längliche Eyer, die sie in die Haare und Kleider legen, bis zum Erstaunen vermehren. Nach Leeuwenhoek's Bemerkungen (***), kann eine einzige Mutter binnen 6 Tagen an die 50 Eyer legen, ohne die sie noch im Leibe hat; nach 6 Tagen kommen die Jungen aus, und 18 Tage nachher können diese auch schon Eyer legen. Nach dieser Rechnung können zwey Mütter binnen 8 Wochen, Großmütter von 10,000 Läusen werden. Es müssen

(*) Nicht Lentes, denn Lentes heißen Linsen.

(**) Bey den Blattläusen verhält es sich eben so. Die junge häutet sich erst 4 Mahl, und dann fängt sie an zu gebären.

(***) Leeuwenhoek hat die Läuse selbst bey sich im Strumpfe getragen, um recht hinter das Geheimniß ihrer Erzeugung und großen Fruchtbarkeit zu kommen.

müssen aber die Eyer an einem warmen und feuchten Orte liegen. Zuweilen geschieht es aber auch, daß die in der Nacht, an einem warmen Orte ausgekommenen Läuschen, des Tages über von der Kälte sterben, und wenn sie einige Monathe in den Haaren gehangen haben, ihre äusserliche Gestalt gänzlich verlieren.

Die Läuse hängen sich an alle Theile des menschlichen Körpers, besonders an den Kopf der Kinder. In Menge befinden sie sich in den Hadern oder Lumpen der Armen, der Bettler, der Matrosen, der Soldaten (*), und aller unreinlich lebender Leute, die keine Hemden haben, und mit der Wäsche nicht oft genug wechseln können.

Daß der Genuß vieler Kastanien Läuse verursache, (s. Th. XXXV, S. 595,) ist nicht bewiesen.

Da die Läuse bey dem Saugen die Haut durchbohren, so entstehen daher oft Geschwüre, die in die Krätze, wohl gar in den Grind, übergehen. Verschiedene Leute haben dadurch eine besondere tödliche Krankheit bekommen, wenn die Läuse sich auf der Haut so ungeheuer vermehren, und am ganzen Körper Wunden und Geschwüre, die bis auf die Knochen gehen, verursachen. In der Geschichte findet man Beyspiele von dieser Läuse-Krankheit, oder Läuse-Sucht, Gr. und Lat. Phthiriasis, Morbus pedicularis, Pediculatio, Fr. Maladie pediculaire, daß Menschen bey lebendigem Leibe von Läusen aufgefressen sind. Die Geschichte erzählt es vom Juden-König Herodes (**), vom

(*) *Ant. de Leeuwenhoek* obss. de vngulis pediculi, et quod milites à pediculis plurimum vexentur, cum vestes eorum sint madidae, st. in Dessen *Continuationi epistolarum datarum ad Societ. Reg. Londinensem*, (L. B. 1689, 4.) S. 70 — 72.

(**) *Yvonis Gaukes* diss. physica de Herode à vermibus exeso, more mathematico elaborata, st. in *Bibliothecae histor. philolog. theologicae* Class. V. Fasc. VI. (Bremae, 1722, 8.) p. 959 — 987.

Von

vom Sohne des Antipater's, Cassander, vom Alcmäon, vom Democratus, vom Kallisthenes, vom Olynthius, vom Schauspieler und Atheisten Pherecydes, und vom großen Dictator Lucius Sylla (*). Plato selbst soll von Läusen sein Leben eingebüßt haben. Die beyden Arianer, Theodor und der grausame Honorich, Könige der Vandalen, die beyden Kaiser Arnulphus und Maximus, der Wüterich Diocletian, und der Kanzler dû Prat, (von welchem Franz I. in Frankreich, als er das von ihm erbauete große Hospital sahe, sagte, daß es nicht groß genug wäre, alle die Armen zu beherbergen, welche dû Prat gemacht hätte,) sind von den Läusen und Würmern gefressen worden. Die Ursache dieser Krankheit mag wohl von je her eine große Nachläßigkeit in allem, was zur Reinlichkeit des Körpers gehört, gewesen seyn, zum Theil auch ihren Grund in der Unwissenheit, schwürige Ausschläge der Haut gehörig zu behandeln, gehabt haben. Es war daher thöricht, dieses Uebel, welches sich die Menschen durch Unreinlichkeit zuzogen, für ein besonderes Strafgericht Gottes anzusehen, wie viele Schriftsteller thaten, die man in Triller's progr. de pityriasi vesicae (Opusc. Vol. I. S. 414, fgg.) angeführt findet. Diese entsetzliche Brut nistet sich überall ein, und zernaget oft alle weiche Theile eines lebendigen Leibes. Merklin hat gesehen,

Von der Wurmsucht des Königes Herodes, s. Reinhards Bibelkrankheiten, 5tes Buch, (Frf. und L. 1768, 8.) S. 218 — 228.

(*) Von beyden Letztern meldet es *Serenus Sammonicus*, in den Worten:

Sed quis non paueat Pherecydis fata Tragoedi,
Qui nimio sudore fluens, animalia tetra
Eduxit, turpi miserum quae morte tulerunt?
Sylla quoque infelix tali languore peresus,
Corruit et foede se vidit ab agmine vinci.

daß jemand Kopf-Läuse aus der Nase geschneuzt hat. Krüger hat einem Tuchmacher ein Eitergeschwür zwischen den Schultern geöffnet, und an statt des Eiters ein Nest von unzähligen großen und kleinen Kopf-Läusen darin gefunden. In Hals-Kröpfen haben Johann Vigueur und Forestus dergleichen entdeckt, und Heurnius hat sie in vielen Blasen gesehen, welche am Magen fest saßen. Sogar der Buckel einer Jungfer ist ein Läuse-Magazin gewesen. Borellus meldet von einem Soldaten, der über den ganzen Leib voller Blasen war, in welchen lauter Läuse hauseten; und von Heer erzählt von einem Edelmanne, daß er Blut und zugleich hochrothe Läuse ausgeschwitzt habe. Man hat auch Beyspiele, daß todte Leute geschwitzt haben, welchen Schweiß eine hervorgekommene Menge Läuse durch die Erweiterung der Schweißlöcher verursachet hat. Ledel gedenkt eines scorbutischen Jünglinges, der durch die China-Rinde von einem schweren dreytägigen Fieber genesen ist, auf dessen Kopfe, in der Geschwindigkeit, Millionen Läuse sich eingefunden hatten (*). Durch den Urin selbst sind Läuse von Menschen abgegangen; und dieses ist um desto weniger zu verwundern, da Leeuwenhoek beobachtet hat, daß zuweilen durch den Urin kleine Raupen-Puppen abgehen, woraus hernach eine Fliege entsteht, die er abgebildet hat.

Daß dieses Ungeziefer bey vernachlässigter Reinlichkeit, bey Kranken gar sehr überhand nehmen könne, bestätigt der gelehrte geh. R. und Prof. der prakt. Arzeney-Wiss. bey dem Collegio Medico-Chirurgico in Berlin, Herr D. Fritze, (welcher sich durch das im J. 1789 gestiftete klinische Institut in Berlin, von welchem ich im Art. Medicinal-Anstalten Nach-

(*) *Sam. Ledelii* obs. de pediculis post tertianam, st. in *Misc. Nat. Cur.* Dec. III, A. IX et X, obs. 196.

Nachricht ertheilen werde, nebst seinem, ihm adjungirten würdigen Hrn. Sohne, vorzüglichen Ruhm erworben hat,) aus seiner ehemahligen Praxis bey dem kön. preuß. Feld-Lazareth, in folgendem, an mich erlassenen Schreiben:

Hochzuehrender Freund.

Ich habe Ihnen vor einigen Wochen einen kleinen Beytrag zur Läuse-Krankheit versprochen; hier ist er, so gut oder so schlecht er auch seyn mag.

Die Läuse-Sucht ist eigentlich eine Krankheit der Jugend; und die Erfahrung lehrt, daß Kinder, die damit, aller gewöhnlichen Reinigung ohnerachtet, behaftet sind, in der Folge die allergesundesten werden, und für andre ihres Gleichen, die davon befreyt bleiben, sehr hervorstechen. Wenn in zunehmendem Alter diese Krankheit auf den Köpfen und in den Kleidern überhand nimmt, dann ist sie eine Folge von unterlassener Reinlichkeit, von Strapazen, und von höchst dürftiger Lebensart.

Die Aerzte kennen eigentlich keine Krankheit, ausser der tinea capitis, wobey sie ein gewöhnlicher Zufall seyn sollte; aber, daß dieses Ungeziefer so sehr, bey verabsäumter Reinlichkeit, über alle Erwartung bey Krankheiten überhand nehmen könne, davon kann ich ein Beyspiel anführen, das ich selbst im siebenjährigen Kriege als Feld-Arzt beobachtet habe.

Als im J. 1762 von der preuß. Armee im Junius die Belagerung von Schweidnitz in Schlesien unternommen wurde, hatte der König dazu nur einige schwache Bataillons bestimmt; und da sich die Belagerung bis in späten Herbst, bey übler naßkalter Witterung und bey großem Mangel an Lebensmitteln, verzog, so fanden sich häufige Ruhren von fäuliger und malignerer Art ein. Die großen, Tag und Nacht fortgesetzten Strapazen dieses kleinen Corps, hatten die Soldaten äusserst entkräftet, und an die Reinlichkeit konnte gar nicht gedacht werden. Hierdurch geschahe es, daß viele Kranke mit dergleichen Ruhren, wobey Millionen Läuse den Körper bedeckt hatten, in das Lazareth-Depôt zu Neudorf transportirt wurden, die man an-

fangs mit scharfen Besen abfegen mußte. An mehrern Stellen des Körpers hatte sich dieses Ungeziefer in das Fleisch des Kranken gefressen, und bildete brandige Geschwüre, in welchen es tausendweise, mit dem Kopfe nach unten, zusammensaß, und ein unausstehliches Kratzen bewirkte. Selten konnte ein Kranker dieser Art gerettet werden; aber mit dem Tode des Patienten erfolgte auch sogleich der Tod der Läuse. Bey dieser Gelegenheit habe ich oft gesehen, daß sich die Läuse in dem größten Ueberfluß aufs Commiß-Brod setzten, und da ihre Nahrung fanden, eben so, wie auf rohe Erdoffeln, mit welchen sie sich herum wälzten, da sie damit besäet waren. Das Waschen mit einer Abkochung von bittern Kräutern und schlechten Tobak, half gar nichts dagegen, etwas mehr kleine Mercurial-Einreibungen, die aber doch nur bey den wenigsten, der Haupt-Krankheit wegen, applicable waren. Berlin, d. 8 Sept. 1794.

Fritze.

Gegen die Menschen-Läuse sind unzählige Mittel bekannt. Daß diese Geschöpfe, wie Linné meint, eine Wohlthat für junge Kinder seyn, und ihre künftige Gesundheit befördern, oder sie vor größerm Uebel bewahren sollen, indem sie dadurch, wenn sie ihnen den Kopf zerfressen, den Ansprung befördern, und auf diese Art den Schnupfen, den Husten, ja die fallende Sucht und andere schlimme Krankheiten verhindern, ist erweislich falsch. Kinder, die mit aller Sorgfalt reinlich und mäßig gehalten werden, und die man nicht mit verlauseten Gespielen viel umgehen läßt, haben keine Läuse und bleiben gesund, welches genug Erfahrungen bestätigen. Die Reinlichkeit in allen Stücken, ist das sicherste Mittel sie davor zu bewahren, so wie die sichersten Vorkehrungen, solche, wenn sie sich eingefunden haben, diese sind: daß man den Kopf mit Tobaks-Wasser wasche, Hand und Kleider schwefele, und bey einer Krankheit oder einem

Aus-

Ausschlage innerliche Reinigungs-Mittel gebrauche. Tägliches Abkämmen und Abbürsten, auch wohl Abschneiden der Haare, wenn es sehr arg ist, und folgende Salbe, sind unschädliche Mittel. Man mache aus 1 Loth gepülvertem Petersilien-Samen, 2 Loth ungesalzener Butter, und 16 Tropfen Anis-Oehl, eine Salbe, und streiche täglich 2 Mahl, so viel als nöthig ist, auf den Grind, oder, wenn dieser nicht da ist, auf eine Stelle des Kopfes, wo die meisten Läuse sich aufhalten. Oder: man stoße Olibanum zu Pulver, mache mit zerlassenem Schmeer eine Salbe daraus, und streiche eine Zeitlang, täglich etwas davon in das Haupt-Haar. Auch lasse man in die Mützen des Kindes etliche Tropfen Spiek-Oehl thun; und im Nothfall nähe man bey Kindern, die keinen bösen Kopf haben, gepülverten Sabadill-Samen zwischen den Ueberzug und das Unterfutter der Mütze. Oder: man koche in einem glasurten Topfe eine gleiche Portion Weihrauch und Speck zu einer dichten Salbe, drücke alles durch ein Tuch, und reibe damit den Kopf, wo die Läuse sitzen.

Zur Vertilgung der Nisse, mache man eine Salbe von Lorbeer-Oehl, von bittern Mandel-Oehl und von altem Schmeer, von jedem 2 Unzen; ½ Unze Läuse-Kraut, und eben so viel von Rainfarn-Saft; 2 Quent Aloe, und eben so viel Myrrhen; dazu Tausendgüldenkraut, Salz und Schwefel, von jedem 1 Quent; und mische alles wohl untereinander zu einer Salbe. Ehe man aber damit schmiert, wasche man die Haare mit Wein-Essig.

Auch bey Erwachsenen, ist oft wiederhohlte Reinigung höchst nöthig; indessen ist dieses Ungeziefer so hartnäckig, daß es fast allen innerlichen und äusserlichen Mitteln widersteht. Unter die erstern gehören: Knoblauch, Senf, Theriak, Hirschhorn, gesalzene, saure, bittere und widrige Nahrungsmittel. Zu den

lezterh: Bähungen von süßem, besonders aber von Meer-Wasser; ferner, in so fern sie reinigend sind, ein Decoct von Lupinen, der Saft von Mangold, pulverisirte Bertramwurzel und Galläpfel vermischt, Wein-Essig mit Meer-Wasser, eine Lauge von der Asche des arabischen Stöchaskrautes (Lavandula Stoechas *Linn.*) womit man den Kopf reibt; Salben, Oehle, Pflaster, u. d. gl. Unter allen aber sind die wirksamsten Mittel, wovon die Läuse sterben: der Same des eigentlichen Läusekrautes (Pedicularis *Linn.*), der Same des ägyptischen Saukrautes (Coque du Levant), Schwefel, die Wurzeln des wilden Ampferkrautes und Alants, Tobak, Queckſilber, Zinnober, Grünspan, und Meerzwiebel-Essig; der gepülverte Same von Eppich und Sellerie, des Abends beym Schlafengehen in die Haare gestreuet.

Folgende Pomade wird sehr gerühmt. Man nimmt ½ Unze Scabiosen-Saft; 1½ Quent weiße pulverisirte Nieswurz; 1. Unze Terpenthin, mit gleicher Portion Schwein-Fett. In Ermangelung derselben kann man den ganzen Leib mit Wein-Essig, und etwas verschlagener Brühe von gemeinen und Meer-Zwiebeln waschen. Oder: man läßt Amarant- oder Tausendschön-Blätter zu einer Lauge kochen, um damit den Kopf zu waschen. Auch reibt man solchen mit der Brühe von Pfriemenkraut, Rüb- oder Wacholder-Oehl, unter einander gemischt.

Wenn man Abends beym Schlafengehen ein Lösch-Papier, entweder mit Spiek-Oehl allein, oder mit Mandel- oder einem andern Oehle vermischt, bestreicht, und auf den Kopf, oder auf andere Theile des Körpers, wo Haare sind, legt, so vertreibt es die Läuse, so daß man sie den Morgen darauf alle todt findet. Ettmüller meldet, nach dem Panarollus, daß einem, dem, zur Vertreibung der an den Schamgliedern sich befindenden Läuse, öfters das Queckſilber ein-

eingesalbet worden, dieses nichts geholfen, sondern er fast ein beständig steifes Glied darnach bekommen habe, er aber den Augenblick vom Ungeziefer frey, und in seinen ersten Zustand versetzt worden sey, sobald er diesen Theil mit Spiek-Oehl gerieben habe.

Im 2 Th. des von John bearbeiteten Lexikon der k. k. Medicinalgesetze, (Prag. 1790, 8.) ist folgende Läuse-Salbe verordnet. Man nimmt lebendiges Queckſilber, 2 Unzen; Schwein-Fett, 1½ Pf.; dieses reibt man, bis man kein Queckſilber-Kügelchen mehr sieht; alsdann setzt man hinzu: Läusesamen-Pulver, und Sabadillsamen-Pulver, von jedem 2 Unzen; gepülverte weiße Niesewurzel, 1 Unze; Lorbeer-Oehl, 9 Unzen; Spiek-Oehl, 1 Unze, und bewahrt es auf.

Die in der Pharmacopoea Würtembergica, p. 247, verordnete Läuse-Salbe, besteht aus den Stephanskörnern (Delphinium Staphisagria *Linn.*) der stinkenden schwarzen Niesewurz (Helleb. foetidus *L.*) und dem lebendigen Queckſilber.

Diese Salbe kann, sowohl wegen des Queckſilbers, als auch der übrigen scharfen Mittel, wenn sie unvorsichtig gebraucht wird, vielen Schaden, vornehmlich bey jungen Kindern anrichten, indem sich ein Theil von ihr durch die Geschwüre des Kopfes, wenn auch diese, wie oft geschieht, eingesalbet werden, in dem Körper einsauget.

Die im kön. preuß. Dispensatorio, (Berl. 1781, gr. 4). S. 103, vorgeschriebene Läuse-Salbe, besteht aus Sabadillsamen-Pulver 1 Unze, frischen Schwein-Fett, 4 Unzen, und Fenchel-Oehl, ½ Quent.

Nach Hrn. D. Ruhland Vorschrift (*), nimmt man frischen Knoblauch, drückt den Saft davon aus, und läßt ihn den mit Läusen behafteten Personen auf

(*) Im Aesculap, einer medicin. chirurgischen Zeitschrift, herausgegeben von D. F. A. Weber und D. M. P. Ruhland, 1 B. (Lpz. 1790, gr. 8.) S. 138.

den Kopf gießen; alsdann wartet man eine Zeitlang, mischt denselben ausgepreßten Knoblauch-Saft unter ungesalzene Butter, reibt das Haar damit ein, und kämmt hernach mit einem feinen engen Kamm, die Läuse und Nisse hinweg. Man darf kaum 2 oder 3 Mahl einen Versuch damit machen, so ist man von allem Ungeziefer frey. Eben dieses Mittel dient auch zur gänzlichen Ausrottung der Filz-Läuse, die öfters wie Fisch-Schuppen an der Haut der Füße anliegen. Dieses Mittel ist der Queckſilber-Salbe und andern noch in hohem Ansehen stehenden Mitteln weit vorzuziehen. Reiche Leute bedienen sich des Arraks, machen die Läuse damit betrunken, und lassen sie dann geschwinde herunter kämmen.

Nach Rich. Twiß Bericht, (in seinen Reisen durch Portugal und Spanien, in den Jahren 1772 und 1773,) braucht man in Portugal die Paviane, sich den Kopf reinigen zu lassen, und diese werden ordentlich für Geld dazu gehalten.

Sabadill-Samen und Tobaks-Blätter, zu einem concentrirten Decoct gekocht, und alle 24 Stunden damit die Kranken-Säle in Lazarethen, wie die Wäsche pflegt eingesprengt zu werden, besprützt, vertreibt das bey solchen Gelegenheiten in Menge sich einfindende Ungeziefer.

Man pflegt den Läusen eine große Treue gegen ihren Ernährer beyzulegen, weil sie denselben nie gutwillig verlassen sollen, und sich mit ihm aufhenken lassen. Allein, ich will nicht untersuchen, was die deutschen Läuse thun, hingegen in Spanien sagt man ihnen was böseres nach. Oviedo ist der Gewährs-Mann. Die Spanier, sagt er, behalten ihre Läuse, wenn sie zur See reisen, so lange in Frieden, bis sie hinter den Tropicum kommen; aber hier verlieren sie alle, zum großen Beweise, daß die Natur den Thieren nicht darum viel Beine gegeben hat, daß sie

auf Reisen gehen sollen. Vielleicht ist aber auch die Liebe zum Vaterlande oder vielmehr ein National-Haß, welcher die Läuse, so wie die Menschen, besitzt, an dieser Untreue Schuld; denn es wird versichert, daß eine Laus eines Indianers auf keinem spanischen Haupte anbeiße, oder sich belieben lasse, ein solches europäisches Gebieth zu betreten. Die guten Spanier bekommen auch auf ihrer Rückreise keine Laus eher wieder zu sehen, als bey den azorischen oder St. Thomas-Inseln, da sich die spanischen Leute wieder mit ihren Landsleuten gesellen. Daß die Juden, wie ich vermuthe, in allen Welt-Theilen Läuse behalten, mag vielleicht daher rühren, weil diese Nation kein eigenes Vaterland mehr hat, sondern mit allen dem Ihrigen in alle Welt zerstreuet worden ist.

Eine nicht nur unsichere, sondern auch unerlaubte und schändliche Cur ist es, wenn man die Gelbsucht durch verschluckte lebendige Läuse curiren will, weil man glaubt, daß sie den verstopften Gallen-Gang öffnen sollen, wenn sie daselbst hinein kröchen. Davon führt Hannäus (*) einen Casum an, da ein Knabe 7 bis 9 derselben verschluckt, und die Gelbsucht zwar verloren hat, hernach aber von der Läuse-Sucht nicht allein, sondern auch von einem unersättlichen Hunger geplagt worden, und endlich an der Auszehrung gestorben ist, in dessen Magen noch ein großer Klumpen solchen Ungeziefers beysammen gefunden worden ist.

Apinus (**) erzählt einen Fall von einer glücklichen Cur der Verstopfung des Urins bey einem neugebornen

(*) *Ge. Hannaei* obs. de icteri cura infelice per pediculum, st. in *Tho. Bartholini Act. med. et philos. Hafniens.* Vol. III. A. 1674 et 1675, S. 168 f.

(**) *Jo. Lud. Apini* obs. de ischuria pueruli recens nati, immisso in penem pediculo vivo, illico soluta, st. in *Miscell. Nat. Cur.* Dec. III, A. III, obs. 69.

nen Knaben, vermittelst einer in das Glied hineingelassenen lebendigen Laus.

Unter allem Ekelhaften, was genossen werden kann, steht wohl das Ungeziefer auf den Köpfen der Menschen oben an; und dennoch giebt es Leute genug, welche es als einen Leckerbissen verzehren, und mit den Zähnen zerknacken. Die Negern der abendländischen Küste von Afrika machen sich daraus ein großes Vergnügen, sich die Läuse von ihren Weibern absuchen zu lassen, welche nicht unterlassen, sie zu fressen, sobald sie einige gefunden haben. Die Tatarn und Hottentotten nennt man daher Läuse-Fresser, wie auch einige Affen, welche darnach sehr lüstern sind, wie ich oben, S. 266, von den Pavianen gemeldet habe. Die Hottentotten führen das Wiedervergeltungs Recht zu ihrer Entschuldigung an, wenn sie die Läuse fressen, die sie beißen und fressen. Sie schämen sich auch nicht, wenn man sie gleich bey ihrer Lauserey antrifft, und dergleichen Ungeziefer haufenweise um ihnen herumkriecht. Wenn die Einwohner in Kamtschatka von unserm meisten Ungeziefer befreyet sind, so werden sie doch von den Läusen gemartert. Man findet an den Ufern des Meeres eine Art, welche sich zwischen die Haut und das Fleisch setzt, und heftige Schmerzen verursachet, die man nicht anders stillen kann, als wenn man das frische Fleisch, worin sie ihr Nest gemacht hat, wegschneidet. Was die gemeinen Läuse betrifft, so sind sie mit diesem Ungeziefer dermaßen reichlich versehen, daß die Weiber oft nichts anders zu thun haben, als sich davon zu befreyen. Sie lassen sie haufenweise auf ihre Kleider fallen, wenn sie ihre Haare durch ihre Finger streifen, die ihnen statt der Kämme dienen. Die Manns-Personen befreyen sich davon durch hölzerne Striegeln, womit sie sich den Rücken reiben. Manns- und Frauens-Personen aber essen beyderseits ihre Läuse,

ohne

ohne Zweifel, wie die Hottentotten, zur Vergeltung. Die Cosaken sind verbunden, den Kamtschadalen mit Schlägen zu drohen, wie den Kindern, damit sie ihnen diese Unreinlichkeit abgewöhnen. Eben diesen Appetit findet man auch zuweilen bey den Kalmüken. Daß die Taheiter, und noch mehr die Neuseeländer, das ihnen beschwerliche Ungeziefer mit den Zähnen zerbissen und aßen, ist schon aus allen, welche Reisen nach diesen Ländern beschrieben haben, bekannt. Aber nicht etwa Wilde und ungesittete Völker allein, sondern Leute, sogar Frauenzimmer in Europa, an einem Orte, wo eine berühmte Universität ist, und wo folglich der gute Geschmack zu Hause seyn muß, speisen dieses Ungeziefer mit Vergnügen. Man lese folgende Nachricht eines vornehmen Reisenden, welcher Spanien und Portugal erst in dem gegenwärtigen Jahrhunderte besucht hat, so wird man mir Recht geben.

„Meine Ankunft in Coimbra," schreibt er, „geschahe an einem Markt-Tage. Ich sahe die Weiber mit der Mittags-Hitze eine ekelhafte Hanthierung treiben. Sie nahmen ihre Männer beym Busche, und legten den Kopf in ihren Schooß, um ihnen das Ungeziefer abzusuchen. Die Aernde war reich, und die Früchte mußten vortrefflich seyn; denn diese häßlichen Betteln knackten von Zeit zu Zeit einige Läuse mit den Zähnen todt, die sie für die schmackhaftesten hielten, bloß um ihren Männern ihre Liebe zu bezeugen. Die Männer erwiesen hernach ihren Weibern eben denselben Liebesdienst. Es ist eine gewöhnliche Sache in Portugal, daß Weiber und Männer den Kopf voll Ungeziefer haben, wenn sie ihre eigenen Haare tragen. Ich habe ein Frauenzimmer von Stande und großer Schönheit gekannt, welche sehr reichlich damit versehen war. Sie kämmen sich nicht gern, pudern sich aber des Tages öfters, und kräuseln den ganzen Kopf mit vielen Locken auf, welche den Läusen zur Wohnung dienen."

Clauder (*) führt das Beyspiel eines Menschen an, der die frischesten Läuse, die er bekommen konnte, mit großer Begierde fraß. Er war 60 Jahr alt, mitten im Kriege von armseligen Landleuten geboren und erzogen. Nach den Umständen hatte er ein elendes Leben geführt, und mit den Seinigen oft vor den plündernden und würgenden Soldaten in die Wälder flüchten müssen. Nach der Aeltern Tode nahm dieser wilde Charakter mit den Jahren zu; und ob er gleich nachher unter Menschen auf dem Lande lebte, so brachte er doch größtentheils sein Leben in den dicksten Wäldern zu. Seine Seelen-Kräfte erloschen, und er gab immer mehr Beweise einer melancholischen Brutalität, die so weit gieng, daß er zulezt Läuse, als einen Leckerbissen, fraß.

Bey den alten Peruanern, mußten die Dürftigen und Armen den Ynca-Königen einen Tribut entrichten, der ihren Herrn eben nicht reich machen, jedoch viel zur Reinlichkeit beytragen konnte; sie waren nähmlich verbunden, dem Statthalter ihres Ortes von Zeit zu Zeit gewisse Becher voller Läuse zu liefern. Ich erinnere mich, in einem von denen Schriftstellern, die über die Eroberung von Meriko geschrieben, gelesen zu haben, daß Cortez in des Montezuma Schatz-Kammer mehrere Beutel voll Läuse gefunden habe, die als eine Kopf-Steuer eingetrieben worden waren. Diese Auflage (Läuse-Tribut) ist freylich sonderbar genug, hatte aber vielleicht, wie gesagt, einen politischen Endzweck, nähmlich: die Beförderung der Reinlichkeit. Uebrigens rechneten die damahls in Meriko angestellten Geistlichen es den Einwohnern als ein Verbrechen an, daß sie Läuse, Frösche, Schlangen

(*) *Gabr. Clauderi* obs. de pediculos vivos recens captos avide devorante, st. in *Misc. Nat. Cur.* Dec. II. A. IX. obs. 176.

gen und Spinnen aßen; auch wurde diese Sitte mit unter den Gründen, warum Spanien sich dieses Land unterjochte, angeführt.

Auch ein Gegenstand des Aberglaubens haben die Läuse werden müssen. Im Meklenburgischen herrscht noch der Wahn: wenn jemand, der sonst keine Läuse hat, ungefähr einmahl ein solches Thierchen an sich findet, so stirbt nächstens ein naher Anverwandter. Nach Angabe der Rocken-Philosophie, Th. 5, S. 125, darf man die angezauberten oder gemachten Läuse nicht todt machen, man kann sie sonst nicht los werden. In dem Leben des h. Franciscus steht, daß er einstmahl eine Laus, die er auf seinem zerlumpten Kleide fand, an statt sie zu tödten, mit diesen Worten: „Meine liebe Schwester Laus, lobe mit mir den Herren!“ ganz sanft wieder auf ihre Weide gesetzt habe. Die Söhne sind in diesem Stücke klüger, als der Vater; sie halten ihre Kutten über das Feuer, und stürzen die garstigen Schwestern zu Tausenden in die prasselnden Flammen.

Nach Anderer Rathe, nehme derjenige, dem Läuse angezaubert worden sind, einen ganz frisch gebackenen Weck, der noch heiß ist, reisse ihn etwas von einander, und stecke drey Läuse hinein; alsdann werfe er ihn hinter sich, wenn eben das Feuer brennt, in das Ofen-Loch, sperre dieses zu, räume alles aus der Küche, und verschließe solche wohl, so wird er nicht nur von dem Ungeziefer frey werden, sondern es wird sich auch die Hexe, welche ihm solche angezaubert hatte, einstellen müssen, und etwas aus der Küche verlangen; da darf man ihr aber ja nichts geben, als allenfalls eine Prügel-Suppe, wenn man sich nicht fürchtet, dafür noch härter bezaubert zu werden.

In England müssen, bekannter Maßen, sowohl Pferde als Esel Wettrennen halten, und die Leidenschaft der Engländer für Wettrennen ist so groß, daß,

nach

nach Hrn. v. Archenholz Bericht (*), die Kranken in den Hospitälern, und die Land- und See-Invaliden zu Chelsea und Greenwich, die weder Pferde noch Esel laufen lassen können, sich der Läuse zu diesem Endzwecke bedienen, die, ungeachtet der großen Reinlichkeit dieser Gebäude, doch zu den Hausgenossen gehören. Sie setzen solche auf Tische, und wetten sodann auf die schnelle oder langsame Bewegung dieses Ungeziefers, wodurch Gewinn oder Verlust bestimmt wird. Nicht Geld, sondern Kannen Bier, das höchste Gut des englischen Pöbels, ist gemeiniglich der Gegenstand dieser Wetten, die man ohne Streit schlichtet.

In der Stadt Hardenberg soll ehemahls die sonderbare Gewohnheit gewesen seyn, den Bürgermeister durch eine Laus zu wählen. Alle Personen nähmlich, aus welchen gewählt werden sollte, setzten sich um einen Tisch, und legten ihre bärtigen Kinne auf denselben. Nun ließ man eine Laus auf den Tisch laufen; auf desselben Bart sie kroch, der ward Bürgermeister (**).

Die

(*) England und Italien, von J. W. v. Archenholz. 3 Th. (Lpz. 1787, 8.) S. 229.

(**) Peter Dan. Huetius hat diese Wahl in folgenden Versen beschrieben:

Mox Hardenbergam sera sub nocte venimus,
Ridetur nobis veteri mos ductus ab aevo:
Quippe ubi deligitur revoluto tempore consul
Barbati circa mensam statuuntur acernam,
Hispidaque imponunt attenti menta Quirites:
Porrigitur series barbarum, desuper ingens
Bestia, pes mordax, sueta intercrescere sortes,
Ponitur in medio. Tum cuius, numine Divûm
Barbam adiit, festo huic gratantur murmure Patres
Atque celebratur subiecta per oppida consul.

Die Filz-Laus, Klebe-Laus, Platt-Laus, L. Pediculus ferus s. inguinalis, Pediculus pubis, Platula, Morpio; Fr. Morpion, ist eine von den vorher beschriebenen Kopf- und Leib-Läusen ganz verschiedene Art. Ihr Körper hat keine längliche, sondern eine runde Gestalt, und ist hinterwärs zu beyden Seiten mit Warzen besetzt, auf welchen sich kleine Härchen befinden. Ihre Farbe ist schwarzgrau. Die Haut ist überhaupt schuppig und runzelig. Die Fühlhörner bestehen aus fünf Gliedern. Die Vorder-Füße sind viel dünner, als die Hinter-Füße; alle aber, und vornehmlich die leztern, mit krummen Klauen bewaffnet, womit sich diese Thiere an die haarige Haut der Menschen so fest anhängen, daß sie nicht davon abzubringen sind, und bisweilen sich unter die Oberhaut eingraben, daß sie kaum mit der Spitze eines Feder-Messers herauszubringen sind. Im Anfange sind sie so klein, daß man sie kaum sehen kann. Sie verursachen, wie die Krätz-Milben, das empfindlichste Jucken, Hitzblattern und Schmerzen. Sie halten sich in altem Filze, alten Tuch-Kleidern, besonders aber an denjenigen Theilen des Körpers auf, an welchen die Haare etwas länger zu wachsen pflegen. Sie nisten sich mehrentheils in den Augenbraunen, unter den Armen, gewöhnlich aber in den Weichen und in den Haaren der Scham-Theile des männ- und weiblichen Geschlechtes ein. Gemeiniglich sind nur unreinliche und liederliche Personen mit diesen Läusen behaftet. Bey venerischen Weibspersonen soll die Plage ausserordentlich häufig seyn, und es sollen die inficirten Geburtsglieder davon wimmeln, wie Aerzte, welche in Charité-Hospitälern zu thun haben, versichern. Sie sind aber auch eine sehr beschwerliche Plage, welche oft diejenigen Leute, die mit Pferden zu thun haben, empfinden müssen, ohne eben von liederlichen Personen da-

mit angesteckt zu seyn, wobey die Einfältigen sich damit zu trösten pflegen, daß sie glauben, die Pferde gedieben besser, wenn sie von Leuten, die mit diesem Ungeziefer besetzt wären, bedient würden.

Um die Filz-Läuse zu vertreiben, kann man die Stellen, wo sie sich aufhalten, mit Tobaks-Asche öfters reiben, oder scharfen Tobak in Wasser einkochen lassen und in die Gegend, wo sie sich befinden, öfters damit einreiben. Oder: man löset schwarze Seife mit heißem Wasser so dünn auf, daß sie wie eine flüssige Salbe, oder auch wie ein Wasch-Wasser eingerieben werden kann, und duldet den Reiz dieser Seife, so lange es leidlich ist, ehe man sie mit lauem Wasser wieder abwäscht. Dieses wird so lange täglich wiederhohlt, bis die Colonie ausgerottet ist. Man hat selten nöthig, ein anderes Mittel zu suchen, da dieses gewiß hinreichend seyn will.

Herrn D. Ruhland Mittel zur Ausrottung der Filz-Läuse, s. oben, S. 265, f.

Es erzeugen sich, erwähnter Maßen, zuweilen Läuse in den Augenbraunen, ja wohl selbst zugleich auf den Rändern der Augenlieder zwischen den Augenwimpern, welche den Filz-Läusen, die sich in den Haaren der Schamtheile einzunisteln pflegen, sehr ähnlich sind. Dieses Uebel kommt selten bey Erwachsenen, mehrentheils nur bey Kindern vor, und hat fast jederzeit Unreinlichkeit, Gefräßigkeit und schlechte Nahrungs-Mittel zum Grunde, weswegen es sich auch fast nur bey Kindern armer Leute findet. Eine Queckſilber-Salbe, vornehmlich die aus rothem Präcipitat, eine Auflösung der Aloe im Meerzwiebel-Essig, das Spiek-Oehl, ein Decoct von Tobak oder von Sabadill-Samen, oder auch nur schwarze Seife, vertilgen dieses Ungeziefer leicht, wenn davon einige Mahl etwas in die Augenbraunen eingerieben wird.

Man

Man muß dieses Uebel, so geringe es auch scheinen mag, nicht vernachlässigen, zumahl, wo die Läuse sich auch zwischen den Augenwimpern eingenistelt haben, weil sonst, wie Celsus und Sennert bemerken, davon leicht ein hartnäckiges Triefen und Fließen der Augen entstehen, und diese mit der Zeit sehr dadurch leiden können.

Bey der Läuse-Sucht des ganzen Körpers finden sich natürlich auch in den Augenbraunen Läuse. Man hat, nach Sauvages Bemerkung, Fälle, wo bey der innern allgemeinen Läuse-Sucht selbst aus den Augen Läuse hervorkommen. Beym Schenk (*) lesen wir von kleinen Läusen, die sich in der Coniunctiva und im Weißen des Auges festgesetzt hatten, und ein unerträgliches Jucken verursachten, vermittelst einer silbernen Nadel aber einzeln glücklich herausgearbeitet wurden.

Jo. de Muralto anatome pediculi, st. in *Misc. Nat. Cur.* Dec. II. A. I. obs. 53, p. 136, und in *M. B. Valentini amphith. zootom.* (Tif. M. 1720, f.) Parte II. p. 229.

Observation of a Louse, by *Rob. Hooke*, st. in Dessen *Micrographia*, (Loud. 1667, 4.) obs. 54, p. 211 — 213, nebst einer Kupfertafel.

An abstract of a Letter from Mr. *Ant. Leeuwenhoek*, st. in *Philos. Transact.* Vol. XIII, for the year 1683, No. 145, p. 74 — 79, handelt von den Muskeln der Thiere, und insonderheit auch der Laus.

Eb. Dess. Observations upon the Vessels in several sorts of Wood, and upon the Muscular Fibres of different Animals, st. im XXXI B. ders. No. 367, for Jan. — Apr. 1721, p. 134 — 141.

Eb. Dess. Letter, concerning the Muscular Fibres in several Animals, st. im XXXII B. ders. for Apr. et May 1722, p. 72 — 74.

Eb. Dess. Observationes circa fibrillas carneas variorum animalium, st. in Dessen *Epistolis physiologicis*, (Delphis, 1719, 4.) S. 56, fgg. 95, fgg. und 360, fgg.

Franc. Redi degli animali viventi, negli animali viventi. Firenze, 1684, 4.

Nic. Tulpii obss. de pubis pediculis, st. in Dessen *Obss. med.* (Ed. 5. Lugd. Bat. 1716, 8.) L. 3, c. 40, p. 249, f.; in

(*) Obss. med. p. 175.

Mangeti Biblioth. med. pract. To. III. (Genev. 1698, f.) p. 466; und in *Mangeti Biblioth. chirurg.* To. III. (Genev. 1721, f.) p. 190, f.

Eb. Deſſ. Obſ. de Morpione cuti adnato, ſt. in Deſſen *Obſſ. med.* L. 4, c. 18, p. 306

Jo. *Hier. Kniphof* diſſ. de Pediculis inguinalibus, inſectis et vermibus homini molestis. Reſp. *Car. Wilh. Eman. Reichard.* Erf. 1759, 4. 7 B. nebſt 3 Kupfert. Der 31 bis 43 §. handelt de Pediculo, eius microſcopica conſideratione, ſpeciebus, variisque curioſis de eo notandis. §. 44 — 52, de Pediculis inguinalibus, feris, Gallis Morpiones dictis. Tab. I, fig. 8, Pediculus a capite humano deſumtus, per Microſcopium obſervatus, eine Kopf Laus. Tab. II, Fig. M., Morpio, ſ. Pediculus inguinalis per Microſcopium obſervatus, et ad vivum delineatus, eine Filz-Laus. Tab. III, Fig. T., Lens ſ. Ovulum pediculi humani, capillo agglutinatum, verſus eius radicem inoculatum, et verſus capilli apicem operculo aperto praeditum, ex quo pediculus prodiit.

* * *

In den Wollen-Manufacturen, werden die kleinen Knötchen, die auf der zu fett geſchmelzten Wolle entſtehen, Läuſe genannt.

Laus, (Augenbraunen-) ſ. oben, S. 274, f.
— — (Baum-) ſ. oben, S. 244.
— — (Bett-) ſ. Wanze.
— — (Bienen-) ſ. Th. IV, S. 716, f.
— — (Blatt-) ſ. oben, S. 244.
— — (Elephanten-) Anacardium; ſ. Th. II, S. 2.
— — (Filz-) ſ. oben, S. 273, f.
— — (fliegende) ſ. oben, S. 249, fgg.
— — (gemeine) ſ. oben, S. 252, fgg.
— — (Getreide-) eine Benennung des im XLIV Th., S. 826, fgg. beſchriebenen ſchwarzen Korn-Wurmes.
— — (Hader-) ſ. oben, S. 253.
— — (Holz-) Termes; ſ. Th. XXIV, S. 879.
— — (Keller-) ſ. Keller-Wurm, im XXXVI Th., S. 807.
— — (Klebe) ſ. oben, S. 273, f.

Laus, (Kleider-) s. oben, S. 252, fgg.
— — (Kopf-) s. eb. das.
— — (Korn-) s. schwarzer Korn-Wurm, im XLIV Th., S. 826, fgg.
— — (Leib-) s. oben, S. 253, fgg.
— — (Menschen-) s. oben, S. 252, fgg.
— — (Papier-) s. in P.
— — (Pharaonis-) s. oben, S. 252.
— — (Platt-) s. oben, S. 273, f.
— — (Salm-) Lachs-Wurm; s. Th. XXXVII, S. 439, und Th. LVIII, S. 213.
— — (Schild-) Coccus Hesperidum & Aonidum; s. in S.
— — (—) (Lack-) Coccus Lacca; s. Th. LVIII, S. 338, und 348, fgg.
— — (See-) s. in S.
— — (Staub-) s. Papier-Laus.
— — (Thier-) s. oben, S. 249.
— — (Wand-) s. Wanze.
— — (Zangen-) s. oben, S. 251.

Laus-Fliege, s. oben, S. 240, fgg.

Läuse-Baum, im gem. Leben, ein Nahme verschiedener Bäume und Stauden, deren Theile die Läuse an Menschen und Vieh vertreiben sollen.

1. Der im XII Th., S. 294, fgg. beschriebenen Elsebeere, Rhamnus Frangula *Linn.*, deren Holz auch Grind-Holz und Läuse-Holz genannt wird.

2. Der im XXXIX Th., S. 145, beschriebenen Hecken- oder Zaun-Kirsche, Lonicera Xylosteum *Linn.*

3. Des Sabadill-Baumes, s. in S.

Läuse-Fresser, s. oben, S. 268, fgg.

Läuse-Gras, Spergula arvensis; s. Spark.

Läuse-Holz, eine Benennung des Holzes der im XII Th., S. 294, fgg. beschriebenen Elsebeere, Rhamnus Frangula *Linn.*

Läuse-Kamm, ein Kamm mit engen Zähnen, das Ungeziefer damit von dem Kopfe zu bringen; L. Pecten radiis densis, ad detrahendos pediculos capitis; Fr. Peigne à petites dents; der Niß-Kamm, oder Staub-Kamm; s. Th. XXXIII, S. 165.

Läuse-Körner, s. Rockel-Körner, im XLII Th., S. 356, fgg.

Läuse-Krankheit, s. oben, S. 258, fgg.

Läuse-Kraut, ein Nahme verschiedener Kräuter, welche die Läuse bey Menschen vertreiben sollen. So sind:

der im XLIII Th., S. 288, beschriebene gemeine Bärlapp, oder das Kolben-Mos, Lycopodium clavatum *Linn.*;

der im XXXVI Th., S. 786, beschriebene Kellerhals, Daphne Mezereum *Linn.*;

der im XXI Th., S. 195, fgg. beschriebene Klaffer, Rhinanthus Crista galli *Linn.*;

die stinkende schwarze Nieswurz, Helleborus foetidus *Linn.*; siehe unter Nieswurz;

die Stephanskörner, Delphinium Staphisagria *Linn.*; siehe unter Ritterspurn; und

der Rodel, Rödel, oder das Rödelkraut; Pedicularis *Linn.*, wovon ich hier handeln werde,

und vielleicht noch andere mehr, unter diesem Nahmen bekannt, wo vielleicht auch einige Aehnlichkeit in der Gestalt des Samens zu der Benennung Anlaß gegeben haben kann.

Das Läuse-Kraut, Rodel, Rödel oder Rödel-Kraut, Pedicularia oder Pedicularis *Linn.* Engl. Louse-wort, ist eine Gattung Pflanzen, deren einblätteriger, bäuchichter Kelch in 5, auch nur 2 gleiche Einschnitte getheilt ist. Das Blumenblatt verlängert sich aus einer krummen Röhre in zwey Lippen, davon die obere schmahl, aufgerichtet, gewölbt, zusammengedrückt und eingekerbt, die untere platte aber bis zur Hälfte

Hälfte in drey stumpfe Lappen zerschnitten, und der mittelste schmähler, als die Seitenlappen, ist. Vier Staubfäden, zwey längere und zwey kürzere, liegen unter der obern Lippe. Der Griffel hat mit diesen gleiche Stellung, ist aber länger, und trägt einen stumpfen, gekrümmten Staubweg. Der rundliche spitzige Fruchtbalg öffnet sich oberwärts, und enthält in zwey Fächern viele rundliche, mit einer besondern Haut überzogene Samen. Linné führt 16 Arten an, davon aber wenige bey uns wachsen, auch selten eine oder die andere in den Gärten unterhalten werden.

1. Sumpf-Läuse-Kraut, dessen Stängel ästig ist, dessen Blumenkelche einen Kamm und verhärtete Tüpfelchen, und dessen Blumenkronen eine schiefe obere Lippe haben; brauner Rodel, Sumpf-Rodel, großer staudiger Rodel, purpurfarbiges Rödelkraut mit zweyspaltigem Kelche, großes Fistelkraut; Pedicularis palustris, caule ramoso calycibus cristatis calloso-punctatis, corollis labio obliquis *Linn.* Pedicularis danica maxima *Lobel.* Pedicularis palustris rubra elatior *Raj.* Pedicularis purpurea aquatica recta & procerior *Burser.* Pedicularis Tragi *Merret.* Pedicularis campestris prior species *Trag.* Pedicularis caule ramoso erecto, calyce bifido, s. Pedicularis caule ramoso, foliis pinnatis, pinnis pinnatis dentatis, calyce bifido *Hall.* Marsh Louse-wort *Hamb.* Es wächst in ganz Europa, vornehmlich in den mitternächtlichen Theilen desselben, auch in Schwaben und in der Schweiz, auf feuchten Angern und sumpfigen Wiesen, wo es im May und Jun. blühet. Die Wurzel ist jährig, weiß, dick und faserig. Der aufgerichtete, nahe an der Erde röthliche, glatte, mehr eckig als rundliche Stängel, erreicht 1½ bis 2 Fuß Höhe, und verbreitet sich in wechselweise gestellte Zweige. Die Blätter stehen auch wechselweise,

sind fast ungestielt, gefiedert, gemeiniglich röthlichgrün, und unterwärts getüpfelt. An den untersten sind die Blätter nochmahls gefiedert, oder nach Art der gefiederten, in eingekerbte Lappen zerschnitten, bey den obern aber nur sägeförmig ausgezahnt. Der Stängel und die Zweige endigen sich mit dichten Blumenähren, so, daß die kurzgestielten Blumen zwar einzeln an dem Blätterwinkel sitzen, doch wegen der nahen Stellung eine Aehre vorstellen. Der Kelch ist gestreift, mit weißen erhabenen Puncten besetzt, und in zwey der Länge nach eingekerbte Lippen getheilt. Die Röhre des Blumenblattes ist weiß, die Lippen aber sind purpurfarbig; die obere ist gestreift und stumpf; die untere steht etwas schief, und ihre drey Lappen sind stumpf. An dem Fruchtkeime steht ein rundlicher Körper, welcher vielleicht ein Honigbehältniß vorstellt. Die Frucht ist glatt und spitzig. Uebrigens unterscheidet sich diese Art von der folgenden (dem Wald-Läusekraute), noch besonders durch zwey an beyden Seiten der Oberlippe des Blumen-Blattes stehende hakenförmige Zähnchen.

Die Gegenwart dieser Pflanze ist ein Zeichen von schlechter Beschaffenheit der Wiesen. Ihr brennend scharfer Geschmack (*); der Widerwille, den das Vieh dagegen äussert, da sie, die Ziegen ausgenommen, alles andere auf der Weide stehen läßt (**), und Horn-Vieh und Woll-Vieh, wenn es sie aus Hunger oder Krankheit frißt, Schaden davon leidet (***); selbst der Ruf, in welchem sie bey den Alten

(*) Gleditsch vermischte physik. botan. oekonom. Abhandlungen, 3 Th. (Halle, 1767, gr. 8.) S. 377.

(**) Eben Derf. eb. daf. Gruner Flor. Norweg. To. I. S. 43, n. 87.

(***) Gruner, a. ang. O. Hornvieh, welches aus andern Gegenden dahin gebracht wird, und die Weide noch nicht kennt, bekommt davon ein tödliches Blutharnen.

ten als ein giftiges Gewächs stand, berechtigen uns, sie zu den scharfen Pflanzen-Giften zu rechnen, ob wir gleich kein überzeugendes Beyspiel von giftigen Kräften auf den menschlichen Körper haben, so lange nähmlich das Gegentheil noch nicht erwiesen ist (*). Vielleicht könnte der frisch ausgepreßte Saft, wie von der folgenden Art, und von andern scharfen Gewächsen, vornehmlich in alten Geschwüren, und bey andern äusserlichen Krankheiten, welche dergleichen erfordern, mit Nutzen gebraucht werden.

2. Wald-Läusekraut, dessen Stängel ästig, dessen Blumenkelche länglich, eckig und glatt sind, und dessen Blumenkronen eine herzförmige untere Lippe haben; Acker-Rodel; Wald-Rodel; purpurfarbiges Rödelkraut mit eckigem fünfzackigem Kelche; Pedicularis sylvatica, caule ramoso, calycibus oblongis angulatis laevibus, corollis labio cordato *Linn.* Fistularia *Dod.* Pedicularis altera *Lonic.* Pedicularis minor *Rivin.* *Dillen.* Pedicularis pratensis purpurea *C. B.* Pedicularis pratensis rubra vulgaris *Raj.* Pedicularis quibusdam, crista galli, flore rubro *J. B.* Crista galli altera, s. Phtirion *Dalech.* Pedicularis caule ramoso procumbente, floribus sparsis obtusis, s. Pedicularis caule ramoso procumbente, foliis pinnatis dentatis *Hall.* Red Rattle ou Louse-wort *Hanb.* Es wächst in ganz Europa in sumpfigen Wäldern wild, und hat eine dicke, faserige, jährige Wurzel, welche viele glatte, niedrige, ausgestreckte, oder aufgerichtete, und in Zweige verbreitete Stängel treibt. Die Blätter sind grün, unterwärts weiß getüpfelt, gefiedert, und die Blättchen eyförmig, ausgezahnt. Die Blumen stehen einzeln am Blätterwinkel, und stellen unter sich eine lockere Aehre vor. Der Kelch

(*) *Jo. Bauhini* hist. plant. vniuers. T. III, P. 2, p. 438.

ist fünfeckig, in fünf stumpfe, eingekerbte Einschnitte getheilt, und mit kleinen Puncten besetzt. Das Blumenblatt ist purpurfarbig, weiß gestreift, selten ganz weiß, die obere Lippe eingekerbt, die untere zeigt ey- oder herzförmige Lappen. Den Fruchtkeim umgiebt ein Honigbehältniß.

So verdächtig auch diese Pflanze mit der ganzen Gattung dem Joh. Bauhin geschienen hat, so haben sie doch ältere und neuere Aerzte, sowohl äusserlich als ein heilendes, trocknendes, und besonders in ihrem ausgepreßten Safte, als ein reizendes Mittel, als auch innerlich, theils in gleicher Absicht, theils um auf den Urin zu treiben, verordnet. Sie wird auch Fistel-Kraut, Fistularia, genannt, weil ihr ausgepreßter Saft besonders in Fisteln und fistelartigen Geschwüren sehr dienlich seyn soll.

3. Schnabelförmiges Läusekraut, dessen Stängel niedergebogen und ziemlich ästig ist, dessen Blumenkronen an ihrer obern Lippe einen Schnabel oder eine scharfe Spitze, und dessen Blumenkelche einen Kamm haben, und etwas zottig sind; Schnabel-Rodel; Pedicularis rostrata, caule declinato subramoso, corollis galea rostrato-acuminatis, calycibus cristatis subhirsutis *Linn.* Pedicularis alpina, filicis folio, minor *C. B.* Pedicularis caulibus reflexis, spica laxa purpurea *Seguier.* Pedicularis alpina, foliis alternis, pinnulis incisis, floribus sparsis rostratis purpureis, s. Pedicularis caule procumbente ramoso, floribus rostratis sparsis *Hall.* Rostrated Rattle *Hanb.* Es wächst auf den oestreichischen, schwäbischen und schweizerischen Alpen. Seine Wurzeln sind gelb, rundlich und sehr lang. Die Stängel treiben wenige Aeste, und haben wenige Blätter. Die Blätter sind gefiedert, und bestehen ungefähr aus 41 rundlichen und gezahnten Blättchen. Die Blumen stehen ohne bestimmte Ordnung einzeln und auf langen

Stie-

Stielen in den Winkeln der Blätter, zeigen sich im May, und haben haarige Kelche, und glänzend purpurrothe Kronen, welche weit über die Kelche hervorragen.

4. Karl's Scepter, dessen Stängel einfach, dessen Samenkapseln regelmäßig sind, und dessen Blumen zu drey um den Stängel herum stehen, und geschlossene Kronen und gekerbte Kelche haben; Schwedisches Läuse-Kraut; Pedicularis Sceptrum Carolinum, caule simplici, floribus ternoverticillatis, corollis clausis, calycibus crenatis, capsulis regularibus *Linn.* Pedicularis alpina, folio Ceterac *J. B.*, Pedicularis capsulis subrotundis *Royen.* Swedish Rattle *Hamb.* Es wächst in Schweden, Preußen und Rußland, in schwammichten, und in waldigen feuchten Boden. Seine Wurzel ist beständig. Der Blumenschaft ist nacket. Die Blumenähre ist abgebrochen, und besteht aus dreyblumigen Wirteln, unter welchen jedesmahl ein Blättchen steht. Die Blumenkrone klafft nicht von einander. Die Blätter sind in gekerbte Quer-Stücke zerspalten.

5. Quirlförmiges Läuse-Kraut, mit einfachem Stängel, und Blättern welche zu vier stehen, Pedicularis verticillata, caule simplici, foliis quaternis *Linn.* Filipendula montana altera *C. B.* Pedicularis alpinae folio Ceterach species altera *Scheuchz.* Pedicularis alpina, floribus purpureis spicatis, foliis pinnatis verticillatis, s. Pedicularis foliis pinnatis quaternis, floribus purpureis spicatis *Hall.* Verticillated Rattle *Hamb.* Man findet es in Oestreich, in der Schweiz und in Sibirien. Die Wurzel ist beständig, holzig und einfach, und treibt viele, 6 bis 8 Zoll hohe Stängel, die sich nicht in Aeste verbreiten. Die Blätter sind zahlreich, weich und gefiedert, und bestehen aus

21 ovalen und sägeartig gezahnten Blättchen. Die Blumen bilden eine dichte, breite und blattreiche Aehre, und haben einen weißen und grün geaderten Kelch, und eine schöne, glänzend purpurrothe Krone. Die Samenkapsel ist kegelförmig und krumm.

6. Umgewandtes oder sibirisches purpurrothes Läuse-Kraut, mit einfachem Stängel, lanzettförmigen, sägeartig gezahnten und fein gekerbten Blättern, und rückwärts liegenden Blumen, Pedicularis resupinata, caule simplici, foliis lanceolatis serratis crenulatis, floribus resupinatis *Linn.* Siberian purple Rattle *Hamb.* Sibirien ist sein Vaterland. Der Stängel wird ungefähr 1 Fuß hoch, und ist glatt und ganz einfach. Die Blätter stehen wechselweise, sind unzertheilt, und haben lange sägeförmige und fein gekerbte Zähne. Die Blumen stehen einzeln und ohne Stiele in den Winkeln der obern Blätter; ihr Kelch ist glatt, stumpf und entzweygespalten; ihre Krone sehr stark purpurroth; die obere Lippe derselben breitgedrückt und an der Spitze gekrümmt, die untere aber groß und gerundet.

7. Beschnittenes oder schweizerisches Läuse-Kraut, dessen Stängel einfach, und dessen Staub-Fäden länger, als die obere Lippe der Blumen-Krone, sind, Pedicularis recutita, caule simplici, staminibus floris galea longioribus *Linn.* Pedicularis alpina, foliis alternis pinnatis, floribus ex atro rubentibus in spicam densam congestis, s. Pedicularis caule simplici, foliis pinnatis, floribus spicatis, staminibus eminentibus *Hall.* Helvetian Rattle *Hamb.* Es wächst auf den höchsten Alpen in der Schweiz. Seine holzige und faserige Wurzel läuft in die Quere. Der Stängel ist aufrecht, dick mit Blättern besetzt, wird an 2 Fuß hoch, und endigt sich mit einer kurzen, ziemlich blattreichen Blumenähre. Die Blätter sind

unge-

ungefähr in 33 lange und sägeartig gezahnte Quer-Stücke zertheilt. Die Blumen sind klein, und haben gefärbte Kelche, und braun- oder blutrothe Kronen, deren obere Lippe stumpf ist.

8. Traurriges oder sibirisches gelbes Läuse-Kraut, mit einfachem Stängel, und Blumenkronen, deren obere Lippe am Rande rauch ist, Pedicularis tristis, caule simplici, corollarum galeis margine villosis *Linn.* Pedicularis caule simplici, foliis semipinnatis, pinnulis obtusis acute serratis *J. G. Gmel.* Siberian yellow Rattle *Hamb.* Es wächst in Sibirien. Der Stängel ist ganz einfach, und nur eine Spanne lang. Die Blätter stehen wechselweise, und sind in Querstücke zertheilt, welche feine sägeartige Zähne haben. Die Blumen stehen in einer rundlichen Aehre oder in einem Köpfchen beysammen, und haben stumpfe gelbe Kronen, deren obere Lippe ein wenig gekrümmt ist.

9. Feuerrothes oder ziegelförmiges Läuse-Kraut, mit einfachem Stängel und gefiederten Blättern, deren Blättchen, nach hinten zu, wie Dachziegel auf einander liegen, Pedicularis flammea, caule simplici, foliis pinnatis retro-imbricatis *Linn.* Pedicularis alpina altera, asphodeli radice *Tourn.* Alectorolophos secundus floribus pallidis, s. Alectorolophi alpini maioris varietas, flor. pallidis *Clus.* Pedicularis caule erecto non ramoso, pinnis foliorum retroversis imbricatis, s. Pedicularis caule simplici, foliis pinnatis, pinnis dentatis retroversis imbricatis *Hall.* Imbricated Rattle *Hamb.* Es kommt von den lappländischen und schweizerischen Alpen. Die Wurzel ist beständig, und besteht aus einigen rundlichen und sehr langen Fasern. Der gerade und dicke Stängel endigt sich mit der Blumenähre. Die Blättchen seiner zahlreichen Blätter sind fein gezahnt. Die Blumen stehen aufrecht, und haben einen zottigen

igen Kelch mit spitzigen Zähnen, und eine sehr lange, blaßgelbe Krone, nur daß die obere Lippe in die Eisenrost-Farbe spielt.

10. Steifborstiges oder zottiges Läuse-Kraut, mit einfachem Stängel, gezahnt-gefiederten und gleichbreiten Blättern, und zottigen Blumenkelchen, Pedicularis hirsuta, caule simplici, foliis dentato-pinnatis linearibus, calycibus hirsutis *Linn.* Pedicularis caule simplici, calycibus villosis, foliis linearibus dentatis crenatis *Oeder.* Pedicularis pinnis foliorum acutis, floribus obtusis purpureis spicatis *Allion.* Hairy Rattle *Hanb.* Man findet es auf den lappländischen Alpen wild. Die Wurzel ist beständig. Die Zähne seiner Blätter sind feingekerbt. Die Blumen haben stumpfe und purpurrothe Kronen, und stehen in Aehren beysammen.

11. Fleischfarbiges Läuse-Kraut, mit einfachem Stängel, gefiederten und sägeartig gezahnten Blättern, gerundeten und glatten Blumenkelchen, und Blumenkronen, deren obere Lippe spitzig, und wie ein Haken, gekrümmt ist, Pedicularis incarnata, caule simplici, foliis pinnatis serratis, calycibus rotundis glabris, corollis galea uncinata acuta *Linn.* Pedicularis foliis alternis, pinnis semipinnatis, floribus laxe & longissime spicatis *Allion.* Pedicularis foliis pinnatis, pinnis longis dentatis, floribus spicatis, calycibus tomentosis *Hall.* Flesh-coloured Rattle *Hanb.* Es wächst in Sibirien, Oestreich und der Schweiz. Die Wurzelblätter sind gefiedert, und ihre Blättchen in Querstücke zertheilt. Die Stamm-Blätter sind fast bis auf ihre Grundlinie zertheilt, und stehen wechselweise. Der Stängel ist aufrecht und glatt, wächst 1 bis 2 F. hoch, und endigt sich mit einer sehr langen nackenden Blumenähre, welche, wenn sie noch jung ist, ziemlich dick ist. Die Blumen sind ziemlich klein; ihr Kelch gleicht einer halben

Ku-

Kugel, hat 5 Zähne, deren der unterste der längste ist, und ist meistens glatt, zuweilen aber filzig; ihre Krone ist fleisch- oder purpurroth; die obere Lippe derselben ist sichelartig gekrümmt und schmahl, die untere aber beynahe gleich in 3 Lappen zertheilt, wovon der mittlere kleiner, als die übrigen ist.

12. Lappländisches Läuse-Kraut, mit einfachem Stängel, dessen Blätter in sägeartig gezahnte Querstücke zertheilt, und dessen Blumenkelche entzwey gespalten und stumpf sind, Pedicularis lapponica, foliis pinnatifidis serratis, calycibus bifidis obtusis *Linn.* Pedicularis caule simplici, foliis lanceolatis semipinnatis serratis acutis *Royen.* Lapland-Rattle *Hamb.* Es wächst häufig auf den Alpen in Lappland. Seine Wurzel ist beständig. Die Blätter sind lanzenförmig, und ihre Querstücke spitzig.

13. Schopfiges oder italiänisches Läuse-Kraut, dessen Stängel einfach, dessen Blumenähre blattreich ist, und dessen Blumenkronen eine spitzige und ausgeschnittene obere Lippe, die Blumen-Kelche aber fünf Zähne haben, Pedicularis comosa, caule simplici, spica folios, corollis galea acuta emarginata, calycibus quinquedentatis *Linn.* Alectorolophos maior *Clus.* Filipendula montana *Dod. Theod.* & *Gerard.* Oenanthe alia Myconi *Dalech.* Oenanthe s. Filipendula altera montana *Pen. Lobel.* Pedicularis foliis bis pinnatis, calyce non cristato, floribus ochroleucis in spicam nudam congestis *Allion.* Leafy-spiked Rattle *Hamb.* Es wächst auf den italiänischen und pyrenäischen Alpen. Seine Wurzel ist beständig. Die Blätter sind doppelt gefiedert. Der Blumenkelch hat eine deutliche Röhre, einen glatten Rand, und wenige Haare; die Blumen-Krone ist gelblich; die obere Lippe ist spitzig, und hat 2 spitzige und überhangende Zähne.

De Pediculari comosa, eine d. 12 Dec. 1791, zu Leipzig, in der von Hrn. D. Ludwig, als Vorsitzer, gestifteten Societate Linneana vorgelesene Abhandlung; 5½ Seite, in 8. nebst einem illuminirten Kupfer. Zur Dankbarkeit seiner Aufnahme in diese Gesellschaft widmete Hr. D. Stephan, dazumahl in Leipzig anwesend, diese kleine Schrift derselben. Er vertheidigt darin den Ritter Linné gegen die gewöhnlichen Cranzischen Schmähungen über dessen Bestimmung dieser Art Läuse-Kraut, und zeigt, daß Linné's hauptsächlichster Fehler in der Aufnahme des Allionischen Synonyms bestand. Als eigenes Merkmahl für dieses schopfige Läuse-Kraut giebt er die abhangenden knolligen Wurzeln an. In der Beschreibung der Theile dieser Art, giebt er dem Blumenstängel 6, und der Wurzel 3 bis 6 Blätter. Wenn er aber sagt, daß diese Pflanze nirgends außer Rußland wachse, so muß er Kröker's Schlesische Flora entweder nicht gelesen, oder nicht geglaubt haben, daß die von ihm angegebene eben diese Art sey. Das Kupfer ist nach einem auf Trampische Manier erst abgedruckten trocknen Exemplar vom Verf. selbst gestochen. Die beste Zierde giebt ihm die Farbenerleuchtung.

14. Knolliges Läuse-Kraut, dessen Stängel einfach, dessen Blumenkelche gekerbt sind, und dessen obere Lippe an der Blumenkrone einen gekrümmten Schnabel hat, Pedicularis tuberosa, caule simplici, calycibus crenatis, corollis galea rostrata adunca *Linn.* Pedicularis alpina lutea *C. B.* Pedicularis bulbosa *J. B.* Pedicularis alpina, flore luteo, radice nigra *Morif.* Pedicularis alpina maior albida, radice Oenanthes vel Asphodeli *Pluken.* Pedicularis alpina ἀραχνοσεφὴς *Richer.* Pedicularis alpina, foliis alternis pinnatis, pinnulis pinnatis, floribus ochroleucis rostratis in spicam congestis, s. Pedicularis caule simplici, floribus spicatis rostratis, calycibus glabris *Hall.* Tuberous Rattle *Hanb.* Es kommt von den schweizerischen und italiänischen Alpen. Seine Wurzel ist beständig, und besteht aus vielen, beynahe holzigen und rundlichen Knollen, welche sich in einen Kopf vereinigen. Der Stängel wird bis 1 Fuß hoch, ist zottig, und hat nur eines oder doch wenige Blätter; die Wurzelblätter hingegen sind sehr zahlreich, wollicht, lang und gefiedert, bestehen

stehen aus 41 Blättchen, und gleichen den Blättern der Schafgarbe. Die Blumen formiren eine dichte Aehre, welche durch kürzere Blätter deutlich unterschieden ist. Die Blumen sind blaßgelb, und die obere Lippe hat einen spitzigen Schnabel; ihre Kelche sind wollicht, die Frucht ist breitgedrückt, und hat übrigens die Gestalt eines Kegels.

15. Blattreiches Läuse-Kraut, dessen Stängel einfach, dessen Blumenähre blattreich ist, dessen Blumenkelche fünf Zähne, und dessen Blumenkronen eine ganz stumpfe obere Lippe haben, Pedicularis foliosa, caule simplici, spica foliosa, corollis galea obtusissima integra, calycibus quinquedentatis *Linn.* Pedicularis alpina, filicis folio maior *C. B.* Pedicularis alpina, flore luteo, radice integra, *s.* Pedicularis maior Dalechampii *J. B.* Pedicularis foliis alternis, pinnis pinnatis, foliis ex spica florigera longe eminentibus, *s.* Pedicularis spica foliosa *Hall.* Man findet es auf den schweizerischen und oestreichischen Alpen. Seine Wurzel ist beständig, einzeln, dick und sehr lang. Der Stängel wächst aufrecht, bey 2 Fuß hoch, und ist dick. Die Blätter stehen nicht so häufig an der Wurzel, aber desto zahlreicher unter der Blumenähre; sie sind blaß, zottig, und in Querstücke, und diese wieder in Querstücke zertheilt. Die Blumen stehen in einer dichten Aehre beysammen; ihre Kelche haben eine haarige Mündung, und solche Ecke; ihre Kronen sind gelblich, und an der Spitze der obern Lippe gekrümmt.

16. Kanadisches Läuse-Kraut, dessen Stängel einfach, dessen Blumenähre ziemlich blattreich ist, dessen obere Lippe an der Blumenkrone zwey borstenartige Zähne hat, und dessen Blumenkelche nach unten zu abgestumpft sind, Pedicularis canadensis, caule simplici, spica subfoliosa, corollis galea setaceo-bidentatis, calycibus deorsum truncatis *Linn.*

Das mitternächtliche Amerika ist sein Vaterland. Die Wurzel ist beständig. Der Stängel aufrecht, ungefähr eine Spanne lang, und nach oben zu etwas haarig. Die Blumen stehen wechselweise, und sind in eingeschnittene, gekerbte, stumpfe und glatte Quer-Stücke zertheilt. Die Blumen vereinigen sich an dem Gipfel des Stängels in eine eyrunde, festsitzende und mit Blättern versehene Aehre, welche etwas länger, als die Blumenkelche sind; diese sind haarig und nach unten zu schief abgestumpft; die Blumen-Kronen sind weiß; die obere Lippe ist ziemlich sichelförmig gekrümmt, hat aber kaum einen Schnabel, und an ihrem Rande kaum einen merklichen Zahn, an dem untern aber zu beyden Seiten einen borstenartigen Zahn, welcher weit länger, als bey dem knolligen oder dem Wald-Läusekraute, ist; die untere Lippe ist stumpf, und in 3 Abschnitte zerspalten.

Alb. Haller diss. de Pedicularibus, quae specimen est historiae stirpium in Heluetia sponte nascentium. Goett. 1737. 6 u. e. h. B.

Läuse-Mörder, siehe Sabadill.

Läuse-Nest, s. oben, S. 247.

Läuse-Salbe, s. oben, S. 265.

Läuse-Same, Stephans-Körner, Delphinium Staphisagria *Linn.*; s. unter Ritterſporn.

— — — (Mexikanischer) siehe Sabadill.

Läuse-Sucht, s. oben, S. 258.

Läuse-Tribut, s. oben, S. 270.

Lause-Wenzel, in den niedrigen Sprech-Arten, eine verächtliche Benennung des schlechtesten, aus gemeinem Land-Tobak zubereiteten Rauch-Tobakes. Siehe Wenzel.

Lausanne, eine Land-Vogtey, in der Schweiz, welche ehemahls zum weltlichen Gebiethe des Bischofes von Lausanne gehörte, zugleich aber mit der ganzen Waat an die Stadt Bern gekommen ist. In derselben ist:

Lausanne, Losanne, oder Lusan, L. Lausanna, oder Losanna, vor Alters Lausodunum, oder Lausonium, eine freye Stadt auf drey Hügeln und den dazwischen liegenden Thälern, im Lande Waadt oder Waat (Fr. Païs de Vaud,) ½ Stunde vom Genfer-See; 121 Meilen von Berlin, 128 von Breslau, 93 von Cleve, 97 von Halberstadt, 101 von Halle, 110 von Hamburg, 205 von Königsberg in Pr., 103 von Magdeburg, 93 von Minden, und 141 von Stettin. Die Zahl der Einwohner ist höchstens 10,000, und Häuser zählt man 1300. Die Berg- und Thalähnliche Lage der Stadt, ist etwas, das sie nicht angenehm macht; die Promenade vor dem Thore aber, und noch mehr die bey der Haupt-Kirche gelegene, über alle Beschreibung schöne, Terrasse gereicht ihr zu einer großen Anmuth. Man kann sich keine prächtigere Aussicht gedenken, als die man hier über la Côte und den Genfer-See, der hier beynahe seine stärkste Breite hat, ferner in das, von dem See ab, sich sehr sanft erhebende Land von Chablais hinein, welches mit lauter hohen Bergen umkränzt ist, genießt. Man muß dies gesehen haben, wenn man das Bild in seiner Vorstellung fassen will. Aber diese Terrasse liegt auch sehr hoch, indem man nicht nur die Straßen dahin allmählich Berg-an gehen, sondern ausserdem noch einige Treppen hinauf steigen muß, die über 140 Stufen haben (*).

Die Stadt ist alt; man hält das 264ste Jahr der christlichen Zeit-Rechnung für das Jahr ihrer Entstehung. Alte Chroniken belehren uns, daß der römische Kaiser Aurelian einen Flecken auf einem Hügel anlegen ließ, den er Colonia Equestris nannte. Dieser Flecken behält noch jezt seinen

(*) (Andreä) Briefe aus der Schweiz. (Zürich und Winterthur, 1776, gr. 4.) S. 257.

Nahmen; er macht eine der vornehmsten Straßen der Stadt aus. Sie ist der älteste Theil der Stadt, und hat noch jezt ein eigenes Vorrecht, welches darin besteht, daß jeder Haus-Eigenthümer in Criminal-Fällen selbst Richter ist. Ehemahls versammelten sich dessen Bewohner zu dem Ende unter freyem Himmel; jezt geschieht es auf dem Rathhause. Seinen jezigen Nahmen erhielt Lausanne, nach Bourrit (*), erst im 5ten Jahrh., als der Hügel, auf welchem die Kirche U. L. F. steht, der Zufluchts-Ort abergläubiger Christen und Mönche ward. Die Reliquien der heil. Anne, der Mutter der Jungfrau Maria, und ihr Bild, zogen viele Pilgrimme dahin, und bevölkerten ihn sehr schnell. Daraus entstand der Nahme Laus Annae, welcher sich nach und nach in die jezt übliche Form veränderte (**).

Der Eichen-Wald, der noch jezt einen der Stadt gegen Norden liegenden Berg einnimmt, erstreckte sich ehemahls bis an den Hügel, auf welchem die Haupt-Kirche steht. Die Druiden bewohnten ihn, und feyerten hier ihre Mysterien. Von dem Nahmen einer ihrer Gottheiten, des Bellinus, rührt wahrscheinlich noch die jezige Benennung dieses Waldes, Sauvabellin, welche wohl nur eine verderbte Aussprache von Sylva Bellini, Bellinswald, ist. Auch das Thal Bellevaux neben dem Walde, hat wohl daher seinen Nahmen.

Man glaubt, daß die Kirche U. L. F. gegen das Jahr 1000 gebauet worden ist; aber sie war damahls noch nicht das, was sie jezt ist. Oefters Feuersbrünste ha-

(*) In Dessen Itinéraire de Genève, Lausanne et Chamouni.

(**) Die in Ludovici Kaufmanns-Lexicon, 3 Th. (Lpz. 1767, gr. 8.) Col. 1272, angeführte Ableitung dieses Nahmens von zwey Wassern, Lausa und Anna, welche durch die Stadt rinnen, scheint also wohl unrichtig zu seyn.

haben gemacht, daß sie oft wieder aufgebauet ist. Zulezt wurde sie es im J. 1273, und Papst Gregor X. weihete sie ein. Die Kirche war reich am Schmucke und an heiligen Gefäßen; war wegen ihrer Wunder, noch mehr aber wegen der Liederlichkeit ihrer Geistlichen, bekannt. Als sich im J. 1398 die versammelten Land-Stände bey dem Bischofe darüber beklagten, vertrieb dieser die Freuden-Mädchen aus der Nähe der Kirche, wies ihnen unten im Thale ein eigenes Quartier an, und befahl ihnen, auf dem einen Aermel einen Streifen weiße Leinwand zum Abzeichen zu tragen. In Genf findet man zu der Zeit eben die Sitten, und eben die getroffenen Maßregeln; und unstreitig war es überall so, wo der Aberglaube die Ehelosigkeit anordnete.

Das Bisthum zu Lausanne war, nachdem Attila die Stadt Aventicum, jezt Avenches, zerstöret hatte, entstanden. Der erste Bischof hieß Marius, und die Kirche, in welcher er begraben wurde, erhielt davon ihren Nahmen. Jezt dient sie zu einem Korn-Magazin. Bey der Reformation, die hier im J. 1536 eingeführt wurde, verließ der damahlige Bischof, Sebastian von Montfalcon, die Stadt. Ein Jahr darauf wurde die Akademie errichtet, die unter ihren Lehrern viele verdienstvolle Männer gezählt hat, und noch zählt. Sie besteht aus zwey Professoren, welche die Theologie und Homiletik, und Einem, der das Hebräische und die Auslegungs-Kunst der Bibel lehrt; ein Vierter lehrt Logik, Metaphysik und Mathematik; ein Fünfter, Moral, Natur-Recht und bürgerliches Recht; ein Sechster, Physik; ein Siebenter das Griechische; ein Achter, römische Litteratur; ein Neunter, Geschichte und Statistik.

An der Stadt-Schule lehren vier Lehrer das Lateinische und die Anfangsgründe des Griechischen; vier andere die Anfangsgründe der französischen Sprache,

der Geschichte, der Erd-Beschreibung, der Rechen-Kunst, der praktischen Geometrie, des Buchhaltens, des Schreibens und des Singens. Alle Stellen werden bloß nach Verdienst besetzt, und alle Lehr-Stunden unentgeldlich gehalten. Es giebt auch Professores honorarios, die aber nicht verpflichtet sind, öffentliche Vorlesungen zu halten. Die Akademie hat die Gerichtbarkeit über die Studierenden, theilt die Preise aus, ordinirt die Prediger, und vergiebt verschiedene Prediger-Stellen.

Lausanne hat noch einige Alterthümer in seinen Ringmauern. Auf dem Rath-Hause sieht man die Inschrift eines Altares, welcher der Sonne und dem Monde gewidmet war. Auf dem Hofe des Predigers Levade findet man den obern Theil eines marmornen Altares, dessen Inschrift diese ist: Deo Sylvano Hesper Ursulus. Benef. Leg: XX. Auf eben diesem Hofe findet sich auch ein römischer Meilen-Zeiger, der von Pauder, einem Dorfe zwischen Lausanne und Vevay, hierher gebracht ist; er ist von Antonin dem Frommen, und bezeichnet die 38ste Meile von Avenches.

Lausanne hat drey Kirchen; auf jedem Hügel eine. Der Handel ist ziemlich blühend; die bedeutendsten Zweige desselben sind Buchdruckerey, Baumwollen-Manufacturen und Spinnereyen, eine Hut-Manufactur, und eine Juwelen-Handlung.

Die umliegenden Gegenden sind angenehm, abwechselnd, und ziemlich fruchtbar. Um Lausanne herum wächst viel Wein, und insonderheit zwischen dieser Stadt und Vevay, am Ufer des Genfer-Sees, der sogenannte Reif- oder Ryf-Wein, im Ryf-Thal, Vin de veau, einer der besten Weine in der Waat.

Die Lausanner sind gute und ehrliche Leute; doch weniger thätig und unterrichtet, als die Genfer, denen

nen sie nachzueifern scheinen. Indessen giebt es in der Stadt schätzbare Gelehrte und Liebhaber der Natur-Geschichte. Der Hr. Baron von Erlach, Land-Vogt von Lausanne, besitzt eine mit Einsicht und Geschmack veranstaltete vollständige Sammlung von Mineralien, worin auch aus den sächsischen, hannoverischen und andern deutschen Bergwerken gutgeordnete Beyträge befindlich sind. Die Bibliothek der Akademie steht in zwey Sählen; daneben ist eine Sammlung von Insecten und Schlangen. Der Herr Obrist *des Ruines*, der sich um dieses Cabinet verdient gemacht hat, besitzt zwar selbst eins, welches zwar nicht vollständig, aber doch recht artig ist, es enthält unter andern 200 Arten von schweizerischen Vögeln, die er selbst ausgestopft hat. Eine andere Merkwürdigkeit ist das Haus des Predigers Levade, welches auf der Platteforme der großen Kirche liegt. Reizende Terrassen und artige chinesische Zimmer nebst einer vortrefflichen Sammlung von Kupferstichen, zeugen von dem guten Geschmacke des Besitzers. Der berühmte Arzt Tissot zieht viele Fremde her. Heubach hat seine Buchdruckerey zu einer der wichtigsten in der Schweiz gemacht. Die große Encyclopédie, und die Werke eines Büffon, eines Necker und Berenger, deren Druck er besorgte, haben seinen Ruhm weit verbreitet. Die guten Kupferstecher und Mahler, die er in seiner Druckerey beschäftigt, tragen viel dazu bey, seine Unternehmungen glänzender zu machen.

Eine für Fremde sehr nützliche Einrichtung ist des *la Combe* litterarisches Kaffehaus, wo man die neuesten Zeitungen aus Frankreich, England und Deutschland lesen kann. Es ist damit eine gute Buchhandlung, und eine gut ausgewählte und vollständige Lese-Bibliothek verbunden. Man abonnirt sich nach Tagen, Monathen und Jahren. Außerdem existiren noch die Buchhandlungen Pott und

Compagnie, Grasset und Comp., Mourer, Luquiens, Dürand der Aeltere, und Fischer. Vincent hat eine gute Buchdruckerey und eine Kupferdruckerey, die viele gut ausgeführte Werke liefert; er beschäftigt selbst mehrere gute Kupferstecher. Alle diese Dinge, und die berühmten Männer, die hier wohnen, machen Lausanne zu einer interessanten Stadt.

Sie wird durch den kleinen und großen Rath regiert. Jener besteht aus 16 Gliedern, und das Haupt desselben ist der Bürgermeister, auf welchen der Seckelmeister, und die fünf Banderets der fünf Bannieres, in welche die Stadt eingetheilt ist, folgen. Der große Rath besteht aus 200 Personen. An das sogenannte Mittel-Recht von 60 Gliedern, aus dem kleinen und großen Rathe, ergehen die Appellationen in Sachen, welche nicht über 1200 Florins betreffen; denn bey größern Summen wird an den Rath zu Bern appellirt. Die Stadt hat auch die Criminal-Jurisdiction, und die Gerichte in den Dörfern St. Sulpy und Montheron. Sie war, bereits erwähnter Maßen, der Sitz eines Bisthumes, welches zuerst zu Avenche war errichtet worden. Seitdem die Stadt die reformirte Religion angenommen hat, und unter die Herrschaft der Stadt Bern gekommen ist, hält sich der Bischof, welcher unter den Erz-Bischof von Besancon gehört, und seit 1716 ein Reichs-Fürst ist, zu Freyburg auf. Die Republik Bern verwandte hierauf einen Theil der ehemahligen bischöflichen Güter an das 1537 in Lausanne errichtete akademische Gymnasium, dessen oben Erwähnung geschehen ist. In dem vormahligen bischöflichen Schlosse residirt nun der Land-Vogt. Er hat sein eigenes Gericht, welches ehedem das bischöfliche Gericht war, und vor welchem sowohl die Streit-Sachen der gottesdienstlichen Personen, als die Sachen, die vor den unterworfenen Dorf-Gerichten durch Appellation dahin

hin gelanget sind, gerichtet werden; er hält auch das sogenannte Capitel=Gericht, und ist Präsident im Chor=Gerichte und Schul=Rathe.

Lausch=Garn, Lausch=Netz, in der Jägerey, zarte Garne, welche man des Abends und Morgens vor die Hölzer stellt, Hasen und Füchse damit zu belauschen. Siehe Lücken=Netz.

Lausch=Stübchen, siehe im LXV Th., S. 352.

Lausche, (die) der Zustand, die Handlung da man auf etwas lauschet, oder lauert, die Lauer; s. im LXV Th., S. 831. Auf der Lausche sitzen, sitzen und auf etwas lauschen oder lauern. Auf die Lausche gehen. In den gemeinen Sprech=Arten einiger Gegenden, z. B. Thüringens, die Lusche.

Lauschen, ein Neutrum mit dem Hülfs=Worte haben und seyn.

1. Horchen, in der vertraulichen sowohl als edeln Schreib=Art, und mit dem Hülfs=Worte haben. An der Thür stehen und lauschen.

2. Im Verborgenen auf etwas warten, etwas im Verborgenen zu erblicken, zu erhaschen suchen, auch im guten, wenigstens gleichgültigen Verstande, so wie lauern gemeiniglich im nachtheiligen gebraucht wird; gleichfalls mit dem Hülfs=Worte haben.

3. Sich im Stande der Unthätigkeit, sowohl dem Leibe als dem Gemüthe nach befinden, einen geringern Grad des Schlummers zu bezeichnen; auch mit dem Hülfs=Worte haben. Im Bette lauschen, im Bette liegen und der stillen Ruhe pflegen ohne zu schlummern. In dieser Bedeutung ist es auch in den gemeinen Mund=Arten nicht unbekannt.

4. Sich in der Stille, im Verborgenen nähern, schleichen; in der vertraulichen Sprech=Art, und mit dem Hülfs=Worte seyn. Einzeln sind wir durch verschiedene Thore einher gelauscht, Weiße.

In der ersten und zweyten Bedeutung bey den schwäbischen Dichtern luzen, in der Schweiz loßen, im Nieders. lustern, im Hannöv. glustern, in den gemeinen Mund-Arten Ober-Deutschlandes laustern. Ein Laustrer an der Wand, höret seine eigene Schand. Es gehört in diesen beyden ersten Bedeutungen zu dem noch im Ober-Deutschen üblichen losen, hören, von welchem es, so wie laustern, das Intensivum zu seyn scheint, Engl. listen, bey dem Ulphilas hlausjan, Griech. κλυειν, Wend. klauszyti, im Schwed. lyda. Loſet sines uuortes, er höret sein Wort, Ottfr.

Losa, losa, wie die vogel singent
Das in oren sanfte tuot,

Graf Conrad von Kirchberg.

Im Angels. bedeutet daher Hlyst, im Wallis. Clust, und in der rothwälschen Diebes-Sprache Leisling, das Ohr. Bey den oberdeutschen Jägern ist verlusen so viel als verhören, d. i. genau auf etwas hören und merken, lauschen. Siehe Laut, Losung, Lesen.

In den zwey lezten Bedeutungen stammet es zunächst von dem noch bey dem Horneck befindlichen Lauß, ein verborgener Ort, ab, daher auch laussen bey ihm, so wie loschen bey dem Notker verborgen seyn, bedeutet. Luzenter ist in Boxhorn's Glossen verborgen. Siehe Lausen 2, Leise, Lase, Klause (Th. XXXIX, S. 390), u. s. f. Beyde Haupt-Bedeutungen lassen sich indessen sehr gut mit einander vereinigen, und aus einander herleiten.

Mit lauschen zusammengesezte Zeit-Wörter und deren Bedeutung.

Ablauschen, hat eben die Bedeutung wie ablauern, im LXV Th., S. 833, nur daß dieses niedrig, jenes aber edler ist. Der Beyfall, den er uns abgelauschet hat, Less.

Belauschen, auf jemanden oder auf etwas lauschen, es lauschend entdecken, wie belauern, im LXV Th., S. 833, doch in einer anständigern Bedeutung. Ich habe ihn belauschet. Wie süß ist

es

es in diesen Lauben von einem Freunde belauschet zu werden! Nieders. belustern.

Ueberlauschen, ein seltenes Wort für belauschen und überfallen. Damit ja nicht ein gefährlicher Gedanke meine Neigung überlauschen mögte, Weiße.

Die Wörter lauern, lauschen, lustern und horchen, werden in einem bösen Sinne gebraucht, von einer Aufmerksamkeit, welche man heimlicher Weise auf etwas hat, um eine Gelegenheit zu finden, jemanden zu schaden.

Lauern, hat allemahl einen sehr bösen Verstand; es ist härter, als die andern, und wird überhaupt von allen heimlichen Nachstellungen gebraucht, wodurch man jemand in Schaden und Unglück zu bringen trachtet. Siehe im LXV Th., S. 832, fgg.

Lauschen, hat, wie Eckard (*) meint, seinen Ursprung von dem alten Worte hlosen, oder losen, welches hören oder horchen bedeutet; Wachter hingegen will es von loschen, loscan, herleiten, welches so viel heißt, als verborgen seyn. Mehrentheils braucht man es von einer solchen Nachstellung, wobey man nur etwas von jemand zu hören sucht, wodurch man ihm schaden könne. Man kann an der Thür lauern, auch in der Absicht, um jemand, wenn er heraus kommen wird, zu greifen oder zu schlagen, u. d. gl. Hingegen, man lauscht an der Thür, nur in der Absicht, daß man hören möge, was andere reden, und dadurch Gelegenheit bekomme, ihnen zu schaden.

Bisweilen aber wird es auch von dem Sehen gebraucht, wenn man sich verborgen hält, um etwas zu sehen, durch dessen Bekanntmachung man hernach einem Andern schaden kann; und aus dieser Ursache ist Wachter's Etymologie der andern vorzuziehen. So wird man z. B. sagen: Dieses Mahl habe ich ihn recht belauscht, wenn man sich heimlich heran geschlichen, und etwas gesehen hat, was

(*) S. *Eccard.* comment. crit. in catech. theotiscam, p. 169.

was der Andere nicht wollte sehen lassen, und was man hernach zu seinem Schaden anwenden kann (*). —

In so weit nun hat zwar dieses Wort einen bösen Sinn, daß es eine solche heimliche Aufmerksamkeit auf jemand anzeigt, wodurch man ihm zu schaden sucht; indessen wird es doch bisweilen sehr glimpflich und auf eine freundschaftliche Weise gebraucht, wenn man nähmlich, nur deswegen, heimlich auf jemand merkt und Acht hat, um etwas zu entdecken, was er hatte verborgen halten wollen, damit man hernach einen Scherz daraus machen könne, welcher ihm nicht weiter zum Nachtheil gereicht, als daß man deswegen ein wenig über ihn lacht. So kann man z. B. gar wohl sagen: „Er schlich diesen bey„den Verlobten nach, und belauschte sie in der Garten„Laube, da er hörte, wie sie sich die zärtlichsten Liebes„Versicherungen gaben.“ Oder: „Er belauschte sie, und „sahe, wie sie sich küsseten, worüber er sie hernach, auf „eine freundschaftliche Weise, zum Besten hatte.“

Ja, man nimmt das Wort lauschen auch wohl in einem guten Verstande, bloß von einem sehr aufmerksamen Zuhören. So hat es Hr. v. Kleist gebraucht, in der Idylle Milon und Iris:

> Indem sie sangen, schwieg der Wind im Hain;
> Der Himmel hörte zu; das Volk der Luft
> Lauscht auf ihr Lied, versteckt in dunkles Laub.
> Die kleine Lalage lauscht auch darauf,
> Im krausen Schatten von Gebüsch, und sprang
> Hervor, und sprach bewegt: Jezt hab ich euch
> Belauscht, recht sehr belauscht. Ihr singet schön.

Laustern, kommt von dem Holländ. luysteren her. Man sagt: an der Thür laustern. Frisch übersetzt es: auscultari clam & in insidiis, und in so weit kommt es mit lauschen überein; es wird aber niemahls von dem Sehen, sondern nur allein von dem Hören, gebraucht.

Horchen, kommt ebenfalls mehrentheils mit lauschen überein, nur daß es nicht vom Sehen gebraucht wird.

(*) Also erklärt Frisch das Wort lauschen: Insidiose obseruare; Oculis et auribus omnia vestigia quaerere, aliis nocendi; obseruare, auscultari.

wird. In einem böſen Sinne zeigt es eine beſondere Aufmerkſamkeit im Hören an, wodurch man etwas zum Schaden eines Andern zu entdecken ſucht. Man ſagt: Jemand behorchen, d. i. heimlich und mit beſonderer Aufmerkſamkeit hören was er ſagt, um eine Gelegenheit zu finden, ihm zu ſchaden. An der Thür horchen. Bisweilen drückt auch das Wort horchen nur ein ſolches heimliches Hören aus, welches einen bloßen Vorwitz und eine Neubegierde zum Grunde hat. Davon ſagt der alte Reim:

Wer da horchet an der Wand,
Hört oft ſeine eigne Schand.

Und bisweilen wird es auch in einem ſehr guten Sinne genommen; z. B. Sir. 14, 24. Wohl dem, der da horchet an der Weisheit Thür; Cap. 51, v. 21. Ich horchete darauf, und nahm ſie an. Siehe auch im XXV Th., S. 215.

Lauſen, Lauſer, Lauſig; ſ. oben, S. 246, f.

Lauſigk, ſiehe Laußig.

Lauſitz, (nicht Lausnitz,) wend. Luzize, Lat. Luſatia, Fr. Luſace, ein Markgrafthum in Deutſchland, welches in zwey beſondere Markgrafſchaften, Ober- und Nieder-Lauſitz, eingetheilt wird, und unter diejenigen Länder des Kurfürſten von Sachſen gehört, welche nicht zu dem vereinigten Landes-Körper gerechnet werden, und die ihre eigene ganz beſondere Verfaſſung haben; wie denn auch von Einigen noch bezweifelt wird, ob dieſe beyde Länder überhaupt zum deutſchen Reich gehören. In der deutſchen Kreis-Abtheilung ſind ſie eben ſo wenig, wie Böhmen, oder Schleſien und Mähren, mit begriffen.

Gewöhnlich giebt man Kaiſer Heinrich den Städte-Eroberer oder Auceps, als Stifter der Marken Meißen, Brandenburg und Lauſitz, an, die ſämmtlich gegen die Slaven gegründet wurden, nähmlich: Brandenburg, gegen die Wenden (Henedi), und die andern beyden gegen die Slaven und eigentlichen

Sor-

Sorben. Die Markgrafschaft Ober-Lausitz hat sich weit später gebildet, als die Nieder-Lausitz; denn vor 1466 kommt der Nahme Ober-Lausitz, so viel man weis, nirgends vor, sondern sie heißt vor diesem Jahre immer die sechs Lande und Städte. Wenn die ältern Geschichtschreiber also von einer Mark Lausitz reden, so ist darunter die Nieder-Lausitz, oder östliche Mark, Marchia orientalis, zu verstehen. Die Ober-Lausitz entstand aus dem Pago Milcieni, der die Marken Görlitz und Budissin nebst einigen minder wichtigen Oertern enthielt, welche der König Johann von Böhmen und sein Sohn Karl IV., von dem J. 1319 an erwarben, und der Krone Böhmen, als eine eigene Markgrafschaft, einverleibten. Weit älter hingegen ist die Markgrafschaft Nieder-Lausitz, von welcher man mit Gewißheit behaupten kann, daß König Heinrich I. dieselbe gestiftet hat. Von ihrer Stiftung an hatte sie Markgrafen aus verschiedenen Häusern, bis der Markgraf von Meißen, Friedrich mit der gebissenen Wange 1317 genöthigt war, sie an den Markgrafen von Brandenburg Waldemar, zu verkaufen, worauf sich, nach Dessen Tode, 1319 die ganz freye und von aller Oberherrschaft ledig gewordene Lausitz aus freyem Willen unter Lehns-Verbindlichkeit der Krone Böhmen unterwarf, und vom Kaiser Karl IV. derselben einverleibet wurde, und bey welcher sie bis zur Regierung K. Ferdinand II. geblieben ist. Dieser überließ sie, wegen 72 Tonnen Goldes aufgewandter Kriegs-Kosten im Hussiten-Kiege, seinem treuen Bundes-Genossen, dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, zuerst pfandweise, unterm 6 Jul. 1620; dann aber erhielt der Kurfürst auch durch die Traditions-Recesse, Budissin, d. $\frac{13}{23}$ Jun. 1623, wegen der Ober-Lausitz, und Luckau, d. $\frac{20}{30}$ Jun. wegen der Nieder-Lausitz, den Besitz und Nießbrauch.

End-

Endlich aber trat der K. Ferdinand II, in dem prager Frieden, vermittelst des Haupt-Recesses v. $\frac{20}{30}$ May 1635, mit Bestätigung des ganzen oestreichischen Hauses und der Stände von Böhmen, diese beyden Markgrafschaften mit Vorbehalt des Ober-Lehns-Eigenthumes, mit allen Rechten, Gerechtigkeiten und Regalien, als ein Mann-Lehen des Königreiches Böhmen an den Kurfürsten von Sachsen und seine Nachkommen ab, worauf sie durch die Uebergebungs-(Traditions-) Recesse, Görlitz, d. $\frac{14}{24}$ April, und Guben, d. $\frac{30}{10}$ $\frac{\text{Mar.}}{\text{May}}$ 1636 wirklich übergeben worden, und bis izt bey dem Kur-Hause geblieben sind. In gedachtem Haupt-Recesse wurde auch zugleich festgesetzt, daß, wenn der Manns-Stamm des Kur-Hauses albertinischer Linie ausstürbe, die beyden Lausitzen an die herzoglich altenburgisch-ernestinische Linie und ihre männlichen Nachkommen, wegen der Vermählung mit Johann Georg I. Prinzessinn, sammt und sonders fallen sollten; doch sollte Sr. kais. Majest. und dem Hause Oestreich succedirenden Königen von Böhmen, und allen ihren Nachfolgern an der Krone, frey stehen, die Nachkommen der Prinzessinn Johann Georg I. in besagten Lehen succediren zu lassen, oder dieselbe mit Erstattung der Haupt-Summe (vor deren Erlegung dann sie auch zu weichen nicht schuldig seyn sollen,) zu befriedigen. Da Kurf. Johann Georg I. lutherischer Religion war, wurde in Ansehung der katholischen Einwohner dieser Lande verabredet, daß die Clerisey nebst ihren Beamten und Unterthanen in ihrem damahligen Stande erhalten werden, die Krone Böhmen auch deshalb das Schutz-Recht behalten sollte; doch muß der Dechant zu Budissin dem Kurfürsten von Sachsen jedesmahl die Erbhuldigungs-Pflicht leisten, und hat das Recht des Vorsitzes bey den Gerichten seines Capitels, nur mit Zuziehung eines lutherischen Syndikus;

kus; der Priorinn zu Lauban Wahl dieses Dechants erfordert ihres Propstes Gegenwart; die Aebtissinnen zu Marienstern und Marienthal aber, welche dem Kurfürsten durch ihre Pröpste den Huldigungs-Eid leisten, müssen auf dem Land-Tage, jede durch ihren Kloster-Vogt, der aber ein lutherischer, in der Lausitz wirklich wohnender Edelmann seyn muß, erscheinen. Die contrahirenden Parteyen verbanden sich endlich, die von Alters her zwischen der Krone Böhmen und dem Hause Sachsen errichtete Erb-Vereinigung zu erneuern und zu erläutern. Der Kurfürst von Sachsen pflegt, bey dem Antritt seiner Regierung, den Ständen dieser Markgrafschaften alle ihre wohlerlangte Privilegien zu bestätigen, und empfängt von ihnen gegenseitig den Erb-Huldigungs-Eid, alles nach altem Herkommen, und nach den Reversalien des Kurfürsten Johann Georg I., vom 25 Sept. 1637.

Da, gedachter Maßen, vermöge des über die Abtretung der Lausitz an Kur-Sachsen errichteten Haupt-Recesses, d. d. Prag, d. $\frac{30}{20}$ May 1635, die Markgrafthümer Ober- und Nieder-Lausitz vom Kaiser zwar erb- und eigenthümlich und unwiderruflich, jedoch lehnsweise, und wie rechte Mann-Lehens-Art und Eigenschaft mit sich bringt, an Kurfürst Johann Georg von Sachsen abgetreten, dabey aber die Lehen auf Dessen damahls lebende Töchter und deren männliche Abkunft mit erstreckt sind, so entsteht daher die Frage: ob auf den Fall, wenn der kursächsische Mann-Stamm erlischt, die beyden Markgrafthümer sogleich an die Krone Böhmen zurückfallen, oder ob sie nicht vielmehr zuvor an die, von erwähnten sächsischen Prinzessinnen abstammende Land-Grafen von Hessen-Darmstadt und Herzoge von Holstein-Gottorp kommen müssen.

Hr. v. Römer (*) behauptet, daß sie, nach Abgang der sächsischen Kur-Linie, an Hessen-Darmstadt und Holstein-

(*) In seinem Staatsrecht des Kurfürstenthums Sachsen, Th. 1, S. 190.

stein-Gottorp, und erst nach deren Aussterben an den Lehn-Herrn zurück fielen.

Es ist dagegen in der Allgem. Literatur-Zeitung, v. J. 1789, Nr. 11, erinnert worden: daß diese den Töchtern Kurfürst Johann Georg ertheilte Anwartschaft nach dem Sinne des prager Recesses nur auf den Fall gerichtet zu seyn scheine, wenn Johann Georg's Söhne vorher versterben würden. Wenn aber auch dies nicht wäre, so dürfte es doch zuförderst darauf ankommen, ob die Töchter und deren Nachkommenschaft diese versicherte Lehns-Folge, bey den vielen vorgenommenen Lehns-Fällen auch gehörig erneuert hätten?

Allein, es läßt sich wohl nicht behaupten, daß, nach dem gedachten Receß (*), den Töchtern nur auf den Fall, wenn ihre Brüder vorher versterben würden, die Lehns-Folge in die Markgrafthümer habe gebühren sollen. Die Worte lauten zu allgemein, und reden nicht bloß von den Söhnen, sondern von Erlöschung des gänzlichen Mann-Stammes der sächsischen Kur-Linie, ingleichem des Mann-Stammes der damahls lebenden Herzoge zu Sachsen altenburgischer Linie. Da nun überdem das Haus Sachsen diese Erwerbung für eine so sehr beträchtliche Summe gemacht hat, so kann unmöglich der Receß auf eine so eingeschränkte Art ausgelegt werden.

Wenn nun aber gleich die Lausitz nicht sofort nach Erlöschung des kursächsischen Mann-Stammes an die Krone Böhmen zurück fällt, so ist doch, bereits erwähnter Maßen, so viel gewiß, daß sie die Wahl hat: „entweder „die kurf. sächsischen Töchter, oder da dieselben sammt „oder sonders nicht mehr am Leben wären, ihren Mann-„Stamm in die Lehen succediren zu lassen, oder dieselbe „mit Erstattung der Haupt-Summe abzufertigen.“ Ferner dürfen die beyden Markgrafschaften nicht getheilet werden, vielmehr sollen sie auf den Fall, daß die Töchter oder deren Mann-Stamm zur Succession kämen, „unter „einer gesammten Regierung gelassen werden.“

Noch ist in Ansehung der beyden Markgrafthümer Ober- und Nieder-Lausitz zu bemerken: 1) Das Kur-Haus Sachsen hat ihrentwegen nicht Sitz und Stimme auf

(*) Lünig's Reichsarchiv, Th. 5, S. 128 — 133.

auf dem Reichs-Tage, wovon der Grund in der schon unter K. Karl IV. geschehenen Incorporation von Böhmen zu suchen ist. 2) Beyde Markgrafthümer müssen zwar zum deutschen Reich gerechnet werden, allein sie gehören doch weder zum obersächsischen noch zu einem andern Kreise, sondern bestehen für sich als eigene Landes-Körper, welche mit dem deutschen Reiche zwar verbunden sind, deren Regent aber demselben nicht mit Lehns-Pflicht verwandt ist. Nur in so fern, als die Krone Böhmen unter der Hoheit des deutschen Reiches steht, steht auch die Lausitz als ein Theil derselben darunter. Wenn indessen gleich 3) die ehemahlige Incorporation von Böhmen beybehalten ist, so ist doch die völlige Ober-Herrschaft über die Länder dem Kur-Hause Sachsen mit allen Rechten und Gerechtigkeiten, bloß mit Vorbehalt des Ober-Lehns-Eigenthumes, überlassen. In dem angeführten Haupt-Receß heißt es ausdrücklich: „Weil aber Ihre Kurf. Durchl. diese beyde Markgrafthümer titulo oneroso vor Ihre Schuld zu Lehen annehmen, so sollen Sie derwegen nicht schuldig seyn, einige Contribution, Steuer, oder andere Anlag zur Kron Böhmen zu contribuiren, noch deswegen, oder sonsten zu Land-Tagen oder andern Zusammenkünften beschrieben werden, sondern sie sollen von andern solchen dergleichen und andern Bürden und Beschwerungen, sie haben Nahmen wie sie wollen, gänzlich exempt seyn. Außerhalb in allgemeiner Noth wider den Türken und Erb-Feind Christliches Nahmens, oder andern dergleichen gemeinen Feind der Könige zu Böhmen. Dann da sollen Ihro Kurfürstl. Durchl. und Dero Mitbenannte, auf gebührendes Ersuchen, Ihre Ratam, nach Ausweisung dieser Länder alten quotae und Eintheilung, gegen die Kron Böhmen zu entrichten, unbeschweret seyn, auch dasselbe dem Lehensrevers einverleiben lassen. Darneben sollen Ihro Kurf. Durchl. von aller Territorial- und anderer Jurisdiction und Botmäßigkeit befreyet seyn, auch dahero aus obangeregten beyden Markgrafthümern Ober- und Niederlaußniz, alle und jede Appellationes und alle andere Remedia suspensiva an Sr. Kurf. Durchl. zu Sachsen und an Dero obbemeldete Lehnserben und Nachkommen, und nicht mehr an die Kron Böhmen gehen, dirigiret und alldar

justi-

justificiret, auch daran unter keinem Schein einiger Einhalt gethan werden." 4) Wegen der Lausitz zahlt das Kur-Haus Sachsen nicht das mindeste an Kaiser und Reich.

Beyde Markgrafthümer, so weit sie dem Kurfürsten von Sachsen gehören, (denn Kur-Brandenburg hat ansehnliche Striche derselben), betragen an Flächen-Inhalt 180 deutsche Quadrat-Meilen, wovon nach Einigen 100 auf die obere, und 80 auf die untere, nach Andern aber nur 90 für jene, und 85 für diese, gerechnet werden. Das richtige Verhältniß der Größe, und der jezige Bevölkerungs-Zustand, möchte folgender seyn:

Das Markgrafthum der Ober-Lausitz = 95 Quadrat-Meilen.	= 290,000 Einwohner.
Das Markgrafthum der Nieder-Lausitz = 85 Quadrat-Meilen.	= 112,000 Einwohner.
Der ganze Flächen-Inhalt und die Volks-Menge = 180 Quadrat-Meilen, und	= 402,000 Einwohner.

Nach dieser Berechnung kommen 2233 $\frac{1}{3}$ Menschen auf 1 Quadrat-Meile; indessen ist die obere Markgrafschaft weit stärker bevölkert, als die untere, wovon bey jeder unten ein Mehreres vorkommen wird.

Die beyden Markgrafschaften gränzen: gegen Mitternacht, an die Mittelmark Brandenburg; gegen Morgen, an Schlesien; gegen Mittag, an Böhmen, und gegen Abend an Meißen und Sachsen.

Die vornehmsten Flüsse der Lausitz, sind: die Spree, welche im Kreise Budissin, zwischen den beyden zittauischen Dörfern Ebersbach und Gersdorf entspringt, den Fluß Schöps aufnimmt, und nach

Brandenburg zur Havel fließt; die Neiße (*), welche von Böhmen her in die Lausitz kommt, viele kleinere Flüsse aufnimmt, und bey Guben in die Oder fließt; die schwarze Elster, welche im Kreise Budissin entsteht, bey Hoyerswerda das schwarze Wasser aufnimmt, und in den meißner Kreis geht, wo sich auch bey Elsterwerda, die Pulsnitz mit derselben vereinigt, welche oberhalb der Stadt Pulsnitz im budissinischen Kreise entspringt; und der Queiß, welcher an einigen Stellen die Gränze zwischen Lausitz und Schlesien macht, und Perlen-Muscheln enthält. Ausser diesen Flüssen hat die Lausitz auch noch viele kleinere, auch viele Seen und Teiche.

In Ansehung der natürlichen Beschaffenheit, theilen sich diese Länder in zwey ganz ungleiche Land-Striche. Charakter, Kleidung, Sprache und Herkunft sind bey den Einwohnern der Lausitz so verschieden, als verschieden ihr Klima ist. Der größte Theil der Einwohner sind Wenden oder Sorben-Slaven, die aber wieder, nach dem Unterschiede ihrer Sprache und Kleidung, in drey Classen getheilet werden müssen. Verschieden ist die Sprache der Wenden im budissiner und görlitzer Kreise von der im muskischen und hoyerswerdischen, und diese wieder verschieden

von

(*) Daß die Spree und die Neiße, wie Hr. Tanzler, (in seiner Abh. über die Lausitzen, im Journal: Für ältere Litteratur und neuere Lectüre, 2 Jahrg. 4 Quartal, 1 und 2 Heft,) und Norrmann, (im 1 B. seines geograph. und histor. Handbuches, der Länder-, Völker- und Staatenkunde, [Hamb. 1785, gr. 8.] S. 761,) behaupten, schiffbar in der Lausitz wären, ist ganz unrichtig. Die Schiffe können nicht weiter kommen, als bis in den großen See bey Friedland, durch welchen die Spree durchfließt. Hier wird gelandet, und die Güter werden nun zur Achse weiter gefahren. Die Neiße ist gar nicht schiffbar, sondern die Oder-Schiffe, welche Waren für Kotbus oder andere lausitzische Oerter bringen, müssen bey Schidlo, wo die Neiße in die Oder fällt, ausladen.

von der niederlausitzischen Sprache, und zwar so verschieden, daß sie sich unter einander fast gar nicht verstehen. Ihre National-Kleidung ist durchgängig schwarz, und die oberlausitzischen Wenden gleichen in vielen Stücken den altenburgischen Bauern. Die Frauenspersonen im budissiner Kreise tragen sehr kurze, in hundert und mehr Falten gelegte schwarze Tuch-Röcke, die ganz steif sind, und nicht weiter als bis an das Knie reichen dürfen; alle ihre übrige Kleidung ist sehr nett, und sieht gut aus, insonderheit ist sie immer sehr reinlich. Um Hoyerswerda und Muska werden die Röcke etwas länger, und ihr ganzer Anzug wird nachlässiger und ärmer; auch tragen sie hier schon stark hölzerne Pantoffeln und Schuhe. In der Nieder-Lausitz bedecken die Röcke die ganze Wade bis an den Knöchel, und ihr ganzer Anzug sieht häßlich aus, und zeigt außer der großen Nachlässigkeit noch die äusserste Armuth der Einwohner. Die oberlausitzischen Mädchen und Weiber stechen von den niederlausitzischen sehr ab. Jene halten viel auf Schönheit, und suchen sie daher auf alle Weise zu erhalten. Ihre Eitelkeit macht, daß man sie öfters im heißen Sommer auf dem Felde mit weißen Hand-Schuhen, und einem netten Stroh-Hute mit rothem Bande, an ihrer Arbeit antrifft, um nicht Gesicht und Hände von der Sonne braun färben zu lassen. Die Niederlausitzischen hingegen sehen darauf gar nicht. Die Wenden im budissinischen und görlitzer Kreise sind große, starke und blühende Leute, in der Niederlausitz hingegen sind sie kleiner, mehrentheils hager und bleich, welcher Unterschied der Luft und dem Wasser zu zuschreiben ist. Alle aber sind treu und ehrlich, offenherzig unter sich, aber äusserst zurückhaltend gegen diejenigen, die nicht von ihrer Nation sind. Sie können viele Strapazen aushalten, und sind daher sehr gut zu Soldaten zu gebrauchen, be-

sonders taugen sie zu Cavalleristen. Künste, Wissenschaften und Handwerke treiben sie nicht, sondern nähren sich bloß von Ackerbau und Viehzucht. Sie haben wenig Cultur, widersetzen sich aber auch allem, was neu ist, wäre es auch noch so gut, weil es ihre Vorfahren nicht gethan haben.

Der andere Theil der lausitzischen Einwohner sind Deutsche, und diese wohnen besonders im görlitzer Kreise, und an den Gränzen der ganzen Lausitz. Die Städte sind durchgängig von Deutschen bewohnt. Sprache und Kleidung sind deutsch, nur daß erstere beynahe so viel besondere Dialekte, als Ortschaften, hat. Der Hochdeutsche selbst, der zum ersten Mahl hierher kommt, wird an verschiedenen Orten von 20 Worten kaum eins verstehen. Diese Leute sind übrigens groß und stark, sehr fleißig und gelehrig, und überaus ehrlich und offenherzig. Weil sie zu offenherzig sind, und jedermann gerade ins Gesicht sagen, was sie von ihm denken, so hält man sie gewöhnlich für uncultivirte Leute, oder man nennt sie gar grob, welches sie doch nicht sind. Sie lieben Wissenschaften und Künste, doch die leztern mehr, als die erstern. Uebrigens sind diese Deutschen auch mäßig und tapfer.

Noch giebt es eine andere Art slavischer Völker unter den Bewohnern der Lausitz, nähmlich die Böhmen, welche im vorigen Jahrhundert, der Religion wegen, aus Böhmen flüchteten, und einige Colonien in der Lausitz anlegten. Sie behalten noch ihre Sprache, und haben auch noch ihren Gottesdienst in derselben; doch sind ihrer zu wenige, und sie sind unter den übrigen zu sehr zerstreuet, als daß man sie eine besondere Volks-Classe nennen könnte; ihre Anzahl wird auch immer geringer, da sie sich sehr mit Deutschen vermischen, und deutsche Sprache lernen.

Die

Die Bauern in der Lausitz, sind keine Sclaven, die der Willkür ihrer Herren ausgesetzt sind, sondern Leibeigene (glebae adscripti), welche ihre gemessenen Frohn-Dienste haben, und nur an wenigen Orten noch Laß-Güter besitzen. Sie können, ausser den Laß-Gütern und deren Inventarien-Stücken, über ihr Vermögen schalten, sich nach Gutdünken verheurathen, und gegen einen Los-Brief, der bey Manns-Personen 10, bey Frauenspersonen aber 5 Rthlr. kostet, und ihnen von Rechts wegen nicht verweigert werden darf, ihre Dörfer verlassen. Indessen sind die Laß-Güter der Wenden, in Vergleichung mit den übrigen, mehr beschwert, aber doch ebenfalls ohne Sclaverey.

In Ansehung der Landes-Verfassung, sind beyde Länder sehr von einander unterschieden, daher sie bey jedem einzeln angegeben werden muß. Einige adeliche Familien stammen noch von den alten Slaven ab; die meisten aber sind theils in ältern, theils in neuern Zeiten aus Böhmen, Schlesien, Pohlen, Sachsen, und andern deutschen Ländern, eingezogen und aufgenommen. Adeliche, die in dem einen Markgrafthume ansässig sind, werden in dem andern nicht für Ausländer angesehen, sobald sie sich dort ein Lehn-Gut angekauft haben, nach einer Erklärung beyderseitiger Land-Stände v. J. 1689 und 1690.

Die christliche Religion breitete sich vom 8ten Jahrhundert an, aber langsam, in diesen Ländern aus; im 11ten Jahrhundert sollte sie durch den Anbau vieler Kirchen und Klöster mehr verbreitet werden, aber ohne sonderlichen Erfolg unter den Wenden. Luther's Reformation wurde bald und nach und nach so sehr aufgenommen, daß die evangelisch-lutherische Kirche jezt die herrschende ist. Mit dem J. 1722 setzten sich auch die vereinigten evangelischen Brüder in Herrnhut und mehrern Gegenden an, brei-

teten sich sehr aus, und erhielten 1750 vom Landes-Herrn eine Bestätigung der Duldung, Freyheiten, Rechte, und des Schutzes, als augsburgische Confessions-Verwandte. In der Ober-Lausitz haben verschiedene Mitglieder dieser Brüder-Gemeinden, ansehnliche Ritter-Güter, und gleiche Rechte auf denselben mit den übrigen Land-Ständen.

Wissenschaften und Künste sind, seit der Reformation, sehr in Aufnahme gekommen, und jezt in vorzüglich gutem Zustande, welches die gute Einrichtung vieler Gymnasien und hohen Schulen, und andere gute Anstalten zur Unterstützung derselben, theils eine ansehnliche Anzahl von Gelehrten inn- und ausserhalb Landes, theils auch die überall herrschende Aufklärung unter den bessern Ständen hinlänglich beweisen. Von einer ungemein weit getriebenen und allgemein verbreiteten Indüstrie giebt die Ober-Lausitz ein vorzügliches Beyspiel.

Von den Münzen ist zu merken, daß in der Lausitz lauter kursächsische Münz-Sorten eingeführt sind, wiewohl nebst solchen noch allerley andere deutsche goldene und silberne Münzen daselbst im Gange sind.

Was das Maß und Gewicht betrifft, so ist sowohl in der Ober- als Nieder-Lausitz das dresdner Kannen-Maß eingeführt, und auch alles Bier-Gefäß darnach eingerichtet. Was das Getreide-Maß betrifft, so ist auch in beyden Markgrafthümern das dresdner Maß eingeführt, da ein Scheffel 4 Viertel, und ein Viertel 4 Metzen hält. Das Gewicht und Ellen-Maß aber ist in der Ober-Lausitz nicht in allen Städten einerley. In der Nieder-Lausitz hingegen, ist auch hierin das dresdner Maß eingeführt.

In der Lausitz gilt das leipziger Wechsel-Recht, welches im Jan. 1711 daselbst eingeführt worden ist, wie aus den diesfalls ergangenen Verordnungen, die

man

man in Siegel's Corp. Juris Camb. Th. 1, S. 84, fgg. findet, zu ersehen ist.

Das Post-Wesen, ist in der Lausitz in der schönsten Verfassung. Man hat fahrende und reitende Posten. Ein Passagier, welcher mit der fahrenden Post geht, hat, nach der Post-Ordnung, 60 Pfund für seine Bagage frey; für das übrige zahlt er nur die Hälfte. Das Post-Geld auf den ordinairen Posten wird nach den Meilen gerechnet, nähmlich für die Meile 5 Ggr.; und bey jeder Station ist dem Postillion von jedem Passagier 2 Gr. ausgesetzt. Bey der fahrenden Post aber, welche Dinstags und Freytags aus Dresden nach Görlitz und Zittau, und von daselbst Sonnt. früh um 6 Uhr, und Mittwoch abends um 8 Uhr, wieder nach Dresden geht, welche insgemein die alte Post genannt wird, und anfänglich nur zum Besten der Kaufmannschaft angelegt worden ist, hat man als etwas Besonderes zu merken, daß man mit derselben für die Meile nur 4 Gr. zahlt; die Stationen sind mehrentheils von 3 zu 3 Meilen angelegt, eine Meile zu 2 Stunden gerechnet. In Budissin ist ein Ober-Post-Amt, welches die Aufsicht über das Postwesen in dem Markgrafthume Ober-Lausitz führt, und unter welchem alle übrige oberlausitzische Post-Aemter stehen; in der Nieder-Lausitz hingegen sind die Kreis-Post-Aemter Luckau und Lübben.

Das Markgrafthum Ober-Lausitz, wurde in ältern Zeiten Gau Budesin Nisani und Milzani, oder die Mark der Länder Budesin und Gorelitz, genannt. Es liegt zwischen dem 50sten Grad 53 Min. bis zum 51sten Gr. 42 Min. nördlicher Breite, und vom 36 Gr. 24 Min. bis zum 37 Gr. 54 Min. östlicher Länge, und erstreckt sich in seiner größten Länge auf 16 deutsche Meilen bey einer Breite von 11 Meilen, enthält an Flächen-Inhalt 100 Qua-

drat-Meilen. Auf diesen lebten, im J. 1785, nach Hrn. Canzler, 336,348 Menschen, folglich 3363½ auf 1 Quadrat-Meile, welches in der That eine ansehnliche Bevölkerung ist, und folglich einen sehr blühenden Wohlstand der Einwohner voraussetzt.

Nach der in Plümicke's Briefen auf einer Reise durch Deutschland, im Jahr 1791, (Liegn. 1793, 8.) befindlichen Tabelle aller im Markgrafthum Ober-Lausitz im J. 1790 vorgefundenen Consumenten, war die Summe aller Consumenten 303064.

An Vieh:

	1768 bis 1774		10 Jahr darauf
Pferde - - -	16,020	=	16,366
Ochsen - - -	39,900	=	40,263
Kühe und Färsen	49,944	=	50,416
Schafe - - -	389,540	=	389,957
Schweine - -	89,725	=	90,104
in allem	585,129	=	587,106 Stück;

so daß, nach der ersten Angabe, ohne die Bruch-Zahlen, 5851, und nach der leztern 5871 Stück auf 1 Quadrat-Meile kommen.

Die Ober-Lausitz besteht aus zwey Haupt-Kreisen, nähmlich: dem budissiner und dem görlitzer, wovon sich jeder wieder in drey Land-Kreise abtheilt, nähmlich: der erstere in den budissiner, löbauer und camenzer, der leztere aber in den görlitzer, zittauer und laubaner. Die ganze Ober-Lausitz enthält 23 Städte, als: 6 Sechs-Städte, 1 Frey-Städtchen, und 16 Vasallen- oder Land-Städtchen, 4 Standes-Herrschaften, 395 Ritter-Güter, 4 ganz Steuer- und Mundgut-freye Frey-Güter, 873 Dörfer, 1 Superintendenten, der aber von der höhern Instanz nur Ober-Pfarrer genannt wird, und 249 Pfarr-Kirchen, unter welchen 10 wendisch-katholi-

tholische für 50 Dörfer, und 58 wendisch-lutherische für 403 Dörfer, mit begriffen sind.

Der nördliche Theil des Landes von dem Queiß her, bis in die Gegend der Stadt Lauban, von da westlich bis unterhalb Görlitz, von hier bis Nieder-Rengersdorf, bey Groß-Radisch, bis unter die Gegend von Camenz, von da an die Gränze bey Cracau am Pulsnitz-Fluß, ist ebenes und plattes Land, größtentheils mit Sand überdeckt, worin Rasen-Eisen-Stein das einzige Erz ist, welches auf den dabey angelegten Hammerwerken verschmolzen wird. Bey Muskau finden sich Lager von Alaun-Erde, welche dort auch in dem Alaun-Werke versotten wird. Eine Viertelstunde von Wehrau gegen Norden, wird Kalk-Stein gebrochen, der zu allem Gebrauch vortrefflich ist, nur nicht zu Marmor-Stücken dient, weil er zu viele Spalten hat; er enthält eine große Menge Versteinerungen. An einigen Stellen liegt Sand-Stein auf demselben, der sich bis an Wehrau zieht, und am westlichen Ufer des Queißes beynahe ganz senkrecht stehende Sandstein-Felsen, von 150 bis 200 Fuß hoch, bildet, die in der dortigen weiten Ebene und dem fast durchgängig sandigen Lande einen besondern unerwarteten Anblick verursachen. Die Stein-Kohlen, welche man in dem Sandstein-Gebirge, welches aus dieser Gegend weiter gegen Süden und Westen in die Ebene zieht, findet, sind aber nicht zu gebrauchen. Der Queiß geht in Wehrau selbst über ein Lager Sand-Stein, welches er vermuthlich durchbrochen hat, und macht dabey einen Wasser-Fall, 16 Fuß hoch, das Teufels-Wehr genannt, welcher in der dortigen Ebene einen schönen Anblick, und für die dortigen beträchtlichen Hammer-Werke viele Gefälle macht. Weiter hinaus über Wehrau gegen Süden, bricht Eisen-Erz in einem Thon-Lager; auch finden sich in dieser Gegend Lager

von

von Rasen-Eisenstein. Bey Mühlbach wird weisser Pfeifen-Thon gegraben, und in Thommendorf zu diesem Gebrauch genutzet. In verschiedenen Dörfern der görlitzer Heide wird Kalk-Stein gebrochen, der von schönem dichten Korn ist, und sich weit fortzieht. Der südliche Theil der Ober-Lausitz enthält einige sehr hohe Gebirge. Die ganze Strecke vom östlichen Ufer der Neisse bey Görlitz, bis in die Gegend von Reichenau bey Zittau, ist sanft ansteigend, und überall mit angebaueten Feldern und fruchtbarem Boden bedeckt, und erstreckt sich über Schönberg und Seydenberg hinaus bis an die böhmische Gränze, hat zwar mehrere Anhöhen und Hügel, ist aber noch nicht bergig zu nennen. Hier und da stehen Basalt-Berge mit einer sehr steilen und kegelförmigen Spitze, wie z. B. der Spitzberg bey Linde; überall aber ist schönes Acker-Land. Von Lauban geht es am Ufer des Queisses bis Markliffe meistens im Sande fort; leztere Stadt liegt in einem Thale an diesem Flusse, und ist mit ziemlich steilen und kegelförmigen Bergen umgeben, welche grösstentheils aus Granit bestehen. Hinter Markliffe liegt der Klingenberg, und auf diesem der Riethstein, ein Basalt-Berg, von welchem viele Säulen zum Bau in der umliegenden Gegend abgebrochen werden. Von hier aus steigt das Gebirge noch mehr an bis zum Heller, wo es eine der schönsten Gegenden um Neugersdorf, Meffersdorf und Wigandsthal macht, überall aus Granit besteht, aber mit einer sehr fruchtbaren Erde bedeckt ist, daher die ganze Strecke Landes vortrefflich angebauet wird. Wigandsthal liegt am Fuße des Riesengebirges, welches sich aus Schlesien bis in diese Gegend herüber zieht, von hier sanft ansteigt, immer höher und höher wird, und da, wo die sächsische, schlesische und böhmische Gränze zusammenstößt, schon eine so beträchtliche Höhe hat, daß der Theil des Gebirges, wel-

welcher hier die Tafelfichte genannt wird, einer der höchsten Puncte in Sachsen ist. Man übersieht von hier die Ober-Lausitz, einen Theil der niederlausitzischen Ebenen, ein Stück von Schlesien, die Fortsetzung des Riesengebirges, unter den Bergen Flints-Berg, Kammgebirge, die Schneegruben bis auf die Riesenkuppe; an der andern Seite hingegen die Verbindung dieses Gebirges mit dem böhmischen und sächsischen Erzgebirge, bis in einer Entfernung, in welcher sich die Berge, auch bey der heitersten Luft, und wenn man auch die besten Fern-Röhre zu Hülfe nimmt, in dem Blau des Himmels verlieren. Ein so weiter, solche Gegenden umfassender Anblick, wobey man eine so große Strecke Landes mit allen umliegenden, und hervorragenden Gebirgen, einzelne Berge und Hügel auf ein Mahl übersieht, erregt bey Jedem gewiß Erstaunen, Bewunderung und das unbeschreiblichste Vergnügen; für den Naturkundigen aber sind diese hohe Spitzen zugleich die unterrichtendsten Observatorien, Betrachtungen über die Lage, den Bau und die Verbindung der Gebirge im Ganzen zu machen. Die Tafel-Fichte selbst und die übrigen anschließenden hohen Berge, welche die Kette des Riesengebirges ausmachen, bestehen aus Granit; es finden sich auf der erstern kleine herausragende Felsen von bloßem Gestein. Der Berg ist überall mit aufliegender Erde und Torf bedeckt, und der Rücken verbindet sich mit allen anschießenden Bergen, die zum schlesischen Riesengebirge gehören, in einer sanft sich hinziehenden Schlangen-Linie. Im Ganzen gehört dieser sächsische Theil des Riesengebirges unter die steilen, und unterscheidet sich von dem Erz-Gebirge sehr, hat tiefe und finstre Thäler, die dasselbe nach verschiedenen Richtungen durchschneiden, und sich bis an die anliegenden Ebenen ziehen. Das andere Stück des südlichen Theiles der Ober-Lausitz, wird

von Görlitz aus, durch das westliche Ufer der Neiße, gegen Süden von Böhmen, gegen Osten vom meißner Kreise, und in Norden von den oben beschriebenen Ebenen begränzt. Das Kalk-Gebirge unweit Görlitz, bey Ebersbach, Cunnersdorf, Oberneudorf, u. s. w. ist mit Damm-Erde und Acker-Land bedeckt. Von Rengersdorf nach Königshayn zu, steigt die Gegend sehr sanft an, und hier erheben sich die schönen königshayner Berge, bis auf eine in dieser Gegend schon sehr beträchtliche Höhe. Sie sind theils vortrefflich angebauet, theils mit schönen Waldungen besetzt, liegen beynahe in einem halben Zirkel, sind durch verschiedene Schluchten abgesondert, in der Geschichte wegen der vielen ausgegrabenen Urnen und anderer Alterthümer merkwürdig; gegen Osten ist ein offenes breites Thal, worin das Dorf Königshayn liegt; jeder Berg hat seinen besondern Nahmen; am Fuße derselben sind Stein-Brüche angelegt, deren Granit, gleich dem Sand-Stein, zu Thür- und Fenster-Stücken bearbeitet wird, weil die gehörigen Simse und Verzierungen sich gut einhauen lassen. Eine Stunde von Görlitz gegen Südwest, liegt die bekannte Landeskrone, ein Berg, der wegen seiner ganz freyen schönen Lage und vortrefflichen Aussicht eine wahre Zierde für die dortige Gegend ist. Der Fuß ist weit verbreitet, und steigt ganz sanft an; die Gestein-Art ist grauer Granit. Auf den sanften Anhöhen steht der abgestutzte Kegel von Basalt steil hervor, und bildet oben eine weite trichterförmige Vertiefung; der Berg selbst ist oben kahl, am Gehänge herum aber mit Sträuchen bewachsen. Der Basalt ist schwarz, von feinem Korn, in lauter unförmliche Stücke nach allen Richtungen zersprungen, und wird in der umliegenden Gegend zum Stein-Pflaster gebraucht. Die Gegend umher besteht meist aus lauter sanft ansteigenden, sich in einander ver-

lau-

laufenden Anhöhen und Hügeln, ist mit fruchtbarem Acker-Lande bedeckt, und überall vortrefflich angebauet. In Südwesten der Landeskrone liegen mehrere Basalt-Berge, z. B. der Deutsch-Paulsdorfer Spitzberg, die Schländerberge, der St. Bernhards-Berg bey Schönau, der Löbauer Berg, die sich alle sanft aus dem ebenen Lande erheben, aus Granit bestehen, und einen steil herausragenden Kegel von Basalt zeigen, keiner aber ist so schön als die Landeskrone. Die Gegend von Görlitz am westlichen Ufer der Neiße nach Zittau, ist ziemlich eben und lauter angebauetes Land, erhebt sich aber bey dem Dorfe Laube, steigt bis über Ostritz auf dem dasigen höchsten Punct, der Läusehübel genannt, fällt dann auf der andern Seite steil wieder ab, und verzieht sich in das Gebieth der Stadt Zittau, wo abwechselnde Thäler und Schluchten mit angesetzten Hügeln der ganzen Gegend ein stückeliges und getrenntes Ansehen geben. Um die Stadt Zittau sind zwar die Wiesen und sandigen Wege meist eben, aber hinter Olbersdorf sieht man steile, frey stehende, mit Thälern und Schluchten getrennte Berge, die durchgängig aus Granit, Sand-Stein und Horn-Schiefer bestehen, und in Ansehung ihrer Lage und Höhe von der vorher beschriebenen Gegend ganz verschieden sind. In dem ziemlich breiten Thale gleich bey Olbersdorf, welches zu beyden Seiten mit aufgethürmten Sandstein-Felsen eingeschlossen ist, hat man die schönste mahlerische Aussicht, über einander liegende und verschobene Massen von Sandstein-Felsen, theils kahl, theils mit Holz bewachsen, und isolirte kegelförmige Sandstein-Felsen, mit dem Ueberreste des alten Schlosses Oybin immer vor Augen. Dieses Sand-Stein-Gebirge zieht sich von hier weiter gegen Osten nach Böhmen bis in die Gegend von Turnau an der Iser; gegen Westen durch Johnsdorf, Waltersdorf,

und den zwischenliegenden Theil von Böhmen wieder nach Sachsen, bis in die Gegend von Pirna und Königstein an der Elbe. Vom Dorfe Oybin, am Fuße des alten Schloßberges, in einem ziemlich breiten Thale, welches ganz mit hohen Bergen eingeschlossen ist, geht es immer auf Sandstein-Gebirge in das Dörfchen Hayn nach dem hochwalder Berge, der höchste Punct dieser Gegend, und zugleich Gränz-Berg zwischen Sachsen und Böhmen. Die Lausche, nicht weit von Waltersdorf, dort auch der Spitzberg genannt, ist ebenfalls ein Gränz-Berg, sehr steil, hat aber auf der Kuppe eine Fläche, wo man das Vergnügen einer der schönsten und weitesten Aussichten nach Sachsen, Böhmen und Schlesien, recht bequem genießen kann, und den herrlichsten Anblick hat. An diesen schließt gegen Nordwest der Helleberg, an dessen Gehänge, so wie weiter gegen Groß-Waltersdorf, die für dasige Gegend so nutzbaren und schönen Sandstein-Brüche liegen, die sich mehr als eine halbe Stunde lang fortziehen; denn es bestehen noch mehrere Berge hier aus Sand-Stein, welcher besonders schöne Schleif-Steine giebt; er ist sehr weiß, dicht verbunden, und von feinem durchaus gleichen Korn. Gegen Norden bey dem Dorfe Groß-Schönau, wird das Land schon ebener; ausgebreitete, sanft sich verlaufende Anhöhen und Hügel wechseln mit einander ab, und hier und da sind noch einzeln frey stehende Berge; die Gegend ist überall angebauet. Um Herrnhut ist das Gestein lauter Granit; am Abhange des Gebirges, wo im Thale der Petersbach fließt, sind verschiedene Stein-Brüche angelegt. Der Hutberg bey Herrnhut ist ein ganz sanft ansteigender Basalt-Berg. Von Löbau zieht sich gegen Osten eine Reihe zusammenhangender Granit-Berge von beträchtlicher Höhe hin, die sich aber an der lausitzer Gränze schon wieder in die Ebene ver-

laufen. Budissin liegt auf Granit, in welchem große Stein-Brüche angelegt sind; das ganze Land umher ist aber überall angebauet. Der Berg bey Groß-Radisch, die Duberau genannt, ist der lezte erhabene Punct in dasiger Gegend, von welchem sich in den noch übrigen ebenen und sandigen Theil der Ober-Lausitz, und in die ganze Ebene der Nieder-Lausitz, eine weite, durch keine Berge begränzte Aussicht öffnet, bis das Auge sich am Horizont verliert. Von Weißenberg und Budissin fällt die Gegend nach Norden zu, ebenfalls immer mehr dem ebenen Lande zu.

Eigentliche Bergwerke findet man, die Eisen-Gruben im nördlichen Theile der Ober-Lausitz ausgenommen, gar nicht. Die angeführten vielen Stein-Brüche aber sind sehr wichtig, und auf der Spree gehen sehr viele gehauene Steine in das Brandenburgische.

In der Ober-Lausitz befinden sich, unter andern vorzüglichen Natur-Schätzen, auch mineralische Gesund-Brunnen, die theils zum Trinken, theils als Bäder, gebraucht werden können, als: der Gesund-Brunnen in Löbau, das Bad bey Zittau, und das Bad zu Preuschwitz, bey Budissin.

Die lausitzischen Producte sind so verschieden, als verschieden das Klima ist. Im zittauischen, görlitzischen und laubanischen Bezirke wird, der vielen Gebirge ungeachtet, viel Getreide gebauet; und man sieht mit Verwunderung, wie der fleißige Einwohner die undankbaren Gebirge durch unendliche Mühe bis nahe an ihren Gipfel tragbar machen konnte. Es sieht bisweilen fürchterlich aus, wenn man unten am schroffen Abhang eines Felsen steht, und oben über sich einen Bauer mit Ochsen (*) pflügen sieht, und beständig

(*) Mit Pferden, ist es nicht möglich; denn diese würden auf diesen steilen Anhöhen leicht stürzen und den Hals brechen. Der Ochs hingegen geht viel sicherer, als das Pferd.

dig befürchten muß, daß er herunter stürze. Es wird da viel Roggen, Gerste, Hafer, Wicken, und absonderlich viel Weizen gebauet, von welchem lextern der beste um Görlitz und Lauban wächst. Auch Kartoffeln werden in sehr großer Menge gebauet, welche hier von besonders gutem Geschmack sind (*). Aber alle diese Producte sind für die Consumtion der Einwohner dieser Districte (denn gerade diese Gegenden sind, wegen der vielen Manufacturen, am stärksten bewohnt,) bey weitem nicht hinreichend, sondern die Einwohner müssen bey guten Jahren mehr als ein Drittel von diesen Producten zu ihrem Bedürfniß aus Böhmen und aus andern Gegenden einführen; in schlechten Jahren brauchen sie weit mehr fremde Hülfe. Ein Dorf-Bäcker nahe an der böhmischen Gränze versicherte Hrn. Fabri (**), daß er allein jährlich 55 bis 60 Malter Roggen und Weizen zur Bäckerey und zum Mehl-Handel aus Böhmen hohle, da doch seine Nahrung, in Vergleichung mit andern, nur mittelmäßig gienge. In dem angränzenden Böhmen sind in verschiedenen Städten sehr beträchtliche Getreide-Märkte, als z. B. in Gabel, wohin alle Montage 160 bis gegen 200 Wagen Getreide größtentheils aus Ober-Oestreich und dem saatzer Kreise in Böhmen mit böhmischer Fracht gebracht werden, und wovon das meiste wieder in die Lausitz verkauft wird. Auch zieht Görlitz und Lauban viel Getreide aus Schlesien, besonders kommt daher

(*) Nach Hrn. M. Leonhardi, im 2 B. seiner Erdbeschreib. der sächs. Lande, (2te Ausgabe, Lpz. 1790, 8.) S. 609, f. werden, Getreide aller Art, mit Inbegriff von 90,085 Scheffel Kartoffeln, nach Abzug der Einsaat jährlich 538,566 Sch. erbauet. Hiervon brauchen die Einwohner für sich 421,099 Scheffel, und für ihre Pferde 128,960 Scheffel, in allem also 550,659 Scheffel.

(**) S. Dessen neues geographisches Magazin, 3 B. 1 St. (Halle, 1786, gr. 8.) S. 277.

daher sehr häufig der sogenannte frankensteiner Weizen, der sich an der Schale gleich von dem lausitzischen und böhmischen auszeichnet; denn er hat mehr weiße als gelbe Farbe, und giebt viel und sehr schönes Mehl.

Im budissiner Kreise bauet man sehr viel Getreide, und dieser District ist in der ganzen Lausitz der fruchtbarste. Es sind in demselben wenig Berge, und vortrefflicher lockerer Boden mit etwas leichtem Sande vermischt. Dieser District ist sehr stark bewohnt, und alle diese Einwohner nähren sich nur vom Ackerbau und von der Viehzucht. Sie verbrauchen ihr erzeugtes Getreide bey weitem nicht ganz, sondern können den ärmern Gegenden viel ablassen. Ausser den, bey den vorigen Districten angeführten Getreide-Gattungen bauet man hier auch sehr viel Hirse und Schwaden oder Mamma.

In der Standes-Herrschaft Muskau wird sehr wenig Getreide gebauet, und doch ist es hinreichend zur eigenen Consumtion der Einwohner, deren hier aber auch sehr wenige sind. Man bauet hier fast nichts, als Roggen, Heidekorn, Gerste und Hafer. Der Boden ist durchgängig ein sehr tiefer Sand, und auf diesen muß das Getreide sehr dünn gesäet werden.

Flachs wird in der Lausitz durchgängig gebauet, doch in der Ober-Lausitz am meisten; der schönste und beste aber wächst in den Gegenden um Zittau und Lauban, und insonderheit in der leztern, wo er zu ausserordentlicher Länge kommt. Aber auch gerade dieses Product wird am meisten verarbeitet, und deswegen reicht es nicht zu, sondern es wird jährlich noch sehr viel roher Flachs aus Böhmen, Meißen, Schlesien und Pohlen gehohlt. Auch läßt man noch viel Garn aus Schlesien und Böhmen kommen, welches dann alles um Zittau, Löbau, Görlitz und Lauban verarbeitet wird.

Tobak bauet man in der Ober-Lausitz gar nicht, in der Nieder-Lausitz nur wenig. Wein wird auch nur in der Nieder-Lausitz, und zwar besonders in der Gegend der Stadt Guben, gebauet; er ist aber der allerschlechteste, den man im ganzen h. röm. Reiche finden kann. Obst giebt es genug, und gutes schmackhaftes Obst, doch ist es nicht überflüssig. In Ansehung der Garten-Früchte giebt Büsching der Nieder-Lausitz den Vorzug vor der obern, sie verdient ihn aber keinesweges; denn die Ober-Lausitz bringt weit mehr von diesen Producten hervor, sie braucht aber auch mehr; besonders hat die Stadt Zittau vortreffliche Garten-Früchte, und zwar in solcher Menge, daß man sie nicht nur in die Lausitz, sondern auch sehr stark nach Böhmen verführt.

Hopfen hat die Lausitz nicht genug, und muß daher viel aus Böhmen und Meißen hohlen.

Holz hat die Lausitz, im Ganzen genommen, genug und überflüssig, obgleich einige Theile Mangel daran haben; z. B. Lauban und Zittau haben in ihren Bezirken nicht unerhebliche Waldungen, allein es müssen diese Districte doch das nöthige Holz, mehr als zur Hälfte, aus Böhmen ziehen. Es wird aber auch hier sehr viel Holz gebraucht, theils wegen der Menge der Einwohner, und theils wegen der Garn- und Leinwand-Bleichen, Färbereyen, u. dgl. m. Der Holz-Gattungen giebt es hier sehr viele: die gewöhnlichsten sind: Tannen, Fichten, Roth- und Weiß-Büchen, Ahorn, Eichen, Linden, u. d. gl. In den ebenen Gegenden der Lausitz hingegen giebt es, ausser Kiefern, Erlen und Eichen, nicht viel Holz-Gattungen. Uebrigens haben der untere Theil der Ober-Lausitz und die Nieder-Lausitz, Holz in Ueberfluß; aber man geht schlecht damit um, und nutzt es nicht so, als man könnte und sollte.

Die

Die Viehzucht ist im Ganzen ansehnlich, doch in der Ober-Lausitz besser als in der niedern, weil es dort bessere und mehrere Weiden und Wiesen giebt, als hier. In der Ober-Lausitz hat man viele Ziegen, und daher vortreffliche Ziegen-Käse, in der Nieder-Lausitz gar keine. Pferde werden wenig gezogen, und besonders wird die Pferdezucht in der Ober-Lausitz vernachlässigt, doch sind die oberlausitzischen Pferde groß und stark, da hingegen die niederlausitzischen sehr klein, aber ziemlich schnell, sind. Sie werden nicht beschlagen, weil sie nie auf Steine kommen. Rindvieh ist in Menge da, und wird stark mit zum Ackerbau gebraucht. Die Schafzucht ist durchgängig vortrefflich, und die Wolle sehr gut; sie ist aber dem Lande nicht so nützlich, als sie seyn sollte und könnte, weil die meiste und beste Wolle an Ausländer verkauft wird. Es wird viel von dieser Wolle nach den Niederlanden verfahren, dort verarbeitet, und den Deutschen dann wieder zugebracht; und man bezahlt nun gern die daraus verfertigten Tücher für holländische, die man doch eben so gut um weit geringere Preise im Lande kaufen könnte, wenn man durchgängig die Ausfuhre der Wolle verböthe. Auch geht sehr viel von dieser Wolle nach Kottbus, Goldberg, Züllichau, Krossen, und andern schlesischen und brandenburgischen Orten, wird dort verarbeitet, und wieder in das Land gebracht. Auf solche Art werden die lausitzischen Tuch-Manufacturen nimmermehr in die Höhe kommen.

Die Bienenzucht war schon vor 1756, besonders in der Ober-Lausitz, zu vielen tausend Stöcken angewachsen, aber im siebenjährigen Kriege gingen gar viele zu Grunde. Da der Friede wiederhergestellt war, vereinigten sich viele Bienen-Väter, um einander beyzustehen, und von einander zu lernen. Sie machten sich dazu gewisse Gesetze, und zogen dadurch

die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, welche die Bienen-Gesellschaft bestätigte; und so entstand, im J. 1766 die Bienen-Gesellschaft in der Ober-Lausitz, welche ihre ersten Zusammenkünfte in Klein-Bautzen hielt, und sich vor andern dadurch auszeichnete, daß sie auch mit aus Gelehrten bestand, denen viele in- und ausländische Gelehrte und Liebhaber beytraten, und die Gesellschaft in ihren Versuchen mit Beyträgen unterstützten. Der Prediger in Klein-Bautzen, Hr. Schirach war Secretair der Gesellschaft, und auch ihr Stifter. Ihre Compactaten wurden 1768 bekannt gemacht. Wichtig sind auch in der Ober-Lausitz die Zeidler-Gesellschaften zu Muskau, und im Amte Hoyerswerda, welche von alten Zeiten her die Wald-Bienenzucht treiben, wovon ich im IV Th. gegenwärtigen Werkes, S. 452 — 457, einige Nachrichten ertheilt habe.

Da, wie ich oben erwähnt habe, die Lausitz außer 5 großen Flüssen noch viele kleinere, wie auch viele Seen und Teiche hat, so ist leicht zu vermuthen, daß das Land auch keinen Mangel an Fischen hat. Hechte, Karpen, Neunaugen, Aale und Karauschen, sind die gewöhnlichsten Gattungen. In dem gebirgigen Theile der Ober-Lausitz findet man besonders zwey Gattungen der vortrefflichsten Fische im Geschmack, die Schmerlen (*) und Forellen.

Die Industrie in Manufacturen und Fabriken, ist in dieser Landschaft ausserordentlich groß und allgemein verbreitet; eben daher ist auch die Bevölkerung so stark, und es entsteht ein ungemein großer Handel dadurch mit den entferntesten Gegenden von Europa. Ue-

(*) Eine Stunde von Zittau, auf dem Ritter-Gute Alt-Hörnitz, ist ein Wirths-Haus, wo man den ganzen Sommer hindurch (so wie zu Lindenau bey Leipzig, Sauerbraten) Schmerlen ißt; und diesen Ort besuchen die Zittauer häufig.

Ueberall herrscht Fleiß, Handlungs-Trieb und Geschicklichkeit; überall sieht man mit dem größten Vergnügen die Menge von Weber-Dörfern in der Gegend der Städte, die selbst Städten gleichen, überaus stark bewohnt und voll Industrie sind. Doch hat die Ober-Lausitz hierin vor der Nieder-Lausitz einen Vorzug.

Die Ober-Lausitz gehört sowohl in Ansehung der Industrie, als auch in Ansehung des Handels, nicht nur zu den wichtigsten Landen des Kurfürsten, sondern auch zu den beträchtlichsten Handels-Provinzen Deutschlandes, zu welchen es aber nicht gerechnet wird. Wenn man bedenkt, wie oft der oberlausitzer Handel durch Krieg, Theurung und Verbothe, bis auf den Grund erschüttert worden, und noch jezt auf zwey Seiten gar sehr eingeschränkt ist, so muß man den Muth, und den betriebsamen, unternehmenden Geist der Einwohner noch mehr bewundern. Jedes neue Hinderniß gab ihrem Muthe neuen Schwung, und leitete ihren Erfindungs-Geist auf neue Handels-Gegenstände, wenn die bisherigen geschwächt, oder wohl gar verloren gegangen waren. Bedenkt man vollends, daß ihre mächtigen Nachbarn sowohl durch Anlegung ähnlicher Manufacturen und Fabriken, durch die Auswanderung während der Theurung, und durch die in andern Ländern, z. B. in Rußland, von Privat-Gesellschaften angelegten Manufacturen, manche der Ober-Lausitz ganz eigenthümliche Manufactur durch Ausführung geschickter Manufacturisten, auf fremden Boden verpflanzt haben, so ist der blühende Zustand der lausitzer Manufacturen wirklich die räthselhafteste Erscheinung, die nur der handelnde Kaufmann aufzulösen vermag, welche Auflösung aber kein Patriot von ihm verlangen wird.

1. Unter den Wollen-Manufacturen, ist a) die Tuch-Manufactur die älteste, welche schon im 13ten Jahrh. in verschiedenen dasigen Städten geblühet hat, und von Zeit zu Zeit mit herrlichen Freyheiten begnadigt worden ist. Es hat sich auch diese Manufactur immer weiter ausgebreitet, so, daß besonders in der

Ober-Lausitz nicht nur in allen Sechsstädten, sondern fast in allen dasigen Land-Städten, viele Tücher verfertiget werden, wiewohl noch jezt die görlitzischen, zittauischen, laubanischen, und die camenzischen schwarzen Tücher für die besten gehalten, und vorzüglich die görlitzischen beynahe den holländischen gleich geachtet werden. b) Eine besondere Art von Wollen-Zeug, wird in dem Städtchen Schönberg verfertigt, und weit und breit debitirt, weil er sehr wohlfeil ist, und daher dem gemeinen Volke insonderheit zur Kleidung dient; er ist streifig, und liegt fast $1\frac{3}{4}$ Ellen breit. Zu den Wollen-Manufacturen kann man auch c) die Hutmacher rechnen, welche man fast in allen ober- und niederlausitzischen Städten antrifft, wovon sich aber nur vorzüglich die zu Budissin und Görlitz in der Ober-Lausitz, und die zu Christianstadt in der Nieder-Lausitz, berühmt gemacht haben, so, daß man deren Hüte für so fein, als etwa die döbelnschen in Meißen, hält, ja fast den Castor-Hüten gleich achtet. Endlich machen auch d) die Strumpf-Stricker und Strumpf-Wirker in Budissin, welche auf etliche Meilen herum zu stricken geben, eine beträchtliche Wollen-Manufactur aus, und es werden jährlich sehr viel Strümpfe und Handschuhe, wie auch Camaschen und Mützen, daselbst verfertigt. Zuerst werden sie gestrickt, sodann gewalkt, und endlich auf allerley Art gefärbt und zugerichtet, worauf man sie Halb-Dutzendweise packt, und nach Beschaffenheit der Güte auch zu verschiedenen Preisen verkauft, so, daß man das Dutzend Strümpfe zu 7 bis 14 Rthlr., das Dutzend Handschuhe zu $2\frac{1}{2}$ Rthlr., das Dutzend Mützen zu 4 bis 7 Rthlr., und das Dutzend Camaschen zu 7 bis 10 Rthlr., haben kann. Zu allen diesen Wollen-Manufacturen wird die lausitzer Land-Wolle theils allein, theils mit einigem Zusatze von schlesischer oder pohln-

pohlnischer Wolle, gebraucht. Nach den Wollen-Manufacturen, ist unstreitig

2. die Leinen-Manufactur die ansehnlichste, welche man noch in der Lausitz findet. Man setzt den Ursprung derselben auch schon in das 15te Jahrhundert, und sie ist insonderheit noch heut zu Tage in der Ober-Lausitz in recht guter Flor. Man findet daher daselbst sowohl eine große Anzahl Spinner, theils in Städten, theils auf Dörfern, als auch eine Menge Leinweber, welche nicht allein das im Lande gesponnene Garn auf allerley Art verarbeiten, sondern auch überdies noch vieles Garn aus den benachbarten Ländern, als: Böhmen, Schlesien und Meißen, aufkaufen lassen, und die schönsten Waren daraus verfertigen, welche sodann in den in der Ober-Lausitz fast bey allen Sechsstädten befindlichen schönen Bleichen gebleicht werden. Die älteste Art davon, ist a) die gemeine Leinwand, welche insgemein in England Garlic genannt wird. Ob zwar davon nach dem verschiedenen Gespinnste, welches dazu gebraucht wird, allerley Arten verfertiget werden, so liefern doch besonders die Leinweber auf den Dörfern an der schlesischen und böhmischen Gränze, um Zittau und Lauban, solche feine Leinwand, wovon die Webe auf 90 bis 100 Rthlr., und noch höher, zu stehen kommt. Eine Webe von dieser Art Leinwand hält ordentlich in der Länge, bey dem Weber, da sie noch roh ist, 74 bis 76 Ellen; bey dem Kaufmanne aber, gebleicht, 72 Ellen. Ein Schock hat, wenn sie noch roh ist, bey dem Weber 62, und bey dem Kaufmanne, nach der Bleiche, 60 Ellen. Die Breite ist von der Webe-Leinwand $\frac{7}{4}$; Schock-Leinwand wird zu $\frac{6}{4}$ breit gerechnet, wiewohl sie meistens nur $5\frac{1}{2}$ Viertel hält. b) Die andere Art Leinwand, welche in der Ober-Lausitz verfertigt wird, heißt weißgarnige Leinwand, welche ehemahls von den Hugenotten

notten in Frankreich gemacht wurde, und welche Art erst um das J. 1684, als König Ludwig XIV. die Hugenotten aus Frankreich vertreiben ließ, in der Ober-Lausitz bekannt ward, indem die Hamburger dergleichen Waren von ihren dasigen Factorey-Handlungen verlangten, da dann die oberlausitzer Weber eine Probe davon machten, welche so wohl gerieth, daß sie vielen Beyfall fand, daher auch diese weißgarnige Leinwand noch bis jezt in Menge daselbst verfertigt wird. Die Engländer nennen solche Lagram und Dawla; und bey den Deutschen heißt sie darum weißgarnige Leinwand, weil sie von weiß gebleichtem Garne gemacht wird, wozu das Garn aus Mähren und Schlesien kommt. Sie hat ordinair in der Länge ein halbes Stück 56, und ein ganzes 112 Ellen; die Breite ist $5\frac{1}{2}$ Viertel; der Preis ist das halbe Stück von $3\frac{2}{3}$ bis 7 Rthlr., und in Nummern von 6 zu 6 Groschen steigend. c) Die dritte Art von weißen leinenen Waren, welche in der Ober-Lausitz fabricirt werden, ist der weiße Zwillich, von verschiedener Güte; und d) der weiße Damast, welcher theils zu Tafelzeug, theils zu Bettzeug gebraucht, und insgemein auch Gezogenes genannt wird; s. Th. VIII, S. 654, f. Nebst diesen schönen weißen Leinen-Waren, finden sich auch e) allerley schöne bunte Leinen-Waren in der Ober-Lausitz. Dahin gehören: (α) Die blau und weiße, ingl. roth- und weiß-gestreifte, gemodelte und geblümte Leinwand, welche insonderheit nur in Lauban, und zwar webenweise, verfertigt wird, wovon vornehmlich die roth- und weißstreifige, wozu ächtes rothes türkisches Garn genommen wird, vor andern schön und berühmt ist. Andere Arten von bunter Leinwand werden auch in Herrnhut, Löbau, Ober-Cunnersdorf und Ebersdorf, gemacht. (β) Die buntstreifig leinenen Schnupftücher, welche, nach Beschaffenheit der

Größe

Größe und Güte, das Dußend 3 bis 4 Rthlr. kosten, werden in Lauban und Löbau gemacht. (γ) Blau und weißer Zwillich, wird meistens um Zittau verfertigt. (δ) Blau und weißer, wie auch grau und weißer Damast, welchen die ordentlichen Damast-Weber machen, und der insgemein zu Bett-Zeug gebraucht wird. (ε) Die schönen Kaffe-Tücher, deren ebenfalls bereits im VIII Th., S. 656, Erwähnung geschehen ist. (ζ) Die buntseidene streifige Leinwand, welche überaus fein aussieht, und insonderheit zu Bett-Ueberzügen, auch zu Frauenzimmer-Kleidung, zu gebrauchen ist; wohin auch die im Ganzen gewirkten dergleichen seiden-leinenen Schürzen, ingl. die sehr feinen Schnupftücher gehören, wovon man das Stück von 16 Groschen bis zu 1 Rthlr. 12 Gr. haben kann, und welche seidene Leinwand-Manufactur hauptsächlich in Lauban und Löbau florirt.

Eine andere schöne Manufactur, welche man in der Lausitz findet, ist

3. die Leinwand-Druckerey. Es hat diese Kunst eigentlich in der Ober-Lausitz, und zwar in der Sechsstadt Lauban, vor ungefähr 50 Jahren, den Anfang genommen, wo sie auch izt in der größten Flor ist. Anfangs wurde die Leinwand nur mit einfachen Farben, und zwar schön blau und weiß, gedruckt, jezt aber druckt man auch mit doppeltem Grunde (à double fond) mit verschiedenen Farben, welche Waren ungemein schön aussehen, und theils zu Kleidung, theils zu Tapezierung der Zimmer, gebraucht werden. Siehe auch im LXV Th., S. 635.

4. Die Barchent-Weberey, wird in Budissin stark getrieben.

5. Feines leinenes Loth-Garn, wird zwar in der Ober-Lausitz verfertigt und gesponnen, ist aber nicht sowohl den inländischen Manufacturiers zur

Ver-

Verarbeitung, als vielmehr zur Ausfuhre und zum Verkehr dienlich.

6. Leder-Manufacturen, in Budissin, wo das schöne rothe Kalb-Leder, die rauchen Kalb-Leder von allerley Farben, wie auch Corduan, bereitet werden.

7. Die Glas-Hütte zu Rauscha.

8. Die Eisen-Hämmer und Gieß-Hämmer zu Wehrau, Kreba, Borberg, Neuhammer, Burghammer.

9. Die Wachs-Bleiche zu Groß-Hennersdorf bey Zittau.

10. Die Papier-Mühlen zu Budissin und Moyß, bey Görlitz; ferner zu Zittau, Peitz, Muskau, Sagan, Wehrau und Wingendorf.

11. Die Pulver-Mühle zu Budissin.

12. Verschiedene, um der Wollen-Manufactur willen, an verschiedenen Orten befindliche Walk-Mühlen, Schwarz- und Schön-Färbereyen.

13. Verschiedene Gattungen von thönernem Geschirre und Arbeit, als: Ofen-Kacheln, Oefen, Krüge, Milch-Gefäße, Töpfe, Schüsseln, Teller ꝛc. welche aus dem in diesem Lande befindlichen Thone, an verschiedenen Orten, und von verschiedenen Farben und Faßon, verfertiget werden; ingleichem Tobaks-Pfeifen, die an verschiedenen Orten, insonderheit in Königsbrück, aus dem bey Bernstadt, Ostriß, Hirschfelde, Seidenberg und andern Orten gegrabenen weißen Thone gemacht werden.

14. Breter und Schindeln, die in den lausitzer Waldungen, vornehmlich in der görlitzer Heide, geschnitten werden.

15. Die in allen Städten sowohl, als auf dem Lande, stark gehende Bierbrauerey und Branntwein-Brennerey.

Mit den jezt erwähnten Manufacturen und Fabriken sowohl, als ihren Natur-Producten, treibt die Lausitz einen beträchtlichen Handel in fremde Lande. 1) Der Tuch-Handel, welcher unter allen der älteste ist, hat eigentlich durch die Verbothe wider den Ausschnitt seinen Anfang genommen, wie denn auch noch heut zu Tage, insonderheit in Görlitz, nicht allen Tuch-Machern, sondern nur einigen wenigen, der Ausschnitt zugelassen ist. Er ist zwar zu verschiedenen Mahlen durch Kriegs-Unruhen, als: den Hussiten-Krieg, dreyßigjährigen Krieg ꝛc. in einigen Verfall gerathen, doch hat er nach erfolgtem Frieden immer wieder zugenommen. Hauptsächlich war derselbe noch in dem ersten Viertel dieses (des 18ten) Jahrhunderts, da die niederländischen Tuch-Manufacturen bey Gelegenheit des spanischen Successions-Krieges in Verfall geriethen, in überaus guter Flor, so, daß jährlich an 12 bis 14000 Stück Tuch allein aus Görlitz ausserhalb Landes verführt wurden; des Debites der übrigen Städte in Ober- und Nieder-Lausitz, und des Gewand-Schnittes in den Städten und auf den Märkten im Lande selbst, nicht zu gedenken; allein ungefähr seit 1724, ist dieser Handel nach und nach, und hier und da ziemlich gefallen, wovon die Ursachen theils in den, in andern Ländern häufig entstandenen Tuch-Manufacturen, wohin sich einige Tuch-Manufacturiers gezogen haben, theils in den, in vielen Land-Städtchen der Ober-Lausitz selbst angelegten Manufacturen, hauptsächlich aber in der Sperrung des lausitzer Tuch-Handels nach Böhmen und andern oest-reichischen Erb-Landen, und dem daselbst auf die Einfuhre der lausitzer Tücher gelegten starken Imposte, zu suchen sind. Indessen ist, dem allen ungeachtet, doch ein guter Vertrieb mit lausitzer Tüchern auf den leipziger, naumburger, frankfurtzer und breslauer Messen, wie auch auf

den

den meißnischen, schlesischen und brandenburgischen Jahrmärkten. Man findet noch insonderheit in der Ober-Lausitz ansehnliche Tuch-Handlungen, als: in Görlitz, Lauban ꝛc. Der zweyte beträchtliche Handel in der Lausitz, ist 2) der Leinwand-Handel, welcher schon, und zwar in der Ober-Lausitz, vor 300 und mehrern Jahren entstanden ist. Anfangs waren zwar die dasigen Leinwand-Händler nur Commissionairs und Factore der Fremden, und besonders der Nürnberger; allein nach dem westphälischen Frieden fiengen sie auch selbst an, in fremde Länder zu handeln. Zuerst machten sie einen guten Absatz mit der Garlic-Leinwand, wie auch mit der Lagram und Dawla, oder der weißgarnigen Leinwand, nach Engelland, wohin solche auch noch bis izt gehen. Nachdem aber hierauf die vielen andern, oben erwähnten Arten von bunter Leinwand, ingleichem die Damaste, aufkamen, breitete sich dieser Handel immer weiter aus, so, daß der lausitzer Leinwand-Handel heut zu Tage nach Engelland, Holland, Italien, Spanien, und bis nach Portugal geht, und in sehr guter Flor steht. Die größten und berühmtesten Handlungen aber findet man in der Ober-Lausitz, als: zu Budissin, Görlitz, Zittau, Lauban, Löbau ꝛc. 3) Der Strumpf-Handel in Budissin, ist vormahls stärker, als izt, nach Rußland, Siebenbürgen, Pohlen und ins Reich, gegangen, indessen noch gegenwärtig gar beträchtlich. 4) Was den Leder-Handel betrifft, so wird von dem baußner Corduan, rothen Leder und rauhen bunten Leder, gleichfalls ein Ansehnliches auf die Messen versendet. So wird auch 5) viel Schreib-Papier, besonders von den Mühlen zu Peitz, Muskau und Zittau, ausser Landes, und zwar nach Schlesien und dem Brandenburgischen, versendet. Ferner verdient 6) der Eisen-Handel, welcher auf den Eisen-Hämmern nicht allein mit Schmiede-Eisen, Schie-

nen

nen ꝛc. sondern auch mit allerley andern Eisen-Waren; und auf den Gieß-Hämmern mit Ofen-Platten, Töpfen und Tiegeln, getrieben wird, angemerkt zu werden. In Groß-Hennersdorf bey Zittau, und in der Nieder-Lausitz bey Sorau, ist 7) ein guter Wachs-Handel, und zwar hauptsächlich mit gezogenem Wachse und mit Wachs-Lichtern, die bis nach Rom verführt werden. Auch die Natur-Producte selbst geben, sowohl in ihrem rohen, als auch nur einiger Maßen zubereiteten Zustande, einen ansehnlichen Theil des lausitzer Handels ab. 8) Von dem Getreide, welches die Lausitz gewinnt, geht sehr viel nach Meißen und in das Brandenburgische; insonderheit wird von dem lausitzer Roggen, aus der wendischen Pflege, sehr viel zu Samenkorn nach Sachsen verführt. 9) Von den lausitzer Bieren, geht insonderheit das muskauer stark nach Sachsen, und das kotbusser in das Brandenburgische, vornehmlich nach Berlin. 10) Von der Wolle, geschieht zu Marklisse, Bernstädt, Budissin und Seidenberg, ein starker Verkauf. 11) Von dem Handel mit lebendigem Viehe, ist derjenige, den die Oberlausitzer mit ihren gemästeten Gänsen, um Martini, sowohl zu Budissin auf dem dasigen wöchentlichen grossen Feder-Markte, als auch mit ihren Nachbarn, treiben; ingleichem der Handel, welcher mit allerley Fischen, insonderheit mit Karpen, aus der ganzen Ober-Lausitz, Aalen von Ruhland und andern Orten, Krebsen und andern Fischen, sowohl aus der Ober- als Nieder-Lausitz, nach Dresden und Berlin getrieben wird, der beträchtlichste. Dieses sind also die Waren, welche die Lausitz ausführt, und damit einen guten Handel treibt.

Was die Einfuhre betrifft, so besteht dieselbe theils in rohen Materialien, deren die dortigen Manufacturiers und Fabrikanten zur Verfertigung ihrer Wa-

Waren benöthigt sind, und theils in allerley andern Waren, die zur dasigen Consumtion nöthig sind, womit sie aber keinen Handel wieder auswärts treiben. Zu den rohen Materialien gehören hauptsächlich: a) die Wolle, welche besonders die oberlausitzer Tuch-Macher sehr häufig aus Schlesien von den breslauischen Märkten hohlen; ferner b) das Garn, wovon ebenfalls sehr viel aus Böhmen, Mähren und Schlesien, nach der Lausitz kommt; ingleichem c) die Röthe, welche die Tuch-Macher und Strumpf-Stricker brauchen, und gleichfalls aus Schlesien hohlen, nebst andern d) Farbe-Materialien, als: Indig, Waid, Cochenille, Schmack (Sumach), welche von den leipziger Messen gehohlt werden. Endlich gehören noch hierher: e) die Seide; f) das türkische Garn, und g) die Baumwolle, deren die Manufacturiers der seidenen Leinwand, Barchente ꝛc. benöthigt sind, und welche sie von den leipziger Messen mitnehmen. Zu denjenigen Waren, welche daselbst consumirt werden, kann man a) allerley seidene und wollene Waren, goldene und silberne Tressen und Spitzen, Nesseltuch und dergleichen weiße feine Waren, wie auch weiße und schwarze Spitzen, rechnen, welche Waren die Lausitzer größtentheils alle aus Leipzig hohlen; und man findet sowohl in allen oberlausitzischen Sechs-Städten, als auch in den niederlausitzischen Kreis-Städten, dergleichen Waren zum Verkauf, obwohl an einem Orte mehr, als an dem andern, und sind besonders die besten Handlungen mit dergleichen Waren in Budissin, Görlitz, Zittau und Lübben anzutreffen. Ferner gehören dahin b) die Specerey- Droguerey- und Apotheker-Waren, welche die oberlausitzer Kaufleute ebenfalls aus Leipzig, die niederlausitzer aber zum Theil aus Frankfurth an der Oder, Berlin und Hamburg, erhalten. c) Die Weine betreffend, welche die Lausitzer von auswärts erhalten,

ten, sind die ungarischen aus Schlesien, und die Rhein- und Franken-Weine aus dem Reiche, womit aber überhaupt kein großer Handel getrieben wird, weil die Stadt-Magistrate allein das Recht haben, auf ihren Raths-Kellern Wein zu schenken. Endlich gehören auch noch zu den eingehenden Waren d) allerley Getreide und Garten-Früchte, als: Korn, Gerste, Weizen, Hopfen, welcher stark aus Böhmen zugeführt wird, sonderlich nach Zittau und Budissin; ingleichem verschiedenes grünes Garten-Gewächs, welches aus Schlesien kommt. Aus allen diesem ersieht man, daß die lausitzer Ausfuhre die Einfuhre noch bey weitem übersteigt; und so lange es dabey erhalten wird, die Lausitz zu allen Zeiten ein gesegnetes Land seyn und bleiben wird. Denn, ob zwar die Lausitz mit keiner großen Messe und mit Haupt-Handelsplätzen versehen ist, so ist doch besonders in Zittau, auf dem dasigen Leinwand-Hause, alle Wochen Freytags ein großer Leinwand-Handel, wohin die görlitzer und laubaner Leinwand-Händler zum Einkauf reisen. Ausserdem wissen sich auch die lausitzer Kaufleute mit ihren Tüchern und ihrer Leinwand, die leipziger, beyden frankfurther, naumburger, braunschweiger und breslauer Messen sowohl zu Nutze zu machen, daß alle oben angegebene Tuch- und Leinwand-Handlungen, besagte Messen besuchen, und einen ansehnlichen Debit ihrer Waren auf denselben machen; der vielen Versendungen nicht zu gedenken, welche viele Leinwand-Handlungen von Hause aus in fremde Länder besorgen, und welche gar nicht einmahl die Messen besuchen, dergleichen einige in Budissin, Görlitz, Zittau und Löbau, sich befinden.

Die Ober-Lausitz besteht, bereits erwähnter Massen, aus zwey Haupt-Kreisen, dem budissiner, und dem görlitzer, wovon sich jeder wieder in 3 Land-Kreise abtheilt; nähmlich: der erstere in den budis-

siner, oder bautzner, löbauer und camenzer, der leztere aber in den görlitzer, zittauer und lausbauer. In jedem Haupt-Kreise giebt es auch besondere Land-Stände, welche aus zwey Ständen, als: 1. dem Stande des Landes, und 2. dem städtischen Stande, wovon jeder einzelne eine Stimme hat, bestehen. Beyde zusammen genommen heißen eigentlich Landes-Stände, oder die Stände von Land und Städten; ungeachtet man auch den ersten Stand, mit Ausschluß der Städte, im gemeinen Leben die Land-Stände zu nennen pflegt; siehe Th. LXII, S. 233.

A. Unter dem Nahmen Land oder Land-Stände, welche drey Classen haben, begreift man 1) die Herren (Dynastae), worunter die Besitzer der Standes-Herrschaften verstanden werden, die auch eigene Vasallen haben, und in ihren Herrschaften eine Art von Ober-Gerichtbarkeit haben. Dergleichen sind im budissiner Kreise: die Standes-Herrschaften Hoyerswerda und Königsbrück; im görlitzer Kreise aber die Standes-Herrschaften Muskau und Seydenberg. 2) Die Prälaten, nähmlich: im bautzner Kreise, der Dechant zu Budissin, und die Aebtissinn zu Marienstern; im görlitzer aber die Aebtissinn zu Marienthal. Der Dechant von Bautzen nennt sich, jedoch ohne ausdrückliche Einwilligung des Kurfürsten von Sachsen, noch, wie ehedem, einen geistlichen Administrator des Bisthumes Meißen und in den beyden Lausitzen. Wegen der evangelischen Unterthanen, die das Dom-Capitel hat, muß es einen lutherischen Syndikus in seinen Gerichten haben, und der Dom-Propst ist ebenfalls evangelisch-lutherisch, und Mitglied des Capitels zu Meißen. Die Klöster haben auch zu Kloster-Vögten ansässige oberlausitzische Lutherische von Adel, welche in ihrem Nahmen auf den Land-

Ta-

Tagen erscheinen. 3) Die Classe der Ritterschaft besteht theils aus Grafen, Freyherren (Baronen) und Edelleuten, die keine Standes-Herrschaft besitzen. Die Mannschaft hingegen, oder die Bürger, welche Besitzer von Lehen- oder andern adelichen Gütern sind, haben nicht das Geringste in Landes-Angelegenheiten zu sprechen, sondern müssen sich nach dem, was die Land-Stände beschließen, richten. Alle im deutschen Reiche geduldete Religionen können in der Ober-Lausitz adeliche Güter erwerben, doch mit der Einschränkung, daß er turnierfähig seyn muß, wenn er mit Sitz und Stimme auf dem Land-Tage erscheinen will. Die Ritter-Güter in der Ober-Lausitz sind fast alle Lehn-Güter, nähmlich freye, hingegebene Lehne, Feuda oblata, wegen obgedachter freywilliger Unterwerfung, die mit keinen Lasten und Diensten belegt sind; und in vielen können die Frauen, nach Absterben des Manns-Stammes, folgen, so daß es uneigentliche Lehne, Feuda impropria, sind. Ueberhaupt kann jeder Vasall sein Lehn-Gut aus freyem Willen, ohne Einwilligung des Lehns-Herrn und der gesammten Hand, verschenken, verpfänden, vertauschen und verkaufen, wenn es nicht auf dem Fall steht. Zu den Lehns-Vorrechten der Ober-Lausitz gehört auch, wenn das Lehn auf den Fall kommt, der Vorritt, welchen ein adelicher Besitzer, nach dem vom Kaiser Ferdinand I. am 21 Febr. 1544 ertheilten Privilegio, machen muß, wenn er keine männliche Leibes-Erben hat, und sein Lehn veräussern will. Er muß, nach diesem Privilegio, so jung, gesund und stark seyn, daß er in seinem Küraß von der Erden auf ein hengstmäßiges Pferd sitzen mag. Wenn er dasselbe vor dem Land-Vogte oder dessen Stellvertreter erzeigt, so hat er alsdann auch die Macht, seine Güter zu verkaufen, welche übrigens aber dadurch weder in Erbe noch Allodium verwan-

delt werden (*). Was übrigens das Lehnswesen betrifft, wird nach der vom Kurfürsten Johann Georg I. im J. 1652 ertheilten Verordnung verhandelt. Der landtagsfähige Adel, welcher Ritter-Güter besitzt, wird theils wegen eines Privilegii durch besondere Schreiben zu den allgemeinen Bewilligungs-Landtagen eingeladen, z. B. die Besitzer von Baruth, Elster, Näschwitz, Pulsnitz und Ruhland, so wie die Besitzer von Schadewalde, Schwerdta und Zsochau, durch ein gemeinschaftliches Schreiben, zum Landtage ausgeschrieben werden; theils geschieht dieses durch Circular-Briefe.

B. Die Sechs-Städte (Vrbes primariae seu Hexapolin constituentes) haben ihren Nahmen von ihrer 1337 gemachten Vereinigung erhalten. Drey derselben, nähmlich: Budissin, Camenz und Löbau gehören zu dem bautzner Kreise, und die übrigen, Görlitz, Zittau und Lauban, zum görlitzer. Sie heißen auch die Sechs Weichbilder, und machen den zweyten Stand des Landes aus. Bautzen, Zittau und Görlitz heißen die vorgehenden, und die übrigen drey, die nachgehenden Städte. Sie genießen viele ansehnliche Privilegien, obgleich solche zum Theil durch das Land sehr geschwächt werden, z. B. das Privilegium, daß auf dem Lande keine Handwerker angesetzt werden sollen, das Bier- Meilenzwangs-Recht ꝛc. welche Beeinträchtigungen oft große Streitigkeiten mit der Landschaft verursachet haben, unter welchen der Brau-Urbar-Proceß, welcher seit mehr als

(*) Den ersten Vorritt that am 5 Febr. 1626, auf dem Schlosse Ortenburg zu Budissin, wo sie jedesmahl geschehen müssen, Asmus v. Gersdorf auf Holscha. Man vergleiche hier eine Abhandlung, u. d. T. Ueber einige Lehnsprivilegia des Markgrafthums Ober-Lausitz, besonders über das Privilegium des Vorritts ꝛc. von Carl Wilh. Aug. Hering, Budiss. 1777, 4.

als 100 Jahren zwischen Land und Städten geführt wird, der wichtigste ist. Da die Sechsstädte den zweyten Stand des Landes ausmachen, so folgt daraus, daß ohne ihren Beytritt in allgemeinen Landes-Angelegenheiten keine Landtags-Schlüsse gemacht, oder einige allgemeine Landes-Abgaben bewilliget und festgesetzt werden können. Es senden daher dieselben zu den Landes-Versammlungen ihre Deputirten, nähmlich: einen Syndikus, einen Raths-Herrn und den Protonotarius von Bautzen; zwey Raths-Herren von Zittau; zwey von Görlitz, und einen aus jeder der drey übrigen Städte; allein auf dem görlitzer besondern Land-Tage, welcher jedesmahl am h. Drey-Königs-Tage anfängt, dürfen nur Görlitz, Zittau und Lauban erscheinen. Die Stände der ersten Classe theilen sich, wie im Kurfürstenthum Sachsen, 1) in den engen Ausschuß, zu welchem der Land-Vogt oder dessen Stell-Vertreter, die vier Landes-Herrschaften, der Dechant zu Bautzen, der Landes-Hauptmann, die zwey Amts-Hauptleute, die vier Landes-Aeltesten der beyden Kreise, die zwey Kloster-Vögte und der Landes-Bestallte, welcher das Protokoll führt, gehören. Die Besitzer von Seydenberg und Muskau haben die Freyheit, wenn sie nicht selbst erscheinen, jeder seinen Deputirten zu schicken, der alsdann seinen Sitz unter den Landes-Aeltesten des görlitzer Kreises hat. 2) In den weiten Ausschuß, welcher aus dem Gegen-Händler, dem Hof-Richter, 16 Deputirten der Ritterschaft des bautzner und 12 des görlitzer Kreises, besteht; und 3) in die Ritter-Tafel, an welcher jeder landtagsfähige adeliche Ritterguts-Besitzer seinen Platz nehmen darf. An dieser sitzen auch noch der Land-Syndikus und Land-Secretair, ohne Sitz und Stimme, als landständische Officianten, wovon ersterer die landständischen Schriften und Ausarbeitungen verfertigt. Die gesammten Stände halten jährlich 3 Mahl zu Bu-

dissin, und zwar Oculi, St. Bartholom., und Elisabeth, ihre auf festgesetzte Tage bestimmten willkürlichen Land-Tage, daher auch zu diesen keine besondere Ausschreiben ergehen; die görlitzer aber noch besonders in der h. Dreykönigs-Woche. Alle Jahr, oder, wenn die Landes-Nothdurft es erfordert, auch früher, werden die gesammten Stände von dem Kur-Fürsten durch das Ober-Amt zu den allgemeinen Bewilligungs-Landtagen zusammen berufen, auf welche gemeiniglich zwey kurfürstl. Commissarien mit den Propositionen, nebst dem kurf. Hof-State, geschickt werden. Gleiche Zusammenberufungs-Ausschreiben läßt das Ober-Amt, z. B. bey Huldigungen, Installationen der Land-Vögte, Landes- und Amt-Hauptleute, oder sonst sich nothwendig machenden Landes- oder Ausschuß-Versammlungen, auf Befehl des Landes-Herrn, und auch zur Abnahme der jährlichen Landes-Rechnung ꝛc. auf Ansuchen der Landes-Aeltesten, ergehen. Ausserdem müssen alle Schriften, über welche auf den Land-Tagen berathschlaget werden soll, 14 Tage vor Eröffnung des Land-Tages, den vier Landes-Aeltesten zur Einsicht vorgeleget werden. Bey der Stimmen-Sammlung fängt der bautzner Kreis an; und wenn landschaftliche Stellen, z. B. Landes-Aeltesten, besetzt werden sollen, so werden die Städte nicht mit zur Wahl gezogen, wohl aber bey den Wahlen der Oberamts- und Amts-Hauptleute.

Der Land-Vogt (Pfleger, Verweser, Promarchio provinciae, Praeses) wird als fürstlicher Stell-Vertreter vom Kurfürsten ernannt, und soll, der ursprünglichen Verfassung nach, in Bautzen wohnen, welches izt nicht mehr schlechterdings nothwendig ist, wenn er nur zu Land-Tagen und ordentlichen Gerichten sich hier befindet. Er giebt seit 1420 den Ständen einen Revers, und erhält seit 1651 eine landes-

herr-

herrliche Bestallung. Er hat ein großes Ansehen im Lande, schreibt sich in allen Ausfertigungen: Wir ꝛc. und wird in den an ihn gerichteten Schriften Gnaden genannt. Die Vasallen müssen nächst dem Landes-Herrn ihm den Eid der Treue schwören. Er bestätigt die von den Land-Ständen erwählten Amts-Hauptleute zu Budissin und Görlitz, besetzt die Officianten-Stellen bey dem Ober-Amte, worunter alle Stellen vom Ober-Amts-Kanzler an abwärts gehören, hat eigene Lehn-Leute, landvogteyliche Lehn-Bauern genannt, und andere Unterthanen, auch eigene Einkünfte, worunter die sogenannte Rente verstanden wird, welche vom Lande entrichtet werden muß. Die Erhebung derselben geschieht durch das Rent-Amt, welches auch einen Theil der Gerichtbarkeit über die landvogteylichen Lehn-Bauern und Unterthanen besorgt. Aus diesen Einkünften werden auch die Besoldungen der Amts-Hauptleute und Kanzelley-Officianten bestritten. Wenn der Land-Vogt abwesend ist, so heißt der Beamte, der seine Stelle vertritt, welches gemeiniglich der Amts-Hauptmann zu Budissin ist, Ober-Amts-Verweser. In dem zwey Mahl vorgekommenen Falle, daß der Kur-Prinz Land-Vogt war, wie z. B. zuletzt Friedrich Christian, von 1737 an, bis zum Antritt der Regierung, hat dessen Stell-Vertreter den Titel Ober-Amts-Hauptmann geführt; und wenn die Land-Vogtey unbesetzt ist, nennt man den Stell-Vertreter Ober-Amts-Verwalter. Der Land-Vogt hat, nach den im Receß bestimmten Einschränkungen, Einfluß in die innere Verwaltung des Landes, und hat den Vorsitz bey dem höchsten Gerichts-Hofe der Ober-Lausitz, (welcher das hochlöbliche Ober-Amt und Judicium ordinarium der Hoch- und Wohlverordneten von Land und Städten genannt wird,) welcher 3 Mahl des Jahrs im Schloß Ortenburg

nahe bey Bautzen gehalten wird. Bey diesem sind Beysitzer: der Landes-Hauptmann, der Ober-Amtmann von Bautzen, der Amts-Hauptmann von Görlitz, die vier Landes-Aeltesten, vier Abgeordnete des Adels aus beyden Kreisen, und neun oder zehn andre aus den Sechsstädten. Alle vor den Land-Vogt gehörige oder aus niedern Gerichts-Höfen abgerufene Sachen werden hier vor ihm entschieden; alle Urthel und Bescheide fertigt er unter seinem Nahmen aus; und von diesen kann nur an das kurf. geheime Consilium zu Dresden appelliret werden.

Den Landes-Hauptmann wählt der Kurfürst aus sechs ihm vorgeschlagenen adelichen Candidaten; wovon 3 aus dem budissiner und 3 aus dem görlitzer Kreise durch die Stände vorgeschlagen werden. Er hat die landesherrlichen Einkünfte zu verwalten, und ist dem Land-Vogte gewisser Maßen zur Seite gesetzt. Der Landes-Herr ernennt daher noch einen Gegen-Händler (Praefectus redituum), als des Land-Vogtes Gehülfen, welcher dem Landes-Hauptmanne nachrechnen muß. Der Kammer-Procurator, welcher seit 1756 seinen Eid bey dem geheimen Consilio ablegt, wird vom Kurfürsten gesetzt. Der Amts-Hauptmann (Propraeses, Praefectus iuridicus Budissinensis) des bautzner, und der des görlitzer Kreises, wird von den Ständen eines jeden Kreises, von Land und Städten aus drey in die Wahl genommenen Candidaten gewählt, und entweder vom Landes-Herrn, oder, wenn ein Land-Vogt da ist, von Diesem bestätigt. An diese Amts-Hauptleute werden alle in beyden Aemtern eingehende Sachen gerichtet, und bey den Amts-Vorbeschieden haben sie die zwey Landes-Aeltesten und die Deputirten der drey Sechs-Städte eines jeden Kreises zu Beysitzern, und als Officianten in Budissin die beyden Kanzler und den Ober-Amts-Secretair, in Görlitz aber, wo der

Amts-

Amts-Hauptmann zugleich Hof-Richter des görlitzer Kreises ist, hat er den Amts-Secretair zum Officianten. Beyde Amts-Hauptleute, als Chefs der Aemter, halten auch zu gewissen Zeiten ihre Sitzungen, welche man Vorbeschiede nennt, und wobey vorhin genannte Personen die ordentlichen immerwährenden Beysitzer sind. Bey diesen ist noch zu bemerken, daß die Städte Löbau und Camenz, zur Ersparung der Kosten, seit langen Zeiten nicht mehr bey den Vorbeschieden erscheinen, ob sie gleich dazu gehören. Hier wird in denjenigen Sachen und unter den streitenden Parteyen, besonders solchen, welche vorzugsweise vor das Ober-Amt gehören und die erste Instanz daselbst haben, worunter sich auch die drey Sechsstädte des budissiner Kreises befinden, die Güte gepflogen und Recht gesprochen, auch über die aus den Aemtern und übrigen Unter-Gerichten im Lande durch Appellationen dahin gediehenen Sachen entschieden. Die Bescheide werden in des Land-Vogtes, oder, bey dessen Ermangelung, in des Ober-Amts-Hauptmannes oder Ober-Amts-Verwalters oder Verwesers Nahmen, unter dem Zusatze: „mit „Rath der verordneten Beysitzer von Land und „Städten," eröffnet, und unter dessen Siegel ausgefertiget. Wenn dawider an den Landes-Herrn appellirt wird, so stattet man deswegen an das geheime Consilium zu Dresden Bericht ab, welches darauf über die Annahme oder Verwerfung der Appellation entscheidet, im erstern Falle die Acten, nach beendigten bey dem Ober-Amte gehaltenen Appellations-Verfahren, an das Appellations-Gericht zu Dresden zum Verspruch abgiebt, und alsdann das daselbst abgefaßte Urthel an das Ober-Amt zur Eröffnung an die Parteyen vermittelst Rescriptes übersendet. Die Landes-Aeltesten werden von der Landschaft eines jeden Kreises, der Landes-Bestallte (Orator provinciae)

ciae) aber, der bey öffentlichen Angelegenheiten, im Nahmen der Land-Stände redet und das Protokoll führt, und den Land-Syndikus zum Beystande hat, wird von beyden Kreisen gewählet. Der Leztere muß allemahl ein erfahrner Jurist seyn. In öffentlichen Schriften werden die Stände der Ober-Lausitz gemeiniglich mit dem Nahmen Land und Städte belegt, und darunter Prälaten, Adel und Sechsstädte, verstanden.

Was die Gerichts-Pflege anbelangt, so muß man den ältern Zustand derselben von dem gegenwärtigen unterscheiden. Bey Anlegung der beyden Markgrafschaften Lausitz waren anfangs keine unmittelbare Gerichts-Stühle vorhanden, sondern die Markgrafen, welche dem Könige im Nahmen aller Unter-Richter schwören, haben bey ihren eigenen Hulden, nicht aber bey Königs-Bann gedinget. Allein unter den fränkischen und sächsischen Kaisern finden sich bereits Spuren, daß in der Mark Lausitz gewisse Befehlshaber, Comites Palatini genannt, gewesen sind, die hier und da im Lande ihre Rolande (*) gehabt, und dabey Gericht gehalten haben, deren z. B. Lambert von Aschaffenburg, beym Jahre 1057 gedenkt. Nachher stand die Ritterschaft der Ober-Lausitz bis zu K. Siegmund's Zeiten unter der Bothmäßigkeit gewisser Vögte oder Land-Richter, welche im Nahmen des

(*) Die Rolande oder Rolands-Säulen, welche man noch in verschiedenen Städten, auf dem Markte, oder bey dem Rathhause, antrifft, geben Viele für eine vom Kaiser Karl zum Andenken seines braven Generales Rutland errichtete Säule aus. Allein, diese Säulen, welche gemeiniglich einen Mann in Riesen-Gestalt, mit einem Schwerte in der Hand, vorstellen, heißen eigentlich Ruland- oder Ruge-land-Säulen, und sind beweisende Denkmähler der peinlichen Gerichtbarkeit, die dem Orte, wo sie angetroffen werden, zusteht, von dem alten Worte Rug, ein Gericht; daher führen sie auch beständig das Richt-Schwert in der Hand.

des Regenten die Justiz verwalteten, und ihren Sitz in den Sechsstädten hatten, wo sie, mit Zuziehung des Raths-Collegii und den Schöppen, in bürgerlichen und peinlichen Sachen Recht sprachen. Für die Bürger in Städten war ein eigener Richter, Erb-Richter genannt, verordnet. Diese beyden Richter hiengen von dem über das ganze Land gesetzten allgemeinen Land-Vogte ab. Auch verordnete K. Karl IV. ein besonderes Feim-Gericht, worüber sein Sohn K. Wenzel 1409 den Sechsstädten ein Privilegium ertheilte, welches aber niemahls zur Wirklichkeit gekommen ist. Als nun zu Anfange des 15ten Jahrh. unter der Regierung K. Siegmund, wegen der damahligen hussitischen Unruhen, die über das Land gesetzten Vogteyen bey den Städten eingiengen, so wurden, an deren Statt, die Aemter Budissin und Görlitz errichtet, und denselben von dem allgemeinen Land-Vogte der Sechsstädte zwey Unter-Vögte, unter dem Nahmen Hauptleute, vorgesetzt, wohin man nun auch die von der Ritterschaft und Landschaft aus sämmtlichen städtischen Weichbilden mit ihren Rechts- Lehns- Leibgedings- und Consens-Sachen verwies. Doch wurden im budissiner Kreise die Land-Richter, bis zu der am 12 März 1562 von K. Ferdinand I. den sämmtlichen Ständen verliehenen Obergerichts-Concession, unverrückt beybehalten, und sie haben, alten Nachrichten zu Folge, alle 14 Tage die Heisch-Gedinge gefördert. Allein, mit gedachter Obergerichts-Begnadigung hörten die Land-Richter nebst ihrer Gewalt über das Land-Gericht zu halten auf, und an ihre Stelle kamen die Hof-Richter, unter welchen Siegmund von Kottwitz auf Harta der erste gewesen ist.

In bürgerlichen Sachen oder bey dem Civil-Proceß, beruhete die Gerichts-Pflege bis zum 17ten Jahrh. auf bloßen Gewohnheiten, woraus denn endlich

lich die vom K. Matthias II. im J. 1611 bestätigte, noch übliche, und am 1 Dec. 1612 publicirte Amts- und Gerichts Ordnung entstand, und welche eigentlich nur für das Ober-Amt und die beyden Aemter Budissin und Görlitz errichtet worden war.

Das Amt Budissin fasset die 3 Land-Kreise Budissin, Löbau und Camenz, nebst den adelichen Häusern Tzschochau, Schadewalde, Schwerta, Harthe, Oertmannsdorf, dem Städtchen Markliſſa, mit dem ganzen Queitz-Kreise in sich, und hat seine Expedition auf dem Schlosse Ortenburg zu Budissin. Unter das Amt Görlitz, welches auf dem Vogts-Hofe in Görlitz Gericht hält, gehören die übrigen 3 Land-Kreise, Görlitz, Zittau und Lauban; doch sind die Lehnschaften, Leibgedinge und Consense der Güter Berthelsdorf, Burkersdorf, Groß-Hennersdorf, Höhnewalde nebst Ober-Oderwitz und Spitz-Cunnersdorf, Althörnitz, Mittel-Oderwitz, Ober- und Nieder-Rennersdorf, ingleichem Ober- und Nieder-Ruppersdorf, nebst Antheil von Ober-Oderwitz davon ausgenommen, womit diese Güter zum Ober-Amte nach Budissin geschlagen sind. Die Markgrafschaft Ober-Lausitz hat auch das Privilegium de non evocando, daher auch von dem kurf. sächs. Appellations-Gerichte zu Dresden keine Klagen aus der Ober-Lausitz, mit Uebergehung der beyden Aemter, als ersten ordentlichen Instanzen angenommen, und alle oberlausitzische Sachen aus dem geheimen Raths-Collegio nebst der dazu gehörigen geheimen Kanzelley verhandelt und expediret werden.

Beyde Aemter sind, bis auf einige Ausnahmen, die ersten Instanzen der beyden Kreise, und folglich dem Ober-Amte untergeordnete Gerichts-Stellen, welches nebst dem Judicio ordinario die oberste Instanz ausmacht, von welcher an den Landes-Herrn selbst appellirt wird. Das Ober-Amt und Amt

Budissin haben einerley Personale, und die Expedition desselben dirigiren der Oberamts-Kanzler und Vice-Kanzler; bey dem Amte Görlitz hingegen geschieht dies von dem Amts-Secretario. Das hohe Ober-Amt befindet sich in Budissin, und vor dasselbe gehören: 1) alle Lehns-, Consens- und Leibgedinge-Sachen aus beyden Kreisen, doch in Ansehung der bey dem Amte Görlitz zu Lehn rührenden Güter, wegen deren Verreichung das Amt Görlitz von dem Ober-Amte das Fiat einhohlen muß, nur Cognitionsweise; 2) alle Publica, ingleichem Polizey- und landesherrliche Jura betreffende Sachen, worüber dem Amte Görlitz in seinen Kreisen ebenfalls zu wachen obliegt; 3) alle Fiscalia; 4) die peinlichen Sachen wider die von Adel und andere eximirte Personen; 5) Dispensations-Fälle, Mündigsprechen ꝛc. 6) Causae ecclesiasticae et matrimoniales oder Kirchen- und Ehe-Sachen im budissiner Land-Kreise; 7) Klagen über die Aemter; 8) die Insinuation aller Oberamts-Patente an alle und jede Vasallen im budissiner Kreise, als auch im görlitzer, doch mit der Einschränkung, daß das Ober-Amt die Patente an das Amt Görlitz zur Insinuation einsendet. An die Standes-Herrschaft und Sechsstädte geschehen die Insinuationen vermittelst besonderer verschlossener Schreiben. Das Judicium ordinarium, dessen Ursprung in das 16te Jahrh. fällt, wo König Uladislaus die Erhohlung des magdeb. Rechts 1504 nachdrücklich untersagte, ist hingegen das eigentliche Appellations-Gericht dieser Provinz, und wird jährlich nur 3 Mahl auf dem Schlosse Ortenburg bey Budissin gehalten. Es steht unter der Direction des Land-Vogtes, oder in dessen Abwesenheit, unter dem jedesmahligen Amts-Hauptmann zu Budissin, als Vicarius perpetuus des Land-Vogtes, welcher das Votum decisivum dabey hat. Die Beysitzer dieses Gerichtes sind: der Lan-

des-

des-Hauptmann, die beyden Amts-Hauptleute, die 4 Landes-Aeltesten, 6 Deputirte der Landschaft, und 9 aus den Sechsstädten. Die Leztern referiren die vorkommenden Sachen, und der Oberamts-Kanzler und der Vice-Kanzler nebst dem Oberamts-Secretario, welche ebenfalls bey den Sitzungen gegenwärtig sind, haben die Co-Referate.

Außer diesen kurfürstl. Aemtern befindet sich in jeder Sechsstadt ein besonderes Stadt-Gericht, welches sich nicht nur in bürgerlichen, sondern auch in peinlichen Sachen auf ihre Jurisdictions-Verwandten, und nach Beschaffenheit auch auf die zur Stadt gehörigen Güter erstreckt. Unter den Standes-Herrschaften budissiner Kreises steht die Herrschaft Hoyerswerda oben an, welcher die Herrschaft Königsbrück folgt. Erstere ist durch ein allerhöchstes Rescript 1737, mit allen Ein- und Zugehörungen als ein zu keiner Zeit zu veräusserndes Domainen- und Kammer-Gut mit der kurf. Rent-Kammer zu Dresden gänzlich und auf ewige Zeiten vereinigt worden. Im görlitzer Kreise befinden sich: die Herrschaft Muskau, bey welcher, zu Dirigirung der Justiz-Sachen, ein adelicher Hof-Richter und ein bürgerlicher Hofgerichts-Beysitzer angestellt sind; und die Herrschaft Seydenberg, wo die Verwaltung der Justiz einem Amts-Directori promoto anvertrauet ist.

Zur Besorgung der Unmündigen-Angelegenheiten unter dem Lande, sind 1659 zwey adeliche Waisen-Aemter, eins im budissiner, das andere im görlitzer Kreise, errichtet worden, deren jedes aus 3 Beysitzern eines jeden Kreises besteht, welchen in Budissin der jedesmahlige Land-Syndikus, in Görlitz aber ein anderer Rechtsgelehrter adjungirt ist. Die Richtschnur derselben ist die vom Kurf. Johann Georg II. bestätigte Waisen Ordnung v. 23 Febr. 1659.

Zu Budissin und Görlitz befindet sich auch ein Hof-Gericht, welches sich so oft versammelt, als die Nothdurft es erfordert, in Civil-Sachen die Executionen, Subhastationen ꝛc. vollstreckt, besondere Ceremonien hat, und bey offenen Thüren gehägt wird. Im budissiner Hof-Gerichte führt der Land-Vogt, oder dessen Vicarius, das Directorium; und bey demselben ist ein besonderer Hof-Richter aus dem Mittel der budissiner Stände verordnet, nebst 3 dergleichen Beysitzern, und 1 Actuarius. Vor dasselbe gehören vorzüglich die peinlichen Processe wider die von Adel und andere eximirte Personen aus der ganzen Markgrafschaft; im görlitzer Hof-Gerichte hingegen vertritt, wie bereits gedacht worden ist, der Amts-Hauptmann die Stelle eines Hof-Richters, so oft es nöthig ist.

An Ansehung der geistlichen Gerichtbarkeit, hat die Ober-Lausitz ebenfalls ihre ganz eigene Verfassung. Das Ober-Amt verwaltet über alle augsburgische Confessions-Verwandte das dem Landes-Herrn zustehende geistliche Recht; einige dem Amte Görlitz in seinem Kreise vorbehaltene Fälle ausgenommen, ertheilt daher bis auf gewisse Grade, worüber es an das geheime Consilium zu Dresden berichtet, Dispensationen, und entscheidet in Ehe- und andern geistlichen Sachen. Doch haben auch in diesem Stücke die Standes-Herrschaften und Sechsstädte, in Rücksicht ihrer Jurisdictions-Verwandten, hin und wieder vor andern Vasallen große Vorzüge und Actus possessionis für sich. So hat, z. B. die Standes-Herrschaft Muskau, vermöge eines Privilegii, ein förmliches Consistorium, das einzige in der Ober-Lausitz, bey welchem alle in der Standes-Herrschaft vorfallende geistliche und Ehe-Sachen in erster Instanz verhandelt, und die Prediger examinirt und ordinirt werden. Von diesem Consistorio appellirt

man

man an das Ober-Amt. Eben so üben auch die Sechs-Städte ihre hergebrachte geistliche Gerichtbarkeit, sowohl über die geistlichen Personen in Civil- und Criminal-Fällen, als auch überhaupt in Ehe- und Desertions-Sachen, in der ersten Instanz, und die Verwaltung ihrer Kirchen und Stiftungen aus. Das Jus patronatus hingegen üben alle Obrigkeiten, womit sie in der Regel, wenige ausgenommen, insgesammt beliehen sind, ohne fremdes Einreden aus. Die Prüfung und Ordination ihrer zum Predigt-Amte berufenen Candidaten muß jedoch in einem der drey kurfürstl. Ober-Consistorien in Sachsen geschehen, dessen Wahl gemeiniglich den Candidaten selbst überlassen ist. Ueber die Römisch-Katholischen übt der Dechant zu Budissin, der gewöhnlich den Titel eines Bischofes in den Landen der Ungläubigen (Episcopus in partibus infidelium,) z. B. der jezige Bischof von Danaben, vom Papste erhält, Consistorial-Rechte aus. Bis zum J. 1560, war das Dom-Capitel zu Budissin, als ein Collegiat-Stift, dem Bisthume Meißen untergeordnet; allein, da Johann IX., Bischof von Meißen, 1560 die lutherische Lehre annahm, so erklärte Kaiser Ferdinand I. dasselbe für unabhängig (*).

Nach der alten Lehns-Verfassung, mußte auch in der Ober-Lausitz der Adel Ritter-Dienste bey vorfallenden Kriegen leisten, welche aber nicht genau bestimmt waren. Daher machte sich die Ober-Lausitz, durch einen zwischen K. Ferdinand I. und den Ständen, 1550 geschlossenen Vertrag, zu 173 Ritter-Pferden verbindlich, wovon die Ritterschaft des budissiner

(*) Etwas von der Gerichts- und Rechtsverfassung des Markgrafthums Ober-Lausitz, besonders denen Chefs der beyden Aemter Budissin und Görlitz, von Gottl. Jerem. Behrnauer, Amtssecretair. Görlitz, 1779, 4.

dissiner Kreises 91½, und die des görlitzer 81½, übernahm.

Vermöge verschiedener alten Privilegien, hat die Markgrafschaft an die Landes-Herrschaft nichts zu entrichten, als was die Landstände von Zeit zu Zeit bewilligen. Die Abgaben entrichtet Ober-Lausitz gemeiniglich nach dem Verhältnisse von 261,078 gangbaren Schocken; sie hat aber keine Quatember, indessen ersetzen die Stände diese, gegen die gebräuchlichen Reversalien, immer von 5 zu 5 Jahren, durch andere Steuern, welche, nach altem Gebrauche, freywillige und gutherzige Bewilligungen genannt werden, auf den großen Bewilligungs-Landtagen. So wurden z. B. auf dem Land-Tage 1780, bewilliget: 1) 35,970 Rthlr. 5 Gr. 4 Pf. Kammer-Hülfsgelder; 2) die doppelte Bier-Steuer an 9 Gr. 4 Pf. von jedem Viertel dresdn. Gebindes; 3) der Stämpel-Impost von Papier und Spiel-Karten, nach dem Ausschreiben vom J. 1749; 4) 333 Rthlr. 8 Groschen jährliche Beyhülfe vom Straßenbau; 5) 50,000 Rthlr. ordinaire, und 50,000 Rthlr. extraordinaire Miliz-Gelder; 6) 500 Rthlr. jährl. Landtags-Aequivalent; 7) 300,000 Rthlr. Don gratuit, auf alle 5 Jahre 1781 bis 1785; 8) 600 Scheffel Korn, und 600 Scheffel Haber, jährlich in das Magazin zu Budissin; und 9) 4000 Rthlr. jährlich Personensteuer-Aequivalent; und diese Bewilligung ist im J. 1785, ohne Haltung eines großen Land-Tages, da die Land-Stände solchen für diesmahl, zu Ersparung der Kosten, verbaten, auf die 5 Jahre bis 1790 wiederhohlt worden. Diese dem Landes-Herrn bewilligte Entrichtungen, und sonst vorfallende allgemeine Landes-Ausgaben, werden nach einem gewissen Maßstabe, die Quote genannt, unter Land und Städte, und bey erstern wie-

der unter die beyden Kreise, und bey leztern unter die Sechsstädte, vertheilet.

Der gegenwärtig übliche Vertheilungs-Fuß, nach welchem das Land acht, und die Städte sieben Theile tragen, ist aus einem zwischen dem Lande und Städten, im J. 1571, bey einer damahls bewilligten Türken-Steuer von 15,000 errichteten Vergleiche, entstanden. Denn, obschon dieser Vergleich nur auf die damahligen 3 Bewilligungs-Jahre gieng, so ist doch dieser Maßstab bis izt noch immer beybehalten, und nur in Ansehung der Natural-Prästationen durch ein landesherrl. Rescript im J. 1775 einstweilen eine Abänderung getroffen worden, dergestalt, daß bey dergleichen Prästationen die Städte $\frac{6}{13}$, und das Land $\frac{7}{13}$ trägt.

Nach jener noch bestehenden Geld-Quote giebt also, wenn die ganze Markgrafschaft 1000 Rthlr. zu entrichten hat, hierzu

das Land	552 Rthlr.	7 Gr.	5 Pf.
die Städte	447 =	16 =	7 =

und zwar

zu den 552 Rthlr. 7 Gr. 5 Pf. des Landes

der budissiner Kreis	313 Rthlr.	17 Gr.	4 Pf.
der görlitzer Kreis	238 =	14 =	1

und zu dem Antheil der Städte

Bautzen	106 Rthlr.	4 Gr.	— Pf.
Görlitz	158 =	8 =	7 =
Zittau	108 =	12 =	— =
Lauban	28 =	— =	— =
Camenz	24 =	12 =	— =
Löbau	22 =	4 =	— =

Zu Aufbringung der zu den landesherrlichen Bewilligungen und übrigen öffentlichen Ausgaben nöthigen Summen, schreiben die Land-Stände beyder Kreise und die Räthe in den Sechsstädten, in einigen mit Zuziehung der Bürgerschaft, alle Jahr Anlagen und

und Abgaben aus, welche an die Land-Steuer-Cassen zu Budissin und Görlitz, und an die städtischen Steuer-Cassen, abgeführt werden. Die Haupt-Abgabe hat, seit dem J. 1567, die Benennung Rauch-Steuer, weil man damahls die bewilligten Summen auf die Wirthe und Häuser in den Städten und auf dem Lande vertheilte. Die Ritterguts-Besitzer haben auf ihren herrschaftlichen Besitzungen keine Rauch-Steuern, dafern nicht eingegangene Unterthanen-Güter dazu geschlagen worden sind, sondern entrichten ihren Beytrag unter dem Nahmen Mund-Gut, oder Mundguts-Steuern. Ausser dieser Haupt-Steuer wird von den Land-Ständen eine ausserordentliche Anlage- und Gewerbe-Steuer jährlich erhoben, so wie in den Sechsstädten, ausser der Grund-Steuer, auch noch Gewerbe- und Personen-Steuer ist, und diejenigen Dörfer, welche diese Abgaben an die städtischen Cassen mit entrichten, heißen stadtmitleidende Dorfschaften, alle übrigen aber landesmitleidende.

In der ganzen Ober-Lausitz zählt man 13,795¾ Rauchfänge; nähmlich: im budissiner Kreise, 8159½, und im görlitzer 5636¼. Auf das Jahr 1789, sind im budissiner Kreise 15 Rauch- und 7 Mundgut-Steuern, und im görlitzer 17 Rauch- und 11 Mund-Gut-Steuern ausgeschrieben worden. Eine Rauch-Steuer beträgt ordinair 11 Gr. 8 Pf. für den Rauchfang, oder für das Haus, und eine Mundgut-Steuer 5 Gr. 10 Pf. Nach der justificirten Land-Rechnung vom J. 1766, sollten die auf dem budissiner, nebst zugehörigen zittau-, camenz-, löbau-, ruhländ. und Queiß-Kreise haftenden 8159½ Rauche betragen an Steuer:

4079 Schock 16 Klgl.

oder 3966 Rthlr. 10 Gr. 2 Pf. Weil aber hierzu gerechnet werden: a) diejenigen 10 Schock

46 Klgl. oder 10 Rthlr. von den vermögenden Bauersleuten, welche von einem Rauche mehr als 30 Klgl. Steuer gewöhnlich abgeben, b) auch die 3 Schock, oder 2 Rthlr. 22 Gr., welche wegen des neugersdorfischen Waldes bey Rumburg entrichtet werden: so beträgt die Rauch-Steuer nur 3979 Rthlr. 19 Gr. 4 Pf. Eine Mundgut-Steuer beträgt, nach obigen 8159½ Rauchen, 2039 Sch. 52 Klgl. 3½ Pf., oder 1983 Rthlr. 3 Gr. Ungeachtet hierzu gerechnet wird, was der Häusler zu Pieskowitz zu einem Mund-Gut giebt, als: 9 Klgl., oder 3 Gr. 6 Pf., und was gedachter Wald an 1 Sch. 30 Klgl. oder 1 Rthlr. 11 Gr. beyträgt, so geht hiervon doch wieder ab, was das Amt der Land-Vogtey an 21 Rthlr. 3 Gr. 6 Pf., und in das meißnische Amt Stolpen gehörige Dorf Kuppschütz zu jedem Mund-Gut mit 2 Rthlr. 4 Gr. 6 Pf. entrichten sollen; daher jedes Mund-Gut nur 1961 Rthlr. 11 Gr. 6 Pf. beträgt. Im görlitzer und zugehörigen beyden Kreisen, beträgt eine von den 5636¼ Rauchfängen zu gebende Rauch-Steuer 2739 Rthlr. 20 Gr. 3 Pf., und eine Mund-Gut-Steuer 1369 Rthlr. 22 Gr. 1½ Pf.; da aber von lezterer das Amts-Dorf Hohkirch mit 6 Sch. 30 Klgl. oder 6 Rthlr. 7 Gr. 8 Pf. abgeht, so beträgt sie izt nur 1363 Rthlr. 14 Gr. 5½ Pf.

Die dem Landes-Herrn bewilligten Summen werden aus den Landsteuer- und den städtischen Steuer-Cassen in die landeshauptmanschaftliche Casse in festgesetzten Terminen eingeliefert; die Bier-Steuer aber nimmt die Landes-Hauptmannschaft alle halbe Jahr selbst ein, und bestellt daher an jedem Orte, wo Brau-Urbar ist, einen Bier-Steuer-Einnehmer, desgleichen auch die Zoll-Einnehmer, welche ebenfalls an diese Casse die eingegangenen Zoll-Gelder einrechnen und abgeben.

In Ansehung der Einquartierung, wird in Entrichtung der sogenannten Rationen und Portionen, und der zu ihrem Unterhalt nöthigen Miliz-Gelder, ebenfalls nach Rauchfängen gerechnet. Das Land hat die Cavallerie-, und die Städte haben die Infanterie-Verpflegung. Gegenwärtig steht keine Cavallerie, sondern bloß das Infanterie-Regiment v. Hartitzsch in der Ober-Lausitz, wovon der Stab und das erste Bataillon in Bautzen, das zweyte Bataillon in Görlitz, und die 2 Grenadier-Compagnien in Zittau liegen. Die Städte Lauban und Löbau geben der Stadt Bautzen einen verglichenen Geld-Beytrag. Camenz hat 2 Grenadier Compagnien vom Infanterie-Regimente Prinz Anton zur Einquartierung. Alle Ritter-Güter und Frey-Güter sind, wie in den andern Erb-Landen, von Stand- und Marsch-Einquartierung frey, wenn sie keine steuerbare Grund-Stücke von eingegangenen Unterthanen oder Nahrungen besitzen, von welchen sie, nach Verhältniß der darauf haftenden Rauch-Steuern, zur Natural-Verpflegung der Cavallerie, Marsch-Einquartierungen, Miliz-Fuhren ꝛc. beytragen müssen. Der Servis wird nach der erneuerten Ordonnanz von 1752 bezahlt.

Zur Einnahme der Landes-Anlagen, und zu Besorgung der Ausgaben, ist, wie bereits oben erwähnt worden ist, in jedem der beyden Kreise eine Land-Steuer-Casse errichtet, und bey jeder ein Land-Steuer-Secretair angestellt. Der erste Landes-Aelteste eines jeden Kreises hat die Verwaltung dieser Cassen, muß für deren Richtigkeit stehen, unterschreibt die Quittungen über die eingehenden Gelder, und alle Jahr am Bartholomäus-Landtage wird die Rechnung den Land-Ständen vorgelegt, und es werden dieselben, obgedachter Maßen, hierzu besonders eingeladen.

Nach einem Auszuge aus den Landes-Rechnungen des budissiner und görlitzer Kreises, hatte

a) der budissiner Kreis 1766, d. 1 Jan. Einnahme:

	Rthlr.	Gr.	Pf.
an Cassen-Bestand - -	23,528	9	$6\frac{7}{16}$
an aufgenommenen Capitalien	28,367	10	—
an Capitalien, wo die Persona Creditoris per cessionem, oder sonst verändert worden ist - - - - - -	5,150	—	—
an ausgeschriebenen 16 Rauch- und 10 Mundgut-Steuern, nebst den extraordinären Anlage- und Gewerbe-Steuern - -	105,713	19	$8\frac{22}{66}$
Was bey der kurf. sächs. Landeshauptmannschaft in Zurechnung passirt zu werden pflegt - - - - -	458	3	9
an erhobenen halbjährigen Zinsen von dem Gersdorf-Zieglerischen, zu 2 Stipendien zunächst für die aus der Familie, dann erst für andere von Adel, gestifteten Capital von 8000 Rthlr.	200	—	—
Insgemein, z. B. den vierten Theil an Stämpel-Impost, u. s. w. - - - -	2,013	21	$3\frac{3}{4}$
beträgt überhaupt	165,431 Rthlr.	16 Gr.	$3\frac{14}{17}$ Pf.

Die Ausgabe war vom 1 Jan. 1766 an, bis 31 Dec. 1766:

	Rthlr.	Gr.	Pf.
an landesherrlichen Bewilligungs-Geldern - -	39,206	23	11
an allerhand Militär-Ausgaben - - - - - -	1,303	5	$1\frac{3}{4}$
Latus	40,510 Rthlr.	5 Gr.	$\frac{3}{4}$ Pf.

an

Transport	40,510 Rthlr.	5 Gr.	3¼ Pf.
an Landes-Besoldungen -	2,331	8	5
z. B. jedem Landes-Aeltesten 600 Rthlr. jährlich, u. s. w.			
an Liefer-Geldern wegen beygewohnter Land-Tage, u. s. w.	2,092	8	9
an Landes-Verehrungen dem Amts-Hauptmann, Landes-Commissarien ꝛc. Geistlichen ꝛc. - - - - -	2,138	20	10
an Landes-Schulden, als: an abgestoßenen Capitalien	49,948	11	7
an Zinsen - - - - -	32,144	15	6
an Posten, die per cessionem, oder sonst, an Andere gediehen - - - - -	5,150	—	—
das Kalkreuthsche Stipendium	596	4	4
das Gersdorf-Zieglerische Stipendium - - - -	200	—	—
Brand-Subsidia - - -	676	12	—
Brand- und Wetter-Beschädigten an Steuer-Remiß	77	14	—
an Landes-Absendungen, z. B. nach Dresden ꝛc. - -	365	—	8
an Kanzelley- Schreib- Drucker- und andern Gebühren	1,251	2	9
an Landreiter- und Bothen-Lohn - - - - - -	172	17	9
an Bau-Kosten und Handwerksleute-Bezahlung -	60	7	6
Insgemein - - - - -	843	15	2
beträgt überhaupt	138,559 Rthlr.	— Gr.	3¾ Pf.

so, daß 26,872 Rthlr. 16 Gr. $\frac{11}{60}$ Pf. am 31 Dec. 1766, theils bar, theils an Resten, Bestand blieben.

b) Der görlitzer Kreis hatte vom 1 Jan. 1766, bis zu Ende, Einnahme:

	Rthlr.	Gr.	Pf.
an Cassen-Bestand - -	3,845	21	6
an aufgenommenen Capitalien	19,497	11	5
an Capitalien, wo die Persona Creditoris ꝛc. - - - -	22,000	—	—
an ausgeschriebenen 18 Rauch- und 12 Mundgut-Steuern	65,680	10	—
an Einnahme vacanter Ration- und Portion-Gelder -	239	23	11
Was bey der kurfürstl. Landes-Hauptmannschafts-Casse in Zurechnung ꝛc. - -	453	15	$5\frac{1}{2}$
Insgemein - - - - - -	10,493	8	11
beträgt überhaupt	122,210 Rthlr.	19 Gr.	$2\frac{1}{2}$ Pf.

Die Ausgabe war in gedachter Zeit:

	Rthlr.	Gr.	Pf.
an landesherrlichen Bewilligungs-Geldern. - -	29,816	10	10
an allerhand Militär-Ausgaben - - - - - -	813	1	10
an Landes-Besoldungen, z. B. jedem Landes-Aeltesten auf ein Jahr 625 Rthlr. ꝛc.	1,997	15	7
an Liefer-Geldern - - -	1,677	23	3
an Landes-Verehrungen	649	15	1
an Landes-Schulden, als: an abgestoßenen Capitalien	29,585	2	11
an abgeführten Zinsen - -	27,424	16	2
an Posten, die per cessionem ꝛc.	22,000	—	—
Brand-Subsidia - - -	411	17	8
Brand- und Wetter-Beschädigten an Steuer-Remiß	419	4	$1\frac{1}{2}$
an Landes-Absendungen -	177	12	4
an Kanzelley- Schreib- Drucker- und andern Gebühren	521	5	—
Latus	115,494 Rthlr.	4 Gr.	$9\frac{1}{2}$ Pf.

Transport	115,494 Rthlr.	4 Gr.	9½ Pf.
an Landreiter- und Bothen-Lohn	202	22	11
an Bau-Kosten und Handwerksleute-Bezahlung	40	7	9
Insgemein	2,346	23	—
beträgt überhaupt	118,084 Rthlr.	10 Gr.	5½ Pf.

so, daß 4,126 Rthlr. 8 Gr. 8⅔ Pf. theils bar, theils an Resten ꝛc. Bestand blieben.

Das Markgrafthum Nieder-Lausitz, gehörte sonst der merseburgischen Neben-Linie, fiel aber, nach dem Aussterben derselben, 1738, an das Kur-Haus zurück. Es gehört aber nicht ganz Sachsen, sondern Brandenburg hat viele Besitzungen in der Mitte desselben. Es beträgt, in so weit der Kurfürst von Sachsen dasselbe besitzt, an Flächen-Inhalt, nach Hrn. M. Leonhardi (*), 80 Quadrat-Meilen, auf welchen, im J. 1785, sich 111,444 Einwohner, folglich im Durchschnitt auf 1 Quadrat-Meile 1355½ Menschen, sich befanden.

An Vieh, waren in demselben:

	1772 bis 1774		10 Jahr darauf
Pferde	6,892	=	7,126
Ochsen	15,660	=	15,701
Kühe und Färsen	26,456	=	26,621
Schafe	42,170	=	43,211
Schweine	34,975	=	35,517
in allem	126,153	=	128,176 Stück.

Nach jener Angabe kommen, ohne die Bruch-Zahl, auf die Quadrat-Meile 1576, nach dieser aber 1602 Stück.

(*) S. Dessen Erdbeschreibung der churfürstl. und herzogl. sächsischen Lande, 2 B. (Lpz. 1790, 8.) S. 701.

In der Nieder-Lausitz sind 20 Städte, 14 Herrschaften, 1 Stift, 2 Ordens-Aemter, 234 Ritter-Güter, 609 Dörfer, 10 Frey-Oerter, und 4 Superintendenten. Sie wird in 5 Kreise eingetheilt, als: den luckauischen, den gubenschen, den calauischen, den lübbener oder krumspreeischen, und sprembergischen.

Die Nieder-Lausitz kön. preuß. Antheile, nebst benachbarten Orten der Nieder-Lausitz von Churf. Sächsischer Hoheit. 1783. Ein kleiner Bogen. Man hat schon eine in Kupfer gestochene Karte von diesem ehemahligen Theile der Nieder-Lausitz, welche der Ingenieur C. Fabricius gezeichnet, und L. Zucchi gestochen hat; sie ist aber so selten, daß wenige sie nur gesehen, und noch wenigere sie besessen haben. Diese davon veranstaltete neue Ausgabe ist zwar etwas kleiner, enthält aber alles, was jene erste Ausgabe hat, ja noch einige kleine Oerter mehr, der andern Verbesserungen nicht zu gedenken. Das Amt Sitto ist zwar durch die Farbe unterschieden, aber der Nahme desselben ist nicht beygesetzt. Es führt auch dieser District jezt den Nahmen des Kotbuser Kreises, und gehört unter demselben zu den der Neumark einverleibten Kreisen; es sollte also billig auch der Titel der Karte darnach eingerichtet seyn. Sie ist vermuthlich in Berlin gestochen, und gehört zum 12ten Bande der von Bernoulli herausgegebenen Sammlung kurzer Reisebeschreibungen.

Die Nieder-Lausitz hat allenthalben ausgebreitete Ebenen, die sich mehrere Meilen weit erstrecken, und sich auch noch außer ihren Gränzen, besonders gegen die Mark Brandenburg, ununterbrochen und am weitesten hinüberziehen. Die Oder macht an einem Theile der nordöstlichen Gränzen das Haupt-Thal, welches noch tiefer, als das Elb-Thal in Meißen, geht; durch dieses fällt unweit Ratzdorf die Neisse, die unter Muskau aus der Ober-Lausitz kommt, bey Guben vorbey, einen großen Theil der Nieder-Lausitz durchströhmt hat, endlich der Oder zu. Die Spree ist ebenfalls ein beträchtlicher Fluß, der über Spremberg aus der Ober-Lausitz kommt, und meistens nach Nordwest zu, die Nieder-Lausitz mit mehrern Armen durchströhmt. Diese Arme und klei-

kleinen Bäche findet man, in der Gegend von Lübbenau und Lübben, in unbeschreiblicher Menge, wo eine Strecke Landes, der Spree-Wald genannt, von mehr als 2 Meilen lang, und an einigen Orten über 1 Meile breit, durch lauter Canäle und kleine zusammenhangende Arme der Flüsse getheilt und durchwässert ist. Die kleine Elster, und noch mehrere minder beträchtliche Wasser, entspringen in der Nieder-Lausitz. Vornehmlich ist der nördliche Theil derselben an Seen und einer Menge großer Teiche reich, die in so ebenen und mit Flüssen und Bächen durchschnittenen Gegenden allenthalben leicht entstehen. Waldungen bedecken diese Ebenen in großen Strecken; die mehresten trifft man in den nörd- und östlichen Gegenden an. Der Landes-Herr besitzt 43,300, und die Privatpersonen 64,800 Morgen. Weinberge sind hier 780 Morgen. Ausserdem wird das Land zum Wiesenwachs und Ackerbau so viel, als es nur die Beschaffenheit des Bodens erlauben will, genutzt. Dieser besteht fast durchgängig aus laufendem oder sogenannten Fluß-Sand, der die ganze Gegend mehrere Fuß und Klafter tief überdeckt. An verschiedenen Orten macht dieser Fluß-Sand, wo vielleicht auch das unterliegende feste Gestein Gelegenheit gegeben hat, zusammengetriebene Berge und Anhöhen aus. In einigen Bezirken wechseln ausgebreitete Thon- und Kalk-Lager mit dem Sande ab. Von Erzen wird in der ganzen Nieder-Lausitz nichts, als sogenannter Rasen-Eisenstein und Sumpf-Erze, und zwar durchgängig, gegraben; an einigen Orten findet es sich in sehr großer Menge, z. B. bey Pförten, Forste ꝛc. Geschiebe von Granit, die zuweilen, wie bey Raden unweit Triebel, von ansehnlicher Größe sind, ingl. von Basalt und mehrern Gestein-Gattungen, trifft man in diesen ebenen Gegenden, mit dem Sande vermengt, in Menge an.

Die

Die Luft ist hier, wegen der vielen Gewässer, Sümpfe und Moräste, nicht so gesund, als in der Ober-Lausitz. Das Land hat nur mittelmäßige Fruchtbarkeit, und bey dem großen Fleiße seiner Einwohner in Bearbeitung desselben keinen sehr reichen Ertrag. Getreide aller Art, incluſ. 41,362 Scheff. Kartoffeln, wird, nach abgezogener Einsaat, gebauet 239,433 Scheffel. Hiervon brauchen die Einwohner für sich 197,794 Scheff., und für ihre Pferde 55,136 Sch., in allem 250,930 Scheffel. Doch hat der seit einigen Jahren besser getriebene Ackerbau die Aernden dermaßen erhöhet, daß jezt ein beträchtlicher Ueberfluß an Getreide gewonnen wird. Die Garten- und Obst-Cultur ist sehr beträchtlich; es werden auch viele Garten-Gewächse und Obst, die Spree herab in das Brandenburgische, vornehmlich nach Berlin, verkauft. Hopfen, Tobak, seit neuern Zeiten auch Färber-Röthe und Wein, wird ziemlich viel gebauet, und die Seiden-Cultur breitet sich jezt immer mehr aus. Die Viehzucht ist in einigen Districten, die schöne Weiden haben, sehr beträchtlich und gut; in den übrigen hingegen ist das Vieh sehr klein und meistens schlecht. Holz ist in Ueberfluß da, und wird häufig auf der Spree durch das Brandenburgische ausgeführt. Die sumpfigen Gegenden haben gewiß sehr viele Torf-Lager, aber wegen des Holz-Vorrathes hat man sie noch nicht aufgesucht und genutzt. Die Eisen-Erze werden auf einigen Hammer-Werken geschmolzen, und geben ein sehr gutes Eisen, doch ist das Gewerbe nicht beträchtlich. An Kalk-Stein fehlt es im Lande nicht, er wird aber wenig genutzt, und es wird jährlich noch auf 15 bis 20,000 Rthlr. auſſer Landes gekauft.

An Wildpret hat die Nieder-Lausitz vor der obern den Vorzug. Hirsche, Rehe und Schweine sind die vorzüglichsten Gattungen desselben. Einige behaupten,

daß

daß es im großen Spree-Walde, unweit Lübben, noch Büffel gebe, welches aber sehr unwahrscheinlich ist. Möglich wäre es, da man in diesen Wald nicht hinein kann, ausser im strengsten Winter, wegen der vielen Sümpfe, die nicht zufrieren. Im Frühlinge und Herbste ist alles voll Wasser, denn die Spree geht, in sehr viele Arme getheilt, mitten durch.

Manufacturen und Fabriken giebt es verschiedene. Die Tuch-Manufactur wird vornehmlich in Lübben, Guben, Sorau, Korbus und Spremberg mit gutem Fortgange getrieben; auch hat die Stadt Forsta eine ziemliche Anzahl Tuchmacher, welche gar feine Tücher liefern, und auf dem dasigen herrschaftlichen Schlosse ist noch eine besondere Tuch-Manufactur angelegt worden, wo ganz feine Tücher verfertiget werden, von verschiedenem Preise, von 16 bis 40 Rthlr. das Stück. Der Hutmacher in Christianstadt ist bereits oben Erwähnung geschehen. Die Leinwand-Manufacturen kommen zwar denen in der Ober-Lausitz, an Anzahl der Manufacturen, wie auch an der Feine und den verschiedenen Arten der Waren bey weitem nicht bey; indessen ist doch insonderheit in und um Sorau, desgl. in Guben und Lübenau, schon seit vielen Jahren eine ganz feine Art Leinwand verfertigt worden, welche Bällchen-Leinwand genannt wird, wovon das Bällchen in der Länge 12 Ellen, und in der Breite $1\frac{3}{8}$ E. hält, und, nach Beschaffenheit der Güte 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 6 Gr. kostet. Auch ist in Forsta eine schöne Leinwand-Manufactur angelegt worden, so, daß man izt daselbst schon sehr feine Leinwand von allerley Art, wie auch Tafelzeug, ingl. seidene Leinwand und Schnupftücher verfertigt. Eine Leinwand-Druckerey befindet sich in Forsta; es werden daselbst überaus schöne Waren von verschiedener Gattung und verschiedenen Preisen, und insonderheit sehr schöne Tapeten in großer Menge verfertigt. In

der

der reuthenschen Heide, eine gute Meile von Spremberg, ist eine Glas-Hütte angelegt. In Kotbus und Sorau befindet sich eine Wachs-Bleiche.

Der Handel ist zwar nicht so lebhaft, wie in der Ober-Lausitz, indessen ist er doch nicht unbeträchtlich. In Sorau und Kotbus, sind einige ganz gute Leinwand-Handlungen im Rufe. So ist auch zu Forsta bey der schönen Leinwand- und Tapeten-Manufactur zugleich eine Handlung angelegt, welche unter der Aufsicht eines Factors steht, welcher nicht allein die Messen besucht, sondern auch ansehnliche Versendungen mit Waren macht. Des Wachs-Handels bey Sorau ist bereits oben Erwähnung geschehen. Mit dem Tobak machen insonderheit die Kotbuser einen guten Handel. Mit den Gärtner-Waren, Küchen-Kräutern, Wurzelwerke, frischen und gedörrten oder gebackenen Obste, insonderheit gebackenen und abgerührten Pflaumen, versehen die Nieder-Lausitzer ihre Nachbarn, die Ober-Lausitzer, die Meißner, und Märker, sehr reichlich, und führen solche in Menge auf den Spree-Kähnen bis nach Berlin. Ein Gleiches gilt auch von dem niederlausitzer Hopfen, welcher ebenfalls großen Theils nach der Ober-Lausitz, der Mark Brandenburg, nach Meißen, ꝛc. gebracht wird. Auch der Wein verschaffet der Nieder-Lausitz einen guten Verkehr; der blanke geht insonderheit in großer Menge über Frankfurth durch die Neumark nach Pohlen, der rothe aber nach der Mark Brandenburg. Ferner versorgt Nieder-Lausitz die Mark Brandenburg reichlich mit Milch, Butter und Käse. Von Wolle geschieht in Guben, Sorau, und andern Orten, ein starker Ver- Endlich machen auch die Nieder-Lausitzer mit gemästeten Schweinen an auswärtige Orte eine trächtlichen Handel. Ausserdem wird in den

Ge-

Gegenden ein sehr einträglicher Schleich-Handel getrieben.

Die Verfassung der Nieder-Lausitz, ist von der in der Ober-Lausitz sehr unterschieden. Die Provinz hat zwey Stände, nähmlich: das Land, oder die Landschaft, und die Städte: 1. Zu der Landschaft, oder den Ständen vom Lande, werden gerechnet: a) die Prälaten, als: die Abtey Neuenzelle, Num. 1.; und die Ordens-Aemter oder Comthureyen, Friedland und Schenkendorf, Num. 3, welche dem Heermeisterthum Sonnenburg gehören, von welchem ein Ordens-Haupmann aus der Ritterschaft bestellt wird, der zum größern Ausschuß gehört. b) Der Herren-Stand, oder die Besitzer der Herrschaften Dobrilugk N. 2., Forsta 4, Pförthen 5, Sorau 6, Spremberg 7, Leuthen 8, Sonnewalda 9, Drehna 10, Straupitz 11, Lieberose 12, Lübbenau 13, und Amtitz 14. Die mit den Nummern, 1, 2, 4, 5, 6 und 9 bezeichneten Herrschaften machen einen Theil des größern Ausschusses aus; die übrigen haben wechselsweise einen Deputirten in dem engern Ausschusse, der ausserdem aus den sämmtlichen Landes-Aeltesten, mit Einschluß der Städte, dem Ober-Steuer-Einnehmer und Land-Syndikus, besteht. c) Der Ritter-Stand, oder die gräflichen, freyherrlichen und adelichen Besitzer der Ritter- und Lehn-Güter. Vermöge des Privilegii vom K. Maximilian II. de dato Prag, d. 1 Jun. 1570, kann der Ritter-Stand nur aus Einländern bestehen. 2. Die Städte bestehen aus den Deputirten oder Abgeordneten der 4 Kreis-Städte: Luckau, Guben, Lübben und Calau. Diese gesammten Stände halten jährlich 2 Mahl zu Lübben ihre sogenannten willkürlichen Land-Tage unter dem Vorsitze des Ober-Amts-Präsidenten. Ein großer Land-Tag heißt eine ausserordentliche Zusammenberufung der Stände vom

Kur-

Kurfürsten, auf welchem Dieser durch abgeordnete Commissarien Vorträge thun läßt. In ausserordentlichen dringenden Fällen versammeln sich die Stände auf erhaltene Erlaubniß des Kurfürsten, der sie durch die Ober-Amts-Regierung ertheilt, durch welche die Stände dem Kurfürsten auch Bericht von ihren Berathschlagungen erstatten. Bey ordentlichen Land-Tagen bekommen jedesmahl zwey Deputirte vom Herren-Stande Liefer-Gelder, welche den Land-Tag auswarten, und in allen 14 Herrschaften alterniren müssen; bey ausserordentlichen hingegen nur Ein Deputirter, und die Alternations-Ordnung ist von erstere verschieden. Ihre Landtags-Sitzungen halten sie in einem Zimmer auf dem Land-Hause zu Lübben an 4 verschiedenen Tafeln, wovon die erste die Herren-Tafel heißt, und, ausser dem vorsitzenden Ober-Amt-Regierungs-Präsidenten, aus den Prälaten, Grafen und Besitzern der freyen Standes-Herrschaften besteht. Die zweyte nennt man die Officianten-Tafel, und ist von den 5 Landes-Aeltesten, eben so viel perpetuirlichen erwählten Landes-Deputirten, dem Ober-Steuer-Einnehmer und Land-Syndikus besetzt, welcher Letztere die abzuhandelnden Puncte vorträgt. Die dritte besteht aus dem Ritter-Stande, an welcher jeder, wenigstens vier Ahnen habender, angesessener Edelmann, aber kein bürgerlicher Rittergut-Besitzer, Platz nehmen kann. Die vierte endlich ist die Städte-Tafel, welche aus den zwey bürgerlichen städtischen Landes-Aeltesten und übrigen Deputirten besteht. Der Landes-Bestallte (Orator provinciae) bürgerlichen Standes führt das Protokoll, und sammelt die Stimmen nach der festgesetzten Ordnung ein. Die Stände der Nieder-Lausitz haben ebenfalls, durch das Privilegium und den Traditions-Receß K. Ferdinand II., das Jus subcollectandi, und das Privilegium de non evocando.

Das

Das Consistorium ist 1667 zu Lübben errichtet worden, und besteht aus einem adelichen Director, der besonders aus den adelichen Ober-Amts-Räthen gewählt wird, einem adelichen und einem bürgerlichen Consistorial-Rathe, ferner dem General-Superintendenten zu Lübben, und dem ersten Prediger zu Luckau, als Beysitzern, einem Protonotar und einem Kanzellisten.

Die Ober-Amts-Regierung, besteht aus einem adelichen Präsidenten, 2 adelichen und 2 bürgerlichen Ober-Amts-Räthen, 1 supernum. Ober-Amts-Rath, 2 Secretairen, 1 Lehns-Registrator, und 6 Kanzellisten. Diese Regierung ist an die Stelle des mit Einwilligung der Stände am 7 Apr. 1666 abgeschafften Land-Vogtes gekommen, und beleihet nicht nur alle niederlauf. Stände mit ihren Herrschaften und Gütern, sondern hat auch das Justizwesen und die Polizey-Sachen unter ihrer Aufsicht. Sie fertigt alles im Nahmen des Landesherrn aus, und es kann von ihr nicht nach Dresden appellirt, sondern nur ein Remedium supplicationis angewendet werden, auf welches an das geheime Consilium Bericht erstattet wird. Nimmt es dieses an, so werden die Acten zur Justification und Verfahren nach Lübben zurück gesendet, nach deren Beschluß aber wieder zum geheimen Consilio abgegeben, welches sie nunmehr zum Verspruch in das Ober-Appellations-Gericht giebt, und die Urthel zur Publication wieder nach Lübben schickt. Doch finden zuweilen Ober-Läuterungen Statt, wobey, wie eben gedacht ist, verfahren wird. Zur Besetzung der oben genannten Stellen schlagen die Stände jedesmahl 3 Candidaten vor, aus welchen der Kurfürst einen bestätigt. Ein Gleiches geschieht auch mit dem Landes-Hauptmanne und seinen Gehülfen, dem Gegenhändler bürgerlichen Standes, welche das landesherrliche Zoll- und übrige Kameral-

Interesse unter ihrer Aufsicht haben; hingegen den Kammer-Procurator wählt der Kurfürst. Sowohl die adelichen als beyden bürgerlichen Landes-Aeltesten der Kreise, werden von den Ständen vorgeschlagen, und von dem Kurfürsten gewählet, und behalten ihre Stellen lebenslang. Den Ober-Steuer-Einnehmer und den Land-Syndikus wählen die Stände. Der leztere ist ein Edelmann, und führt das Wort für die Landes-Aeltesten, und sammelt die Stimmen. Der Landes-Bestallte, ein Bürgerlicher, wird von dem Herren-Stande gewählet, und führt das Protokoll. Der Ober-Steuer-Cassier und der Landschafts-Secretair ist ebenfalls bürgerlich. Jeder Kreis hat ausserdem noch einen Land-Physikus. Eine Commission führt im Nahmen aller Kreise die Ober-Aufsicht über Zucht- und Waisen-Häuser, wie auch über die Brand-Assecurations-Casse; sie besteht aus 2 landesherrlichen Commissarien, 4 landschaftlichen Deputirten und dem Haupt-Cassier, der zugleich Brand-Cassen-Commissions-Actuarius ist. Die Rechnungen des Ober-Steuer-Einnehmers werden durch die Deputirten der gesammten Stände untersucht und justificiret.

Alle besondere Gerichte der Nieder-Lausitz, sind der Ober-Amts-Regierung und dem Land-Gerichte nur in so fern untergeordnet, daß, wenn die Parteyen an das leztere appelliren, jenes darauf Bericht erstatten, und, wenn das Land-Gericht die Appellation annimmt, vor demselben verfahren werden muß, worauf das Land-Gericht das Urthel abfaßt und den Parteyen publicirt. Allein, es steht den Parteyen frey, von da weiter an die Ober-Amts-Regierung zu appelliren, da nach abgelegtem Eide nachher Bericht erstattet wird. Indessen wird in neuern Zeiten sehr selten an das Land-Gericht appellirt. Das Land-Gericht besteht aus einem Land-Richter,

zwey-

zwey adelichen und sechs bürgerlichen Assessoren, nebst einem Protonotario, und versammelt sich des Jahrs 2 Mahl zu Lübben. Den Land-Richter bestätigt der Kurfürst aus drey, ihm wechselsweise vom Herren- und Ritter-Stande vorgeschlagenen Candidaten; hingegen von den sechs bürgerlichen Assessoren, welche theils aus städtischen Juristen, oder theils aus leipziger und wittenberger Doctoribus Juris gewählt werden, wählt der Kurfürst zwey, der Herren-Stand zwey, und die Städte Luckau und Guben zwey.

In Ansehung des Salz-Verkaufes und Salz-Zolles, dienen das Mandat v. 10 Oct. 1777, und die Erläuterung desselben v. 5 Sept. 1779, zur Richtschnur.

In den Kreisen der Nieder-Lausitz werden die Ritter-Dienste von 130 Ritter-Pferden, so wie in den übrigen Kur-Landen, in Gelde geleistet. In Ansehung der ordentlichen sowohl als ausserordentlichen Landes-Abgaben, hat man in der Nieder-Lausitz, so wie in den Erb-Landen, die Schocke, und in der Ober-Lausitz die Rauche, ebenfalls ein eigenes Ideal angenommen, welches die Schatzung heißt, wonach die Abgaben vertheilt werden, z. B. auf 150 Fl. Schatzung wird jezt 24 Rthlr. vertheilt, und die Herrschaften nebst den Kreisen müssen, nach den Landtags-Schlüssen v. 14 Febr. 1656, §. 77, und v. 31 Jul. 1665, §. 3, für ihre Wüstungen stehen, so wie auch, nach dem zu Prag 1543 mit Zuziehung der Stände gemachten Schluß, alle Güter zur Schatzung gezogen werden.

Die ganze Schatzung der Nieder-Lausitz beträgt: 882,943 Fl. 18 Gr. 3 Pf. als:

75,000	Fl.	— Gr.	— Pf.	die Herrschaft Dobrilugk.
185,799	=	— =	— =	der luckauische Kreis.
127,107	=	1 =	3 =	Stadt und Kreis Guben.
117,271	=	— =	— =	der calauische Kreis.

76,512	Fl. —	Gr. —	Pf.	der krumspreeische Kreis.
38,108	= 11	= —	=	der sprembergische Kreis.
70,509	= 8	= 6	=	Stift Neuzelle.
75,165	= 15	= —	=	Forste und Pförthen.
80,771	= —	= —	=	Herrschaft Sorau.
15,000	= 3	= 6	=	Schenkendorf.
1,500	= —	= —	=	das Gut Trebitz, und
20,000	= —	= —	=	die Frey-Orte.

Die ordentlichen Abgaben in der Nieder-Lausitz, sind: 1) Landes-Anlagen, welche die Stände nach der Landes-Matrikel erheben. 2) Kurfürstliche Termin-Gelder, welche in den 2 Terminen zu St. Johann und St. Martin bezahlet werden. An ausserordentlichen bezahlen sie Miliz-Gelder, Personen-Steuer, Accise, Salz-Zoll ꝛc. Um ihre steuerbaren Güter in gutem Zustande zu erhalten, vergüten sie seit 1646 einander wechselsweise Brand- und Wetter-Schäden, zu deren Untersuchung, nach dem Receß von 1674, eine Commission niedergesetzt ist. Wenn diese Schäden richtig befunden werden, so ist die Gegend, welche sie betroffen haben, 3 Jahr von den ordentlichen, und 1 Jahr von den ausserordentlichen Abgaben, welche von den übrigen Gegenden gegeben werden müssen, frey. Trifft ein gleiches Unglück eine Gegend oder einen Ort binnen 10 Jahren zwey Mahl, so ist sie das zweyte Mahl 5 Jahr von den ordentlichen Abgaben befreyet.

Auch in der Nieder-Lausitz befindet sich noch ein beträchtlicher Ueberrest von jenen berühmten Sorben-Wenden, welche jedoch in Ansehung der Sprache, Sitten und Kleidung, von den oberlausitzer Wenden sehr unterschieden sind. Ihr Schicksal ist durch Verträge und Recesse festgesetzt, und sie müssen eben die Schuldigkeiten leisten, als die deutschen Einwohner. Alle diese Unterthanen sind, nach der niederlaus. Landes-Ordnung von 1669, keine leibeigene Knechte oder Sclaven, sondern frey geborne Leute, aber

glebae

glebae adscripti, der Obrigkeit mit Dienstbarkeit und Zinsen gewisser Maßen unterthan, und dürfen ihren Wohnsitz ohne Einwilligung ihrer Obrigkeit nicht verlassen. Die Leztere muß ihnen von Rechtswegen die Freyheit, ihren Wohnsitz zu verändern, durch den Los- oder Laß-Brief ohne Weigerung ertheilen. An den meisten Orten sind auch hier, wie dieses ebenfalls in der Ober-Lausitz der Fall ist, die ehemahligen ungemessenen Frohn-Dienste und Abgaben, theils durch Recesse, theils durch Dienst-Urbarien, theils durch rechtskräftige Ober-Amts-Urthel und Beschiede eingeschränkt. Ein Gespann-Bauer muß zwar in der Regel, von Sonnen-Aufgang bis Untergang, täglich mit 2 Pferden oder 2 Ochsen Spann-Dienste thun; allein, an vielen Orten ist diese Last theils auf gewisse Stunden, z. B. 5 Stunden täglich, theils auf gewisse Tage, z. B. 2, 3 und 4 Tage, herunter gesetzt; doch giebt es noch eben so viel Orte, wo die Dienste nach alter Verfassung geleistet werden. Gleiche Beschaffenheit hat es mit den Hand-Diensten. Der Grund davon liegt in dem Besitze des Grund-Eigenthumes, welches den Ritterguts-Besitzern und Obrigkeiten gehört; daher auch alle Güter und Nahrungen in der Regel Laß-Güter sind, wo der Grund-Herr den Wirth nach Gutbefinden absetzen und ihm eine andere Nahrung geben kann. Da aber dieses einen schädlichen Einfluß auf die den Wenden ganz so eigene Emsigkeit, wie überhaupt auf den Fleiß eines jeden Besitzers eines Laß-Gutes hat, so sind auch daher an vielen Orten diese Laß-Güter in Erb-Güter verwandelt worden, aus welchen die Besitzer, ungeachtet die Herren die Grund-Herrschaft behalten haben, nicht ohne wichtige Ursachen vertrieben werden können. Ueberhaupt wird izt alles Tyranniſiren der Unterthanen hart bestraft, und sie sind nicht mehr solchen Grausamkeiten ausgesetzt, als in der ersten Hälfte dieses (18ten)

Jahrhunderts. Die jährlichen Abgaben dieser Unterthanen, nähmlich die landesherrlichen, die Landes- und Kreis-Anlagen, werden ihnen nach der festgesetzten Schatzung aufgelegt: z. B. weil die Nieder-Lausitz ebenfalls die Schulden des siebenjährigen Krieges nicht abbezahlt hat, so geben sie von 100 Gulden Schatzung jährlich 16 Rthlr.; hingegen die Praestanda und Zinsen an die Grund-Herrschaft sind an jedem Orte, wie in der Ober-Lausitz, nach der Größe ihrer Besitzungen verschieden, und durch Verträge festgesetzt. Bey dem allen giebt es viele wohlhabende Leute unter ihnen. Da der Gottesdienst auch hier wendisch und deutsch gehalten, und in den Schulen deutscher Unterricht ertheilt wird, so verstehen auch die dortigen wendischen Mannspersonen alle, und die Frauenspersonen größtentheils, wendisch.

Laußig, Lausigk, ehedem Luschke oder Luzke, ein amtsässiges Städchen im leipziger Kreise in Meißen, 3 Stunden vom Amte Colditz, von 178 Feuerstellen nebst 4 geistlichen Gebäuden. Es hat den Grafen Wiprecht von Groitzsch zum Urheber, welcher 1105 ein Benedictiner-Kloster hier anlegte. Im J. 1157 hatte dieses Städtchen schon Mauern und Markt-Gerechtigkeit. Im J. 1779 lebten hier in 342 Familien 849 Einwohner über 10 Jahr, mit 113 Kühen und 20 Schafen. 1697 bestand die Stadt aus 115 bewohnten und 3 unbewohnten Häusern, 101 angesessenen und 5 unangesessenen Bürgern, und 300 Einwohnern, ohne Kinder. Es befanden sich darunter 59 Brauer, 3 Bäcker, 4 Fleischer, 2 Leinweber, und 48 andere Handwerker. Ihre Haupt-Nahrung war Ackerbau und Viehzucht. Bier für sich und 2 Schenken braueten sie 504 Faß, oder 28 Gebräude, jedes zu 34 Scheffel, oder 18 Faß, mit 17 Fl. 3 Gr. Trank-Steuer, welche 420 Rthlr. betrug. Sie besaßen 15 Pferde, 2 Ochsen, 114 Kühe, 8 Ziegen,

nebst

nebst 172 Scheffel Winter- und Sommer-Saat. An Land-Pfenn. und Quatember-Steuern giengen die zu zahlenden 873 Thlr. 10 Gr. 6 Pf. richtig ein, und die Häuser waren mit 1230$\frac{1}{6}$ Schock, oder 154 Thlr. 11 Gr. 9$\frac{1}{2}$ Pf., die liegenden Gründe aber mit 561$\frac{1}{3}$ Schock, oder 95 Thlr. 1 Gr. 4$\frac{1}{2}$ Pf. belegt. Die Einwohner treiben Wollen-Manufactur-Arbeiten, wovon vorzüglich das Zeugmacher-Gewerk die beste Nahrung hat. Sie verfertigen Berkan, Cassan, wollene und kamelhaarene Velpen, Trippe, Golgaße, Reit-Decken und schwarze Zeuge, meistentheils für Kaufleute zu Gera, Altenburg und Ronneburg. Von allen diesen Waren lieferten sie

	im J. 1787.	im J. 1788.
Flanelle - -	82 Stück.	79 Stück.
wollene Zeuge -	1253 "	1345 "
Trippe und Golgaße - - -	154 "	161 "
Hüte - - -	198 "	252 "

Jährlich werden 3 Märkte gehalten. Es befindet sich auch ein Bey-Geleit vom Haupt-Geleite Colditz hier. Der Rath hat die Erb-Gerichte pachtweise, und das Amt die Ober-Gerichte; hingegen der Pastor an der Pfarr-Kirche die Erb-Gerichte über die wüste Mark Kölsdorf. Am Donnerstage vor Martini wird auch mit 1 Richter und 2 Schöppen ein öffentliches Land-Gericht gehalten, bey welchem die 84 Mann starke Lehn-Mannschaft erscheinen muß.

Laustern, siehe Lauschen, Anm.; oben, S. 300.

Laut, ein Bey- und Neben-Wort, lauter, lauteste.

1. Eigentlich.

1) So daß man es durch das Gehör empfinden kann; am häufigsten als ein Neben-Wort. In diesem Verstande ist laut beten, im Gegensatze des stillen Betens, oder Betens im Herzen; ein Beten, welches dem Gehöre anderer merkbar wird. Laut

reden, sprechen. Du mußt lauter reden, wenn ich dich verstehen soll. Bey den Jägern geben die Hunde laut, sie geben laut aus, sind laut, oder werden laut, wenn sie sich hören lassen, d. i. wenn sie anschlagen; der Jäger giebt laut, wenn er ruft, schreyet, oder in das Horn stößt; die Treiber werden laut, wenn sie schreyen; in welchen sämmtlichen Fällen der Neben-Begriff der folgenden Bedeutung eigentlich nicht vorhanden ist. In der höhern Schreib-Art der Neuern, wird es in dieser Bedeutung auch häufig als ein Bey-Wort gebraucht. Das ist die Sprache der lauten Verzweifelung.

2. In engerer Bedeutung, sehr laut, so daß es sehr stark durch das Gehör empfunden wird. Laut schreyen. Laut rufen. Die Gesellschaft ward endlich laut. Mit lauter vernehmlicher Stimme reden. Die Trompete erschallet laut. Ein lautes Getümmel.

2. Figürlich.

1) Man redet nicht gern laut davon, öffentlich, so daß es viele hören. Die Sache wird laut, bekannt. Wo es nur als ein Neben-Wort gebraucht wird.

2) Ehedem bedeutete es auch berühmt; in welcher nunmehr veralteten Bedeutung es oft den oberdeutschen Hauch-Laut vor sich hatte, hlaut, so wie die Griechen von κλυειν, hören, in eben diesem Verstande κλυτος, und die Lateiner inclytus sagten.

Im Isidor hlud, bey dem Ottfried lut, im Angels. hlud, im Nieders. luut, im Engl. loud, aloud, im Schwed. lut. Siehe den folgenden Artikel.

Daher überlaut, ein Bey- Wort und Neben-Wort, sehr laut, so daß es von jedermann gehört werden kann. Ueberlaut rufen, schreyen, lachen. Seltener kommt es als ein Bey-Wort vor. Ein überlautes Gelächter.

Schon

Schon bey dem Ottfried ubarlut, im Schwed. öfwerljudt. Ueber hat hier die in hohem Grade verstärkende Bedeutung, geht aber darin von der Analogie ab, daß es den Ton auf dem Bey-Worte hat, dagegen derselbe in den übrigen ähnlichen Fällen auf dem Vor-Worte liegt; übergroß, überhoch, überreich, überreif, u. s. f. Das Zeit-Wort überlauten, stärker lauten als ein anderes Ding; vorlauten, ist ungewöhnlich.

Vorlaut, ein Neben-Wort. 1. Vor der gehörigen Zeit laut. So sagt man in der Jägerey, ein Hund sey vorlaut, wenn er zu hitzig ist, und eher anschlägt, als er das Wild sieht; fährtenlaut. Der Jäger ist vorlaut, wenn er voreilig im Angeben ist, welches auch freylaut heißt. Eben so sagt man auch in andern Fällen, jemand sey vorlaut, wenn er zu früh, zu voreilig, von einer Sache spricht.

2. Vorlaut werden, heißt zuweilen auch, obgleich seltener, vorlauten. Jemand wird in einer Gesellschaft vorlaut, wenn man seine Stimme vor allen andern hört. In beyden Fällen wird es nur als ein Neben-Wort gebraucht.

Laut, (der) dasjenige an einem Dinge, was sich dem Gehöre merkbar macht; der Schall.

1. Eigentlich, wo es den Schall in keiner andern Eigenschaft ausdrückt, als so fern es ein Etwas ist, welches durch das Gehör empfunden wird, ohne auf dessen andere Verhältnisse zu sehen. In dieser Bedeutung ist es zuweilen ein allgemeines Wort, welches Klang, Schall, Ton, Stimme, u. s. f. als besondere Arten der Laute oder des Lautes unter sich begreift. Der Knall ist ein starker Laut, welcher entsteht 2c. Keinen Laut von sich geben, braucht man in dieser weitern Bedeutung auch von leblosen Dingen, wenn sie sich dem Gehöre nicht merklich machen. Ich höre einen Laut, ohne zu wissen, was es ist. In engerer Bedeutung von lebendigen Geschöpfen sowohl als musikalischen Instrumenten.

Der Katarrh benimmt uns oft so sehr die Sprache, daß wir keinen Laut von uns geben können. Ein Thier giebt keinen Laut von sich, wenn es sich auf keine Art durch seine Stimme hören läßt. Bey den Jägern hat das Horn einen guten Laut, wenn es einen reinen und guten Ton hat. Daher kommt es vermuthlich auch, daß man einen Buchstaben in noch engerer Bedeutung einen Laut nennet, welcher von Andern ein Lauter genannt wird. Ein einfacher Laut oder Lauter, ein Doppel-Laut, oder Doppel-Lauter, ein Selbst-Laut, oder Selbst-Lauter, u. s. f. Ein langer Laut, ein langer Selbst-Laut, zum Unterschiede von einem kurzen.

Da in der Sprach-Kunst Fälle vorkommen, wo man den Buchstaben als einen bloßen Schall betrachtet, von dem Buchstaben, so fern er das Bild oder Zeichen dieses Schalles ist, zu unterscheiden hat, so thut man wohl, wenn man Laut und Lauter unterscheidet, und jenes nur von dem Schalle, dieses aber allein von dem Zeichen braucht. Alsdann ist der Selbst-Laut a der Schall, welchen man hört, der Selbst-Lauter a aber dessen Zeichen a.

2. Figürlich, der Inhalt einer Rede oder Schrift, doch nur noch im Oberdeutschen. Briefe eines Lautes, eines Inhaltes. Nach Laut des Briefes, nach dessen Inhalt. In den Kanzelleyen sowohl der Ober- als Hoch-Deutschen auch in der Gestalt einer Partikel, welche die zweyte Endung erfordert. Laut meines Evangelii, Röm. 2, 16. nach dem Inhalte meines Evangelii, meinem Evangelio zu Folge. Laut aller Flüche des Bundes, 5 Mos. 29, 21. Laut des königlichen Befehles. Zuweilen, besonders im Oberdeutschen, auch mit der dritten Endung. Laut Briefen aus London. Laut ihren habenden Freyheiten.

Bey dem Ottfried Lut, bey dem Notker Luta, im Niederf. Luiut, Lude, im Engl. Loud, im Dän. Lyd, im Schwed. Lät, Ljud, im Isländ. Hliod, welches leztere aber eigentlich die Stimme bedeutet. Es gehört zu dem Geschlechte der Wörter losen, lusen, hören, Ulphil. hlojoda, Schwed. lyda, (siehe Lauschen, oben, S. 297, f.) Laden, rufen, Plaudern, Lied, u. s. f.

Lautbar, ein Bey- und Neben-Wort, lautbarer, lautbarste, welches nur in der figürlichen Bedeutung des Wortes laut üblich ist, mehrern bekannt, wovon mehrere sprechen. Dies ist bald lautbar worden und vor den König kommen, 2 Macc. 1, 33.

Im Niederf. im figürl. Verstande lundbarig, lundbördig, bey dem Ottfried und andern ältern oberdeutschen Schriftstellern lutmar, lautmer, lutbrecht; ersteres entweder aus einer nicht ungewöhnlichen Verwechselung des b und m, oder auch von Mar, Mähre, Erzählung. Im Oberdeutschen hat man davon auch das Zeit-Wort verlautbaren, bekannt machen, und bekannt werden.

Die Wörter lautbar, ruchtbar und kundbar, kommen in dem allgemeinen Begriffe mit einander überein, daß sie die Bekanntmachung einer Sache, welche man hat verborgen halten wollen, oder welche verschwiegen bleiben sollte, anzeigen; das eine aber drückt mehr aus als das andere, und sie scheinen stuffenweise zu steigen. Wenn eine Sache nur erst anfängt bekannt zu werden, so, daß nur wenige darum wissen, welche sie auch noch wohl als ein Geheimniß erzählen, so sagt man: sie wird lautbar. Wenn das Gerücht sie mehr ausbreitet, so daß sie schon unter das Volk kommt, so wird sie ruchtbar. Wenn sie schon gar kein Geheimniß mehr ist, sondern zu jedermanns Wissenschaft kommt, so wird sie kundbar. So könnte man sagen: „Der König wollte sich in dieser Stadt, ei„nige Tage, unbekannt aufhalten; aber es fand sich je„mand, welcher ihn kannte, und darauf ward es bald „lautbar, daß es der König sey. Des folgenden Mor„gens war es schon in der ganzen Stadt ruchtbar, und „bald hernach ward es überall kundbar, so daß sich das „Volk vor dem Hause, wo er sich aufhielt, ihn zu sehen „versammelte."

Lautbar zeigt demnach einen geringern Grad des öffentlichen Bekanntwerdens an, als ruchtbar; indessen ist doch ersteres im Oberdeutschen am üblichsten, und möchte in der edeln Schreib-Art der Hochdeutschen wohl nicht leicht vorkommen. Opitz braucht es noch in der völlig veralteten eigentlichen Bedeutung des Wortes laut, dem Gehöre merkbar.

Der Himmel soll vor Lust erklingen,
Der Erden Bau aus Freuden springen.
Die See und Fische lautbar seyn. Ps. 97.
Laßt eure Stimme lautbar seyn. Ps. 98.

Laute (*) (die). 1. Ein musikalisches Saiten-Instrument, von sehr angenehmen Klange, mit hohlem und runden Bauche, langem und oben zurückgebogenen Halse, welches mit 10, 12, bis 14, zuweilen auch nur mit 11 Darm-Saiten, die zuweilen mit Silber-Draht besponnen sind, und mit beyden Händen geschlagen werden, überzogen ist. Die Laute spielen, die Laute schlagen; L. pulsare chelyn digitis; Fr. jouër, toucher du luth. Eine gute Laute spielen, gut auf der Laute spielen. Er versteht sich darauf, wie der Esel auf das Lautenschlagen, oder: Er schickt sich dazu, wie der Esel zum Lautenschlagen, sagt man im gem. Leben von einem Menschen, welcher zu einer Sache höchst ungeschickt ist; Fr. il s'y entend comme à ramer des choux, s. im XLII Th. S. 380.

Ein

(*) Im mittlern Lat. Laudis und Lautus, im Franz. Luth, im Engl. Lute, im Ital. Liuto, im Span. Laud, im Dän. und Schwed. Lut, im Böhm. Lautna, im mittlern Griech. λαοῦτο, λαβοῦτο, und im Arab. mit vorgesetztem Artikel Alaud. Dem *Scaliger* zu Folge haben die Mohren dieses Werkzeug in Europa bekannt gemacht, welches aber wohl noch einer nähern Prüfung bedarf, da es vielmehr scheint, daß sie dieses Instrument erst in Europa kennen gelernt haben. Wenigstens wird wohl niemand die Abstammung dessen Nahmens von unserm Laut und lauten verkennen.

Ein Künstler, welcher Lauten verfertigt, wird ein Lauten-Macher, Fr. Luthier; und eine Person, welche die Laute zu spielen oder zu schlagen versteht, besonders wenn sie aus dieser Geschicklichkeit ein Geschäft macht, der Lauten-Schläger, Lauten-Spieler, oder Lautenist, L. Citharoedus, qui testudine canit, Fr. Joueur de luth, Fämin. die Lautenistinn, genannt.

Was die Laute, deren Dan. 3, 5. 15. nach Luther's Uebersetzung gedacht wird, für ein Instrument gewesen sey, wird wohl nicht leicht bestimmet werden können. Indessen war doch die Laute, obgleich noch sehr einfach, schon den Griechen und Römern bekannt. Sie hieß bey den Griechen Chelys und bey den Römern Testudo, oder Lyra testudinea, weil Merkurius sie zuerst aus einer gefundenen Schildkröten-Schale gemacht haben soll (1). Denn, nachdem er Arme daran gemacht, und dieselben mit einer Krücke geschlossen, darnach Zwerch-Rippen daran geheftet, und ein Resonanz-Stück unten beygefügt, zugleich auch 7 Saiten aufgespannt hatte, spielte er darauf. An welchem Orte aber solche Erfindung geschehen sey, meldet *Servius*, der die poetischen Geheimnisse des *Virgilii* erklärt, also: Als der Nil-Strohm einstens in seine Ufer wieder zurück gekehrt war, und verschiedene Arten von Thieren auf dem Lande hatte liegen lassen, so war auch eine Schildkröte liegen geblieben, deren Fleisch vermodert war, und hatte desselben Sehnen in der Schale gespannt nachgelassen; als nun Merkurius daran schlug, gab es einen Laut von sich, aus welcher Nachahmung die Laute, oder abu-

(1) *Scaliger*, welcher in notis ad Manlium, p. 429, der erste gewesen ist, der des Apollinis Instrument (die Leyer) von des Mercurii seinem zu unterscheiden versucht hat, erklärt eine Stelle aus *Homeri* Hymno ad Mercurium, v. 47—51.

abusive die Cither, entstanden ist (2). Solchemnach hat dieses Instrument in Aegypten seinen Ursprung genommen, wie sich denn selbst *Jamblichus*, de Mysteriis Aegypt., auf alle ägyptische Schriftsteller beruft. *Otto Sperlingius*, welcher in seiner diss. de Furia Sabina, die Medaille der Kaiserinn *Furia Sabina Tranquillina*, des *Gordiani* Gemahlinn, mit gelehrten Anmerkungen erläutert hat, hat die Gestalt dieses Instrumentes aus den Münzen des *Nervae* und *Trajani* ausgezogen; wie Fig 3960 a) vorstellt; daß aber daran nur 4 Saiten zu sehen sind, kommt vielleicht aus Unachtsamkeit derjenigen, welche diese Münze geprägt haben, her. Die hohle Schildkröten-Schale hat also Gelegenheit zu einem Lauten-Corpus gegeben. Im J. 563 nach Erbauung der Stadt Rom, wurde das römische Volk nicht allein mit einem herrlichen Triumphe erfreuet, weil *Cneius Manlius Volso* in Asien über die Gallograecos gesieget hatte, sondern es wurden auch ganz andere Sitten bey ihnen eingeführt. Der große Muthwille, den *Volso* seinem Kriegs-Heere, als es noch in Asien gestanden, gestattet hatte, verursachte, daß sie sich hernach mehr der lustigen Städte Asiens, als ihrer vorigen Tapferkeit, erinnerten, und, als sie wieder nach Hause gelangt waren, den Luxus der dortigen Nation nachzuahmen trachteten. Daher *Livius* (3) diesen Zustand und die wollüstige Veränderung des römischen Volkes beseufzt, und uns zugleich erzählt, was für Kostbarkeiten und fremde Künste die Römer damahls aus Asien mitgebracht haben; indem unter an-

(2) Cum regrediens Nilus in suos meatus varia in terra reliquisset animalia, relicta etiam testudo est, quae cum putrefacta esset, et nervi eius remansissent extenti intra corium, percussa a Mercurio sonitum dedit, ex cuius imitatione Cithara composita est, *Serv.* ad Georg. L. 4.

(3) Hist. rom. L. 39.

andern auch Harfen, Lauten und allerley Instrumente und kurzweilige Spiele, welche die Morgenländer bey ihren Gastmahlen gebrauchten, den Römern nun ebenfalls zu einem Zeitvertreib dienen mußten. Wie die Laute damahls ausgesehen hat, zeigt ein altes Marmor-Stück, worauf man ein Par Personen, nach altem Gebrauche auf einem Bett-Lager liegend, und mit einer Menge Aufwärterinnen umgeben, speisen siehet, und wo zugleich ein Stuhl gestellt ist, worauf ein Frauenzimmer sitzt, und auf einer, mit vier Saiten bezogenen Laute spielt; Fig. 3960 b). Aus dieser Abbildung ersieht man, daß der Kragen und Hals der Laute von den asiatischen Völkern angesetzt worden ist, da das Instrument vorher nur in einem bloßen Corpore bestanden hatte, und ganz schlecht zugerichtet war. Hier hat es schon eine Aehnlichkeit der Laute, ob es gleich hernach immer mehr verbessert worden ist. Der römische Bürgermeister *Anicius Manlius Torquatus Severinus Boëthius*, welcher im 6ten Jahrh. lebte, war unter andern auch ein starker Ton-Künstler, und *Martianus Rota* meldet von ihm, daß er, wenn er nicht durch den Tod wäre verhindert worden, die Musik aufs höchste gebracht haben würde (4). Nun gedenkt der ungenannte Verfasser des Edelmanns, (für welchen man den Rath Winkler, der in Breslau gelebt hat, hält.) in seinem Discurs von der alten und heutigen Musik, eines *Boëthius*, welcher ein Instrument, das er Citarme nennt, erfunden haben soll; er zweifelt zwar, ob dieses Instrument unsere heutige Cithara sey, doch hält er es für gewiß, daß die Citharre Gelegenheit zur Laute, und die Laute zur Citharrone oder Thiorba, gegeben habe. Die gelehrte Gesellschaft zu Trevoux hält die

(4) Illud certo non admittendum contenderim, Boëthium morte praeuentum Musicam non absoluisse.

die sechschörigen Lauten für die ältesten (5), obwohl *Praetorius* (6) weiter geht, und ihr 4 Chor doppelte Saiten beylegt. Es ist also kein Zweifel, daß Boëthius derjenige gewesen sey, welcher unser Instrument, das schon seine gehörige Lauten-Form hatte, wieder hervorgesucht, verbessert, und, nachdem es eine Zeitlang geschlafen hatte, empor gebracht hat. Weil nun aber die Citarne oder Cithara, eine Art unvollkommener Lauten noch heutiges Tages sind, und die vier- bis sechs-chörigen Pandoren oder Mandoren genannt werden, und diese Arten eigentlich die ältesten in mittlern Zeiten seyn sollen, so ist auch endlich dieser Zweifel gehoben. Bisher war dieses Instrument nur noch in Italien bekannt, bis endlich der König der Franken, *Clodovaeus*, der von dessen Annehmlichkeit sehr vieles vernommen hatte, sich von dem Könige *Theodorico* jemand ausbat, welcher darauf spielen könnte. Weil nun *Theodoricus* sehr viel von dem Boëthio hielt, so schrieb er einen Brief an ihn, und ersuchte ihn, einen geschickten Meister in der Laute zu wählen. Auf solche Weise kam also dieses Instrument zu den Franken.

P. *Athanas. Kircher* bringt aus einem alten Codice, den er in der vaticanischen Bibliothek gefunden hat, zwey Instrumente der alten Hebräer hervor, welche theils der Laute, theils der Cither, die noch heut zu Tage üblich sind, ähnlich sehen; Fig. 3960 c) und d); das erste hat der gelehrte Rabbi *Scilte Sibborim* מנים, Minnim, das andere aber מחול, Machul, genannt. Man hatte also auch schon

(5) Le Luth n'avoit autrefois que six rangs de cordes; mais avec le temps on y a ajouté quatre, cinq ou six autres rangs plus bas.

(6) *Mich. Praetorii* Syntagma musicum. Guelpherb. et Witteb. 1614, 4. P. 2, Membr. 4, c. 9.

schon bey den Hebräern Instrumente, welche, was die äussere Form betrifft, unserer Laute fast gleich gesehen haben. Vom *Amphion* sagt *Horatius* (7), daß er auf der Laute gespielt habe. Wie dieses Instrument zu denen Zeiten, da *Amphion* darauf gespielt hat, bezogen gewesen ist, meldet ebenfalls *Horatius*, wenn er sagt: es sey mit 7 Saiten bezogen (8), und er ein Schüler vom Merkurius gewesen. Sebastian Ochsenkuhn (9) lehrt uns, wer dieses Instrument mit Saiten vermehrt hat. Er meint, man hätte dasselbe darum mit 7 Saiten bezogen, weil 7 Planeten wären; allein, wenn man erweget, daß die Alten sehr viel aus der siebenten Zahl gemacht, ja gar sie für heilig gehalten haben, so kann hiernach diese Sache nicht mehr so ungereimt dünken. In Nürnberg gab es schon im J. 1413 Lauten-Macher; und um diese Zeit lebte auch der berühmte Lucas Maler. Im J. 1447 war dieses Instrument in Augsburg bekannt; denn um diese Zeit lebte Hanns Weisinger, genannt Ritter,

(7) Amphion thebanae conditor arcis
Saxa mouere sono testudinis et prece blanda
Ducere quo vellet.
Horat. de arte poët. v. 395.

(8) Mercuri (nam te docilis magistro
Mouit Amphion lapides, canendo)
Tuque testudo resonare septem
Callida neruis.
Horat. L. 3, Od. 11.

(9) Er sagt, in der Vorrede zu seinem Werke:
Dan Corœbus hat die fünfft Sait,
Hiachnes aus Phrygia die sechst,
Terpander nach der Anzahl und Eigenschafft der Planeten die siebend aufgezogen.

ter, ein Lautenschläger daselbst (10). In den nürnberger Bürger-Büchern, wird bey dem im J. 1461 auch eines Lauten-Machers gedacht (11). Hanns Neusiedler, welcher um das J 1547 in Nürnberg lebte, ließ sich sehr angelegen seyn, die Laute zu verbessern. Ein anderer seines Nahmens, und vielleicht auch seines Geschlechtes, Melchior Neusiedler, welcher um das J. 1574 in Augsburg lebte, war der Erste, welcher den Bezug noch mit einem Bezug vermehrte. Denn da die Laute, nach Sebast. Ochsenkuhn's Meinung, zuerst nach den Musen 9, hernach mit dem Apollo 10, und zulezt, nach der Anzahl der Himmels-Sphäre, 11 Saiten hatte, so hat sie Melch. Neusiedler mit einem Chor vermehrt. Der im J. 1521 gestorbene Conr. Gerla, oder Gerl, und dessen um das J. 1570 gestorbene Sohn, Hanns Gerl der jüngere, waren als vorzüglich geschickte Lauten-Macher weit und breit berühmt. Johann Albinus, welcher um das J. 1596 in Magdeburg lebte, hat vieles zur Verbesserung dieses Instrumentes beygetragen. Der berühmte Lautenist, *Jo. Bapt. Besardus* ein Rechtsgelehrter von Besançon, verbesserte ebenfalls die Laute, und setzte gegen das Jahr 1600 schon die Mensur über die Tabulatur in Noten, und hatte seine Laute auch schon mit 10 Chören bezogen (12). Melchior Schmidt, in Nürnberg, war wegen der Laute sehr berühmt; er war der Erste, welcher die alte deutsche Tabulatur nebst allen andern Verwirrungen abschaffete, und bey der wegen ihrer Kürze

(10) Kunst- Gewerb- und Handwerksg. der Reichsstadt Augsburg, von Paul v. Stetten, d. j. 1 Th. (1779, 8.) S. 526.

(11) Nl. Chron. (Nürnb. 1790.) S. 36.

(12) Paul v. Stetten Erläuter. der in Kupfer gestochenen Vorstellungen aus der Gesch. der Reichsst. Augsburg. (1765, 8.) S. 148.

Kürze und Deutlichkeit, sehr beliebten italiänischen blieb. Johann Welter (geb. 1614, gest. 1666.) welcher bey der nürnbergischen Capelle stand, war zu seiner Zeit einer mit der Vornehmsten, welche sich die Cultur dieses Instrumentes haben angelegen seyn lassen. *Jo. Rudenius*, gab 1600, auf Antrieb der Gebrüder und Herzoge zu Braunschweig-Lüneburg, Johann Ernst und August, zu Leipzig eine Sammlung von den berühmtesten Meistern, deren Stücke er in Lauten-Tabulatur nach italiänischer Art gesetzt hatte, heraus. Die beyden Reusner, Vater und Sohn, welche von Geburt Schlesier waren, waren die Ersten, welche sich befleißigten, ungezwungene, und dem Instrumente anpassende Melodien selbst zu componiren, da man in alten Zeiten sich meist mit abgesetzten Stücken hatte behelfen müssen. Der Vater, Elias Reusner, gab 1668 zu Breslau seine Lauten-Lust heraus, welche aus Präludien, Paduanen, Couranten, Sarabanden, Giquen, Gavotten und andern Pieçen bestand. Sein Sohn gab, als Lauten-Früchte, geistliche Lieder und Gesänge heraus, und hat, das Cantabile auf diesem Instrumente zu practiciren, und ein besseres harmonisches Wesen in seinen Arbeiten mit einfließen zu lassen, sich viel Mühe gegeben. Jacob Büttner kam noch näher zum Zweck, und gab, nach der damahligen neuesten und galantesten Methode die Laute zu tractiren, 107 überaus anmuthige und schöne Lauten-Stücke, 1683 zu Nürnberg heraus. Der böhmische Graf Logi (gest. 1721) setzte unser Instrument vollends in einen solchen Stand, daß man es mit *Besardo*, mit Recht, Principem quasi & Reginam musicorum instrumentorum omnium nennen kann. Wieland hat sehr viele Ouverturen gesetzt. Niwitzky stand bey dem Könige von Pohlen als Hof-Lauteniſt in Diensten. Schlinsky, von Geburt ein Böhme,

hat ziemlich schwer, doch gar cantable, in die Faust gesetzt. Laufensteiner und Schaffnitz, welche in kurbayerischen Diensten, Jener als Kammer-Diener, Dieser als Lieutenant, standen, haben viele artige Sachen componirt. Hinterleiter und Weichenberger, in Wien, haben ebenfalls vieles componirt. Häusler, ein geborner Prager, welcher meistentheils in Breslau lebte, hatte eine ziemliche Fertigkeit, ungeachtet ihm in Pohlen der Zeige-Finger der linken Hand, bey einer Rencontre, durch einen Hieb war gelähmt worden, daß er ihn zu weiter nichts, als zum überlegen, gebrauchen konnte. Seine Sachen sind zu seiner Zeit sehr beliebt gewesen. Der Graf Questenberg, in Wien, hat sich gleichfalls um dieses Instrument höchst verdient gemacht, und man bemerkt an seiner Composition einen ungemeinen Geist und Nachdruck. Die Gebrüder Sylvius Leopold Weiß, und Siegm. Weiß, nebst ihrer Schwester, aus Schlesien, haben dieses Instrument auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht. Ersterer gieng nach Dresden in des Königs von Pohlen Dienste. Von des Theorbisten und Lauteniſten *St. Luc* in Frankreich, Geschicklichkeit, machten seine Zeitgenossen ausserordentlich viel Rühmens. Der König in Preussen Friedrich I. ließ ihn, bey Gelegenheit des Beylagers der Prinzessinn Louise Dorothee Sophie mit dem Erb-Prinzen Friedrich von Hessen-Cassel, nach Berlin kommen, wo er durch seine Kunst die hohen Zuhörer bezauberte.

Der Lauten-Macher, der in einigen südlichen Gegenden Deutschlandes auch wohl Violinen- oder auch Geigen-Macher genannt wird, verfertigt alle diejenigen musikalischen Instrumente, die mit Darm-Saiten bezogen werden, sie mögen mit dem Bogen gestrichen, oder mit den Fingern geschlagen werden. Die mehresten dieser Künstler suchen, so viel wie möglich,

lich, ihre Kunst geheim zu halten, weil sie befürchten müssen, daß jeder andere Holz-Arbeiter ihre Vortheile und Handgriffe ausspüre, und auch dergleichen Instrumente verfertige. Die mehresten Theile aller dieser musikalischen Instrumente werden aus Ahorn-Holz verfertiget, und bloß zu ihrer Decke nimmt man Tannen-Holz. Das Ahorn-Holz ist bey seinem guten Ansehen nicht allein biegsam, sondern es ist auch unter allen harten Holz-Gattungen allein klingend. Daher verfertigen diese musikalischen Instrumenten-Macher die Zarge und den Boden dieser Instrumente jederzeit aus Ahorn-Holz, damit die Luft, welche bey dem Spielen in dem Innern dieser Instrumente in Bewegung gesetzt wird, von dem harten Boden desto stärker zurückgeschlagen werde; daher hat ein jedes dieser Instrumente einen dumpfigen Klang, wenn die Zarge und der Boden aus einem weichen Holze verfertigt ist, oder auch, wenn diese Stücke zu dünn ausgearbeitet sind (*). Das Tannen-Holz ist zu der Decke einer Violine, und eines jeden andern ähnlichen musikalischen Instrumentes, deshalb am brauchbarsten, weil es wegen seiner gleichen und gespannten Holz-Fäden, und weil es wenig Harz bey sich führt, vorzüglich klingend ist. Das Holz von der Mittags-Seite einer Tanne ist, zu dem gegenwärtigen Zweck am brauchbarsten, zumahl wenn es weder gar zu

(*) Baron gedenkt, in seiner Untersuchung der Laute, S. 91, einer Laute, die jemand in Paris will gesehen haben, welche von gediegenem Golde, und 32000 Thlr. werth gewesen, und setzt hinzu: „Ich bilde mir ein, daß die „Standesperson, oder der Maitre, wer er ist, mehr galant als kunsterfahren gewesen sey, weil sich solches Instrument mehr zum Ansehen, als zum wahren Gebrauch, „geschickt hat.“ Eine Laute, deren Körper von gediegenem Kupfer war, sahe Baron in Leipzig, und fand, daß ihr Ton mehr mit dem Klange eines alten Hafens oder Topfes, als mit dem wahren Lauten-Klange, überein kam.

grobe, noch zu feine Holz-Fäden hat; denn das Holz dieser Art, welches grobe Holz-Fäden hat, ist zu weich; sind aber seine Holz-Fäden zu fein, so laufen sie nicht in gerader Linie fort. Die Güte dieses Holzes hängt zum Theil von der Gegend, wo es gewachsen ist, ab; denn böhmisches und sächsisches Tannen-Holz hat weit mehr Harz bey sich, als dasjenige, welches auf den tyrolischen Gebirgen wächst. Man bemerkt dieses ganz augenscheinlich, wenn man von beyden Arten des Tannen-Holzes ein Stück in die Wärme legt; denn aus dem tyrolischen dringt nur sehr wenig, aus dem sächsischen oder böhmischen aber weit mehr Harz hervor. Daher nehmen die Lauten-Macher nur zu den schlechtesten Instrumenten sächsisches oder böhmisches, zu den besten aber italiänisches Tannen-Holz. Die deutschen Lauten-Macher verschreiben sich das leztere Tannen-Holz entweder aus Füßen, in Schwaben an der tyrolischen Gränze, oder aus Fiume (Sanct Veit am Pflaum) in Krain am adriatischen Meere. Es wächst auf den benachbarten Alpen. Allein, nicht bloß die Gegend ertheilt dieser Holz-Art eine vorzügliche Güte, sondern es muß überdem auch hinreichend trocken seyn; und dieses gilt von allen Holz-Arten, die zu dergleichen Instrumenten verbraucht werden. Insbesondre verliert sich bey der Tanne immer mehr und mehr das Harz, je trockner das Holz wird. Vorzüglich mit aus dieser Ursache schätzt man auch eine gute alte Violine höher, als eine neue, die gleichfalls an sich gut ist. Indessen kann der Lauten-Macher die Güte seiner neuen musikalischen Instrumente dadurch sehr erhöhen, wenn er sie aus gut ausgetrocknetem Holze verfertigt. Begüterte Lauten Macher besitzen daher einen ansehnlichen Vorrath von Holz, damit sie jedes Stück mehrere Jahre austrocknen lassen können. Je länger ein Stück gestanden hat, desto schätzbarer ist es,

wenn

wenn es anders nicht wurmstichig wird; dieser Fehler entsteht aber insbesondre nur alsdann, wann das Holz zu einer Zeit gefället wird, da der Saft sich in dem Baume befindet. Ueberdem gebraucht dieser Künstler noch Eben-Holz zum Furnieren, und Fernambuk-Roth-Holz und andere harte Holz-Gattungen zu den Bogen der musikalischen Instrumente.

Der Lauten-Macher hat seine vornehmsten Werkzeuge mit dem Tischler und Bildhauer gemein; denn von rechts wegen muß in ihm ein Tischler und Bildhauer vereinigt seyn. Das Kehlzeug (s. Th. XXIV, S. 39; Th. XXXVI, S. 708; Th. LVII, S. 308), die Hobel, die Eisen der Bildhauer, und überdem Schnitzer, Bohrer ꝛc. sind seine unentbehrlichen Werkzeuge. Auch müssen seine Werkzeuge, wegen seiner feinen Arbeit, vorzüglich sauber und scharf seyn; daher sind, z. B. die Gehäuse seiner Hobel sämmtlich von Eisen; da er aber das Holz schon in dünnen Bretern kauft, so besitzt er keine große Hobel, sondern nur Zahn- und Schlicht-Hobel (s. Th. XXIV, S. 35). Die Bahn beyder Arten ist entweder eben, oder in ihrer Breite nach einem Bogen gerundet; mit den leztern behobelt er nur die Wölbung der Decke und des Bodens eines musikalischen Instrumentes. Ihr eisernes Gehäuse ist zum Theil nur einige wenige Zolle lang, und alle eiserne Gehäuse sind, der Leichtigkeit wegen, hohl.

Der Lauten-Macher verfertigt eine ansehnliche Anzahl musikalischer Instrumente, die aber zum Theil schon ausser Mode gekommen sind. Unter denen, die mit einem Bogen gestrichen werden, sind die Violine, die Bratsche, der Violoncell, und der Contra-Violon, die gebräuchlichsten, und überdem etwa noch die Viola da Gamba, und die Viol d'Amour. Zu den Instrumenten, die man mit den Fingern schlägt, gehört die Laute nebst ihren Töchtern, der

Guitarre und Theorbe, die Cither und die Harfe. Die musikalischen Instrumente der ersten Art, welche nähmlich mit dem Bogen gestrichen werden, weichen, in Ansehung ihrer Verfertigung, nur in der Größe und Proportion ihrer Theile von einander ab. Die Lauten-Macher sind, gedachter Maßen, als Künstler zu betrachten, und frey von aller Zunft. In dem mittäglichen Deutschlande, und insbesondre in Wien und Prag, giebt es viele Künstler dieser Art. Ein Künstler bringt seine Kunst insgemein seinem Sohne oder seinen Anverwandten, in willkürlichen Lehr-Jahren, bey.

Der Laute giebt der Künstler, in Ansehung der Kunst bey ihrer Verfertigung, vor den übrigen musikalischen Instrumenten der leztgedachten Gattung den Vorzug. Sie hat einen ovalrunden ausgebauchten Körper oder Boden, auf welchem eine flache Decke ruhet, und ihr Hals muß deswegen von einer ansehnlichen Länge seyn, damit man den tiefsten Baß-Saiten eine lange Spannung geben könne. Sie erhält aber überhaupt 24 Saiten, die in 13 Chöre abgetheilet werden. Die beyden höchsten Töne des Discantes haben nähmlich jeder eine einzelne Saite, die übrigen Töne aber jeder ein Par Saiten; folglich hat die Laute 11 geparte und 2 einzelne Saiten. Ihr ovalrunder Körper oder Boden wird auf einer Form von Holz, die gerade so groß, als die innere Höhlung der Laute, ist, verfertigt. Der Künstler spannet nähmlich auf der ovalen Rundung dieser Form, starkes Papier, oder, welches besser ist, Pergament aus; diesen Ueberzug theilt er, nach der Länge der Form, in 13 oder auch in 21 Theile, und schneidet aus dünn gehobeltem Ahorn-Holze, welches hierzu das beste ist, nach Maßgebung der vorigen Abtheilung 13 oder 21 Stück oder Streifen. Diese weicht er in Wasser ein, und biegt sie mit einem glü-

hen-

henden Eisen. Die gekrümmten Theile werden hierauf auf dem Papiere oder Pergamente angeleimet, und zugleich mit Leim unter einander vereiniget. Um die Mündung des Bodens, oder um den ganzen Umfang des bauchigen Körpers, wird, so wie bey der Violine, eine Leiste nach dem Innern zu, die der Decke zur Unterlage dient, gelegt und angeleimet. Er leimt hierauf an dem obern Theile, wo der Hals angesetzt werden soll, in dem Innern des Körpers oder Bodens einen Klotz an, und durch diesen Klotz vernagelt er den Hals. Dieser Hals wird eben so, wie der Hals einer Violine, verfertigt, ausser daß er zwey Wirbel-Kasten erhält, den hintersten für die Baß-, den vordersten aber für die Discant-Saiten. Die Decke wird von Tannen-Holz gemacht. Da sie flach ist, so darf sie nur in erforderlicher Dicke behobelt, und wie eine Decke der Violine, auf dem ovalrunden Boden aufgeleimet werden; doch bekommt sie vorher mit dem Schnitzer ein durchbrochenes Schall-Loch, und überdem wird noch ein kleines Bret, worauf die Saiten unten ruhen, oder ein sogenannter Steg (Lauten-Steg), aufgeleimet. Die Saiten werden unten am Körper der Laute gleich unter dem Deckel, an Knöpfe befestiget. Wenn die ganze Laute zusammen gesetzt ist, wird sie mit der Raspel, der Feile, der Zieh-Klinge und mit Schachtelhalm geebnet; und endlich muß sie noch, wie alle musikalische Saiten-Instrumente, mit einem Lack-Firnisse überzogen werden; denn dieser hält die Nässe von dem Holze ab, und hindert, daß das Instrument nicht bey nasser Witterung einen veränderten Klang bekommt. Vormahls bezog man die Laute mit Metall-Saiten, jezt aber auch wohl mit Darm-Saiten.

Von der Laute der Katschinzen in Sibirien, s. im XXXVI Th., S. 8.

Den schmeichelnden Klang der Laute stellt man durch Lauten-Claviere vor, welche mit Darm-Saiten bezogen sind, deren Länge genau mit der Länge der wirklichen Lauten-Saiten übereinkommt, vom Stege an bis an den Ort, wo der Finger jeden Klang zu bestimmen pflegt. Ein Mehreres davon, ist in den Supplementen, beym Art. Clavier, zu erwarten.

Was die Positur des Leibes und die Haltung der Hände bey dem Lautenschlagen betrifft, so muß man, wie Fig. 3961 zeigt, etwas nach der linken Seite zu sitzen, und das Instrument rechter Hand an die Brust drücken; damit es aber auch befestiget werde, muß in der linken Hand der Daumen, und in der rechten Hand der kleine Finger das meiste dazu beytragen; denn mit dem Daumen wird die Laute vorwärts an den Tisch, mit dem rechten kleinen Finger aber, welchen man oben bey der Chanterelle oder kleinsten Saite (*), hinter den Steg, wo er sich in eine kleine Rundung zusammen schließt, setzen muß, getrieben, welche auch ohnedies auf dem dicken rechten Beine etwas ruhet. Der Daumen der linken Hand aber muß recht in die Mitte des hintern Halses gesetzt werden, damit mit den andern Fingern, welche nicht an dem Halse, sondern davon abstehen müssen, die Saiten nicht gehemmet werden. Die Hand muß auch mit einer Höhlung oder Wölbung, nach dem der Arm wacker vom Leibe weggehalten wird, gekrümmet, und die Finger aus einander über dem Griff-Brete schweben, damit man nicht zur Unzeit die Saiten berühre. Die rechte untere Hand (welche ich so nennen will,) muß ebenfalls gewölbt, hohl, und

(*) Sie wird deswegen Chanterelle (von chanter, singen,) genannt, weil sie zu den Melodien das meiste beytragen muß.

und die Finger gekrümmt aus einander stehen, weil durch genaue Zusammenhaltung der Finger nur die Bewegung gehindert wird. Der Daumen muß auch allezeit ausgestreckt bleiben, damit man die Baß Saiten bequem erreichen könne. Damit der Ton seine gehörige Kraft habe, muß das Berühren der Saiten in der Mitte des Raumes zwischen dem Stern und Steg geschehen, weil da die Berührung den größten Effect thut; denn je höher man mit der rechten Hand gegen das Griff-Bret zu, die Saiten berührt, je gelinder und schwächer wird der Ton, und nimmt gleichsam an Kraft ab. Ist nun die Positur richtig und gehörig angewöhnt worden, muß ein Anfänger die Kenntniß der Tabulatur und der Chöre, und die gehörige Application der Finger, sich beybringen lassen, worein ich mich aber hier nicht weiter einlassen kann.

Die Laute kann, wegen ihrer Harmonie und Annehmlichkeit, und da sie sich selbst zu begleiten im Stande ist, sowohl Personen, welche die Einsamkeit lieben, einen Zeitvertreib machen, als auch, wenn sie dreyzehn-chörig und theorbirt ist, in den größten Concerten mit erscheinen. Zu einer gesellschaftlichen musikalischen Ergetzung im Zimmer, wurde die Laute ehemahls hin und wieder vom Frauenzimmer gespielt, auch öfters darein gesungen; heut zu Tage lernen Frauenzimmer meistens lieber den Flügel oder das Fortepiano spielen, womit sie sich auch in großen Concert-Sälen hören lassen können. In Frankreich waren zu Ende des vorigen (17ten) Jahrh. die *Gaulthiers* auf diesem Instrumente berühmt; Deutschland aber wird an seinem Sylvio Leopold Weiß (s. oben, S. 388.) gewiß auf ewige Zeiten, sowohl den zweyten Vater als den größten Meister der Laute ehren. Es scheint, daß dieses Instrument der französischen Flüchtigkeit nicht leicht und lärmend genug vorkommt; gleichwohl kennt man in Deutschland Personen, denen

nen es von der zarteſten Jugend an nicht ſchwer geworden iſt.

Eine ſchöne künſtliche Unterweiſung in dieſem Buechlein, leychtlich zu begreyffen den rechten Grund zu lernen auf der Lauten und Geygen, von Hans Judenkünig. Wien, 1523, 4.

Inſtruction pour toute Muſique des huit divers tons en tablature de Luth, par *Jean Antoine de Baif*. Dieſe Schrift führt La Borde, im Eſſai ſur la Muſique, Vol. IV, S. 11, aber ohne Druck-Jahr, an. *Baif*, welcher 1531 zu Venedig geboren war, iſt im muſikaliſchen Fache auch deswegen merkwürdig, weil er die ſogenannten muſikaliſchen Akademien (Concert-Verſammlungen) in Frankreich, oder vielmehr in Paris, zuerſt eingeführt hat. Er beſaß ein kleines Haus in einer der Vorſtädte von Paris, worin er dieſe Verſammlungen zuerſt anſtellte, und hatte dabey die beyden Könige Karl IX. und Heinrich III. oft zu Zuhörern. Er ſtarb 1591.

Jo. Bapt Beſardi Iſagoge in artem teſtudinariam, d. i. Unterricht uber das künſtliche Saitenſpiel der Lauten, Augsb. 1617, f. war vorher ſeinem Theſaur. Harmonic. Colon. 1603, f. beygefügt. Siehe auch oben, S. 386.

Reusner, ſ. oben, S. 387.

Mouton, ein Franzoſe, vier Bücher Lautenſtücke, nebſt einer Anweiſung zum Lautenſpielen, die im erſten Buche enthalten iſt. Amſterd. Der franzöſiſche Titel des Werkes iſt nicht bekannt, ſo, wie man überhaupt vom Verf. nirgends eine andere Nachricht findet, als daß er zu ſeiner Zeit in Paris einer der beſten Lauten-Spieler geweſen iſt. Vom *Jean Mouton*, welcher bey Franz I. Capell-Meiſter in Frankreich war, muß er unterſchieden werden, ob er gleich in eben das Zeit-Alter, nähmlich in den Anfang des 16ten Jahrh., gehören, und vielleicht gar ein Bruder deſſelben geweſen ſeyn mag. Man hat einen vortrefflichen Kupferſtich von Edelinck von ihm, worauf er mit der Laute vorgeſtellt iſt, und aus deſſen Unterſchrift:

Cher Mouton a te voir ſi bien repreſenté,
Par des charmes ſecrets je me laiſſe ſurprendre,
Je ſuis de ton Portrait doublement enchanté,
Je te vois, et je crois t'entendre.

man faſt ſchließen ſollte, daß der Virtuoſe in der Zeit, in welcher der Kupferſtich verfertigt worden iſt, (Edelinck lebte am Ende des vorigen Jahrhunderts) noch gelebt haben müſſe.

Büttner, ſiehe oben, S. 387.

Table pour apprendre à toucher le Luth ſur les notes chiffrées des baſſes-continues, par *Perrine*, iſt gegen das Ende des 17ten Jahrh. gedruckt worden.

Ernſt

Ernst Gottlieb Baron, Candidati Juris (*), historisch-Theoretisch und Practische Untersuchung des Instruments der Lauten, mit Fleiß aufgesetzt und allen rechtschaffenen Liebhabern zum Vergnügen heraus gegeben. Nürnb. 1727, 8. 14 B. m. Holzschn. und des Verf. vorangesetztem Bildniß. Mattheson hatte im Orchestre I. P. 3, c. 3, §. 14, von der Laute also geredet: „Die schmeichelnden Lauten haben mehr Partisans als sie meritiren, „und ihre Professores sind so unglücklich, daß, wenn sie „nur nach der Wienerischen Art, oder nach der Parisischen „Manier, ein Paar Allemanden daher kratzen können, sie „nach der reellen musikalischen Wissenschaft nicht ein Härchen fragen, sondern sich mit ihrer Pauvreté recht viel „wissen. Jt. wenn ein Lauteniste 80 Jahr alt wird, so hat „er gewiß 60 Jahr gestimmet. Das ärgste ist, daß unter „100 (insonderheit Liebhabern, die keine Profession davon „machen,) kaum zwey capabel sind, recht rein zu stimmen, „und dabey fehlt es noch überdem bald an den Saiten, daß „sie falsch oder angesponnen, absonderlich die Chanterelle: „bald an den Bünden, bald an den Wirbeln, so, daß ich „mir habe sagen lassen, es koste zu Paris einerley Geld, „ein Pferd und eine Laute zu unterhalten.“ Diese und noch viel andere Ausdrücke wollten den Liebhabern der Laute gar nicht gefallen. Besonders wollte es dem Baron, der ein guter Lautenist war, nicht anstehen, daß Mattheson so spöttisch von der Laute geschrieben hatte, deswegen er vorstehenden Tractat von der Historie der Laute schrieb, und darin den Mattheson hart angriff. Es ist dieser Tractat in 2 Theile getheilt, und folgenden Jnhalts. Th. I. Cap. 1. Von der Benennung dieses Jnstruments, S. 6 — 9. Cap. 2. Von dem Ursprunge dieses Jnstruments, S. 9 — 15. Cap. 3. Von dem Unterschied ein und andern Jnstruments, das man auch vor eine Laute gehalten, und deren Beschaffenheit, S. 16 — 28. Cap. 4. Wie unsere Lauten nach Jtalien kommen, und was sie weiter vor Fata gehabt, S. 28 — 36. Cap. 5. Von wem unser Jnstrument wieder hervor gesucht, und nachgehends von denen Franken zu den Teutschen kommen ist, S. 36 — 41. Cap. 6. Von den berühmtesten Meistern in der Music, welche in den ältesten, mittlern und neuen Zeiten gelebet, und theils noch leben, und wie sich einer oder der andere um unser Jnstrument verdient gemacht, S. 42 — 88. Cap. 7. Von den berühmten Lauten-Machern, deren unterschiedenen Arbeit, und worin eigentlich die Güte und Tugend einer Lauten bestehe, S. 88 — 98. Th. II. Cap. 1. Von denen Vorurtheilen, die man von diesem Jnstrumente heget, S. 99 — 134. Cap. 2. Von dem Genie zur Lauten, S. 134 — 143.

Cap.

(*) Baron kam 1728, als Lautenist in die Capelle zu Gotha, und ward hernach in Berlin königlicher Theorbist. Er ist ungefähr im J. 1760 in Berlin gestorben.

Cap. 3. Von den Anfangsgründen dieses Instruments, 1) von der Positur, 2) Haltung der Hände, 3) neuen Tabulatur, 4) Application der Finger, S. 144 — 165. Cap. 4. Von den vornehmsten Manieren auf der Lauten, ihrer Bezeichnung, Natur und worauf es vornehmlich heut zu Tage ankommt, S. 165 — 173. Cap. 5. Von dem rechten Gusto zu spielen, S. 173 — 187. Cap. 6. Von dem General-Baß, S. 188 — 197. Aus diesem Buche ersieht man, daß Baron ein eben so eifriger Vertheidiger der Laute, als ein starker Spieler derselben, sey; wiewohl sein Gegner auch nicht dabey geschwiegen hat, wie aus Dessen merkwürdigen Lauten-Memorial, welches seinem neuen göttingischen Ephorus ꝛc. Hamb. 1727, 4. angehängt ist, zu ersehen ist.

Eb. Dess. Beytrag zur historisch-theoretisch- und practischen Untersuchung der Laute, st. in Marpurg's historisch-kritischen Beyträgen zur Aufnahme der Musik, 2 B. 1 St. (Berl. 1756, 8.) S. 65 — 83.

Eb. Dess. Abhandlung von dem Notensystem der Laute und der Theorbe, st. in derselben 2 St. S. 119 — 124.

* * *

2. Bey den Woll-Färbern, wird unter Laute (vielleicht wegen einiger Aehnlichkeit mit dem musikalischen Instrumente dieses Nahmens, oder auch als eine verderbte Aussprache für Latte,) eine lange hölzerne Krücke, worauf man die Farbe in der Blau-Küpe herauf rühret, Fr. Rable, verstanden. Siehe im XII Th. S. 76, und die dazu gehörige Fig. 597.

3. Laute, ist auch eine Benennung der Feigen-Schnecke; siehe unter Schnecke.

Lauten-Clavier, s. oben, S. 394.

Lauten-Macher, s. oben, S. 381, und 388, fgg.

Lauten-Schläger, s. oben, S. 381, und 394.

Lauten-Steg, s. oben, S. 393.

Lauten-Zug, ein Register-Zug an verschiedenen Saiten-Instrumenten, als: dem Clavichord, Clavicymbel oder Flügel, wodurch den Saiten desselben eine Dämpfung beygebracht wird, damit sie etwas gemäßigter klingen.

Lauten, das Zeit-Wort, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert.

1. Stim-

1. Stimme und Laut von sich geben, sich dem Gehöre merkbar machen.

(1) Eigentlich. Er ist so heiser, daß er nicht lauten kann, wofür im gem. Leben auch auslauten üblich ist; er kann kaum auslauten. Dinge, die da lauten, und doch nicht leben, es sey eine Pfeife oder eine Harfe, 1 Cor 14, 17. Zuweilen auch Ton und Klang von sich geben.

Mein Saitenspiel soll lauten für und für,
O Herr, von dir.

Opitz.

Die ängstliche Glocke lautet, Weiße, wofür auch, obgleich nicht so richtig, läuten gebraucht wird.

Das Halsband lautete mit allen seinen Schellen.

Zach.

wo es aber auch das Folgende Activum seyn kann.

(2) Figürlich, bekannt werden, doch nur in dem zusammengesetzten verlauten, welches auf zweyerley Art gebraucht wird. α) Sich verlauten lassen, durch Worte zu erkennen geben, es geschehe nun auf mittelbare, oder unmittelbare Art. Er ließ sich verlauten, daß er nicht kommen könne. β) Als ein unpersönliches Zeit-Wort, es verlautet, man sagt, es wird gesagt. Wie verlautet, wie gesagt wird. Es will verlauten, man sagt, man will sagen. In beyden Bedeutungen ist das Wort verlauten der Sprache des gesellschaftlichen Umganges angemessener, als der edlern Schreib-Art.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, mit Beyfügung der Art und Weise.

(1) Eigentlich. Bey der Nacht lautet alles stärker. Diese Violine lautet sehr stark, hat einen starken Klang oder Ton. Das lautet nicht als eines Menschen Stimme. Die Glocken lauten sehr traurig.

Wohl-

Wohllautend, oder vielmehr wohl lautend, hell lautend, übel lautend.

(2) Figürlich. a) Einen verständlichen Laut haben, wo man dieses Wort gebraucht, wenn man Worte eines Andern anführt oder herlieset. Die streitige Stelle lautet so. Der Brief lautet folgender Gestalt. Seine Antwort lautet sehr trotzig. b) Den Gesetzen der Sittlichkeit, des Wohlstandes gemäß seyn, wofür auch klingen üblich ist. Dein Lob lautet nicht fein. Was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohl lautet, Phil. 4, 8. Das lautet nicht wohl für einen ehrbaren Mann. Wie würde das lauten?

Bey dem Notker, der es auch für frohlocken, jubiliren braucht, liuten, und im Imperfecto irregulär, luito, im Angels. wo es auch schreyen bedeutet, hlydan, im Dän. lyde, im Schwed läta, und ljuda.

Daher auslauten, einen Laut von sich geben. Er kann kaum auslauten.

Verlauten, s. oben, S. 399.

Läuten (*), ein reguläres Zeit-Wort, welches das Activum des vorigen ist.

1. In weiterer und eigentlicher Bedeutung, einen Laut oder Laute verursachen, hervor bringen. In dieser Bedeutung ist es im Hochdeutschen veraltet; indessen kommt es in derselben noch bey dem Opitz vor:

Ein Thier schweigt oder schreyt, es wiehert oder kräht,
Doch aber kann es nie kein Wort zusammen läuten.

Man

(*) Schon bey den schwäbischen Dichtern lüten, im Oberd. auch lauten, im Nieders. lüden, lüen. Im gemeinen Leben einiger Gegenden, z. B. Meißens, wird es irregulär abgewandelt (conjugirt), Imperf. ich litt, Mittelw. gelitten; welche Abwandelung doch eigentlich dem Neutro zukommen müßte, die es ehedem im Oberdeutschen auch wirklich gehabt hat.

Man braucht es nur noch, 2. in engerer Bedeutung von Glocken und Schellen. Das Geläut eines Schellen-Schlittens. Am häufigsten aber von grössern Glocken, und zwar nur von derjenigen Art, da man sie durch eine völlige Schwingung lauten macht. Die Glocken läuten, L. pulsare campanas; Fr. sonner les cloches, tinter. Es wird geläutet. In die Kirche läuten. Zur Kirche, zur Leiche, zur Hochzeit läuten. Zusammen läuten, im gem. Leben einiger Gegenden, mit allen Glocken zum lezten Mahl in die Kirche läuten. Feuer läuten, mit den Glocken das Zeichen eines entstandenen Feuers geben, stürmen.

Man braucht das Wort läuten sowohl von dem Klange der Glocken selbst, da man z. B. sagt: Ich hörte die Glocken läuten, als auch von denenjenigen, welche sie ziehen, oder in Bewegung setzen. Der Küster läutet zur Kirche.

Einige Mund-Arten haben das Wort läuten gar nicht, sondern sprechen und schreiben: die Glocke lautet. Es wird gelautet. Andre unterscheiden es so: die Glocke lautet, und es wird geläutet.

Figürlich: Es läutet mir in den Ohren.

Mit den Beinen läuten, daher das Sprichw. Einem Esel zu Grabe läuten, d. i. sitzend die Beine herum schlenkern, solche hin und her bewegen; Fr. tambouriner avec les pieds. Man setze nur einen Narren auf eine Bank, er wird bald einem Esel zu Grabe läuten; Fr. qu'on mette un sot sur un banc, il tambourine avec les pieds.

Er läutet schon vor, er fängt schon vorläufig eine Materie an, die er vor der Hand sich noch nicht getrauet, ausführlich und deutlich vorzutragen.

Daher anläuten. 1. An etwas läuten. So wird dieses Wort in Ober-Deutschland für anklingeln, anschellen, gebraucht. 2. Durch Läuten das Zeichen zum Anfange einer Sache geben. So wird auf den Bergwerken angeläutet, d. i. das Zeichen zum Anfahren mit der Glocke gegeben. Daher die

Anläutung, und das Anläute-Geld, dasjenige Geld, welches der Thürmer für das Anläuten auf den Bergwerken bekommt.

Ausläuten. 1. Das Ende einer Sache durch Läuten anzeigen. Die Kirche, die Messe ausläuten, im Gegensatze des Einläutens. 2. Das lezte Zeichen mit den Glocken geben; ingl. aufhören zu läuten. Man hat schon ausgeläutet.

Beläuten, über etwas läuten. Eine Leiche, einen Sieg, ein Freudenfest beläuten. Das Gericht beläuten, an einigen Orten, dit Hägung des Hals-Gerichtes durch Läuten ankündigen; durch ein Zeichen mit der Glocke die bevorstehende Execution des peinlichen Urtheiles bekannt machen.

Die Beläutung, L. Citatio per publicum proclama, sive Citatio per edictum & campanam, ist eine bey dem kaiserl. Hof-Gerichte zu Rothweil übliche Art der öffentlichen gerichtlichen Ladung, da der Besitzer gewisser in Anspruch genommener Güter, ohne ihn selbst nahmhaft zu machen, unter Läutung der Glocken vor Gericht geladen wird. Derjenige Kläger, welcher diese Citation auswirkt, heißt der Beläuter, und die auf solche Art in Anspruch genommenen Güter heißen beläutete Güter. Diese Citation wird alsdann gebraucht, wann der Kläger den Nahmen des Besitzers solcher Güter entweder gar nicht weis, und diese Unwissenheit vor Gericht eidlich erhärtet hat, oder wenn man den Nahmen desselben zwar weis, derselbe aber ausser dem Bezirke des Gerichtes wohnhaft ist, und keinen unter der Gerichtbarkeit des Hof-Gerichtes angesessenen Procurator bevollmächtigt hat, gegen welchen an seiner Statt der Beläuter Klage erheben kann. Erscheint der Citirte auf diese Ladung, so wird gegen ihn, als einen solchen, der den Rechts-Handel freywillig übernommen hat, und deshalb als wahrer Besitzer angesehen wird,

der

der Proceß geführt, welches selbst dem Inhalte der gemeinen Rechte gemäß ist. Erscheint der Geladene aber nicht, so wird der Beläuter auf sein ferneres Ansuchen ex primo decreto in die beläuteten Güter immittirt, welche Immission alsdann die Anleitung genannt wird. Ehedem pflegten sich auch wohl Schuldner auf die Beläutung zu verschreiben, in welchem Falle wegen der verhypothecirten Güter auf die beschriebene Art verfahren werden konnte.

Einläuten, den Anfang einer Sache durch Läuten verkündigen. Ein Fest einläuten. Die Messe einläuten. Im gem. Leben bedeutet einläuten. absolute, oft auch zur Kirche läuten. Man hat schon eingeläutet. Daher die Einläutung.

Das Läuten der Todten-Glocke, oder der Klang der Glocken, welcher einen Todesfall oder ein Begräbniß verkündigt, hat bey Epidemien, zumahl bey Faul-Fiebern, wobey der Patient ohnehin ganz muthlos und niedergeschlagen ist, einen schädlichen Einfluß. „Ich habe," sagt Hr. Hofr. Zwierlein (*): „in Hemmelburg sehr oft bemerkt, daß diese „schreckende Glocke manchem Kranken den lezten Stoß „versetzte, und die Niedergeschlagenheit augenscheinlich zunahm, und die wenigen noch übrigen Kräfte „völlig sanken. Einige Mahl war ich eben bey Kranken, als diese Glocke ertönte, und ich beobachtete „sogleich an den Kranken durch den Schrecken veränderte Gesichts-Farbe, veränderten Puls, Herzklopfen, große Angst, Traurigkeit und Zittern. Ganz „ängstlich erinnerten sie gleich das Läuten mit einem „tiefen Seufzer." So hat auch Hr. geh. Rath Frank die sehr üble Wirkung des Todten-Geläutes

(*) In seinen vermischten medicinischen Schriften, (Heidelb. und Lpz. 1788, 8.) S. 7, fgg.

auf Schwangere bemerkt. Er sagt (*): „Die Ge„wohnheit in kleinern Städten, bey dem Hintritt je„des Sterbenden mit einer besondern, oder so genann„ten Todten-Glocke zu läuten, ist, besonders für „Schwangere von sehr übler Wirkung, da sie alle„mahl ihr künftiges Schicksal an jenem verstorbener „Gebährenden oder Wöchnerinnen, abmessen, wo„von ihnen die Todten-Glocke auf eine sehr unnöthige „Weise allemahl sogleich die erste Nachricht zu geben „pflegt; welches alles noch weit schlimmere Folgen „hat, wenn, wie es zuweilen zutrifft, von Zeit zu „Zeit ein für die Wöchnerinnen gefährlicher Jahrgang „einschlägt, wo mehrere schnell auf einander folgende „Todesfälle die Aufmerksamkeit und die Furcht aller „gesegneten Frauen vermehren, und nicht selten ohne „Beywirkung anderer Ursachen, zu allerley bösen Zu„fällen Gelegenheit machen."

Vom Läuten der Glocken bey Todesfällen und Beerdigungen der Leichen, s. auch im XIX Th., S. 169.

Von der Schädlichkeit des Läutens beym Gewitter, s. im XVIII Th., S. 261, fgg.

1. Lautenburg, ein königliches Domainen-Amt, im michelauischen Kreise in West-Preussen, welches auf dem Vorwerke Guttowo seinen Sitz hat, und aus einem Vorwerke, 6 vererbpachteten Oertern und 34 Dörfern, Mühlen und einzelnen Ortschaften besteht, die sämmtlich 600 Feuerstellen enthalten.

2. Lautenburg, pohln. Lidzbarg, oder Lecbarg, eine kleine offene königl. Immediat-Stadt in dem davon benannten Kreis-Amte in der culmischen Provinz oder im Culmerlande, in West-Preussen, an dem kleinen Flusse Wicker, welcher die Nord-Seite der Stadt schnell vorbey fließt, die dicht bey der Stadt belegene königl. Amts-Wasser-Mahlmühle von 2 Gän-

(*) In seinem System einer vollständ. medicin. Polizey, 1 B. (Mannh. 1779, 8.) S. 513, f.

2 Gängen treibt, hierauf den Nahmen Wicker verliert, und den Nahmen Well bekommt, welchen er auch bis zu seinem Einfluß in die Drewenz bey dem Amts-Vorwerke Brattian behält. Von der Mühle ab fließt dieser Fluß mit vielen Krümmungen westwärts in den nahe bey der Stadt liegenden See, der ½ Meile lang, ¼ Meile breit und über 20 Klafter tief ist, hinein, und ostwärts in einer entgegen gesetzten Richtung wieder heraus, da er alsdann hierauf nordwärts weiter fortfließt. Die Stadt liegt in einer ziemlich ebenen und mäßig fruchtbaren Gegend, und ist von der Ost- und Nord-Seite mit sandigen Anhöhen umgeben. Sie besteht aus 117 Häusern, die von Holz erbauet, und mit fichtenen Schindeln gedeckt sind. Nur das Rathhaus, die beyden katholischen Kirchen, wovon die eine ausserhalb der Stadt liegt und eine Filial-Kirche ist, nebst einigen Bürger-Häusern, sind mit Dach-Ziegeln gedeckt. Die Anzahl der Einwohner, welche größten Theils Pohlen und katholisch sind, beläuft sich auf 802 Seelen; doch sind bereits 41 deutsche protestantische Familien hier ansässig, welche nebst den protestantischen Landleuten um Lautenburg ihren Gottesdienst auf dem Rathhause halten, welchen ein hier angesetzter lutherischer Schul-Lehrer versieht. Die Communion wird vierteljährig von dem Prediger aus Heinrichsdorf in Ost-Preussen hier gehalten, der auch die übrigen Amts-Verrichtungen bey dieser Gemeine verwaltet.

Die Einwohner ernähren sich hauptsächlich vom Bierbrauen und Branntweinbrennen, von ihren Professionen und vom Ackerbau; auch wird von dem weiblichen Geschlechte viel ordinaire Leinwand gewebt, die auf den Jahrmärkten, besonders in Pohlen, in beträchtlicher Menge abgesetzt wird. Die den Bürgern gehörigen Aecker sind größten Theils leicht und sandig. Unter den Professionisten sind die

Töpfer die zahlreichsten, welche von dem schönen Thone, der in der benachbarten königl. gurznauer Heide gefunden wird, sehr gute weiße Gefäße verfertigen.

Die bey der Stadt liegende so genannte Vorstadt Polko, besteht nur aus einigen wenigen Feuerstellen. Die ebenfalls bey der Stadt liegende ehemahlige Starostey-Wohnung nebst der Mühle gehört zum Amte Lautenburg.

Die Justiz-Pflege verwaltet das Kreis-Gericht zu Löbau.

Lautenist, s. oben, S. 381.

Lautenthal, eine Berg-Stadt im Fürstenthume Grubenhagen, von 220 Häusern, welche der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg und der Herzog von Wolfenbüttel gemeinschaftlich besitzen. Bey derselben ist eine Silber-Hütte, und stehen noch einige Gruben auf Bley, Kupfer und etwas Silber, im Umtrieb.

Lauter, ein Bey- und Neben-Wort, lauterer, lauterste.

1. Eigentlich.

(1) Glänzend, hell; eine im Hochdeutschen ungewöhnlich gewordene Bedeutung, welche aber noch im Oberdeutschen gangbar ist. Der Spiegel ist nicht lauter. Ein lauteres (helles) Glas. Der Himmel ist lauter, hell.

(2) In gewöhnlicherm Verstande, unvermischt, mit keinem geringern Zusatze vermischt, als eine besondere Art dessen, was man rein zu nennen pflegt. Das Wasser ist nicht lauter. Lauteres Gold, reines, unverfälschtes. Lauterer Honig, gereinigter. Obgleich auch diese Bedeutung im Oberdeutschen am gangbarsten ist, so kommt sie doch in der edeln und anständigen Schreib-Art der Hochdeutschen häufig genug vor. Lauter-Wein, ist in den rheinischen Wein-Ländern abgezogener Wein ohne Hefen, der

in

in Nieder-Sachsen klinkschön genannt wird. Der lautere Stall der Pferde, im gem. Leben, wenn das Wasser, so wie es von dem Pferde getrunken worden ist, durch den Urin wieder abgeht; siehe Lauterstall.

Von dem Unterschiede unter lauter und rein, siehe Rein.

2. Figürlich.

(1) In moralischem Verstande, wo es überhaupt so viel, als ohne geringern, schlechtern Zusatz bedeutet, aber doch in manchen Fällen allerley Neben-Begriffe bekommt. Es ist die lautere Wahrheit, ohne allen Zusatz von Unwahrheit. Es ist mein lauterer Ernst, mein völliger Ernst. Eine lautere Liebe, ohne alle unrechtmäßige Neben-Absichten. Seine Absichten sind nicht lauter. Lautere Glaubens-Lehren, in der Dogmatik, purae, welche nur allein aus der nähern Offenbarung begreiflich und erweislich sind. Auf daß ihr seyd lauter und unanstößig, Phil. 1, 10. von Sünden und Fehlern frey. Die Rede des Herrn ist lauter, wie durchläutert Silber, Ps. 12, 7.

(2) In welchem Verstande es auch als ein Intensivum gebraucht wird, anzudeuten, daß ein Subject das Prädicat, welches das folgende Haupt-Wort bezeichnet, ganz und völlig habe, mit Ausschließung alles andern. Und zwar zuweilen als ein Bey-Wort, doch ohne Comparation. So wollen wir uns dann aus lauter Gehorsam würgen lassen! Ein holder Knabe, er ist die lautere Natur, Engel. Wo man es im g. L. oft noch mit dem pur verstärkt. Es ist pur lauterer Betrug.

Am häufigsten aber in Gestalt eines Neben-Wortes, welches doch seine Stelle von dem Haupt-Worte bekommt, wo es sich am häufigsten durch nichts, als erklären lässet, und im g. L. und in der vertraulichen

Sprech-Art am häufigsten ist. Es ist lauter unnützes Geschwätz. Lauter Lügen vorbringen. Es sind lauter Erdichtungen. Die Franzosen treiben im mittelländischen Meere lauter Activ-Handel. Lauter Wasser trinken. Lauter Glück haben. Es ist lauter Leben an ihm. Zuweilen auch durch ganz. Sie war lauter Freundlichkeit. Er ward lauter Feuer im Gesicht. Imgleichen durch all. Es waren ihrer zehen, lauter rechtschaffene Männer. Besonders im Oberdeutschen. Lauter zu deinem Besten, alles zu deinem Besten. Es ist nicht lauter Gold was gleißt.

Als ein Bey-Wort schon im Isidor hlutro, bey dem Ottfried lutar, im Nieders. luter, im Dän. und Schwed. lutter, im Angels. hluter, im Wallis. lathr. Es gehört zu dem Geschlechte der Wörter Licht, leuchten, glau, Glatze, gleissen, der lezten Hälfte des Wortes Antlitz, Blitz, u. s. f. und bedeutet eigentlich hell.

1. Lauter, ein ansehnliches Pfarr-Dorf im Amte Schwarzenberg, im erzgebirgischen Kreise, 1 Stunde nordwestlich von Schwarzenberg, an der Straße nach Schneeberg; hat 150 Feuerstellen, und 1000 bis 1100 Einwohner. Die Feld-Früchte kommen hier spät zur Reife; Getreide wird nicht viel gebauet, es kommt meist von Böhmen, so wie auch Butter und Geflügel. Die Einwoher sind theils Handelsleute, die vornehmlich mit weißen Spitzen einen sehr großen Verkehr haben, theils Land- und Berg-Leute, theils Holz-Hauer, welche den Sommer über in den Waldungen Holz fällen. Die Arbeitsamkeit ist hier ungemein groß, besonders bey den Frauenspersonen, welche das Klöppelwerk oder Spitzenwirken sehr stark treiben. Man findet hier 3 ansehnliche Spitzen-Handlungen, welche Bayern, Schwaben, die Schweiz nnd Italien mit ihren Waren verlegen; 3 große Vitrioloehl- und Scheidewasser-Laboratorien,

die

die ein Vitriol-Oehl bereiten, welches besser als das englische ist, und in großer Quantität besonders nach der Schweiz und nach Italien verführt wird. Im J. 1763 wurden hier 3 Gruben (das Unverhoffte Glück, Maria Rosina und der Segen Gottes) auf Eisen-Stein und Eisen-Flötze betrieben. In Lauter werden auch sehr schöne und niedliche Schlitten von Weiden verfertigt, ein- und doppeltsitzige, von 1 bis 3 Rthlr., obgleich die Weiden weit gehohlt werden müssen; es wird ein artiger Handel damit getrieben. Unweit Lauter steht am Schwarzwasser der berüchtigte Teufels-Stein, ein hoher Felsen mit mehrern Höhlen, worin man grüngelbliche Granaten ꝛc. findet.

2. Das Gericht Lauter, im Fürstenthume Coburg, im obersächsischen Kreise, mit dem Itsch- oder Itz-Grunde, hat einen Flächen-Inhalt von $3\frac{4031}{10000}$ Quadrat-Meilen, und enthält 83 Dörfer und Oerter, mit 2 Wüstungen, und 25 Kirchen. In den 2391 Wohn-Häusern leben 15222 Menschen. Das darin befindliche Pfarr-Dorf Unter-Lauter, sonst Lutere, an der Lauter, ist ehedem eine Stadt gewesen, und hat dem Gerichte den Nahmen gegeben. Es besteht aus 56 Häusern und 279 Einwohnern. Hier wird jährlich einmahl Land-Gericht gehalten. In dem Flüßchen Lauter findet man viele Forellen. In dieser Gegend giebt es auch Marmor, Alabaster, Kalk, viele Versteinerungen und Eisen-Stein, der von 1739 an, einige Jahre mit Nutzen geschmolzen worden ist. Man bauet hier auch vielen Dinkel oder Spelt.

Ober-Lauter, an dem Flüßchen Lauter, ungefähr eine halbe Viertel-Stunde von Unter-Lauter, wo es eingepfarrt ist, hat 40 Häuser mit 200 Einwohnern, und eine Schäferey. Ausser dem fürstlichen Amte, haben die Pfarre Lauter, das Kasten-Amt Mönchröden, die Kammer-Güter Oeßlau, Schweikhof und andere, hier ihre Lehne. Von den benachbar-

ten Bergen werden bey starken Regengüssen gute Kalk-Steine in Menge herab geführt, womit alsdann die Stadt Coburg versehen wird. In einer Gegend auf Unter-Lautern zu, die man Bockskreuz nennt, befinden sich Eisen-Steine. Im J. 1739 wurde darauf gebauet; die Steine wurden in der Steinach geschmolzen, und das Eisen wurde sehr gut befunden. Da sich auch etwas Kupfer und Silber zeigte, so wurde auch eine Stein-Wäsche angelegt, aber der Schacht fieng Wasser, und die Arbeit mußte liegen bleiben.

Tiefen-Lauter, war bis 1516 noch eine Wüstung, ist aber izt ein zwischen Bergen liegendes Dorf von 9 Häusern und 56 Einwohnern. Auf den Feldern werden meistens Dinkel, Haser und Kartoffeln erbauet. Es wird auch Zettel-Lauter genannt, weil die Häuser aus einander zerstreuet liegen. Auf beyden Seiten fließt ein Bach durch, welcher den Mühl-Graben von der lauterer Papier-Mühle ausmacht.

3. **Lauter**, ein kleiner Fluß in der Unter-Pfalz, welcher sich unterhalb Creuznach in die Nahe ergießt.

4. **Lauter**, ein Fluß im Würtembergischen, welcher anderthalb Meilen oberhalb Eßlingen in den Neckar fällt.

Läuterant, Läuterat; s. unten unter Läutern.

1. **Lauterbach**, ein Städtchen im Fürstenthume Glogau, in Schlesien.

2. **Lauterbach**, eine freye königliche Zinn-Bergstadt, im saatzer Kreise ellbogner Antheils, im Königreiche Böhmen, von 129 Häusern. Sie ist im J. 1551, d. 20 Jun. von K. Ferdinand I. zuerst in die Zahl der Städte versetzt, und mit vielen Berg-Freyheiten begnadiget worden, welche K. Maximilian II., Rudolph II., Mathias, Ferdinand III., Leopold, und zulezt Maria Theresia, im J. 1748, d. 18 Jul. nicht

nicht nur bestätigt, sondern derselben, nebst den allgemeinen bergstädtischen Freyheiten, auch das Vorrecht eine eigene Zinn-Wage und Flöß-Hütte zu haben, eingeräumet, und aus den königlichen Waldungen freye Beholzung versprochen haben. Der Feld-Bau ist hier zwar groß, der rauhen Witterung wegen aber nicht allemahl ergiebig; deswegen suchen die Bürger ihre Nahrung hauptsächlich in dem Berg-Baue, wie auch im Hopfen- und Leinwand-Handel. Die alten Nachrichten rühmen den nicht fern von hier gelegenen Glasberg, seiner häufigen und ergiebigen Zinn-Erze wegen; diesem zu Folge, hat man, nebst fleißiger Betreibung der dicht an die St. Johann Täufers-Capelle stoßenden Zeche Einigkeit, auch diesen Berg vor kurzer Zeit an zwey Orten mit Stolle-treibung angegriffen. Im J. 1772, wurde ein beträchtlicher Theil dieser Stadt eingeäschert. In der Nähe bricht eine besondere Art von schwarzen Kalk-Stein, der im Grunde und beym Wasser ein vortreffliches Cement giebt.

3. Lauterbach, ein Dorf im Herzogthume Eisenach (*), von 58 Häusern und 1516 Seelen, welches einen beträchtlichen Handel durch Versendung in verschiedene Handels-Städte mit Leinwand-Waren macht, welche in den eisenacher Ortschaften verfertiget werden. Unter dem Nahmen lauterbachische Leinen, sind verschiedene Sorten Leinwand bekannt; unter andern Sorten zu Hemden, die 5, 6 bis $\frac{9}{4}$ breit liegen, und in Stücken von 20, 30, auch 60 Ellen; ferner, weiß und blau gestreifte, welche 5 bis $\frac{6}{4}$ breit ist, in ganzen und halben Schocken; Pack-Leinwand von $\frac{7}{4}$, $\frac{7}{8}^{5}$ auch

(*) Im Almanach general des marchands negocians et armateurs de la France, de l'Europe, et des autres parties du monde, Année MDCCLXXXVI. (a Par. gr. 8.) wird dieses Dorf als eine Stadt in Deutschland, 4 Meilen von Fulda, und 14 Meilen von Frankfurth, beschrieben.

auch wohl 2 Ellen, bis 2¼ E., nach frankfurther Maß. Das meiste von diesen Leinen, geht nach Amsterdam und Bremen.

Lauterbad, bey Freudenstadt, im Herzogthume Würtemberg. In der dietersweiler Markung, oberhalb der Sägmühlen, und oberhalb Dornstetten, entspringen 3 Gesund-Brunnen, deren Abfluß in die Lauter kommt, und von welchen 1592, 26 Aug. D. Phil. Grauer zu Tübingen ein Bedenken aufgesetzt, und ihnen, nach damahliger Art, ziemlich viel Bley, einen guten Theil Salpeter, aber wenig Alaun zugeschrieben, auch ihren Nutzen wider Geschwüre, offene Schäden, unempfindliche Glieder ꝛc. gerühmt hat. Der vornehmste derselben ist das **Lauterbad**. N. Becher, als damahliger Physikus in Freudenstadt, setzte 1753 folgende schriftliche Beschreibung davon auf. Die Lauter, ein kleiner, doch zum Bau-Holzflößen schon seit langer Zeit geschickt gemachter Bach, worauf man dasselbe in die Glatt, und von da in den Neckar bringt, giebt den Nahmen einem im J. 1721 von dem ehemahligen Kammer-Director Dieterich, eine kleine halbe Stunde von Freudenstadt südostwärts angelegten neuen Land-Gute, und rechter Seits, etwa eine gute Viertel-Stunde von dessen Ursprunge aufgerichteten, auch zu dem Baden ziemlich gut angeordneten Gebäude, daß man dieses das **Lauterbad** nennt, welches nun in mehrern Stücken bequemer gemacht und verbessert worden ist. Das kalte Wasser wird von der Quelle, die linkerseits dem Lauterbach, aus einem zwischen Freudenstadt und dem Bache befindlichen, daselbst sehr steilen und hohen Gebirge und dessen Wurzel entspringt, vermittelst eines Pumpwerkes, welches sammt dem Brunnen bedeckt und eingemacht ist, in einer Rinne und von da in den Kessel unmittelbar geleitet. Ihr Ausfluß geht unmittelbar durch die steinerne Einfassung

in

in den dicht daran vorbey laufenden Lauterbach, wird von keiner Veränderung des Wassers turbirt, auch nicht sonderlich vermehrt oder verringert; ist so stark, daß man eine oberschlägtige Mühle damit antreiben könnte; zu Sommerszeit bey größter Hitze dennoch kalt, friert hingegen im Winter sehr schnell zu. Das Haus ist, nebst der Quelle und dem Bache, in einem sehr schmahlen Thale, und es stehen noch verschiedene andere Häuser dahinter, längst und neben dem Ursprunge zu. Das Bad-Wasser ist sehr klar, führt einen weißen und röthlichen Sand mit sich, ist wohlgeschmackt, und fast süßlich zu trinken. Sein genaues würtembergisches Maß wiegt 3 ℔. 20 Loth 1 Quent 24 Gran Apotheker-Gewicht. Es giebt weder im Kochen, noch sonst beym Hinstellen, groben Satz oder Stein, ausser wenn man gar lange im Kessel gesotten hat, wird dieser etwas bleyfarbig, und bekommt eine subtile Kruste, die schwer herab zu bringen ist. Mit der Solutione Sacchari Saturni, wie auch Lunae, zeigt es keine Veränderung; es brauset auch nicht mit dem Spiritu salis ammoniaci, und sehr wenig mit dem Oleo tartari per deliq., und dieses noch, ohne trübe zu werden, oder etwas niederzuschlagen. Der Syr. violar. wird auf Roth stechend, der Syr. paeon. hingegen nicht verändert. Uebrigens wird das Bad von den Leuten hiesiger Gegend, vornehmlich in den Monathen May, bis October, ziemlich besucht, und wider Krätze, arthritische und andere spastische Schmerzen, Hämorrhoidal-Unordnungen, Lähme in den Gliedern, und noch mehrere Krankheiten, vielmahls mit Erleichterung, besonders wenn man die gehörigen innerlichen Arzeneyen zugleich anwendet, gebraucht. Die übrigen Brunnen gebraucht man zur Wässerung. Doch merke man den

Lumpen-Brunnen. Die Bauern schätzen ihn in hiesiger Gegend, gleichsam in der Stille, sehr hoch,

da

da sie sich wegen mancherley Krankheiten, oft gleichsam unbeschrien, hinein setzen und baden; und nach solchem gemeiniglich ein altes Stückchen Kleid, (daher auch der Nahme Lumpen-Brunnen kommt) oder etwas Geld, hinterlassen, und nicht gern gestehen, daß sie darin gebadet haben. Der Brunnen entspringt auf der dietersweiler Markung, dicht unter dem Trauf eines kleinen Tannen-Waldes, der an dem Wege von diesem Orte nach Freudenstadt liegt, welches ½ Stunde entfernt ist. Mit des Brunnens Ablauf, der wohl ein vierzolliges Rohr füllte, wird die Forst-Amts-Wiese leztern Ortes gewässert. Der Ursprung ist ziemlich nordwestlich her, aus einem ablägen, nicht gar hohen, aber langen Gebirge, das um die Gegend des Brunnens vielen Märgel führt. Weil der Brunnen unter dem Schatten etlicher Bäume ist, und unmittelbar aus einem Letten aus dem Berge heraus quillt, so ist er kalt, auch mitten im Sommer. Es halten sich viele Frösche, Krötén und andere Wasser-Insecten, daselbst auf. Der Brunnen ist nicht eingemacht, ausser, wie man ihn etwa zum Wässern aufschwellt, um ihn weiter zu führen. Das Wasser führt von seinem lettigen Grunde einen etwas anziehenden Geschmack, ist hell, aber etwas bläulich. Das Maß beträgt Apotheker-Gewicht 3 ℔. 17 ℒ. 24 Gran. Durch die Evaporation präcipitirt sich eine bläulich-weiße Letten-Erde; den Syr. violar. tingirt es auch nach langer Weile etwas roth; der Syr. paeon. scheint auch etwas ungleich stärker roth zu werden; aber mit dem Spiritu salis ammon., dem Sacchar. Saturni und Solutione Lunae, bemerkt man keine Veränderung; mit dem Oleo tartari per deliqu. giebt es nur einige Bläschen, wird aber mit keinem der obigen Stücke merklich trübe.

Gottfr. Fr. Rösler Beyträge zur Naturgesch. des Herzogth. Wirtemberg, 1 Heft. (Tübingen, 1788, gr. 8.) S. 167 fgg.

Lauterberg, siehe Lutterberg.

Lauterbrunn, ein Thal, mit seinem berühmten Wasser-Falle des sogenannten Staub-Baches, in den Alpen des Cantons Bern; s. im LXIV Th., S. 435, und die dazu gehörige Fig. 3892 [a]).

1. Lauterburg, ein bischöflich-speyerisches Ober-Amt im Unter-Elsas, welches durch den Fluß Lauter in das obere und untere Amt abgetheilt wird. Es begreift:

1) Lauterburg, eine kleine Stadt, in deren Gegend die Lauter sich in den Rhein ergießt. Es wurde 1765 hier eine bischöflich-speyerische Regierung für die Unterthanen des Bisthumes im Elsas errichtet, die aber nicht lange dauerte. Die Römer haben hier ein Castell, Nahmens Tribuni, erbauet. 1236 wurde diese Stadt von dem Könige Wilhelm dem Bisthume Speyer geschenkt, als Marcedo, Graf von Lauterburg, in einer Schlacht geblieben war. 1744 wurde sie von den Oestreichern eingenommen, als dieselben bey Schröck über den Rhein gegangen waren. Bey derselben endigt sich die lauterburgische Linie, welche bey Weißenburg am Fuße des wasgauischen Gebirges anfängt. Wenn man von Lauterburg nach Motern geht, so hat man zur rechten Hand das Ufer vom alten Bette des Rheins, welches dieser Strohm vielleicht künftig wieder einnehmen möchte. In der Stadt befinden sich 1964 Einwohner, worunter 96 Juden, alle andere aber Katholiken sind. Im vorigen (17ten) Jahrh. haben die Franzosen ihre Mauern niedergerissen, in dem jezigen aber die Stadt mit einem Walle umgeben, nachher aber auch wieder zum Theil abgetragen oder verfallen lassen. Zur Vertheidigung der unweit von hier sich endigenden weißenburger Linie, hatten die Franzosen im jezigen Kriege neue Anstalten getroffen. Nach der revolutionairen Eintheilung

gehört

gehört die Stadt zum District von Weißenburg im Departement des Nieder-Rheins.

2) Jockgrim, ein Städtchen auf einem Hügel, nicht weit vom Rhein, mit einem Schlosse, in welchem ein bischöflicher Burg-Vogt wohnt.

3) Rheinzabern, in alten Urkunden Zabern schlechthin, L. Tabernae, Fr. Saverne de Rhin, ein offenes Städtchen, welches in Kriegen und durch Feuersbrünste oft verwüstet worden ist.

4) In dem ansehnlichen Bienwald oder Bewald, Silua apiaria (*), ist im Anfange des 18ten Jahrh. das Dorf Büchelberg angelegt worden. Scheid und Külzheim, sind ansehnliche Dörfer. Die übrigen 14 Dörfer übergehe ich.

2. **Lauterburg**, oder **Ludwigsburg**, ein Berg-Schloß, welches ein Ritter-Mann-Lehngut ist, unweit der Stadt Coburg, im obersächsischen Kreise, am Flusse Lauter, welcher bey Coburg in die Itsch fließt. Gotha hat es in Besitz genommen, und ist in demselben 1743 von dem Reichs-Hofrathe vorläufig geschützt worden, Coburg besitzt die dazu gehörige Vogtey.

Lautereckе, L. Praefectura Lautereccenſis, ein Ober-Amt in der Rhein-Pfalz, im oberrheinischen Kreise, besteht aus zwey Schultheißereyen oder Haupt-Gerichten,

(*) Dieser Bienwald, der im Feldzuge 1793, so oft der Tummelplatz des Krieges war, indem beyde Parteyen sich darin festgesetzt und viele Verhaue gemacht haben, ist eine Domaine des Bisthumes Speyer. Er liegt in einer Ebene, und formirt einen Triangel, davon der breite Theil sich an den Rhein lehnt, und die Spitze sich gegen Weißenburg erstreckt; gegen Mittag dient ihm die Lauter zur Gränze. Er ist von Osten gegen Westen 3 bis 4 Stunden lang, und von Mittag gegen Mitternacht ungefähr eben so breit, und enthält 33,000 franz. Morgen.

Am 20 Aug. 1793, wurden die Franzosen aus diesem Walde von den Deutschen vertrieben, und derselbe von letztern besetzt.

richten, als: 1) aus Lauterecke der Stadt, mit den vier Dörfern Heinzenhausen, Lohnweiler, Bersweiler und Winsweiler; 2) aus der Schultheißerey Reichenbach, wozu ein Dorf gleichen Nahmens, Jettenbach, Rollweiler, Stegen, Schwanden, Fockenberg, Limbach, Böttenhausen, Nazenbach, Gimsbach, Deinsberg und Stegen, Haspach, Kuzweiler, Mühlbach, Föckelberg, Neunkirchen, Ober-Staufenbach und Albertbach, sodann der Gossenberger und Reherweiler Hof, gehören. Diese Gerichte liegen von einander ganz abgesondert; denn das lauterecker begreift den kleinen Bezirk des Winkels an dem Ausflusse der Lauter in den Glan, welcher ungefähr 2 Stunden in der Länge und 1 Stunde in der Breite betragen mag. Er gränzt gegen Osten an die nunmehr zum Unter-Amt Wolfstein gehörige Schultheißerey Hohenöllen; gegen Süden und Westen an das rheingräfl. Grumbachische, und gegen Norden an das pfalz-zweybrückische Gebieth. Das Gericht Reichenbach hingegen liegt weiter oben am Glan, und beträgt ungefähr drittehalb Stunden in der Länge und 3 Stunden in der Breite; seine Nachbarn sind gegen Osten und Süden das Ober-Amt Lautern, gegen Westen und Norden wiederum das pfalz-zweybrückische Gebieth.

Das ganze Ober-Amt besteht, ausser einigen Bergen, meistens aus kleinen Hügeln, die theils mit Wald-Büschen bedeckt, theils an Getreide fruchtbar sind. In den Thälern befinden sich gute Wiesen zur Weide und zum Futter. In der Schultheißerey Lauterecke sind einige Weinberge angelegt, von welchem Wachsthume in der Schultheißerey Reichenbach nichts anzutreffen ist; hingegen findet man darin Erze von Queckſilber und Stein-Kohlen. Die Einwohner ernähren sich übrigens hauptsächlich mit dem

Ackerbaue und der Viehzucht. Alle Dörfer beynahe haben ihre eigene Schäfereyen.

Die Bevölkerung des ganzen Ober-Amtes bestand im J. 1787, in 877 Familien, welche überhaupt 3957 Seelen ausgemacht haben. An Gebäuden wurden gezählt 12 Kirchen, 11 Pfarr-Häuser, 12 Schulen, 686 bürgerliche, 49 gemeine und 7 freye Häuser. Die Gemarkungen enthalten zusammen 13327 Morgen Ackerfeld, 178 M. Weinberge, 2570 M. Wiesen, 18 M. Gärten, und 4211 M. Wald.

Hieraus läßt sich von selbst ermessen, daß Lauterecke, ungeachtet der vielen dazu gehörigen Ortschaften, doch unter die geringsten Ober-Aemter zu zählen sey. Von jenen meisten Dörfern kommt vor dem 14ten Jahrh. in den noch zur Zeit bekannten Urkunden fast nichts vor. Wahrscheinlich bestanden sie nur in Weilern oder Höfen, die zu den Haupt-Orten, worin die Pfarr-Kirchen sich befanden, gehört haben, hernach aber durch die vermehrte Bevölkerung und den erweiterten Ackerbau in mehrere Dorf-Gemeinden erwachsen sind; meistens sollen vor der Reformation in der sonst weitläuftigen Schultheißerey Reichenbach nur 2 Kirch-Sprengel gewesen, und erst unter dem lezten Pfalzgrafen der veldenzischen Linie, Herzoge Leopold Ludwig, noch 2 neue Pfarreyen, nähmlich zu Jettenbach und Neunkirchen, errichtet worden seyn.

Aus dem marburger Vertrage v. J. 1543 erhellet, daß Lauterecke, Schloß und Flecken, nebst den zur dortigen Schultheißerey gehörigen Dörfern, zum Gericht Glan-Odenbach und in das Amt Meisenheim, die Propstey Remigsberg aber zum Amte Lichtenberg gerechnet, und die dermahlige Schultheißerey Reichenbach unter dem Nahmen des gettenbacher Gerichtes verstanden worden sey, wiewohl im J. 1387 und 1393 die Aemter Reichenbach und

Dem-

Deinsberg genannt wurden. Seitdem Lauterecke und Veldenz an Kur-Pfalz gekommen sind, wurde zwar über beyde nur Ein Ober-Amtmann angestellt, dagegen aber in jedem ein besonderer Amts-Verweser und Amts-Schreiber angeordnet, so, daß die Verwaltung der obern Gerichtbarkeit in dem einen mit dem andern in gar keiner Verbindung steht, und die niedere Gerichtbarkeit in ihrer alten Verfassung geblieben ist.

Die Burg und Stadt Lauterecke liegt am Zusammenflusse des Glan und der Lauter, 18 Stunden von Mannheim nordwestwärts. Von gedachtem Zusammenflusse hat der Ort seinen Nahmen erhalten (*). Da die Burg ein Zugehör des unterhalb am linken Ufer des Glan gelegenen, und von der Dom-Kirche zu Verdun lehenrührigen Hofes, nunmehrigen Dorfes St. Medard, gewesen ist, so ist es sehr wahrscheinlich, daß jener Ort mit eben diesem Hofe und dessen Vogtey zu gleicher Zeit, wie die Burg Veldenz, den Grafen dieses Stammes und Nahmens verliehen gewesen sey. In welcher Zeit Lauterecke zu einer Stadt gemacht worden sey, ist nicht genau zu bestimmen. Da es aber in einer Urkunde v. J. 1343 heißt: Lautereckin Burg und Dorf, und in einer andern v. J. 1384, Burg und Stadt, so läßt sich daraus schließen, daß K. Karl IV. solche mit Stadt-Rechten und Freyheiten begabet habe. Die Burg scheint damahls der Sitz einer besondern Linie der Grafen v. Veldenz gewesen zu seyn. Als hernach die ganze Grafschaft an das pfalz-zweybrückische Haus gekommen ist, und endlich, vermöge

(*) Dergleichen an Flüssen liegende, und auf eck sich endigende Ortschaften giebt es mehrere andere, als z. B. Rheineck, am Rhein; Troneck, an der Tron auf dem Hundsrück; Albeck, an der Alb im Würtembergischen; Isareck, am Einflusse der Ammer in die Isar in Bayern.

des marburger Vertrages v. J. 1543, für des Herzoges Alexander jüngsten Sohn, Ruprecht, aus den zu dieser Grafschaft gehörigen Landen ein besonderes Fürstenthum errichtet wurde, wählten die von gedachtem Ruprecht abstammenden Pfalzgrafen die Burg Lauterecke zu ihrem beständigen Aufenthalt, wobey es auch bis zu Erlöschung derselben geblieben ist.

Das Gebieth der Stadt wird von dem Glan und der Lauter benetzet. Eine halbe Stunde oberhalb der Stadt fällt die bey Sulzbach im Grumbachischen entspringende Schweinsbach in den Glan. Dieser fließt westwärts, die Lauter aber südostwärts vorbey. Der Glan, nachdem er bey der Stadt die Lauter aufgenommen hat, setzt seinen Lauf durch die pfalzzweybrückischen Städtchen Odenbach und Meisenheim, von da durch einen Theil des rheingräflichen Gebiethes fort, bis er sich bey Glan-Odernheim in die Nahe ergießt. Die Lauter treibt 2 Mahl-Mühlen und eine Oehl-Mühle, wovon eine Mahl- und die Oehl-Mühle der kurfürstl. Hof-Kammer, die andere Mahl-Mühle aber dem rheingräflichen Hause Grumbach gehört. Durch die Stadt zieht eine von Lautern nach Kirn, und neben vorbey eine andere von Maynz über Kreuznach und Meisenheim nach Zweybrücken führende Land-Straße, weshalb auch in der Stadt der Land-Zoll erhoben wird.

Die Bevölkerung derselben bestand, im J. 1787, in 109 Familien, 607 Seelen. Die Gebäude: in 1 Kirche, 4 Pfarr-Häusern, 116 bürgerlichen und städtischen Häusern, nebst 2 Mühlen. Die Gemarkung enthält 1472 Morgen Acker, 93 M. Wingert, 180 M. Wiesen, 12 M. Gärten, und 787 Morg. Wald.

In dieser Gemarkung liegt ¾ Stunde von der Stadt westwärts der in Erb-Bestand verliehene Windberger Hof, nebst einigen freyen adelichen und

Pfarr-

Pfarr-Gütern. Die in mehrern Bezirken zerstreut liegenden Wald-Büsche gehören theils der kurfürstl. Hof-Kammer und der Gemeinde, theils der Kirche und besondern Unterthanen. Ueber dieselben ist ein besonderer Förster angeordnet, der unter dem Forst-Meister zu Lautern steht. Eine halbe Stunde von der Stadt befindet sich die peinliche Richt-Stätte auf einer Anhöhe.

Das alte und weitläuftige fürstliche Schloß, ehemahls die Residenz einer Neben-Linie der Herzoge von Zweybrücken, wird von dem Ober-Amts-Verweser bewohnt, und zum Amts-Hause, Registratur ꝛc. genutzet. Die ehemahlige Kanzelley ist aus Mangel des Unterhaltes ganz baufällig; hingegen wird der alte Thurm noch gezeigt, wo Pfalzgraf Leopold Ludwig, der Lezte veldenzischer Linie, seinen ältesten Sohn Gustav Philipp über ein ganzes Jahr lang gefangen gehalten, endlich aber d. 24 Aug. 1679, durch seinen Wachtmeister im Bette hat erschießen lassen (*).

Im J. 1690 wurde in Kriegszeiten von den Franzosen neben der evangelisch-lutherischen Religion auch die katholische eingeführt. Die dermahlen vorhandene Kirche ist im J. 1725 neu erbauet, und beyden Religions-Theilen zu gemeinschaftlichem Gebrauch überlassen worden. Sie ist beyderseits mit Pfarrern bestellt, die auch die 4 übrigen Dörfer und Höfe der Schultheißerey Lauterecke zu versehen haben. Der Katholische hat überdies auch die weitläuftige Pfarrey

(*) In dem lauterecker evangelischen Kirchen-Protokoll ist eingetragen, daß der junge Pfalz-Graf wegen begangenen Mord-Thaten, und gegen seinen Herrn Vater angesponnenen Rebellion und andern Unthaten, Jahr und Tag in Gefangenschaft gesessen, endlich aber sich los zu machen und an dem Wachtmeister zu vergreifen gesucht habe, von welchem er sodann erschossen worden sey.

Offenbach, in welchem Orte derselbe bis 1716 gewohnt hat. Dazu gehören alle in dieser Gegend dem rheingräflichen Hause Grumbach gehörige Dörfer, und mehrere andere. In Lauterecke ist daher nur eine Frühmesserey. Die Reformirten sind nach Neunkirchen eingepfarrt.

Am Zehent in der Haupt-Gemarkung bezieht der Freyherr v. Warsberg die Hälfte; an der andern Hälfte aber der reformirte Pfarrer zu Glan-Odenbach zwey Drittel, und der Freyherr v. Raesfeld das übrige Drittel. Den so genannten Dumpfer-Zehent genießt der Freyh. v. Boos zu Waldeck; von den Neubrüchen aber, wie auch von dem Kameral- und Windberger Hofe, die kurf. Hof-Kammer.

Die städtische Gerichtbarkeit wird von einem Anwald-Schultheiße und vier Raths-Gliedern verwaltet.

Lauterkeit, die Eigenschaft eines Dinges, da es lauter ist, sowohl in der eigentlichen, als figürlichen Bedeutung des Bey-Wortes lauter. Die Lauterkeit des Goldes, des Wassers, des Weines. Am häufigsten im figürlichen Verstande. Die Lauterkeit einer Liebe, einer Absicht, u. s. f.

Bey dem Kero mit einem andern Suffixo Luttri, bey dem Notker Lutteri.

Lauterlich, ein Bey- und Neben-Wort, welches im Hochdeutschen veraltet ist, in manchen Provinzen aber für lauter, selbst als ein Neben-Wort gebraucht wird.

Läuter-Tonne, der Kürschner; siehe unten unter Läutern.

Läuter-Trank, siehe Hippokraß, im XXIII Th., S. 582, fgg.

Lautern. Kurfürst Friedrich IV. zu Pfalz, vermachte 1610 seinem zweyten Sohne, Pfalzgrafen Ludwig Philipp, ausser dem Fürstenthume Simmern, und $\frac{1}{3}$ der

der vordern Grafschaft Sponheim, auch das Fürstenthum Lautern, welches 1613 bestätigt und erläutert wurde. In dem Vergleiche, der 1653 zwischen Kurf. Karl Ludwig zu Pfalz, und dem eben genannten Pfalzgrafen Ludwig Philipp getroffen wurde, behielt dieser Schloß, Stadt und Amt Lautern, nebst den meisten geistlichen Gütern, mit aller Landes-Hoheit und Gerechtigkeit auf sein und seiner Gemahlinn Lebzeiten, die beyden Unter-Aemter Wolfstein und Rockenhausen, nebst der Stadt Otterberg, mit aller hohen und niedern Obrigkeit erblich; hingegen Kur-Pfalz erhielt sogleich das Stift zu Lautern, die Collectur daselbst, Kloster und Propstey Enkenbach, den Hof zu Bockenheim, den Hof oder die Kellerey zu Callstadt, auch wegen des Fürstenthumes Lautern Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreis-Tagen; und als mehrgedachter Ludwig Philipp, seine Gemahlinn und Sohn Ludwig Heinrich, gestorben waren, fiel das ganze Land an das Kurhaus. Ein besonderer Anschlag desselben zu den Reichs-Anlagen und Kammer-Zielern, wird nicht gefunden. Auf den Reichs-Tagen geht die Lauternsche Stimme der simmernschen vor. Jezt macht dieses Fürstenthum nur ein Amt aus, nähmlich:

Das Ober-Amt Lautern, welches in dem vogesischen Wald-Gebirge oder Wasgaue, so heutiges Tages nur das Westrich genannt wird, liegt. Unter den karolingischen Kaisern aber wird nicht nur Lautern selbst, sondern auch andere den lothringischen Gauen näher gelegene Oerter noch zu dem rheinischen Wormsgaue gerechnet (*).

Die größte Länge des Ober-Amtes von Osten gegen Westen erstreckt sich auf 12, und die Breite auf

(*) *Lamey* descript. pagi Wormat. in Act. Acad. Pal. To. I. S. 281, sqq.

6 Stunden Weges. In seinem Umfange gränzt dasselbe gegen Osten an die Grafschaft Falkenstein, die nassau-weilburgische Herrschaft Bolanden, die Grafschaft Leiningen, und einen Theil des Ober-Amtes Neustadt; gegen Süden, an die markgräfliche badische Herrschaft Grevenstein, die sickingische Herrschaft Landstuhl und das Herzogthum Zweybrücken; gegen Westen, an das zweybrückische Ober-Amt Lichtenberg und das kurpfälzische Ober-Amt Lauterecke; gegen Norden, an die Herrschaft Hohenfels oder Reipolzkirchen, die sickingische Herrschaft Schalodenbach, einen kleinen Theil des Ober-Amtes Alzei, und wieder an die Grafschaft Falkenstein.

In den karolingischen Zeiten hat diese Gegend meistens in Waldungen und Wildnissen bestanden, welche als ein besonderer Forst zu den königlichen Kammer-Gütern gehörten, worin die Kaiser sich öfters mit Jagen und Fischen belustigten. Es ist also ganz begreiflich, warum in jenen Zeiten von den in diesem Striche Landes nunmehr befindlichen Dörfern und Städten keine Spur angetroffen wird; denn nur einige Stücke wurden den umliegenden Bisthümern und Klöstern geschenkt, wodurch eben zur Ausreutung der Wildnisse und zur Anlegung verschiedener Meier-Höfe Anlaß gegeben worden ist.

Den wahren Grund der noch bestehenden Verfassung des gegenwärtigen Ober-Amtes muß man in den Regierungs-Zeiten Kaisers Friedrich I. suchen. Dieser ließ nähmlich, um das J. 1157, an dem Flusse Lauter eine königliche Burg erbauen, die er und seine Nachfolger öfters bewohnt haben. Dadurch entstand bald eine gewisse Volks-Menge, und Anlage mehrerer Weiler und Höfe an Orten, welche zum Feldbau und zur Viehzucht bequem waren. Alles stand unter dem unmittelbaren Schutze der Kaiser, und wurde gemeiniglich das Königsland genannt, dem ein Vogt

oder

oder Amtmann, so wie der Stadt Lautern ein königlicher Schultheiß vorstand. Zu dem königlichen Pallaste in Lautern waren auch viele von Adel, als Burg- und Dienst-Männer bestellt, denen verschiedene Landes-Stücke entweder eigenthümlich, oder zu Lehen gegeben wurden, woraus in der Folge besondere Herrschaften entstanden sind. Bey dieser Verfassung blieb es bis zu dem großen Zwischen-Reiche, in welchem die Kaiser Wilhelm von Holland, und Richard von Cornwall, da es ihnen immer an Geld fehlte, den Beystand der Grafen und des Adels mit Verpfändung ihrer Tafel-Güter und Verleihung neuer Freyheiten erkaufen mußten. Damahls scheint die Stadt Lautern und das dazu gehörige Reichs-Land zum ersten Mahl mit einer Pfandschaft bestricket, die Gerichtbarkeit darüber zu Lehen gegeben, und einige Stücke sogar von dem bisherigen Verbande abgerissen worden zu seyn. Diese Gelegenheit nutzte Pfalzgraf Ludwig II., und war bedacht die darauf gehaftete Pfandschaft an sich zu lösen; weil aber nach seinem und K. Rudolph's I. Tode neue Unruhen im Reiche entstanden, und seine beyden Söhne selbst gegen einander erbittert waren, hatte die Stadt Lautern und das Reichs-Land, noch immer ein abwechselndes Schicksal, bis Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere, gegen die Mitte des 14ten Jahrh., durch besondere kaiserliche Vergünstigungen die bisherigen Pfandschaften wirklich eingelöset und an sein Haus gebracht hat. Von dieser Zeit an blieb Lautern, die Stadt und das Amt, bey der Kur-Pfalz, bis Kurf. Friedrich III. dieselbe seinem zweyten Sohne, Herzog Johann Casimir, im J. 1576 zum Erbtheil beschieden hat. Derselbe starb aber im J. 1592, ohne Hinterlassung männlicher Leibes-Erben, und so kam besagtes Amt an die Kur zurück, von welcher es auch nicht mehr getrennet worden ist.

Als die Stadt Lautern und das dazu gehörige Königsland an die Pfalz gekommen war, hatten die Raugrafen das jezige Amt Rockenhausen, die Grafen von Spanheim aber die Burg Wolfstein pfandweise, Hohenecke das Geschlecht gleichen Nahmens, das Gericht Waldfischbach die Grafen von Hohenburg als ein Zugehör der Grafschaft Pfeffingen, Hochspeier und Frankenstein die Grafen von Leiningen, Otterbach und Erlenbach das Kloster Otterberg, Morlautern das Kloster zu Lautern, Enkenbach und Alsenborn das Kloster Enkenbach im Besitz, welche insgesammt nach und nach zu dem Ober-Amte gezogen worden sind.

Das Ober-Amt wird nunmehr, nachdem das Gericht Kübelberg von 12 Dörfern und 6 Mühlen, im J. 1779 davon abgerissen, und dem Herzogthume Zweybrücken einverleibet worden ist, folgender Maßen eingetheilt: 1) Die Stadt Lautern, mit 15 Höfen und 6 Mühlen. 2) Die Stadt Otterberg, mit 8 Höfen und 4 Mühlen. 3) Das Gericht Morlautern, bestehend aus 2 Dörfern. 4) Das Gericht Neunkirchen, aus 2 Dörfern und einem Hofe. 5) Das Gericht Alsenborn, auch aus 2 Dörfern und einem Hofe. 6) Die gemeinschaftlichen Dörfer Hochspeier und Frankenstein. 7) Das Dörfchen oder der Weiler Dansenberg. 8) Die Kellerey Hohenecken, aus 4 Dörfern, 2 Höfen und einer Mühle. 9) Das Gericht Waldfischbach, von 6 Dörfern und 2 Mühlen. 10) Das Gericht Ramstein, von 11 Dörfern, 5 Höfen und 2 Mühlen. 11) Das Gericht Weiterbach, von 6 Dörfern, 4 Höfen und 4 Mühlen. 12) Das Gericht Steinwenden, von 5 Dörfern. 13) Die Stadt und das Amt Wolfstein, mit 15 Dörfern, 11 Höfen und 4 Mühlen. 14) Die Stadt und das Amt Rockenhausen, mit 5 Dörfern, 8 Höfen und 8 Mühlen.

Ein

Ein groſser Theil dieser Ortschaften liegt auf beyden Seiten der Lauter. Da diese ihren Lauf gegen Nord-West nimmt, so ergiebt sich, daß, je näher sie dem Ausflusse in den Glan kommt, das Erdreich desto weniger den rauhen Berg-Winden ausgesetzt sey, welche die gegen Südost aufsteigende höchste Schnee-Schmelze verursachet. Die Fruchtbarkeit ist also sehr verschieden. Denn die Gerichte Kaiserstein, Weilerbach und Steinwenden, wie auch die beyden Unter-Aemter Wolfstein und Rockenhausen bringen vortreffliches Getreide und Futter, leztere auch etwas Wein und viel Obst. Dagegen besteht der südöstliche Theil aus hohen mit Wäldern, Felsen und Wildnissen erfüllten Bergen; hat also ausser einem beträchtlichen Holz-Wachsthum und der Viehzucht wenig andere Nahrungs-Quellen. Wildpret und Fische giebt es in allen Gerichten. Seitdem man aber angefangen hat, das Holz zum holländischen Schiffbau, und zu andern Bedürfnissen zu verflössen, wodurch die Waldungen nicht nur sehr mitgenommen, sondern auch sogar hin und wieder zum Feldbau genutzet werden; ferner die an den häufigen Brunnquellen und Bächen angelegten Weiher auszutrocknen und in Wiesen zu verwandeln, sind jene Producte mit dem ehemahligen Ueberflusse daran nicht mehr zu vergleichen. Uebrigens giebt es auch Queckſilber- und Eisen-Erze, Torf und Stein-Kohlen in diesem Ober-Amte.

Die durch das Oberamts-Gebieth fliessenden Ströhme und Bäche, sind vornehmlich die Lauter, die Alsenz, die Speierbach, die Fischbach ꝛc. die alle vier in einem kaum 2 Meilen im Umfange betragenden Bezirke entspringen, und doch ihren Lauf gegen verschiedene Haupt-Flüsse nehmen; eine gewisse Anzeige, daß in dieser Gegend die höchste Schnee-Schmelze gesucht werden müsse. Denn die Lauter und Alsenz fliessen gegen Nordwest, erstere in den

Glan,

Glan, den die Nahe aufnimmt; die andere unmittelbar in die Nahe. Die Speierbach aber fließt gegen Ost in den Rhein, und die Fischbach gegen Südwest in die Bliese, und mit dieser durch die Saar in die Mosel.

Mit Anfang des J. 1788, wurden, bey der Aufnahme des ganzen Ober-Amtes und der damit verbundenen Unter-Aemter, 3762 Familien, und darunter 23 Mennoniſten, 17 Juden, überhaupt aber 19752 Köpfe gezählt. Die Viehzucht bestand in 892 Pferden, 3066 Ochsen, 4847 Kühen, 4442 Rindern und Kälbern, 9608 Schafen, und 10192 Schweinen. An Gebäuden fanden sich 50 Kirchen, 26 Pfarr-Häuser, 82 Schulen, 2907 bürgerliche, 209 gemeine und 127 freye Häuser, 1963 Scheunen, und 45 Mahl-Mühlen. Sämmtliche Gemarkungen enthalten 53934 Morgen Ackerfeld, 274 M. Weingert, 10053 M. Wiesen, 652 M. Gärten, 4638 Weide, und ungefähr 14673 M. Wald, ohne die herrschaftlichen Kameral-Waldungen.

Vor dem 13ten Jahrh. findet man keine Spur von Richtern und Gerichts-Tagen, die im Nahmen der Kaiser in dem ganzen Umfange dieses Ober-Amtes gehalten worden sind. Unter K. Friederich II. kommt ein Schultheiß, dann ein Verweser des kön. Hofes zu Lautern, hernach ein Burggraf, und endlich ein Amtmann daselbst vor. Die lezte Dienst-Stelle besteht bis auf den heutigen Tag, wie aus dem in Widder's Versuch einer vollständigen geographisch-historischen Beschreibung der kurfürstl. Pfalz am Rheine, 4 Th. (Frf. und L. 1788, 8.) S. 180—183, befindlichen Verzeichnisse zu ersehen ist. Seit 100 Jahren bekleiden die Ober-Amtleute diese Stelle nicht mehr in eigener Person, sondern sie wird von dem zeitigen Land-Schreiber verwaltet, dem ein den Amts-Tagen beysitzender Oberamts-Schultheiß oder

Aus-

Ausfaut, und ein Oberamt-Schreiber zugegeben sind. Hierzu kommen: ein Oberamts-Unkosten-Geld-Empfänger, ein Oberamts-Physikus, drey Advocaten, ein Amts-Reiter ꝛc. Die beyden Unter-Aemter Wolfstein und Rockenhausen, wie auch die Kellerey Hohenecken, haben ihren eigenen Beamten. Die übrigen Ortschaften sind in Gerichte eingetheilt. Zu Erhebung und Verwaltung der Kameral-Renten ist ein Gefäll-Verweser; zur Aufsicht über das Zoll-Wesen, ein Zoll-Bereiter; für das Schatzungs- oder Steuerwesen ein Ober-Einnehmer, und über die kurfürstl. sowohl als gemeinen und eigenthümlichen Waldungen des ganzen Ober-Amtes, ein Forst-Meister mit untergebenen Forst-Knechten, angestellt. Die Gefälle der ehemahligen Stifte und Klöster, auch Kirchen und milden Stiftungen, werden durch besondere Schaffner, Pfleger und Collector, verwaltet.

Die nunmehr pfälzische Oberamts-Stadt Lautern, wird, zum Unterschiede anderer Oerter dieses Nahmens, besonders der im Herzogthume Braunschweig gelegenen Stadt und Amts Königs-lutter (s. Th. XLIII, S. 683), gemeiniglich Kaisers-lautern, L. Lutra caesarea, genannt. Sie hat ihren Nahmen von dem durchfließenden Bache, welcher 1 Stunde oberhalb entspringt, und 7 Stunden davon bey Lauterecke in den Glan fällt. Sie liegt im Wasgau, oder dem vogesischen Gebirge, welches vormahls der Wasichen, jezt aber das Westrich heißt, gehörte jedoch auch zu dem Umfange des alten Wormsgaues. Sie ist in einer gewissen Entfernung durchgehends mit Feld- und Wald-Hügeln umgeben, und hat eben daher eine schöne Lage.

Lautern ist unstreitig eine der ältesten Ortschaften in dieser Gegend, wiewohl die Erzählung, daß Julius Cäsar, im J. d. W. 3912, hier eine große Stadt erbauet und solche Caesaream Julii genannt, der Hunnen

nen König Attila aber, im J. C. 450, wieder zerstört habe, woraus hernach das Dorf Lautern entstanden sey, unter die bloßen Erdichtungen gerechnet werden muß. Von gleichem Werthe ist die geschriebene alte Chronik dieser Stadt, so viel den eigentlichen Ursprung derselben betrifft, indem darin vorgegeben wird, daß bey der im J. 292 unter den Kaisern Diocletian und Maximian in der Gegend von Trier wider die Christen vorgenommenen großen Verfolgung eine fromme Frau aus dem edeln Geschlechte der Assyrien, Nahmens Lutrina, von Trier fort gewandert, und lange Zeit in den Wäldern mit ihrem Hof-Gesinde herum geirret sey, bis sie sich endlich in einer von einem Klausener bewohnten Wildniß, eine Meile Weges von der jezigen Stadt Lautern gelegen, die noch wirklich Einsiedel heiße, eine Wohnung erbauet, und solche nach ihrem Nahmen Lutrea genannt; daß hernach K. Karl der Große den Ort im J. 814, mit Gräben, starken Mauern und hohen Thürmen zu umgeben angefangen, mit Stadt-Rechten begabt, und folglich den Grund zu ihrer nachherigen Flor gelegt habe (*).

In der über die Erbschaft K. Lothar's II. vorgegangenen Theilung v. J. 870, wird ein Lutera in K. Ludwigs des Deutschen Lose gesetzt, und von Einigen unser gegenwärtiges Lautern darunter verstanden. Allein, es ist gewiß, daß hier von keiner Stadt, sondern von der Abtey Luders (Lure) in der Grafschaft Burgund die Rede gewesen sey. Indessen bleibt es nicht weniger wahr, daß gedachter K. Ludwig den Theil des Westrichs, worin Lautern gelegen ist, im Besitz gehabt habe, und daß, als sein Sohn Kai-

(*) Diese Chronik führt den Titel: Von der Stadt Kaiserslautern, wann sie gebauet, und was sich allda zugetragen. Sie endigt sich mit Anfang des 15ten Jahrhunderts.

Kaiser Karl der Dicke, im J. 882, die Kirche zu St. Bartholomäi in Frankfurth mit Gefällen in verschiedenen königlichen Dörfern und Höfen begabt hat, Lautern nahmentlich darunter begriffen gewesen ist. In diese Zeit mag auch die Erwerbung gewisser Güter, welche die Abtey Lorsch zu Lautern besessen hat, fallen. In der Mitte des 12ten Jahrh. geschahe es, daß K. Friedrich I. zu Lautern eine große königliche Burg aus rothen Sand-Steinen erbauete, welche auf einer Seite mit einer starken Mauer, und auf der andern mit einem Fisch-Weiher umgeben, dabey auch ein schöner Thier-Garten angelegt war. Gedachter Kaiser stiftete zugleich ein Hospital daselbst mit einem Kloster, dessen weiter unten wieder Erwähnung geschehen wird. Der Ort selbst aber scheint anfänglich ein Eigenthum der rheinfränkischen Herzoge gewesen zu seyn, welches auf die schwäbisch-hohenstaufischen Herzoge, aus welchen K. Friedrich I. entsprungen, vererbet worden ist, indem noch dieses Kaisers Enkel, K. Friedrich II., die Stadt Lautern, wie bereits oben gemeldet worden ist, sein patrimonium nennt. Unter den Schicksalen dieser Stadt wird erzählt, daß sie im J. 1234 in einer Empörung, und im J. 1256 durch einen Blitzstrahl eingeäschert, aber jedesmahl wieder aufgebauet worden sey. Bis dahin sollen auch verschiedene Kaiser daselbst gewohnt, und Beylager gehabt haben. Durch den Untergang des hohenstaufischen Hauses wurde Lautern eine unmittelbare Reichs-Stadt, und die dasige Burg ein Eigenthum des Reiches. Beyde, Burg und Stadt, übergab K. Richard sammt der Feste Trifels und den Reichs-Kleinodien, dem Ritter Reinhard von Hoheneck, mit welchem, nach jenes Absterben, der Pfalzgraf Ludwig II., im J. 1273 überein kam, daß er die ihm anvertraueten Güter, Festungen und Kleinodien, mit aller Zugehör für 1000 Mark Silbers dem neuen zu

erwähl-

erwählenden Kaiser übergeben sollte. Im J. 1276 ertheilte K. Rudolph I. seiner und der Reichs-Stadt Lutern eben die Freyheiten und Rechte, welche der Stadt Speyer verliehen waren. Dieses bestätigte hernach K. Adolph, im J. 1294; und K. Albert beschenkte die Stadt, im J. 1303, mit dem beträchtlichen Walde Spizrein, und bestimmte dessen Umfang von dem Wege nach Aspach durch das Weynerthal bis an die Lauterspring, von da bis Nentersweiler und bis in den Bremerein, zu ihrer Benutzung.

K. Ludwig IV. verlieh derselben, im J. 1323, ein Ungeld von Wein, Getreide, Tüchern und allem Viehe zu heben, um die davon eingehenden Gelder zur Befestigung der Stadt zu verwenden; hingegen verpfändete er in demselben Jahre Burg und Stadt dem Könige Johann von Böhmen um 10,000 Pfund Heller, befahl jedoch im Jahr 1332 dem Schultheiß und Bürgermeister, die durch die Stadt führende alte Land- und Heer-Straße zu unterhalten, auch keine Neben-Wege zu gestatten. Im J. 1344 gab er seinem Vetter, Pfalzgrafen Rudolph, auf, sich des Reiches wegen aller Güter, welche die Grafen in dem Wasgaue, und andere, sich unrechtmäßig angemaßt hatten, zu unterziehen. Gleichen Befehl ertheilte K. Karl IV. dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Aeltern, im J. 1357, wegen der Pflege Kaiserslautern, Burg und Stadt Wolfstein und Königsland mit seiner Zugehör, solche bis auf Widerrufen zu schirmen und zu verantworten, wogegen der Pfalzgraf sich verschrieb, die Stadt und ihre Zugehör bey allen Rechten, Freyheiten und Gewohnheiten zu belassen. Vier Jahr darnach versprach gedachter Kaiser, den Pfalzgrafen von der Burg Wolfstein oder Lautern nicht zu entsetzen, er habe ihm dann zuvor 5000 florenzer Gulden bezahlt; und im J. 1367 schrieb er ihm

ferner,

ferner, Kaiserslautern niemand ohne anderweite seine Bothschaft einzugeben. Im J. 1378 gestattete auch der römische König Wenzel dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Jüngern, die schon verpfändete Reichs-Feste, Städte und Dörfer Oppenheim, Ingelnheim ꝛc. und dazu seine und des Reiches Burg und Stadt Kaiserslautern zu besitzen. Im J. 1385 bat Friedrich von Bylenstein, ein Ritter, den Pfalz-Grafen Ruprecht den Aeltern um Erlaubniß, sein Haus und Hofreithe auf der Burg zu Lautern, auch einen halben Garten als Burg-Lehen an Winar'n von Gimnich, Antelmann von Grasewege und Katharine Frau von Hohenburg, verkaufen zu dürfen. Bald darauf nahm gedachter Pfalzgraf Bechtolfen v. Flersheim zum Burgmann zu Lautern auf, und verliehe ihm nicht nur sein Haus und Hof, den vormahls Herrmann von Steden besessen hatte, sondern auch ein anderes Burg-Lehen auf dem „Dehem „zu Lautern, das da heißt das Ecker, welches dem „Reiche und ihm von Johann v. Wartenberg, Rit„ter, ledig geworden war." Sodann gab er Johannsen Horneck v. Weinheim dasjenige Burg-Lehen, welches vorher Johann v. Breitenborn vom Reiche getragen hatte. Hieraus erhellt, daß Lautern mit aller Zugehör und Gerechtigkeit als eine wahre Reichs-Pfandschaft zur Pfalz gehörig gewesen ist. Dennoch verschrieb hernach K. Ruprecht diese Burg und Stadt mit Oppenheim, Ingelnheim ꝛc. im J. 1402, seinem ältesten Sohne, Herzog Ludwig III., für 100,000 fl., die er ihm neulich darauf vorgeschossen hatte. Fünf Jahr darnach mußte die Stadt dem Leztern huldigen. Weil nun gedachter Pfalzgraf Ludwig jenen Pfand-Schilling aus der von seiner Gemahlinn Blanca ihm zugebrachten Morgengabe genommen hatte, kamen auch jene Pfandschaften bey der unter K. Ruprecht's Söhnen vorgegangenen

Theilung in keinen Anschlag, sondern waren dem ältesten Sohne zum voraus schon zuständig. Er ließ daher im J. 1427 über die der Stadt Lautern von Kaisern und Königen ertheilte und sonst hergebrachte Freyheiten und Gerechtsamen ein feyerliches Weisthum errichten, wobey Friedrich Graf von Leiningen, in seinem Nahmen vor Gericht gesessen, und die vier Glieder des Reiches, die zu Lautern gehörten, deswegen befragt hat. Diese nun, und die damahligen Burgmänner, gaben von allem umständliche Nachricht, und bestimmten zugleich den Umfang des ganzen Gebiethes, worüber des Reiches Gerichtbarkeit sich erstreckt.

Bey der konstanzer Kirchen-Versammlung fiel es zwar dem K. Sigismund ein, die Reichs-Pfandschaft von Lautern und andern Orten anzusprechen, wodurch der Pfalzgraf und Kurfürst in solchen Unwillen gesetzt wurde, daß er die Versammlung verließ, und sich in seine Lande zurück begab. Doch blieb es bey dem bisherigen Besitze, und der Kur-Fürst verordnete in seiner (1427) erklärten lezten Willens-Meinung, daß alle Reichs-Pfandschaften, nahmentlich Lautern, seinem ältesten Sohne verbleiben sollten. Nach seinem Tode machte der Vormund, Herzog Otto von Mosbach, eine Ordnung in Bestellung des städtischen Regimentes.

Im J. 1446 belehnte Kurf. Ludwig IV., Herz. Friedrich den Hundsrucker, und H. Ludwig den Schwarzen, mit den zur Grafschaft Veldenz gehörigen pfälzischen Lehen, worunter von des Reiches wegen das Burgseß zu Lutern und Nuwen-Wolfstein mit ihren Zugehörungen begriffen waren. Seinem Bruder und Nachfolger, Pfalzgrafen Friedrich I., huldigte die Stadt im J. 1452, da er nicht nur den Burgmännern ihre hergebrachte Lehen bestätigte, sondern auch die erledigten Lehen aufs neue ver-

gab,

gab, wodurch die dort schon angesessenen Herren v. Flersheim das meiste erhielten. Ein gleiches that, nach dessen Ableben, Kurfürst Philipp, dem im J. 1477 ebenfalls gehuldigt wurde. Im J. 1510 errichtete Kurf. Ludwig V. mit der Stadt, ihres Regimentes halber, einen Vertrag, und erläuterte die von Herzog Otto vorgeschriebene Ordnung in 16 Puncten, welche er alle Jahr der Bürgerschaft vorzulesen befahl; darin wurde deutlicher bestimmt, wie es mit der städtischen Gerichtbarkeit und der Verwaltung der gemeinen Einkünfte gehalten werden sollte.

Die Stadt und das Amt Lautern blieb immer bey der Kur, bis Kurfürst Friedrich III. seinem aus zweyter Ehe erzeugten Sohne, Johann Casimir, anfänglich die Ober-Aemter Mosbach und Bocksberg, hernach die Ober-Aemter Neustadt und Lautern, nebst dem Amte Beckelnheim, anwies. Weil aber Stadt und Amt Lautern seines Bruders, Ludwig's VI. Gemahlinn Elisabeth, gebornen Landgräfinn von Hessen, zum Wittum bestimmt war, so stellte jener im J. 1577 einen Revers aus, daß er es gegen brüderliche Vergleichung und Einräumung anderer Stücke, wozu das Ober-Amt Germersheim gewählt wurde, wieder abtreten, auch was ihm vermöge väterlicher Verordnung ausgesetzt war, von der Kur zu Lehen empfangen wolle. Dieser brüderliche Vergleich kam auch im folgenden Jahre wirklich so zu Stande, daß es bey Einräumung der Aemter in der Ober-Pfalz und am Rhein blieb, Herzog Johann Casimir aber die zur Kur gehörigen Stücke von derselben zu Lehen empfing. Herzog Johann Casimir starb ohne männliche Erben, und so fielen seine Landes-Theile an Kurf. Friedrich IV. zurück.

Bey dem hernach ausgebrochenen böhmischen Kriege mußte die Stadt viel Ungemach ausstehen, indem die Spanier im J. 1621 sich derselben ohne

Widerstand bemächtigten, obwohl einige der vornehmsten Einwohner sich mit dem Grafen von Mansfeld in ein heimliches Verständniß eingelassen hatten, dem zu Folge wirklich 800 Mann in die Vorstadt waren eingelassen worden; denn die Anschläge wurden zu rechter Zeit entdeckt, diese Hülfsvölker abgetrieben, und die Rädelsführer aus der Bürgerschaft gehenkt. 10 Jahr darnach kamen die Schweden, und nahmen die Stadt in Besitz. Im J. 1635 wurde dieselbe von dem kaiserl. Obersten, Melchior Grafen von Hatzfeld, mit stürmender Hand erobert, geplündert, und viele von der Besatzung wurden erbärmlich um das Leben gebracht. Zu Ende des J. 1644 mußten die Kaiserlichen den Franzosen weichen, welche endlich, vermöge des westphäl. Friedensschlusses, die Stadt an Kurf. Karl Ludwig wieder übergaben. Als aber dieses Kurfürsten Tochter, vermählte Herzoginn von Orleans, einen großen Theil der Pfalz, und darunter auch die Stadt Lautern mit aller Zugehör, als eine Allodial-Erbschaft in Anspruch genommen hatte, rückten die Franzosen, im J. 1688, unter Anführung des Marschalles, Marquis *de Boufleurs*, vor die Stadt, und eroberten solche, ungeachtet aller Gegenwehr, doch unter so günstigen Bedingungen, daß dieselbe damahls vor dem in allen übrigen Städten verübten Brande verschonet, und endlich durch den ryswickischen Friedens-Schluß ihrem rechtmäßigen Herrn wieder eingeräumet wurde. Im J. 1702 wurde die orleanische Erbschafts-Sache zu Rom entschieden, und der Herzoginn wurde, an statt der Erbschaft, eine Summe von 300,000 römischen Thalern zuerkannt. Weil nun die Zahlung dieses Geldes auf 4 Jahr bedungen war, indessen aber der spanische Successions-Krieg seinen Anfang genommen hatte, mußte Kurf. Johann Wilhelm nach mehrern Unterhandlungen endlich seine

Be-

Besatzung aus Lautern weg ziehen, und den Franzosen Platz machen. Hier geschahe es nun, daß der General, Graf v. Horn, die meisten Thürme und Mauern schleifen, das Schloß aber sprengen und verbrennen ließ. Diese Gäste zogen zwar wieder ab, allein die Stadt blieb doch immer den feindlichen Anfechtungen ausgesetzt. Im J. 1713 wurde sie, unter Befehl des Generales v. Quadt, von dem Obersten Kleinholz Nachts überstiegen, und verschiedene Officiere wurden daraus nach Frankreich abgeführt. Gleich darauf mußte die unter dem kurpfälz. Obersten Wolf im Schlosse gelegene Besatzung eine Belagerung aushalten, sich auch an den franzós. General, Graf v. Dillon ergeben, mithin die Stadt abermahl feindliche Truppen einnehmen, die erst nach dem im folgenden Jahre zu Stande gekommenen badischen Friedensschluß wieder abgezogen sind.

Beynahe in jedem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich ist die Stadt und Gegend von Kaiserslautern bald dieser bald jener kriegführenden Macht zu Theil geworden; allein, keine dieser Mächte konnte sich dort halten, und dieser Fleck Landes war ein wahrer Wechsel-Punct, der keine Ruhe hatte. Wenn man die Lage dieser Stadt in den Vogesen betrachtet, so scheint es, als hätte selbst die Natur dieselbe zu einem so wandelbaren Kriegs-Glücke bestimmt.

Auch in dem gegenwärtigen Kriege scheint dies wieder ihr Los zu seyn; denn schon drey Mahl hat sie während desselben einen andern Oberherrn erhalten. Bey Custine's Einfall hatte sie den ersten Besuch der Franzosen. Als die Preußen, im Frühjahr 1793, diese vertrieben, kehrte sie unter die alte Herrschaft zurück, sahe im November ihre deutschen Brüder siegen, und schöpfte Hoffnung, dieselben nun auf immer zu behalten. Doch ein Verlust, fern von ihren Fluren, nöthigte 3 Wochen nachher, jene, sie wieder zu verlassen, und die Franzosen kehrten zurück in ihre Mauern, wütender und räuberischer als vorher; Räuber aus Neigung, und Räuber aus Kriegs-Kunst, weil diese es erfordert, dem Feinde diejenige Ge-

gend zu verwüsten, wo er den Sommer über zubringen will. Die armen Einwohner verlebten im Kummer die traurigen Tage des Winters. Alles, was fliehen konnte, entflohe, ließ Haus und Hof im Stiche, und rettete nur die wenige Habe, die leicht fortzubringen war. Im May 1794, kehrte der Einwohner wieder zurück, und fand sein Haus leer und verwüstet, oft so sehr, daß der Eigenthümer dasselbe bloß durch die Stelle wieder erkannte. Daß er wiederkehren konnte, hatte er den Preußen zu verdanken, denn zu dieser Zeit waren sie wieder Meister von dieser Gegend.

Das Merkwürdigste dieser Stadt, ist der am Ende derselben auf der nordwestlichen Seite stehende alte kaiserliche Pallast, welchen, wie oben schon bemerkt worden ist, Kaiser Friedrich I. in der Mitte des 12ten Jahrh. erbauet hat. Obschon das meiste davon in gänzlichen Verfall gerathen ist, so geben doch die aus großen Quader-Steinen bestehenden Haupt-Mauern, und die darin befindlichen Ueberbleibsel der mit zierlichen Säulen unterstützten königl. Capelle einen Beweis von seiner ehemahligen Schönheit (*). Während dem, daß die Stadt in kurpfälzischen Händen ist, sind zwey neue Flügel angebauet worden. Schon im J. 1367 bekannte Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere, daß ihm K. Karl IV. über den am Zoll zu Germersheim bereits genossenen Turnos, einen neuen, und dazu 4000 Fl. gegeben habe, die er zur Erbauung der Reichs-Burgk Kaiserslautern verwenden sollte. Jezt enthält dieses Schloß die Wohnung des Land-Schreibers, den Versammlungs-Ort des Ober-Amtes, und kurfürstliche Getreide-Magazine. Der ganze Bau war vormahls mit Wällen und Festungs-Gräben umgeben, und folg-

(*) In Merians Topographie der Pfalz findet man den kaiserl. Pallast zu Lautern in seiner ehemahligen Gestalt abgebildet.

folglich von der Stadt abgesondert. Am Eingange des Schlosses zieht eine Straße in den östlichen Theil der Stadt, welche man den Rittersberg nennt, weil die Burgmänner daselbst ihre Wohnungen hatten.

Quer durch die Stadt fließt die Lauter, die in dem Stifts-Walde, in einer Gegend, die Lauterspring genannt, aus mehrern Quellen entspringt, und bey Lautereck sich in den Glan ergießt. Sie treibt von ihrem Ursprunge bis zur Stadt, die entersweiler, die Salings- und Papier-Mühlen, in der Stadt selbst die Hospital- und die Schloß-Mühlen, und unterhalb derselben die städtische Ohlig-, neue, und die Kameral-Kaisers-Mühlen. Darein fällt in der Stadt eine erhobene Land- und Post-Straße, welche von Worms, Manheim und Speyer nach Zweybrücken, von da aber durch Lothringen nach Frankreich führt. Eine andere Land-Straße kommt von Frankfurth und Maynz, auch Bingen und Kreuznach über Gellheim, und vereinigt sich mit der vorigen. In der Stadt wird der kurpfälzische Land- und Gulden-Zoll erhoben.

Lautern hatte vor Alters mehrere Thore. Im J. 1509 wird der Gau-, Mezer- und Burg-Pforte nebst dem Zwingelborn-Thörlein gedacht. Jezt besteht noch die erste mit ihrem vorigen Nahmen; die zweyte schließt die beyden Vorstädte ein, welche ebenfalls mit den städtischen Ring-Mauern umgeben sind. Jede hat eine besondere Pforte, wovon die eine das Fackel-, die andere das Gerst-Thor heißt. Auf gedachter Mezer-Pforte steht ein schöner Thurm, welcher 6 Stockwerk hoch ist, von dem die ganze Stadt und Gegend übersehen werden kann.

Zum Gebiethe und Gerichts-Banne der Stadt werden verschiede Höfe und Mühlen gerechnet, welche theils der kurf. Hof-Kammer, und der geistlichen Verwaltung, theils aber der Stadt selbst gehören.

In der Stadt und den umliegenden Höfen, Mühlen und Hütten, war, im J. 1787, die Bevölkerung 468 Familien, oder 2659 Seelen, stark. An Gebäuden fanden sich 3 Kirchen, 1 Capelle, 6 Schulen, 361 bürgerliche und andere Häuser. Die Feld-Gründe betragen 2954 Morgen Aecker, 494 Morg. Wiesen, 196 M. Gärten, und 9773 M. Wald.

In der städtischen Gemarkung befinden sich verschiedene Frey-Güter, welche theils der kurf. Hof-Kammer als heimgefallene Burg-Lehen, theils der geistlichen Verwaltung wegen des Stiftes und der Kirche, theils aber dem Bürger-Hospitale, der sogenannten Spende, der Deutsch-Ordens-Commende Einsiedel, den Grafen v. Wartenberg, den Flersheimischen und Linkischen Erben gehören.

Die um Lautern gelegenen Waldungen sind sehr beträchtlich. Die kurf. Hof-Kammer besitzt den großen Reichswald, aus welchem die Bürgerschaft ihr Bau- und Brenn-Holz zu ziehen, und den sie auch zur Rauh- und Schmalz-Weide zu nutzen berechtigt ist. Seine Gränzen erstrecken sich gegen Ost und Süd an die Kellerey Hohenecken und die Herrschaft Landstuhl, gegen West aber an die Gerichte Ramstein, Steinwenden und Weilerbach. Der gemeinen Stadt gehört der obgedachte Spitzrein, welcher gegen Ost und Süd an den Stiftswald, gegen West an den Reichswald, und gegen Nord an den sogenannten Brand anstößt. Das Stift Lautern besitzt 19 Haupt-Bezirke, die über 9000 Morgen Landes betragen sollen. Zu Besorgung der landesherrlichen Jagd- und Forst-Gerechtigkeit ist ein eigener Forst-Meister bestellt, unter welchem auch alle übrige Förster des Ober-Amtes stehen.

In dem Umfange des zur Stadt gehörigen Gebiethes befinden sich verschiedene Fisch-Weiher und Sümpfe, von welchen einige in neuern Zeiten zu

Wie-

Wiesen und Ackerfeld ausgetrocknet worden sind. In dem jezt ausgetrockneten Kaiserwog wurde 1497 vom Kurfürst Philipp, ein über 267 Jahr alter, 19 Schuh langer, und 350 ℔. schwerer Hecht gefangen, der um seinen Hals einen goldenen, bey dem Wachsthume des Fisches sich erweiternden Ring mit einer griechischen Inschrift trug, welche zu Deutsch folgender Maßen lautet: „Ich bin unter allen Fischen der „erste, welcher durch die Hände Kaiser Friedrich's II. in die„sen See gesetzt worden ist, d. 5 Oct. 1230." Siehe im XXII Th., S. 581.

Die geräumige, 1717 aufgeführte lutherische Kirche, steht auf dem Rittersberge, dem östlichen Theile der Stadt, wo ehemahls die Burgmänner wohnten, und wohin, vom Pallaste aus, eine lange Straße läuft. Die ausserordentlich große und zierlich gebauete reformirte Pfarr-Kirche, gehörte ehemahls zu dem reichen, von K. Friedrich I. gestifteten, 1564 aufgehobenen Prämonstratenser-Stifte zu U. L. Fr., deren Kloster-Gebäude jezt vom kurf. Schaffner und andern Personen bewohnt werden. In der Stadt befindet sich auch ein Franciscaner Kloster, welches K. Friedrich II. um das J. 1220 hat erbauen lassen. Das Bürger-Hospital steht in dem östlichen Theile der Stadt, und ist mit guten Einkünften begabt; auch ist ein besonderer Schaffner oder Verwalter darüber gesetzt. Die lateinische Schule für die katholische Jugend, worin die Franciscaner fünf niedere Classen haben, und zwey besondere Priester dazu unterhalten, ist zu Anfange des jezigen (18ten) Jahrh. errichtet worden.

Die 1769 hier errichtete physikalisch-oekonomische Gesellschaft, berühmt durch ihre Abhandlungen und eine 1774 unter landesfürstlicher Begünstigung gestiftete hohe Kameral-Schule, ist 1784 sammt dieser Erziehungs-Anstalt nach Heidelberg verlegt,

und dort mit der Universität vereinigt worden, wovon im Art. Oekonomische Gesellschaften ein Mehreres vorkommen wird.

Den Zehent in der Gemarkung bezieht die geistliche Verwaltung von wegen des Stiftes, und nur aus einigen Bezirken das Hospital.

Die Stadt hat ihren eigenen Blut-Bann. Das Hoch-Gericht steht eine Viertel-Stunde davon gegen West auf einer Anhöhe. Der Magistrat bestand immer in einem Stadt-Schultheiß, zwey Bürgermeistern, und mehrern Raths-Schöffen. Jezt ist ein Stadt-Schultheiß, ein Anwald-Schultheiß, nebst acht Schöffen, ein Stadt-Schreiber und ein Rent-Meister mit der mindern Dienerschaft angestellt. In der Stadt wohnen auch der Land-Schreiber, der Ausfauth, der Oberamts-Schreiber, der Oberamts-Physikus, und zwey Advocaten von Seiten des Ober-Amtes; von Seiten der Hof-Kammer, ein Gefäll-Verweser, ein Steuer-Obereinnehmer und ein Zoll-Bereiter; von Seiten der geistlichen Verwaltung aber, der Pfleger zu Otterberg, der Stifts-Schaffner, ein Collector der Kirchen-Gefälle, ein Schaffner der geistlichen Gefälle des Unter-Amtes Rockenhausen; endlich auch der Beamte des Deutschen Ritter-Ordens und seiner Commende Einsiedel.

Die Stadt führt in ihrem Wapen einen rothen Herz-Schild, wodurch ein weißer Pfahl zieht, auf welchem ein Fisch zu sehen ist. Dieses Wapen scheint erst damahls, als der große Hecht war gefangen gewesen, angenommen worden zu seyn. Noch wirklich befinden sich bey dem Magistrate alte Sigille, worauf das Wapen ganz anders beschaffen ist. In dem einen erscheint der einfache Reichs-Adler, auf dessen Brust ein erhabener Herz-Schild ist, durch welchen der weiße Pfahl senkwärts zieht, mit der Umschrift: † SIGILLVM SCULTHERIE LUTRENSIS. In

einem

einem andern kommt der Reichs-Adler nicht vor, sondern nur ein Herz-Schild, durch welchen der Pfahl zieht; auf dessen rechter Seite steht ein bloßer Schenkel eines Menschen mit dem Fuße, zur Linken aber ein Zweig mit folgender deutschen Umschrift: † DIE HEREN MEYSTERN VON LUTER. In einem dritten erscheint die kaiserliche Burg, oder vielmehr die Vorseite von 2 Flügeln derselben, und dazwischen der Pfahl, auf dem zwey Fische liegen, welche Karpen gleichen, mit der Umschrift: Sigillum secretum Civitatis Lutrensis. Im vierten Siegel sieht man die Stifts-Kirche mit einem großen und zwey kleinern Thürmen; oben den doppelten Reichs-Adler, mit einem Schildchen auf der Brust, worin das Brust-Bild eines Kaisers (vermuthlich Friedrich's I.) mit der Umschrift: Der Stadt Keysers Lautern grose Insiegel 1152; mit welcher Jahrzahl auf die erste Zeit der Stiftung gezielt wird. Im fünften erscheint wieder der einfache Reichs-Adler mit einem Schildchen auf der Brust, in welchem der Pfahl ohne den Fisch sich zeigt; unter dessen Flügeln steht die Jahrzahl 1646 mit der Umschrift. Der Stadt Lautern Gerichts Secret. Im sechsten und siebenten ist ein zierlich geschnittener, sich nur wenig von einander unterscheidender Schild, bloß mit darauf liegendem Pfahle und Fische, nebst der Umschrift: Der Stadt Lautern Bittschaft. Endlich Achtens, ein sehr schlecht gestochenes Signet, worauf in einem Herz-Schilde der Fisch auf dem Wasser schwimmend, und oben darüber zwey Rosen-Zweige vorgestellt sind. Die Umschrift heißt: Der Stadt Lautern Klein Insiegel.

Im J. 1771, wurde unter Aufsicht der oekonomischen Gesellschaft, aus patriotischer Absicht, um den Einwohnern und benachbarten Landleuten ein Neben-

Gewerbe zu verschaffen, unter kurfürstl. Privilegien, eine ansehnliche Siamois-Manufactur angelegt, welche nach und nach eine wichtige Flachs- und Baumwollen-Spinnerey veranlasset hat, und jezt in den 6 Winter-Monathen, wenigstens beständig 2800 Spinner beschäftigt. In der Manufactur selbst arbeiten nur 10 Stühle; aber über 70 in der Stadt und auf dem Lande wohnende Weber arbeiten ausserdem beständig für sie. Vorzüglich werden alle Arten und Muster von Siamois, auch baumwollene Multon, mancherley halbbaumwollene Zeuge ꝛc. verfertigt. In dem nahe gelegenen Land-Gute zu Siegelbach, hat die oekonomische Gesellschaft eine vortreffliche Land-Wirthschaft eingerichtet. Ueberhaupt ist die Stadt Lautern seit der Zeit sehr in Aufnahme.

Läutern, lauter machen.

1. Von lauter, so fern es ehedem auch hell, klar bedeutete.

(1) Eigentlich, welche Bedeutung doch im Hochdeutschen selten ist.

Dir grünet Berg und Thal, dir läutert sich die Luft.
Opitz.

Im Forstwesen werden die Hölzer und Wälder geläutert oder gelichtet, wenn sie zu dick sind, und einige Bäume heraus gehauen werden.

Bey den Hutmachern wird der Zeug geläutert, wenn er mit dem Fach-Bogen ganz aus einander getrieben und locker gemacht wird. Siehe im XXVII Th., S. 86.

(2) Figürlich, klar, deutlich, verständlich machen, wo es doch nur in dem zusammengesetzten erläutern (s. weiter unten), üblich ist.

In den Rechten hat sich noch das einfache Zeit-Wort, obgleich in einem veränderten Verstande, erhalten. Eine Partey läutert daselbst, nicht wenn

sie

sie den von dem Richter gegebenen Bescheid oder dessen gefälltes Urtheil erläutert oder erklärt, sondern wenn sie von eben demselben Richter eine Erklärung oder Milderung eines dunkel oder unbillig scheinenden Urtheiles oder Bescheides verlangt. Im mittlern Lat. leuterare, daher es in der gemeinen Sprech-Art der Rechte auch mit der lateinischen Endung leuterir-en üblich ist, wo auch diejenige Partey, welche läu-tert, der Läuterant, die andere aber der Läuterat genannt wird.

2. In engerer Bedeutung, von allem geringern beygemischten Zusatze befreyen, sowohl eigentlich, als figürlich; Fr. clarifier, purifier. Metalle werden durch das Feuer geläutert, wo doch im Hüttenbaue andere Ausdrücke üblich sind. Geläutertes Gold. Flüssige Körper werden durch Abseihen, Filtriren, u. s. f. geläutert. Den Zucker läutern, ihn zu einem Syrup kochen, und vermittelst Wassers und Eyweißes von aller Unreinigkeit befreyen; siehe Th. X, S. 439, f. Den Branntwein läutern, ihn nochmahls abziehen oder abtreiben; siehe im VI Th., S. 420, fgg. und im IX Th., S. 126, fgg. Butter läutern, durch Schmelzen. Honig läu-tern, seimen; s. Th. XXV, S. 19, fgg. Die Kürschner läutern die Felle, wenn sie das Fett aus den Haaren mit einem heißen Körper wegschaffen; und sie haben eine Läuter-Tonne, s. Th. LVII, S. 30, f. und die dazu gehörige Fig. 3417. Die Weiß-Gärber läutern die Häute, wenn sie den Kalk durch mehrmahliges Spühlen und Waschen heraus schaffen.

So auch die Läuterung, in allen obigen Fällen.

Bey dem Notker liuteren, luoten; bey dem Willeram luiteren; in dem alten Fragmente auf Karl's Feldzug bey dem Schilter gelutteren; im Nieders. luttern, im Dän. und Schwed. luttre.

Daher abläutern, einen flüssigen oder flüssig gemachten Körper völlig lauter oder klar machen, es geschehe nun durch einen Zuschlag, oder durch Abschäumen, oder durch das Setzen lassen, oder auf andere Art. Ein Metall abläutern. Zucker abläutern. Ein abgeläuterter Wein. In den Bergwerken wird abläutern sowohl von dem Waschen der Erze, als auch von dem Durchrädern derselben in Wasser, gesagt. Das lezte geschieht in dem Abläuter-Fasse; das erste aber vermittelst der Abläuter-Kiste, welches eigentlich eine hölzerne Krücke ist, von den Abläuter-Jungen. Daher die Abläuterung.

Ausläutern, ein nur im Forstwesen übliches Wort, lauter, d. i. hell machen, auslichten. Einen Wald, ein Holz ausläutern, d. i. aushauen. Daher die Ausläuterung.

Durchläutern, durch und durch läutern, in der höhern Schreib-Art. Die Rede des Herrn ist lauter, wie durchläutert Silber, Ps. 12, 7. Gold, das mit Feuer durchläutert ist, Offenb. 3, 18. Die Reden des Herrn sind durchläutert, Ps. 18, 31. Sprichw. 30, 5.

Erläutern, lauter machen, doch nur in figürlichem Verstande, begreiflich machen. Eine Sache erläutern. Ich will dir den Umstand erläutern. Beyspiele beweisen nicht, sie erläutern nur. Daher die Erläuterung. Jemanden eine Erläuterung geben, ihm eine Sache begreiflicher machen.

Lauterstall, der lautere Stall; in den niedrigern Sprech-Arten die kalte Pisse, die Strahl-Pisse, Niederf. Lüttermige, Fr. le flux d'urine, ist eine Krankheit, welche die Pferde bisweilen befällt, insonderheit wenn sie an fremde Oerter kommen, und Wasser trinken, an welches sie nicht gewöhnt sind, oder wenn sie dumpfigen Haber fressen. Sie besteht darin,

darin, daß das Pferd das getrunkene Wasser, so hell und lauter, wie es dasselbe getrunken hat, wieder ausharnt, wobey es immer wieder aufs neue trinken will und großen Durst hat.

Wenn der Lauterstall ganz einfach und ohne Fieber und andere Zufälle ist, so ist keine Gefahr dabey. Man darf nur in dem Wasser, welches das Pferd trinken soll, Erlen-Laub abkochen; will es dieses Wasser von selbst nicht trinken, so gießt man ihm bisweilen einige Maße davon ein. Wird die Krankheit hierdurch noch nicht gehoben, so gebraucht man ein kräftigeres erwärmendes und stärkendes Mittel, aus ½ ℔. Althäen-Salbe, 8 Loth Stein-Oehl, und 4 Loth gepülverten Campher, unter einander gerührt, wovon man täglich 2 Mahl, zur Größe eines Hühner-Eyes, giebt. Bisweilen aber ist der Lauterstall mit einem Fieber und einer großen Abmattung des Thieres verbunden; alsdann muß man diese Mittel so lange aussetzen, bis man das Fieber durch Aderlassen, Klystiere, Salpeter und gehörige Diät, gehoben hat.

Robertson rühmt gegen den Lauterstall als ein ungemein dienliches Mittel, Haber- oder Rocken-Mehl in einem gar nicht fetten eisernen Geschirre braun geröstet, und davon dem Pferde jedes Mahl eine Handvoll unter das Saufen gethan. Er versichert, daß ihm dieses Mittel niemahls fehlgeschlagen sey.

Nach Freyh. v. Sind (*), sind, wenn der Lauterstall nur einfach und ohne Fieber ist, bloße Adstringentia dagegen hinlänglich; z. B.

℞. Pulv.

(*) In Dessen Unterricht in den Wissenschaften eines Stall-Meisters, mit einem Lehrbegriff der Pferdearzneykunst, (Götting. 1775, gr. 8.) S. 744 f.

℞. Pulv. ſubt. rad. tormentill. ℥ij.
zingib. ʒv.
ſem. agn. caſt. ℥j.
croc. mart. adſtring. ℥ij.
Eſſ. vitriol. mart. grt. XL.
M. c. mell. elect. ℔j.
F. Electuar.

Hiervon giebt man dem Pferde Morgens, eine Stunde vor dem Futter 2 Unzen ſchwer, und des Abends eben ſo viel, welches man einige Tage fortzuſetzen hat. Ferner kocht man eine Handvoll Erlenblätter in 1 Maß Waſſer, bis die Hälfte davon eingekocht iſt, ſeihet es durch, und thut es zu einer großen Wanne voll Waſſer, davon man dem Pferde zu trinken giebt. Will es aber nicht gern davon trinken, wie gemeiniglich geſchieht, ſo giebt man ihm alle Stunden ein Maß davon mit 20 bis 30 Tropfen Spir. nitr. dulc. ein.

Iſt aber ein Fieber dabey, ſo muß man vor allem an beyden Seiten des Halſes zur Ader laſſen, und alsdann von folgender Mixtur alle 4 Stunden einen halben Schoppen eingeben, bis keine Zeichen des Fiebers mehr vorhanden ſind.

℞. Aqu. plantag.
tormentill.
ſcorzon. āā ℔ij.
Pulv. rad. gentian.
pimpinell. āā ℥ij.
hb. abſinth.
acetoſ. āā ℥j.
conch. ppt. ℥iij.
tart. vitriol. ℥j.
ſulph. antim. aurat. ℥j.
M. D.

Dabey kann man ein oder zwey Mahl des Tages gelinde abführende Klyſtiere, mit etwas Sal. polychr. gebrauchen, und wenn das Fieber nachgelaſſen hat, die vorige Latwerge und das Waſſer gebrauchen.

Das

Das Pferd muß in der Zeit wenig Haber, sondern genetzte Kleyen mit Gersten-Mehl und Weizen-Stroh unter das Wasser gemischt, bekommen. Man kann auch unter das Wasser eine Handvoll Gersten-Mehl und einen Kochlöffel voll Honig thun.

Lauterstein, ein kursächsisches Amt und verfallenes Schloß, im erzgebirgischen Kreise in Meißen, an den böhmischen Gränzen. Das Amt steht unter einem Justiz-Amtmanne und einem Rent-Beamten. Es hat 2 Städte, (Zöblitz und Olbernhau,) 5 alte Schriftsassen mit 8 Dörfern, 3 neue mit 2 Dörfern, 3 Amtsassen mit 2 Dörfern, 14 Amtsdörfer; in allem 26 Dörfer und 2 Vorwerke. Im J. 1779 lebten hier in 2212 Familien 6929 Menschen über 10 Jahr, mit 3838 Kühen und 366 Schafen. Es besteht aus dem niedern Theile der ehemahligen Herrschaft Lauterstein, welche die v. Berbisdorf von den Burggrafen zu Leißnig anfänglich pfandweise, und hernach erblich bekommen, und den niedern Theil derselben 1559 an Kurf. August verkauft haben, der ein Amt daraus machte. In Steinbachens Historie des Städtchens Zöblitz ist eine kleine Land-Karte von diesem Amte zu finden. Die Amts-Expedition ist in Zöblitz. In diesem Amte sind unterschiedene Eisen-Hämmer.

Das 1629 von schwedischen Reitern eingeäscherte und seitdem wüst liegende Schloß Lauterstein, befindet sich auf einem Felsen, beym Zusammenfluß des Roth- und Schwarz-Wassers. Das gegenüber liegende Schloß Burzberg oder Alt-Lauterstein, ist älter.

Lautrec, eine kleine Stadt im Lande Albigeois, im Gouvernement von Languedoc, in Frankreich, auf einem Berge, wo vortrefflicher Wein wächst. Sie hat den Titel einer Grafschaft.

Lauwarm, lau, der Wärme nach. Lauwarmes Wasser, laues. Den Wein nur lauwarm machen, lau.

Das angehängte warm soll diese Bedeutung des Wortes lau von andern unterscheiden, indem es in manchen Gegenden auch für kraftlos, unschmackhaft, flau, gebraucht wird. Engl. lukewarm.

Lauwine, (die) ein nur in den schweizerischen Alpen-Gegenden übliches Wort, eine von den Bergen herabfallende Masse Schnee zu bezeichnen. Eine Schnee- oder Berg-Lauwine, ein Klumpen Schnee, welcher von den steilen Bergen rollt, sich im Herabfallen vergrößert, und oft ganze Häuser und Dörfer bedeckt, welche auch nur schlechthin eine Lauwine, Lawine, und verderbt eine Lauine, Läbne, Löwine, u. s. f. genannt wird. Eine Wind-Lauwine, wenn sie von dem Winde los gerissen wird, oder auch schnell wie ein Wind daher fährt, und auch Staub-Lauwine heißt, weil sie alles mit einem Schnee-Staube bedeckt; zum Unterschiede von einer Schlag- oder Grund-Lauwine, welche nicht so geschwinde daher fahren, aber alles zu Boden schlagen; ja Bäume, Felsen und Berge mit aus dem Grunde reissen.

Im mittlern Lat. Lavanchia, Lauina, in der Dauphinee Lavange, in andern französischen Gegenden Avalange, Avalanche, in Savoyen Lavanche. Wohl nicht, wie Stumpf, und nach ihm Frisch glauben, von dem Oberdeutschen leinen, aufthauen, weil solche Lauwinen am häufigsten bey dem Anfange des Thau-Wetters zum Vorschein kommen, sondern unstreitig von dem Lat. labi, fallen. Schon Isidor sagt: Lavina, lapsum inferens. Und an einem andern Orte: Labina, eo quod ambulantibus lapsum inferat, dicta per deriuationem a labe. Daher Labina im mittlern Lateine auch von einer morastigen Gegend gebraucht wurde. Siehe Murre.

Der erste Blick auf die hohen Alpen erkennt schon von fern in ihren Schnee-Gebirgen ein bezeichnendes Merkmahl der höhern Gegend. Wie die Wärme auf

auf der Oberfläche der Erde von der Linie nach den Polen hin in seitwärts fortschreitenden Stufen abnimmt, so vermindert sie sich auch oberwärts nach den obern Schichten des Dunstkreises hin. In einer gewissen Höhe verliert sich ihre Wirksamkeit so sehr, daß die Niederschläge aus dem Dunstkreise da gewöhnlich als Schnee abgesetzt werden, wovon sich durch alle Jahrszeiten, und selbst Jahrhunderte hindurch, eine so große Menge in gefrornem Stande erhält, daß die dahin reichenden Hervorragungen der Erde mit einer unvergänglichen Schnee-Hülle bedeckt bleiben. Diese Schnee-Gränze schränkt sich in den Alpen auf die Höhe von 1400 Klafter über der Meeres-Fläche ein, mit kleinen in örtlichen Umständen gegründeten Abweichungen, da sie hingegen unter der Linie um 1000 Klafter höher hinaufrückt, und unter den Polen bis zur Meeres-Fläche niedersteigt.

Die Schnee-Gegend der Alpen ist, so todt man sie sich immer denken darf, doch nicht ganz ohne alle Mannigfaltigkeit. Man findet da bey dem Schnee selbst an Dichtheit, Farbe, Gestalt der Theilchen und ganzer Massen, und an allen übrigen Eigenschaften eine Verschiedenheit, die in niedrigern Gegenden ganz fremd ist. In der verschiedenen Entstehungs-Art und dem Unterschiede der Lager-Stätten hat man Anlaß gefunden, die in den hohen Alpen beobachtete Schnee-Massen, die man insgemein, im weitesten Sinne des Wortes, unter dem Nahmen der Gletscher (Glaciéres) zu begreifen pflegt, in Gattungen einzutheilen, welche mit eigenen Benennungen bezeichnet, und vornehmlich von Gruner (*), dessen Ver-

(*) Die Eisgebirge des Schweizerlandes, beschrieben von G. S. Gruner. (Bern, 1760, 8.) Th. 1, S. 23, fgg. Th. 3, S. 2, f.

dienste um diesen Gegenstand immer ihren Werth behalten werden, nur allzusehr vervielfältigt worden sind. Ihre Haupt-Verschiedenheiten lassen sich unter folgende Gesichtspuncte bringen. Die aus der Mittel-Kette des Alpen-Gebirges hervorragenden Felsen pflegen, so weit es die Steilheit ihrer Seiten-Flächen und die Zuspitzung ihrer Gipfel gestattet, mit einem Schleyer von ewigem Schnee umhüllt zu seyn. Diese unmittelbar aus dem Dunstkreise aufgesammelten Schnee-Rinden sind da ganz locker und weich, so daß sie leicht Eindrücke annehmen; ihr Weiß ist rein, und gewöhnlich matt, wenn nicht in der stärksten Sommer-Hitze ein leichter Anfang von Aufthauung den Nacht-Frösten Anlaß giebt, ihre Oberfläche mit einer dünnen Eis-Rinde zu überziehen. Solche beschneiete Alpen-Gipfel nennen die Schweizer mit einem allgemein eingeführten Volks-Nahmen Firne; s. Th. XIII, S. 434. Bey Gruner heißen sie Eis-Berge. Hr. von Saussüre gedenkt ihrer bey seinen Glaciers du Iecond genre (*), wiewohl er überhaupt nicht geneigt scheint, ihnen eine Stelle unter den Glaciers einzuräumen, weil ihr Schnee am wenigsten Eis-artiges hat, und die Unterscheidung des Schnees der hohen Alpen von dem gewöhnlichen Eise einen Haupt-Gegenstand seiner Abhandlung ausmacht.

Da die meisten Firne eine zugespitzte Gestalt haben, pflegt ihnen auch der Nahme Horn, der in der Schweiz für gleichbedeutend mit Spitzberg gebraucht wird, so beygeleget zu werden, daß einzelne Berge dieser Art mit einem ihnen gewidmeten Zusatze zu diesem allgemeinen Nahmen bezeichnet werden, wie z. B. das Schreck-Horn, das Groß-Horn, u. s. f. Ihre französische Benennungen: Pic, Dent, Aiguille, zielen

(*) Voyage dans les Alpes, To. 2, p. 258, f.

zielen ebenfalls auf die Zuspitzung ab. Wo diese aber allzu fein ist, und die Seiten-Flächen allzu seiger ansteigen, als daß der darauf abgesetzte Schnee sich in haltbarer Menge festsetzen könnte, bleiben sie, bey der ansehnlichsten Höhe, dennoch kahl, oder behalten nur eine mäßige Scheitel-Decke, oder sonst hin und wieder an einer gelegenen Stelle einen einzelnen Fleck von Schnee. Selbst dichtbeschneicte Firne, deren Gestalt die Anhäufung des Schnees in hohem Maße begünstigt, werden in ihrer durch diesen fremden Zuwachs beförderten Fortschreitung zu größerer Höhe dadurch eingeschränkt, daß, bey heftigen Stürmen, oder auch bey warmen Winden (*), oft ungeheure Schnee-Lasten ihren erhabenen Gipfeln entstürzen; eine Erscheinung, die unter dem Nahmen der Lauwinen einer der größten Schrecken der Alpen-Bewohner ist. Diese Schnee-Fälle legen den Grund zur Anhäufung neuer Schnee-Massen, die selbst wieder unter sich einige Verschiedenheit zeigen.

Auf dem Rücken der Mittel-Kette sammelt sich um jene Firne der von ihnen abgeschüttelte Schnee nebst den ergiebigen Beyträgen des Dunstkreises (**) zu Schnee-Bänken an, die an einigen Orten mehrere Meilen weit fortstreichen, und in ihrer größten Mächtigkeit an 100 Klafter halten können. Ihr Umfang wurde selbst im Lande vormahls so angestaunt, daß Altmann und andere helvetische Schriftsteller eine allgemeine Verbindung unter ihnen, und aus diesem Anlaß ein über die ganze Mittel-Kette verbreitetes

(*) Dergleichen West-Winde, die schnell den Schnee sehr mächtig angreifen, nennen die Schweizer Foen, welches man von Favonius ableiten will.

(**) Der Schnee fällt da wirklich häufiger, als auf den höhern Firnen, deren Gipfel manche Schnee-Wolke nicht erreicht, die an ihrer Wurzel klebt, und alles umher in Flocken versenkt.

Eis-Meer gemuthmaßet haben. Beydes widerlegen genauere Beobachtungen, nach welchen die vornehmsten Schnee-Strecken der Mittel-Kette keine Gemeinschaft unter sich haben, und der größte Theil von ihnen vielmehr in Quer-Thälern, als in längslaufenden Haupt-Thälern, vorkommt.

Nach Gruner werden die vornehmsten Schnee-Strecken der Mittel-Kette überhaupt in Eis-Thäler und Eis-Felder eingetheilet, nach dem sie mehr oder weniger vertieft sind, mehr zwischen den Firnen oder an dem äussern Rande des Gebirge-Rückens hinstreichen, mehr von Felsen eingeschlossen oder offener sind. Auch Hr. v. Saussüre nennt erstere Glaciers de la premiere classe, leztere Glaciers du second genre. Diese Eintheilung hat allerdings den Nutzen, zu verhüten, daß das Auge durch diese Schnee-Hüllen nicht von dem Baue des Gebirges selbst abgelenket werde. Ausser den örtlichen Abweichungen kommen aber diese beyderley Schnee-Massen in der Entstehungs-Art und in den vornehmsten Eigenschaften so sehr überein, daß sie kaum durch eigene Nahmen unterschieden zu werden verdienen. Wo ich gemeinschaftlich von ihnen rede, werde ich sie Schnee-Bänke nennen; wo ihr Unterschied von einander auszudrücken ist, nenne ich sie lieber Schnee-Thäler und Schnee-Felder, als Eis-Thäler und Eis-Felder, weil ihr Schnee allzu sehr von der Beschaffenheit eines wahren Eises abgeht, als daß er mit diesem verwechselt werden dürfte, und diese Verwechselung wirklich irrige Vorstellungen von seiner Entstehungs-Art veranlasset hat.

Der Schnee der Schnee-Bänke ist zwar weder so locker, noch so weich, als der Schnee der Firne, gleichwohl aber noch nicht dem Eise an Dichte, Härte, Gewebe, Glanz und Durchsichtigkeit, gleich. Die Gewalt des Sturzes, die eigene Last dieser großen Massen, und das, bey dem Anfange der Aufthauung

an

an der Oberfläche, einsickernde Wasser, womit dieser Schnee von Zeit zu Zeit durchfroren wird, giebt ihm ein ganz eigenes Maß von Dichte und Festigkeit. Seine Theilchen zeigen das Spießige der Schnee-Flocken nicht, und haben mehr Körniges. Die eingeschlossenen Luft-Bläschen sind nicht groß, und häufig gedrückt, gedehnt, schlängelig, und auf mancherley Art geformt. Der Schnee der Schnee-Felder pflegt etwas lockerer zu seyn, als der Schnee der Schnee-Thäler; er ist weniger zusammengepreßt, weil ihre Lage freyer ist.

Wo die Schnee-Felder sich in senkrecht abgeschnittenen Flächen endigen, die in den Alpen mit dem Nahmen der Eis-Wände (Murs de glace) bezeichnet werden, läßt sich ihre Mächtigkeit, ihr Korn, und an manchen Orten die Ordnung ihrer Schichten, erkennen, welche sich durch reichlicher mit Eis-Theilchen durchdrungene Fugen unterscheiden. Theils die Gränzscheiden zwischen den Schnee-Lagern einzelner Jahre, theils offene oder auch zugefrorne Spalten für den Ausfluß noch ströhmender oder versiegter Quellen, unterhalten den Schichten-Bau dieser Schnee-Bänke.

Auf ebenen oder doch wenig abschüssigen Flächen pflegen die Schnee-Bänke selost auch eben zu seyn, so daß man da bequemer, als auf irgend einer andern Schnee-Strecke fortkommt. Wenn aber das Erdreich uneben ist, zeigen sich, vornehmlich in stark abschüssigen Stellen der Schnee-Thäler, die gewaltsamsten Folgen des ungleichen Druckes, der oben auf die weniger unterstützten untern Theile wirkt; sie werden zusammen gepreßt, geschwellt, verschoben, gesprengt.

Unter Mitwirkung verschiedener Ursachen erzeugen sich in solchen Schnee-Thälern querlaufende Spalten, die sie theils gefährlich, theils ganz unzugänglich machen. Wenn verschobene Schnee-Mas-

sen den Ablauf der unter dem Schnee ununterbrochen fortrinnenden Quellen hemmen und ihren Ausfluß verstopfen, sammelt sich da das aufgehaltene Quell-Wasser an, und untergräbt seine Schnee-Decke; diese kann schon hierdurch so sehr geschwächet werden, daß ein warmer Wind oder Regen die ausgehöhlte Decke vollends wegschmelzt, und hier einen Schlund eröffnet, aus welchem das angeschwellte Wasser sich hervor zu drängen sucht. Die Dünste der eingeschlossenen Quell-Wasser veranlassen auch Grüfte in der Schnee-Decke. Solche seichte Decken werden selbst von kalten Winden durch die Heftigkeit ihrer Stöße zerrissen. Wenn ein Theil des angesammelten Quell-Wassers unter der dünn gewordenen Decke zum gefrieren kommt, kann die dabey vorgehende Ausdehnung die schwach widerstehende Decke zum Zerplatzen bringen; sie wird nun unter heftigem Krachen mit großer Gewalt abgeworfen.

Elektrische Bewegungen, die überhaupt in den Alpen eine häufige Veranlassuug von Erdbeben werden, können auch Berstungen in diesen Schnee-Bänken verursachen, indem sie die in den ausgehöhlten Grüften solcher Schnee-Bänke eingeschlossene Luft in eine gewaltsame Bewegung setzen. Das sogenannte Gletscher-Gebläse giebt den deutlichsten Beweis von den Luft-Schlünden in diesen Schnee-Massen, da sie an Stellen, wo jene Quer-Spalten oder eine andere Oeffnung in der Schnee-Bank einen freyen Austritt verstattet, zu der Zeit, da die Masse sonst in Bewegung ist, Luft-Ströhme von der durchdringendsten Kälte aushauchen, die zugleich einen in die feinsten Körnchen zermalmten Schnee auswerfen, und weit um sich her, wie ein Schnee-Gestöber verblasen. Aus mehrern dieser Ursachen läßt sich errathen, warum das Krachen und Bersten der Gletscher in den Alpen für einen Vorbothen von Wetter-Veränder-

ungen

ungen angesehen zu werden pflege. Nach dem Ausbruch der trennenden Gewalt wird oft der fortgesetzte Druck der obern Stellen gegen die untern, in Kurzem das Mittel, welches die Vereinigung jener mit diesen herstellt, und die klaffende Wunde wieder schließt. Höchstgefährlich ist hingegen die täuschende Ausfüllung solcher Spalten, deren Oberfläche bloß eine lockere Schnee-Rinde überzieht, unter welcher die tückische Kluft dem unvorsichtigen Wanderer ein Grab bereitet.

An den Quer-Streifen, in welche solche Schnee-Thäler durch ihre Spalten zerschnitten werden, zeigen sich gewöhnlich Merkmahle der schwellenden Gewalt des Druckes von oben nach unten. Ihr unterer Rand, den die Zwischen-Spalte von dem nächsten Quer-Streifen absondert, pflegt mit zackigen Hervorragungen besetzt zu seyn, die, wie aufrecht stehende Kämme, Pyramiden, u. dgl. oft zu beträchtlichen Höhen ansteigen, und der ganzen Fläche in einiger Entfernung das Ansehen eines im Sturme erstarrten Meeres geben. Die über die Schnee-Thäler hinfließenden Quell-Wasser, die sich zuweilen Eis-artige, glänzende und durchscheinende Rinnen bereiten, pflegen sich an solchen erhöheten Rändern zwischen den hervorstehenden Zacken durchzuarbeiten, und diese allmählich tiefer auszunagen, oft auch sie gänzlich abzulösen, daß sie nun selbst in die Klüfte hinabstürzen, die sie sich zu zubereiten mitgewirkt hatten.

Durch besondere örtliche Verhältnisse, wie z. B. in einem von allen Seiten eingeschlossenen und in der Mitte vertieften Kessel, wird zuweilen im Mittelpuncte eines solchen Schnee-Thales die Anhäufung des Schnees dermaßen begünstiget, daß sich da die Masse zu einem Hügel aufthürmt, dessen Höhe beträchtlich genug werden kann, daß einige Aufmerksamkeit nö-

thig ist, den Schnee-Hügel von dem Firne zu unterscheiden. Wenn hingegen das Schnee-Thal eine unverwahrte Stelle an seinem Gebirg-Walle erreicht, drängt die ganze Masse ihren Ueberfluß dahin, und nöthigt ihn, auszutreten. Jenseit der bisherigen Gränzen breitet er sich nun freyer aus; der Abhang des Gebirges leitet ihn abwärts; die unter ihm hinfließenden Quell-Wasser machen seinen Weg schlüpfrig, und der fortgesetzte Druck von oben giebt ihm, so oft dort neue Ueberfüllungen entstehen, einen verstärkten Anstoß; er senkt sich immer tiefer hernieder, und bricht selbst in die Mittel-Alpen ein, wo alsdann Weiden und Felder das Opfer seiner Ausschweifungen werden. Diese aus dem Bezirke der Schnee-Thäler austretende Fortsätze ihrer Schnee-Massen werden in engerer Bedeutung Gletscher genannt.

Die Gletscher haben einen großen Theil ihrer Eigenschaften mit den Schnee-Thälern gemein. Ihr Schnee-Stoff unterscheidet sich bloß durch eine mit dem mehrern Drucke, dem sie unterworfen sind, etwas vermehrte Dichte; auch pflegt er mit Wasser reichlicher getränkt, und daher einwärts mehr durchfroren zu seyn, da die ausgedehntere Oberfläche der Gletscher dem Regen und Quell-Wasser mehrern Zutritt gestattet. Wahrscheinlich beruhet auch auf diesen Gründen die Färbung, die man bey einigen Gletschern wahrnimmt, vornehmlich bey solchen, die dem Einflusse der Sonne und warmer Winde wenig offen stehen; diese zeichnen sich zuweilen, besonders an den Spalten, durch das angenehmste Meergrün, seltener durch eine bläuliche Farbe, aus. Im Großen herrscht doch auch auf den Gletschern das reine, matte Weiß der Schnee-Gebirge, wenn nicht darauf gefallener Schutt aus dem Gebirge ihre Oberfläche verunreinigt.

Die

Die Spalten sind, je abschüssiger das Erdreich ist, je zahlreicher, und überhaupt an den Gletschern häufiger, als an den Schnee-Thälern über ihnen. Nach den verschiedenen Krümmungen des Bettes der Gletscher nehmen sie hin und wieder von dem Quer-Schnitte abweichende Richtungen an. So wird auch die Beschaffenheit ihrer Grundflächen zuweilen die Veranlassung großer Erweiterungen ihrer Abstände, wenn die unterhalb abgerissene Schnee-Fläche durch die Abschüssigkeit des Bodens mit verdoppelten Schritten von der obern wegrückt. Ihre Ränder sind in dem Maße stärker bethürmt, wie die Mächtigkeit und der Druck der Schnee-Thäler, die sie ausstießen, größer ist.

Eine Eigenthümlichkeit der Gletscher sind ihre Dämme, die in Savoyen Moraine genannt werden, welches die Franzosen in Marême zu verwandeln pflegen (*). Diese Dämme sind Anhäufungen des Schuttes, den die Gletscher dem Gebirge, aus welchem sie niedersteigen, bey ihrem gewaltsamen Durchbruche entführt haben. Sie umgeben den Gletscher an dem untern vordersten Rande, und oft auch an beyden Seiten. Nach Maßgabe der Mächtigkeit des Gletschers, und der Gewalt, mit der er hervorgetrieben wurde, auch der Lockerheit des Gebirg-Stoffes, der ihm im Wege war, ist die Höhe dieser Dämme verschieden. Da sie meist aus Geschieben aufgehäuft sind, die von den obern, oft unzugänglichen Stellen des Hoch-Gebirges kommen, erleichtern sie dem Reisenden die Mühe, Proben jener Gebirge-Arten einzusammeln. Den Einwohnern sind sie desto beschwerlicher, weil sie das Erdreich, so weit der Gletscher sich niedergesenkt hat, unbrauchbar machen,

(*) Lettres de *W. Coxe*, P. 2, p. 90. Tableaux topographiques de la Suisse, To. I. (à Par. 1780.) p. XXIII.

chen, da sonst weit hervorgedrungene Gletscher oft in der untern Gegend eine Wärme antreffen, die ihren Fuß in Kurzem wegschmelzt. So sieht man zuweilen mehrere solche Dämme in gleichlaufenden Streifen hinter einander gestellt, vonwelchen der vorderste in einem Jahre entstanden zu seyn scheint, da der Gletscher am weitesten hervor drang, ohne sich in solcher Tiefe erhalten zu können, die hintern Streifen aber in andern Jahren abgesetzt wurden, die ihn nicht so weit hervortrieben. Von diesen gleichlaufenden Dämmen sind andere, oft auch gleichlaufende Streifen auf den Gletschern verschieden, die von beyden Seiten-Wänden aus nach der Mitte des Gletschers hinlaufen, auf seinem Schnee aufliegen, selbst mit Schnee untermischt sind, und deren Schutt nicht aus Gebirge-Arten der obern Gegend, sondern aus der Gebirge-Art, welche die Seiten-Wände des Gletschers ausmacht, besteht. Diese Streifen zeigen in allen Stücken einen andern Ursprung. Da das Bett des Gletschers in der Mitte vertieft, und an beyden Seiten erhöhet zu seyn pflegt, gleiten bey starkem Schneeschmelzen, welches die Seiten-Stellen des Gletschers nicht zu verschonen pflegt, und oft sogar von ihm ablöset, die daselbst angelegten Schnee-Massen nach der Mitte hin, die sich selbst auch aus gleichen Ursachen gesenkt hat; sie nehmen einen Theil ihres Grundes mit hinweg, und setzen ihn mit sich auf der Oberfläche des Gletschers ab. Auch in diesen Streifen hat man schon, die Jahrzahl des Gletschers zu lesen, versucht.

Die Schnee-Fälle stürzen auch oft zermalmte Stücke vom Gebirge, und selbst ungeheure Fels-Massen aus der obern Gegend mit sich auf den Gletscher hin, welche theils über ihn herabrollen, theils auch da liegen bleiben, und den Gletscher verunreinigen. Die auf solche Weise dahin gelangte Fels-Trümmer zeichnen sich von den Geschieben der Gletscher-

Dämme

Dämme dadurch aus, daß sie nicht, wie sie, abgerollt, sondern noch mit scharfen Rändern versehen sind.

Die Gletscher führen in ununterbrochenem Zusammenhange zu den Schnee-Thälern, von welchen sie abstammen, und diese ferner zu den Firnen, mit welchen sie in ähnlicher Verbindung stehen, zurück. Aber der Ueberfluß der Firne ist nicht den Schnee-Bänken allein gewidmet. Firne, die an dem Rande des Gebirge-Rückens stehen, werfen oft ungeheure Schnee-Massen über seinen Abhang hinab, welche sich im Mittel-Gebirge als Schnee-Lagen ansetzen, wenn ein rauher und schattiger Winkel desselben sie aufnimmt. Hier trotzt nun die abgesetzte Masse durch das Uebermaß ihres Umfanges, der Kraft eines ganzen Sommers, und erhält dann mit jedem Winter neue Verstärkungen, ihre Dauer zu befestigen. Auch von den Schnee-Thälern und Schnee-Feldern stürzen zuweilen dergleichen Schnee-Massen herab, und errichten sich, noch ausserhalb der ordentlichen Schnee-Gränze, einen bleibenden Sitz, den seine Lage gegen dem Hochgebirge nicht selten bestimmt, das Ziel von Zeit zu Zeit wiederhohlter Schnee-Würfe zu seyn. Einzeln, auf einen ihrer Natur fremden Boden hingeworfen, und von allem Zusammenhange mit der obern Schnee-Gegend abgeschnitten, zeichnen sich die Schnee-Lagen deutlich genug von den Gletschern aus, die sich, so weit sie auch vordringen, doch immer im Austritt aus ihrem Schnee-Thale an dieses anschließen. Der Aelpler unterscheidet sie freylich nicht; diese Schnee-Lagen haben ihm zu der Meinung Anlaß gegeben, daß, wo in einem Thale etwas Schnee liegen bleibe, sich künftig gewiß ein Gletscher ansetzen werde.

Die Schnee-Fälle, oder sogenannten Lauwinen behaupten, nach allen diesen Beyspielen, bey den wichtigsten Veränderungen in dem Zustande der

Schnee-

Schnee-Gegend eine große Rolle. Nach einiger Verschiedenheit in ihrer Entstehungs-Art, und den Erscheinungen, die ihren Ausbruch begleiten, unterscheidet man folgende Arten.

Zu der Zeit, da das ganze Gebirge mit frischem Schnee bedeckt ist, werden zuweilen kleine Schnee-Schollen von dem Winde über den Rand der Firne und Schnee-Bänke hingetrieben, rollen sich dann über den Abhang des Gebirges hernieder, und nehmen im Fortwälzen immer zu. Mit ihrer Vergrößerung wächst auch die Macht des Druckes, den sie auf alles, was ihnen in Wege ist, äussern; sie reissen es mit sich fort, oder treiben es vor sich her, bis sie endlich auf einer Ebene stille stehen. Wegen ihres Abschlüpfens über die schiefe Fläche des Gebirges, hat man sie Schnee-Schlüpfen, (Glissade des neiges) und wegen ihrer Abhängigkeit von dem Winde, der ihrem Falle den ersten Anstoß und die erste Richtung giebt, Wind-Lauwinen genannt.

Die Schnee-Brüche, oder Schlag-Lauwinen, Schlossen-Land- oder Grund-Lauwinen, (Lavanges de terre) haben keinen so langsamen Gang. Es sind ungeheure Schnee-Massen, die sich von dem Gipfel eines Firnes, oder dem Rande einer Schnee-Bank, losreissen, entweder durch das Uebergewicht, welches nach langem Ueberhangen endlich den Ausschlag bekam, oder durch heftige Winde, welche die Ablösung auf ein Mahl mit der größten Gewalt und Donner-ähnlichem Krachen vollbringen. Die abgesprengte Masse pflegt dann in weiten Bogen hinaus geschleudert, mit schrecklicher Wuth niederzustürzen, und, wo sie auffällt, Felsen zu zerschmettern und Bäume zu entwurzeln. Man hat sogar Beyspiele, daß Dörfer davon verschüttet, und ganze Hügel umgestürzt worden sind. Da diese beyde Arten von Lauwinen vornehmlich im Winter sich eräugnen, werden sie

auch

auch **Winter-Lauwinen** (Lavanges de froid) genannt.

Im Sommer hat man häufig Gelegenheit, die dritte Art der Lauwinen zu beobachten, die deswegen auch **Sommer-Lauwinen** (Lavanges de chaud, Ital. Lavine di caldo, Bündtnerisch Lavigne di chiod,) und, ihrer Zerstäubung wegen, **Staub-Lauwinen** (Lavanges de poulhère) genannt werden. Ursprünglich haben sie die größte Aehnlichkeit mit den Schlag-Lauwinen, sie stürzen ebenfalls in Sprüngen hernieder, aber die Gewalt im abschleudern scheint gemäßigter, und ihre Sprünge zaghafter zu seyn. Man hört ein schmetterndes Krachen, wie von einem abgefeuerten Geschütze, dessen warnender Schall von Thälern zu Thälern wiedertönt; dann zeigt sich in der Höhe der Schnee-Fall, der an dem ersten Felsen, wo er auffällt, sich bricht, und nun zum Theil zerstäubend, wie ein weißer Strohm, von Stufe zu Stufe weiter geschleudert wird, jedes Mahl mit einer neuen Staub-Wolke umgeben. Ein starker Luftzug, der vor ihm hergeht, streuet seinen Schnee-Staub in beträchtliche Weiten aus; der Kern der stürzenden Masse behält bis zur untersten Stufe Kraft genug, die Luft mit einer Gewalt fortzustoßen, die noch im Thale zuweilen gefährlich wird, Hütten, die dem Luft-Strohme im Wege standen, niederreißt, Menschen und Thiere zu Boden wirft, und erstickt. Bey warmen West-Winden sieht man oft mehrere Staub-Lauwinen hinter einander demselben Gebirge entstürzen; auch die Gletscher ahmen sie bey Sprengung ihrer Quer-Spalten, nicht selten vor den Augen der Vorübergehenden, im Kleinern nach.

Da die Schnee-Fälle eine der furchtbarsten Gefahren in den Alpen ausmachen, sucht man sich daselbst auf mancherley Weise vor ihnen zu sichern. Man vermeidet jeden Anlaß einiger Erschütterung

der

der Luft, um nicht den Ausbruch schon vorbereiteter Stürze zu beschleunigen, die vielleicht nur den lezten Anstoß erwarten; dieses wird so weit getrieben, daß die Pferde-Treiber die Glöckchen oder Schellen der Saum-Rosse verstopfen, daß sie selbst, keine Stimme von sich zu geben, wagen, hingegen ehe sie sich gefährlichen Stellen nähern, eine Pistole abfeuern, und den Schnee-Fall in der Entfernung abwarten, überhaupt aber, wo möglich, am frühesten Morgen, ehe die Tages-Hitze wirksam wird, da vorüber zu kommen suchen. An manchen Orten sind Höhlen in das Gebirge getrieben, dem Wanderer eine Zuflucht zu öffnen, wenn ihn die Staub-Lauwinen überraschen. Allgemein räth man, der erstickenden Gewalt ihrer Luftströhme dadurch auszuweichen, daß man ihnen den Rücken zukehre. In Gegenden, die vornehmlich von Wind- und Schlag-Lauwinen bedrohet werden, unterhält man mit größter Sorgfalt die Wälder am Gebirge, als die mächtigste Vormauer gegen ihre Ueberfälle; auch sieht man an einigen Orten künstliche Mauern, die den verdächtigsten Stellen einen Winkel entgegen sezen, um die herniederdringende Schnee-Masse im Falle aufzuhalten und zu zertheilen. Für die Wohnungen wählt man Plätze, denen vorschießende Flächen am Gebirge, ein Wald, oder irgend eine andere Schutzwehre dieser Art, die meiste Sicherheit verspricht.

Unter dem Nahmen der Flug-Lauwinen (Lavanges de vent), hat man auch die Schnee-Stürme, die in Savoyen Tourmentes genannt werden, hieher gerechnet. Diese Erscheinung macht den Weg über die Schnee-Gebirge im Winter höchst beschwerlich und selbst gefährlich. Sie pflegt ihre größte Gewalt auf hohen, mit Schnee-Gipfeln umgebenen Berg-Rücken zu zeigen, von wo aus sie sich auch zuweilen weiter verbreitet. Heftige Wirbel-Winde

raffen den frischen Schnee solcher rauhen Höhen in ungeheurer Menge zusammen, und jagen ihn in Wolken-ähnlichen Getrieben von einer Stelle zur andern, machen Seen, und tiefe Schlünde in Kurzem den Hügeln neben ihnen gleich, verschütten den Weg, und begraben selbst die hohen Stangen, die zur Bezeichnung der Straße in gewissen Abständen aufgestellt sind, oder reissen sie nieder. Die trüben Schnee-Wirbel, die den Reisenden, wenn sie ihn nicht ganz begraben, doch von allen Seiten umringen, gestatten ihm kaum, auf wenige Schritte vor sich hin zu sehen, und überziehen ihn sogar mit einer Schnee-Rinde, die von Zeit zu Zeit schalenweise abfällt, um sogleich durch eine neue ersetzt zu werden. Dieser Schnee ist nicht flockig, sondern körnig. Der Sturm, dem er folgt, giebt seinen härtlichen Körnern eine solche Gewalt, daß sie einen stechenden Schmerz, Röthe und Geschwulst auf der Haut erregen, wenn man sich nicht von allen Seiten mit Masken verwahrt. Die kundigsten Wegweiser sind nicht immer gewiß, die Bahn zu errathen, und den überschneieten Schlünden, die ihre Beute nie wiedergeben, auszuweichen. Die sichersten Führer sind die Maulthiere, die an den gangbarsten Straßen, z. B. an dem Mont-Cenis, zum Uebersetzen der Reisenden gehalten werden, und ihren täglichen Gang über das Gebirge, im Sturme, wie bey ruhigem Himmel, in unverrücktem Gleichgewichte fortsetzen.

In den Schnee- oder Wind-Lauwinen, welche von frischem Schnee entstehen, erhalten die Menschen, welche davon ergriffen werden, eher und länger ihr Leben, als in den Schlag- oder Grund-Lauwinen, weil jene locker und luftiger, diese hingegen fester und dichter sind, folglich man hier leicht erstickt, dort aber sich etwas bewegen, wenigstens etwas Schnee von dem Munde wegbringen kann, um Athem zu

schöpfen, denn also ist es möglich, in so engem und kalten Schnee-Gefängniß über 24 Stunden das Leben zu erhalten, um so leichter, weil die aus dem Leibe gehenden Dünste nicht leicht versliegen, sondern an und um den Leib sich aufhalten können. In den Schlag-Lauwinen ist nicht nur Gefahr der Erstickung, sondern auch der Zerschmetterung oder tödlicher Zerstoßung, weil mit den Menschen zugleich Bäume, Holz, Steine, und andere grobe und harte Körper eingewickelt werden, welche aber auch zuweilen dem Menschen sein Leben retten müssen; denn wenn es sich eräugnet, daß der Mensch nahe bey einem Holz-Stamme oder Felsen zu liegen kommt, so kann er eher Luft schöpfen, insonderheit weil öfters in solcher Gegend sich von dem Schnee nicht alles ausfüllt, daß nicht hin und wieder Höhlen seyn. Auf solche Weise kann jemand, so viel ihm möglich ist, sich selbst helfen, wenn er nähmlich bey Verstande ist; denn meistentheils sinken solche Personen, indem sie eingehüllt worden sind, in Ohnmacht, und bleiben hernach in diesem Zustande, vielleicht mit zuweilen dazwischen kommender Erhohlung, nichts von sich selbst wissend; in solchem Falle aber können sie von den Banden ihres Gefängnisses sich selbst nicht los machen, sondern müssen auf die Hülfe der nächsten Anwohner harren, welche fleißig und ungesäumt sich zu neugefallenen Lauwinen verfügen, vornehmlich wenn sie wissen, daß denselben Tag einige Menschen auf solcher Straße gewandelt haben, und aus Betrachtung der Zeit, da sie passiert sind, schließen können, daß solche Reisende von der Lauwine möchten ergriffen worden seyn; da sie dann sofort zu graben anfangen, und also den darin Liegenden eiligst Rettung zu verschaffen suchen.

Die in Lauwinen eingewickelte Menschen und Thier-Körper bleiben, so lange sie mit Schnee bedeckt

sind,

sind, etliche Wochen und Monathe lang unverweset; sobald sie aber an die frische Luft kommen, verfaulen oder zerfallen sie desto schneller. Die aus den Lauwinen herausgegrabenen Menschen sehen am ganzen Leibe roth aus, weil vom umliegenden Schnee und von der Kälte der Kreislauf des Blutes durch die äussersten und kleinsten Blut-Gefäße gehemmet wird.

Die Lauwinen sind nicht nur den Menschen, Thieren, Bäumen und Gebäuden schädlich, sondern sie können auch, wiewohl zufälliger Weise, den Wiesen und andern liegenden Gründen ziemlichen Schaden zufügen, wenn sie nähmlich an solchen Orten liegen bleiben, da etwa ein Berg-Wasser seinen Lauf gehabt hat, welches nun seitwärts seinen Ausgang sucht, und mit Sand, Stein und Felsen, gleich einer Rinde oder Kruste, die benachbarten Güter, die etwann einem ganzen Dorfe zugehören, überführt, und verderbt, wenn die Einwohner sich nicht beyzeiten vorsehen, und den gefallenen Schnee durchgraben, damit das Berg-Wasser seinen alten Lauf behalte. Es ist solches um so nöthiger, weil der Lauwinen-Schnee öfters so hoch über einander liegt, daß er den Sommer über nicht zerschmelzen kann, so, daß darüber, wie über einen Hügel, die Land-Straße mitten im Sommer geht; ja, er liegt wohl Haus- und Thurm-hoch so häufig auf einander, daß man wohl etliche hundert Wägen oder Last-Schiffe damit anfüllen könnte.

Die jezt beschriebenen Lauwinen schildert Rähmann, in seinem Gespräch von Bergen, S. 131, in folgenden alt-deutschen Reimen:

Der Schnee durch ein klein Windlein leicht
Oder vom Vogels-Fluck bald weicht,
Und rückt über den Berg hinab,

Alſo, daß das Land erthönd darab,
Und ſtoßt zugrund Bäum und Erdreich,
Felſen, Häuſer, und was dergleich,
Menſchen und Viehe, was es trift an
Muß z'todt, zu Grund und Boden gan.
Solch Schneebruch ein Lowin genannt,
Den Bergleuten iſt wol bekannt:
Wann aber ſtarke Wind entſtond,
Daß Staubloweln hiemit angond,
Den Schnee dick in dem Luft umtreiben,
Da muß der reiſend Menſch oft bleiben,
Daß er vom Schnee wird tieff bedeckt,
Wird bald erfröret und erſteckt,
Wo nicht das Volck grabt nach mit Gwalt
Und alſo ihn bey Leben b'halt,
Und er nicht z'tieff hinunter fallt.

Wem dieſe deutſchen Verſe zu altväteriſch oder altſchweizeriſch vorkommen, der kann ſich folgende nach heutiger deutſcher Poeſie einrichten, welche ſich beym *Claudiano*, de 4 Conſ. Honorii finden.

— — — multos hauſère profunda
Vaſta mole nives, cumque ipſis ſaepe juvencis
Naufraga candenti merguntur plauſtra barathro,
Interdum ſubitam glacie labente ruinam
Mons dedit.

Oder folgende aus *Silio Italico*:

Tum qua durati concreto frigore collis
Lubrica fruſtratur canenti ſemita clivo,
Luctantem ferro glaciem premit, haurit hiatu
Nix reſoluta viros, altoque à culmine praeceps
Viventes turmas operit delapſa ruina.

Fig. 3962, Lauwinen, oder Schnee-Brüche, wie dieſelben von jähen Gebirgen faſt ſenkrecht herunter

unter stürzen. A bezeichnet den Ort, wo sie ihren Anfang nehmen.

Fig. 3963, Land- oder Grund-Lauwinen, wie sich dieselben in die Tiefe herab wälzen, und alles, was sie antreffen, mit sich fort reissen, und zu Grunde richten.

Nachricht von dem, was zu Bergemoletto, durch Herabschießung eines großen Schnee-Berges, am 19 März 1755 sich zugetragen hat, und der wunderbaren Erhaltung einer unter dem Schnee begrabenen Familie, vom 19 März bis zum 25 April (*). Es liegen unfern von Demont, wenn man durch das obere Thal von Siura die Gebirge hinunter steigt, zur linken Hand, ungefähr anderthalb Stunden von dem Wege, welcher nach Demont führt, fast auf der Mitte des Berges, eine wenige Häuser, welche von den dortigen Einwohnern Bergemoletto genannt werden. Diese hatten das Unglück,

(*) An account of what happened at Bergemoletto, by the tumbling down of vast Heaps of Snow, from the mountains there, on March 19, 1755, as taken by the Intendant of the Town and Province of Cuneo. Received from Dr. *Joseph Bruni*. Communicated by Mr. *Henry Baker*. Translated from the Italian, st. in *Philos. Transact.* Vol. XLIX, Part. 2, for the year 1756, Art. 111, S. 796 — 803; und im *Lond. Magaz.* Ang. 1757, S. 395.

Ital. übers. u. d. T. *Ignatio Somis* raggionamento sopra il fatto avenuto in Bergamoletto, in cui tre donne sepolte fra le ruine della stalla per la caduta d'una gran mole di neve, sono state trovate vivo doppo trentasitte giorni. in Torino, 1758, 4.

Franz. übers. u. d. T. Effet prodigieux d'un éboulement de neige, arrivé dans le Piémont vers la fin de l'hiver de 1755, st. im *Journ. etranger*, Oct. 1757, S. 59 — 68; im *Journ. encycl.* v. 1 Sept. 1757, S. 101 — 107; und im *Nouvelliste oecon. et litter.* p. l. m. de Sept. et Oct. 1757, S. 106 — 110.

D. übers. im Brem. Magaz. 4 B. 2 St. S. 269, fgg.; im 340 St. des 10 Th. des Reiches der Nat. und der Sitten, und im 2 St. des 3 Th. des physikal. und oekon. Patrioten.

am 19 März 1755, des Morgens, da sehr viel Schnee gefallen war, durch zwey große Schnee-Haufen, welche von den obern Theilen des Gebirges herunter rolleten (*), gänzlich bedeckt und zu Grunde gerichtet zu werden. Alle diese Einwohner befanden sich in ihren Häusern; nur Joseph Rochia, ein Mann von ungefähr 50 Jahren, war, nebst seinem funfzehnjährigen Sohne, auf dem Dache seines Hauses mit Wegräumung des Schnees, welcher sich seit drey Tagen auf demselben gehäuft hatte, beschäftigt. Ein vorbeygehender Priester, welcher hingieng, die Messe zu lesen, sagte ihnen, daß sie herunter kommen möchten, weil er so eben einen großen Schnee-Haufen von dem Berge sich absondern, und auf sie losrollen gesehen hätte. Dieser war auch nicht weit von des Rochia Hause niedergefallen, hatte aber, weil er nicht sehr groß war, keinen Schaden verursachet. Da nun Rochia befürchtete, daß diesem kleinen Schnee-Haufen vielleicht größere folgen möchten, stieg er eiligst von seinem Hause herunter, und lief mit seinem Sohne fort, ohne daß er recht wußte wohin. Allein, kaum hatte er 20 bis 40 Schritt zurückgelegt, als sein Sohn, der hinter ihm war, niederfiel. Er sah sich deshalb nach ihm um, und erblickte zugleich, daß sein und seiner Nachbarn Häuser mit einem Schnee-Berge bedeckt waren. Er hob seinen Sohn auf; allein, als er bedachte, daß seine Frau, seine Schwester, seine beyden andern Kinder, und alle seine Habseligkeiten, unter dem Schnee begraben wären, fiel er in eine Ohnmacht. Als er wieder zu sich selbst gekommen war, begab er sich auf den Weg, und kam glücklich zu der Wohnung eines seiner Freunde.

Unter diesem entsezlichen Schnee-Berge, welcher 60 engl. Schuh hoch war, wurden 22 Personen begraben.

Weil

(*) *Paulus Jovius* führt in dem Leben des Pompejus Colonna ein merkwürdiges Beyspiel von einem von den Alpen gefallenen Schnee-Haufen, und dem dadurch verursachten Schaden an: Pompejus — — trans Alpes contendit, quo itinere summum se vitae periculum adiisse, saepe memorabat, quum ipso Peninas superante Alpes devoluta ingens e summis Alpium iugis nivium moles permultos omnis generis mortales, et in his integram Sedunorum legationem paucis ante se passibus oppressisset.

Weil der Schnee so hoch war, konnten die Arbeitsleute, deren eine große Menge beordert war, um jenen Elenden zu Hülfe zu kommen, solchen nicht hinweg schaffen, und man ließ endlich alle Hoffnung fahren, daß man ihnen die geringste Hülfe würde wiederfahren lassen können.

Fünf Tage nachher, als sich Rochia von seinem Schrecke etwas wieder erhohlt hatte, und zu arbeiten im Stande war, gieng er mit seinem Sohne und zwey Schwägern nach dem Schnee-Berge, um den Ort zu suchen, wo sein jezt bedecktes Haus und Stall seyn möchte. Er suchte es vermittelst der verschiedenen Oeffnungen, die er von allen Seiten in den Schnee machte, zu entdecken, aber vergeblich. Weil aber der Monath April sehr heiß war, und der Schnee zu vergehen und größten Theils zu schmelzen anfieng, wurde dieser unglückliche Mann dadurch aufgemuntert, seinen äussersten Fleiß anzuwenden, damit er sein im Hause zurückgelassenes Vermögen wieder bekommen, und den Ueberrest der Seinigen begraben möchte. Er machte deshalb von neuem Oeffnungen in den Schnee, worein er Erde warf, welche den Schnee und das Eis stärker aufzulösen dient. Am 24 Apr. hatte der Schnee gar sehr abgenommen, und dieses vermehrte in dem Rochia die Hoffnung, daß er sein Haus würde ausfindig machen können. Er fieng deshalb an, das Eis, welches 6 engl. Schuh dick war, mit eisernen Stangen zu zerbrechen. Als er nun wahrnehm, daß der Schnee unter dem Eise weit lockerer wäre, suchte er mit einer langen Stange durch denselben den Grund, und gegen Abend schien ihm auch, als ob er solchen fühlte, allein die einfallende Nacht verhinderte seine fernere Unternehmung.

Seinem Schwager, der zu Demont wohnhaft war, träumte in derselben Nacht, daß seine Schwester noch am Leben wäre, und ihn um Hülfe anriefe. Der lebhafte Eindruck, welchen dieser Traum auf sein Gemüth machte, bewog ihn, ganz früh des Morgens sich nach Bergemoletto zu begeben, wo er auch dem Rochia und dessen Nachbarn seinen Traum erzählte. Nachdem er ein wenig ausgeruhet hatte, begaben sie sich beyde nach dem Schnee, und machten noch andere Oeffnungen in denselben, bis eine derselben sie zu dem Hause, welches so lange vergeblich war gesucht worden, führte; fanden aber unter dessen Ruinen keinen Leichnam. Hierauf arbeiteten sie beyde

mit vereinigten Kräften, sich eine Oeffnung zum Stalle zu machen, welcher ungefähr 240 engl. Schuh von dem Hause entlegen war. Indem sie sich nähern, hören sie die Worte: „Ach, lieber Bruder, hilf mir!“ Diese Stimme setzte sie in Erstaunen, und verdoppelte zugleich ihren Muth, um zu dem Orte zu gelangen, wo die Stimme hergekommen war. Der Bruder, der den Traum gehabt hatte, stieg zuerst herunter, und erblickte seine Schwester, die ihn mit schwacher und sterbender Stimme in folgenden Worten empfieng: „Ich habe immer auf Gott vertrauet, „und auf dich, daß du mich nicht verlassen würdest.“ Der andere Bruder stieg darauf mit dem Manne hinunter, und fanden, ausser der Frau von 45 Jahren, noch eine Schwester und eine Tochter am Leben, davon jene 35, diese 13 Jahr alt war. Sie nahmen diese Frauenspersonen, die vor Mangel zu wirklichen Gerippen geworden waren, auf ihre Schultern, und ließen sich von den oben Stehenden mit ihnen, als Personen, die man aus dem Grabe hohlt, an Stricken hinauf ziehen. Man trug sie darauf in ein benachbartes Haus, brachte sie sogleich zu Bette, und gab ihnen einen vom feinsten Rocken-Mehl gemachten Brey, mit etwas Butter, zur Stärkung zu essen.

Eine so sonderbare Begebenheit reizte die Neugier des Gouverneurs zu Demont, der deshalb sich selbst an den Ort verfügte, um alle Umstände davon zu vernehmen. Er fand die Frau noch im Bette, weil sie, wegen der ausgestandenen heftigen Kälte, und wegen der übeln Lage, worin sie sich befunden hatte, nicht im Stande war, das Bett zu verlassen, und ihre Füße zu gebrauchen. Die Schwester, deren Beine mit warmem Weine waren gebadet worden, konnte, wiewohl nicht ohne Beschwerlichkeit, gehen; und die Tochter war nach diesem Mittel völlig wieder hergestellt.

Als der Gouverneur die Frau befragte, versicherte sie ihm, daß sie noch keinen Appetit wieder hätte; das wenige Essen, welches sie ausser Suppe und Brey zu sich nehme, läge ihr schwer im Magen; nur der Wein wäre ihr wohl bekommen. Von ihrem Schicksale ertheilte sie folgende Nachricht. Ich befand mich am 19 März, mit meinem Sohne von ungefähr 6, und meiner Tochter von beynahe 14 Jahr, des Morgens in dem Stalle, in welchem

6 Ziegen waren, davon die eine des Abends vorher 2 todte Jungen geworfen hatte, und dieser wollten wir einen Napf voll eingerührten Rocken-Mehl zu trinken geben. Ueberdies befanden sich noch ein Esel, und 5 oder 6 Hühner, im Stalle. Wir hielten uns in einem warmen Winkel des Stalles einige Zeit auf. Unsre Meinung war, nach der Messe zu gehen, und wir warteten da demnach, bis man dazu einläuten würde. Sie, die Frau, hätte wollen aus dem Stalle nach dem Hause gehen, um Feuer anzumachen, damit ihr Mann, der den Schnee vom Dache wegräumete, sich daran wärmen möchte. Als sie aber gemerkt hätte, daß ein Schnee-Hause nach der östlichen Seite herunter rolle, wäre sie wieder in den Stall zurück gekehrt, hätte die Thür zugemacht, und ihrer Schwester davon Nachricht ertheilt. Nach ungefähr 3 Minuten hätten sie beobachtet, daß das Dach des Stalles über ihrem Haupte zerbrochen, und mit einem Theile des Bodens herunter gefallen wäre. Ihre Schwester hätte ihr gerathen, sie möchte sich in die Krippe und Raufe legen, welches sie auch eiligst gethan hätte. Der Esel wäre an die Krippe gebunden gewesen, hätte sich aber durch Schlagen und Sträuben los gemacht; und obgleich dadurch die Krippe nicht gebrochen sey, wäre doch der kleine Napf umgestoßen worden; ihre Schwester hätte solchen aufgenommen, und sie hätten sich dessen bedient, um den geschmolzenen Schnee darin zum Trinken aufzubewahren. Zum Glück wäre die Krippe gerade unter dem Haupt-Pfeiler des Stalles gewesen, welcher der Last des Schnees widerstanden hätte. Ihre erste Sorge wäre nur dahin gegangen, wo sie Nahrung hernehmen sollten. Ihre Schwester hätte gesagt, sie hätte 15 Kastanien in ihrer Tasche; die Kinder aber hätten schon ihr Morgen-Brod gegessen, und verlangten den ganzen Tag nichts mehr; sie hätten sich auch erinnert, daß an einem nicht weit vom Stalle entlegenen Orte 30 oder 40 kleine Brode lägen, und sich Mühe gegeben, solche zu bekommen, wegen der großen Menge des Schnees aber wäre es unmöglich gewesen, deshalb hätten sie, so laut als sie gekonnt, um Hülfe zu schreyen angefangen, allein kein Mensch hätte sie erhört. Ihre Schwester hätte nochmahls die Brode gesucht, allein sie wäre ohne dieselben wieder zu der Krippe gekommen, und hätte ihr, der Frau, 2 Kastanien gegeben, und selbst 2 gegessen, wozu sie etwas

Schnee-Wasser getrunken hätten. Während dieser Zeit wäre der Esel sehr unruhig gewesen, und hätte gewaltig geschlagen, und die Ziegen hätten einige Tage lang geblöket, bald darauf aber hätten sie von denselben nichts mehr gehört; zwey Ziegen aber wären nahe bey der Krippe gewesen, und lebendig geblieben, diese hätten sie sorgfältig befühlt, und dadurch erfahren, daß eine derselben trägtig wäre und gegen die Mitte des Aprils Junge werfen würde, die andere wäre melk gewesen, von deren Milch sie dann auch ihr Leben erhalten hätten.

Ferner sagte die Frau aus, daß in der ganzen Zeit, da sie unter dem Schnee begraben gewesen wären, sie nicht das geringste Tages-Licht gesehen hätten; doch hätten sie ungefähr die ersten 20 Tage lang gemüthmaßet, wenn es Tag oder Nacht wäre; denn wenn die Hähne gekrähet, so hätten sie geglaubt, es breche der Tag an, allein nachher wären auch diese gestorben. Am zweyten Tage wären sie insgesammt sehr hungerig gewesen, deswegen hätten sie auch alle noch übrige Kastanien gegessen, und dazu die Milch, die sie von der melken Ziege gehabt, getrunken; dieses wäre in den ersten Tagen beynahe 2 Pfund täglich gewesen, hätte aber nach und nach abgenommen. Am dritten Tage, als der Hunger sie von neuem plagte, hätten sie wieder einen Versuch gethan, um zu dem Orte, wo die Brode lägen, zu gelangen, allein solches wäre ihnen, wie vorher, wegen der Menge des Schnees unmöglich gewesen. Um aber von den Ziegen ihren Unterhalt zu haben, hätten sie alle ihre Sorgfalt darauf gerichtet, wie dieselben ernähret werden könnten. Zum Glück wäre über dem Stalle, gerade über der Krippe, der Heu-Boden gewesen, von welchem durch ein Loch das Heu in die Krippe hinunter hätte geworfen werden können; dieses Loch wäre nicht weit von dem Standplatze der Schwester entfernt gewesen, welche dadurch das Heu herunter gezogen, und es den Ziegen, so lange sie es reichen konnten, gegeben hätte; als dieses aber nicht mehr angieng, hätte sie die Ziegen auf ihre Schulter genommen, welche es dann selbst herunter gezogen hätten.

Am sechsten Tage wäre der Knabe krank geworden, und hätte über heftige Leib-Schmerzen geklagt, welches 6 Tage gedauert hätte; an diesem Tage hätte der Knabe seine Mutter, die ihn so lange beständig auf ihrem Schoo-

ße

ße gehabt, gebetet, ihn ausgestreckt in die Krippe auf das Heu zu legen. Eine Todes-Kälte hätte seine Glieder durchdrungen; und indem sie, die Mutter, beschäftigt gewesen, die noch übrige davon fliehende Wärme zurück zu halten, und ihm ein wenig Milch zu reichen, habe das Kind kurz darauf geschrien: „Ach, Vater! hier im „Schnee! ach Vater! Vater!“ worauf er verschieden sey. Sie, die Mutter, hätte ihrer Schwester zugerufen, daß der Knabe gestorben sey, und sie hätte ihn nahe bey dieser ihrem Sitze in der Krippe gelegt. Während der Zeit hätte die Menge der Milch, die sie von den Ziegen bekommen hätten, immer abgenommen; und weil die Hähne gestorben wären, hätten sie nicht mehr den Tag von der Nacht unterscheiden können; nach ihrer Muthmaßung aber wäre die Zeit nahe gewesen, daß die eine Ziege werfen würde, welches, nach ihrer damahligen Rechnung, um die Mitte des Aprils geschehen würde. Sie bemerkten auch an dem Geblöke derselben, daß sie glücklich warf, weswegen die Schwester ihr Hülfe leistete. Sie tödteten die Lämmer, damit sie die Milch zu ihrem Unterhalte behalten könnten; und aus dieser Begebenheit schlossen sie, daß sie jezt mitten im April wären. Wenn sie diese Ziege rufen, so kommt sie, und leckt ihnen die Hände und das Gesicht; und weil sie ihnen damahls 2 Pfund Milch täglich gab, so haben sie noch jezt eine große Liebe gegen sie.

Es versicherten auch diese Leute, daß der Hunger, wenn man nur die ersten 5 oder 6 Tage abrechnete, ihnen nicht eben sehr beschwerlich gewesen wäre; ihr größtes Ungemach aber wäre von der heftigen Kälte des schmelzenden Schnees, welcher auf sie herabgetröpfelt, von dem übeln Gestanke des todten Esels, der todten Ziegen und Hühner, von dem Ungeziefer, das sie bis auf die Knochen nagte, am meisten aber von der beschwerlichen Lage und Stellung, die sie unter einander in der Krippe behalten mußten, entstanden; denn obgleich der Ort ihres Begräbnisses 12 engl. Schuh lang, 8 breit, und 5 hoch, gewesen, so wäre doch die Krippe, worin sie gebückt gegen die Wand gesessen, nicht breiter als 3 Fuß 4 Zoll gewesen. In 36 Tagen hätten sie, die ersten 3 nur ausgenommen, keine Leibes-Oeffnung gehabt, nachher aber sey die Milch, und das Schnee-Wasser, welches sie nach einiger Zeit ohne Beschwerlichkeit getrunken hätten, bloß durch den Urin

von ihnen gegangen. Die Mutter sagte, sie hätte in dieser ganzen Zeit gar nicht geschlafen, die Schwester und Tochter aber hätten, wie sonst, geschlafen. Eben die Mutter und Schwester meldeten, daß sie eben an dem Tage, wie sie unter dem Schnee begraben worden, ihre Reinigung gehabt, nachher aber nicht das mindeste davon wieder verspüret hätten. Diese ganze Erzählung wurde vor dem Intendanten, d. 16 May 1755 von gedachter Frau selbst abgeleget und atteſtiret."

In den savoyiſchen Eis-Gebirgen ſind die Lauwinen eine eben ſo fürchterliche Erſcheinung, als in der Schweiz und in andern Eis-Gegenden.

„Der Schnee," ſagt *de Luc* (*): „er mag nun in ſeinem natürlichen Falle oder durch die Winde zuſammen gehäuft ſeyn, wird manchmahl an ſolchen Orten aufgehalten, da er ſich durch nichts anders erhält, als weil die erſte Schicht derſelben ſich an die Unebenheiten derjenigen Körper, auf die er gefallen iſt, feſtgeſetzt hat, und dann die auf ſie fallenden Schichten ſich mit dem erſten vereinigt haben. Aufmerkſame Beobachter haben ſchon in den Ebenen ſelbſt Anhäufungen dieſer Art geſehen, welche bey dem erſten Anblicke jedermann in Erſtaunen ſetzten. So lange die Schnee-Schicht nicht zu dick iſt, oder nichts ſeinen Zuſammenhang hindert, wirkt die Kraft des leztern mehr als ſeine Schwere, und die Maſſe bleibt unbeweglich; wenn dieſe aber zu groß wird, oder eine andere Urſache die Verbindung der Theile unter ſich ſchwächt, ſo ſtürzt auf ein Mahl alles mit einander über den Haufen.

„Die Schwächung des Zuſammenhanges der Schnee-Maſſe kann beſonders von zwey Urſachen herrühren. Die erſte wirkt nur im Frühlinge, und iſt die gemeinſte. Wenn in dieſer Jahrszeit die Luft wieder erwärmt wird, ſo fängt der Schnee an zu ſchmelzen; das Waſſer, welches davon abtrieft, löſet nach und nach die Bande los, die dieſe Maſſe auf die Erde feſthielten. Oder wenn der Schnee

(*) In ſeiner Reiſe nach den ſavoyiſchen Eisgebirgen, von Sixt im Faucigny. S. Deſſen Recherches ſur les modifications de l'Atmoſphére, (à Geneve, 1772, 4.) To. II, p. 293 — 333.

Schnee auf den Trümmern der herab gestürzten Felsen ruhet, so wird bey einem sehr großen Anwachs der Schnee-Masse der Grund selbst bewegt; insonderheit wenn diese Felsenstücke aus Schiefer und andern blätterichten Stein-Arten bestehen, die über einander wegglitschen, wenn das Schnee-Wasser zwischen denselben eindringt.

„Eine andere Ursache des Falles dieser ungeheuern Schnee-Lasten ist im Gegentheil die große Kälte. Es geschieht alsdann, daß der starke Frost die ästigen Theile des Schnees zerbricht, und sie in einen feinen Staub verwandelt, dessen Theilchen glatt und hart sind. Die Bande des Zusammenhanges sind alsdann getrennt, und die ganze Last stürzt hinab.

„Eine der gemeinsten Veranlassungen dieses Sturzes, ist ein frisch gefallener Schnee. Er vergrößert das Gewicht, und zerstört dadurch ebenfalls den Zusammenhang. Auch die Winde tragen dazu bey, und manchmahl, wenn der Zusammenhang der Schnee-Theile schon auf einen gewissen Grad geschwächt ist, kann die geringste Ursache den gänzlichen Fall befördern. Die Bewohner der Alpen stehen in den festen Gedanken, daß der Ton der Schellen ihrer Maulesel oft solches bewirken könne, und deswegen nehmen sie ihnen im Frühlinge jederzeit die Schellen ab. Wenn die Lauwinen sich in solchen Gegenden, wo sie jährlich zu fallen pflegen, über die gewöhnliche Zeit aufhalten, suchen die Anwohner dieselben durch den Knall abgefeuerter Gewehre herab zu locken.

„An Bergen von mittlerer Höhe, wie die Kette der Jurten ist, verursachen die Lauwinen selten großen Schaden; denn dergleichen Berge haben keine kahle Oberfläche, die hierzu groß genug wäre, da sie beynahe überall durch Felder, Gräben und Wälder zertheilt sind. Ueberdies fängt daselbst der Schnee viel später an zu fallen, als auf den hohen Bergen, er schmilzt auch oft vor dem Winter, und stets eher im Frühlinge, so daß von ihm nie große Massen gebildet werden können. In den höhern Gegenden der Alpen hingegen schneiet es schon im Sept., und oft im August. Der Schnee schmilzt nicht eher, als im May, und auf diese Weise werden oft unermeßliche Lasten von Schnee-Lagen auf einander gehäufet, die durch ihren Fall ein entsetzliches Getöse verursachen.

„Man

„Man versichert, daß die Lauwinen auf ihrem Wege einen Druck der Luft verursachen. Ich habe oft auf den Alpen von den fürchterlichsten Verwüstungen erzählen gehört, welche durch diese Art von Sturmwind verursacht worden sind, der demjenigen gleich ist, den das plötzliche Herunterfallen verdickter Wolken erzeugt. Aber noch niemahls hatte ich so starke durch sie gemachte Veränderungen gesehen, als diejenigen, die man uns einige Jahre nach dieser unserer ersten Reise auf dem Berge Sixt gezeigt hat.

„Die Weide des Communs liegt unten an einem sehr jähen Abhange, der aus herunter gefallenem Schutt der obern Felsen entstanden ist. Dieser Abhang und die auf ihm stehenden Felsen machen eine sehr weit ausgebreitete Erhöhung aus, welche über 3000 Fuß senkrecht beträgt. Fast diese ganze Oberfläche wird mit Schnee bedeckt, der daselbst durch die Winde aufgehäufet wird. Wenn die Dicke desselben nicht sehr beträchtlich ist, so schmilzt er nach und nach, ohne herab zu stürzen, weg. Aber im Winter des J. 1769 und 1770, fiel eine so große Menge Schnee, daß seine Last, als die Kälte die Theile desselben in Staub verwandelt hatte, sich auf ein Mahl über die Weide des Communs ausgoß, und dieselbe dermaßen mit Schnee bedeckte, daß er über den weiter unten gelegenen Abhang hinab floß. Die Wirkung der durch diesen Fall der Schnee-Lasten zusammen gepreßten Luft war so entsetzlich, daß der Sturmwind sich durch den an der abhängigen Seite des Berges stehenden Tannen- und Büchen-Wald einen Weg durchbrach, und auf demselben nicht einen einzigen Baum stehen ließ. Er hemmte den Lauf des Giffre, der sonst ins Thal fließt, und riß auf der entgegengesetzten Seite eine große Menge Bäume und Hütten nieder, die viel fester gebauet waren, als jene, welche auf der Weide des Communs von den Lauwinen zertrümmert und bedeckt wurden."

Lava, Lave, Lat. und Ital. Lava (*); Fr. Lave. Unter diesem Nahmen wird dasjenige Product ver-

(*) Lava, ist ein neapolitanisches Provinzial-Wort, und bedeutet einen kleinen Bach, insonderheit der sich auf den Straßen und Gassen nach einem Regen ergießt.

verstanden, welches, als ein glühender oder Feuer-Strohm, aus der obersten Oeffnung der Vulkane (feuerspeyenden Berge), oder an den Seiten derselben, gewaltsam heraus bricht, oft viele Meilen weit, gleich einer großen Fluth, mit reißender und alles verheerender Wut fortstürzt, und nach dem Erkalten meistentheils eine Stein-Härte erhält.

Der Feuer-Strohm, den die Lava bey ihrem Herausfließen macht, ist oft von erstaunlicher Breite, Länge, Tiefe und Stärke; öfters 2 bis 3 ital. Meilen breit, 4 bis 12 ital. Meilen lang, und 60 bis 80 Fuß tief. Der Lord Winchelsea sah, bey dem großen Ausbruche des Aetna im J. 1669, die brennende Lava, 15 Meilen lang, und 7 breit. Ganze Felder werden davon bedeckt, ganze Gegenden verheeret, Dörfer und Städte verbrannt, Thäler angefüllt, und Erhöhungen von 160 Fuß, und darüber, gemacht.

Der Ritter Hamilton beschreibt, in seinen Beobachtungen über den Vesuv, die mancherley Veränderungen und die Ausbrüche dieses feuerspeyenden Berges, die er selbst wahrgenommen hat, und sagt von der Lava, daß sie des Nachts das Ansehen eines in Fluß gebrachten Metalles gehabt, bey Tage hingegen wie Feuer ausgesehen, ihren Lauf aber ein dicker weißer Rauch bezeichnet habe. Er meldet auch, daß die Lava bisweilen in 2, 3 und manchmahl in mehrern Strohmen geflossen, ihre Hitze aber so groß gewesen sey, daß sie ihm nicht gestattet habe, dem Strohme näher, als 10 Fuß weit, zu kommen. Ungeachtet die Lava so flüssig wie Wasser geschienen, sey sie doch so dick gewesen, daß sie dem Eindrucke eines langen Stabes beynahe widerstanden habe. Große Steine, die er hinein geworfen hatte, sind nicht untergesunken, sondern haben nur einen leichten Eindruck gemacht, sind auf der Oberfläche fortgeschwom-

schwommen, und in kurzer Zeit ausser dem Gesichte geführt worden. Der Strohm der Lava, den er damahls wahrgenommen hat, ist, der Dicke ungeachtet, sehr schnell geflossen, an seiner Quelle ungefähr 10 Fuß breit gewesen, bald hernach aber noch breiter geworden, und hat sich in 3 Flüsse zertheilt, welche durch ihre Hitze die Kohlen der alten zwischen inne liegenden Lava entzündet haben, so, daß die ganze Gegend des Nachts das Ansehen eines ununterbrochenen Feuer-Sees hatte, welcher 4 engl. Meilen lang und 2 breit war. Am äussersten Ende ihres Laufes von der Quelle an, hat die Lava nicht flüssig geschienen, sondern ist einem Haufen glühender Kohlen ähnlich gewesen, welcher einen Wall ausgemacht hat, der an einigen Orten 10 bis 12 F. hoch war, alsdann sich vom Gipfel überwälzet, und bald einen andern Wall formirt hat; doch ist diese Art des Vorrückens sehr langsam gegangen, und binnen 1 Stunde nur ungefähr 30 F. weit fortgegangen.

Die traurigen Wirkungen, welche die Ausbrüche des Vesuv's vor den Zeiten des Kaisers Titus Vespasianus hervorgebracht haben, sind nicht bekannt, ungeachtet die Alten ihn als einen feuerspeyenden Berg schon vorher beschrieben, auch in dem damahls von ihm verschütteten Herculaneum, welches man jezt wieder ausgräbt, mit Lava gebauet war. Bey dem 79 Jahr nach Christi Geburt geschehenen Ausbruche desselben, wo der ältere Plinius umkam, äscherte er 6 benachbarte Städte ein, unter denen sich das vorgenannte Herculaneum befand. Man findet in demselben Theile, die ganz mit Lava ausgefüllet sind. Vielleicht übertreiben die Geschichtschreiber die Erzählung von dieser schrecklichen Begebenheit; sie sagen aber, daß die Asche, welche mit dem Rauche und den Flammen im Fortgange gemeiniglich vermischt zu seyn, und hoch und weit fortgeschleudert

dert zu werden pflegt, in Rom die Sonne verfinstert habe, ja gar bis nach Afrika und Syrien geflogen sey. Mit Uebergehung der weniger merkwürdigen Ausbrüche, die in den Jahren 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1043, 1048, 1136 und 1506 geschehen sind, will ich nur einige der merkwürdigsten erwähnen. Im J. 1631 fieng der Berg, nachdem er über 100 Jahr ruhig geblieben war, d. 16 Dec. mit einem Erdbeben von 20 Stößen an zu toben. Der Meerbusen und die ganze Stadt Neapel war mit Dampf und Asche bedeckt, die Sonne am Mittage verdunkelt, und aus dem Berge brach, den Tag darauf, an der Seite nach Neapel, ein ungeheurer Strohm von Lava heraus, welche sich in 7 Arme theilte, und alles, was ihr in den Weg kam, verheerte und verbrannte. Resina, und andere Orte brannten theils ganz ab, theils wurden sie sehr beschädiget. Zu gleicher Zeit kamen verschiedene Ströhme siedendes Wasser aus dem Berge hervor, welche das Verderben noch vergrößerten; sie stürzten so schnell herab, daß viele Menschen ohne Rettung, und unter andern eine Procession von 500 Menschen, die sich in der Nähe befanden, umkamen. Die See wich dabey einige Zeit zurück, so, daß die Schiffe im Trocknen sitzen blieben. Dieses Toben dauerte bis im Febr. 1632, da die Einwohner es zuerst wagten, ihre verlassene Wohnungen wieder in Besitz zu nehmen. Man schätzt den durch diese Verwüstung verursachten Schaden auf viele Tonnen Goldes. Bey dem Brande von 1682 war der Rauch so heftig, daß er, zwey Tage hindurch, eine große Finsterniß auf 12 Meilen im Bezirk verursachete; und das Feuer, welches er von sich stieß, steckte den Wald von Ottajano in Brand. Die Flamme des Brandes von 1685, gab 20 Meilen im Umkreise, einen hellern Schein als das schönste Mondlicht. Im J. 1689, brannte er ganze 22 Tage lang,

wobey man in Neapel in dem Innersten des Berges ein Getöse wie von einem kochenden Kessel hörte. Im J. 1694 war sein Ausbruch mit einem Erdbeben begleitet, und der Dampf stieg in Gestalt einer ungeheuern Säule empor, die sich hernach auf allen Seiten ausbreitete, worauf ein Platzregen von Feuer-Steinen und Asche erfolgte. Dieses dauerte einige Tage, da er dann aus der Seite zwey Ströhme glühender Lava ausgoß, die in einer solchen Menge ausfloß, daß davon einige Thäler bedeckt und angefüllet wurden. Bey dem heftigen Ausbruche im J. 1698, warf er vornehmlich eine weiße Asche aus, welche der umliegenden Gegend das Ansehen gab, als wenn sie beschneiet wäre; in Neapel fiel sie 8 bis 10 Zoll tief. Im J. 1717 floß, nach einem entsetzlichen Toben im Innern des Berges, ein glühender Strohm aus demselben hervor, welcher $\frac{1}{2}$ Meile breit war, und 5 Meilen fortlief. Die Flamme, welche zuweilen dreyzackig, zuweilen aber in Gestalt einer Säule, in die Höhe schlug, stieg auf 200 Fuß über den Berg. Im J. 1717, brach den 20 May ein Strohm von Lava hervor, welcher den folgenden Tag unweit des Meer-Ufers stockte, nachdem er 3800 Klafter weit, in einer Breite von 150 Fuß und 24 Fuß hoch, gelaufen war. Diese Masse glühete wie Feuer bis zum 25 May, da sie auswärts zu erkalten anfieng, inwendig aber blieb sie 6 Wochen lang glühend. Die mit Wasser vermischte Asche, welche der Wind auf die fruchtbare Erde von Nola trieb, machte, daß damahls alle Bäume und Früchte zu Grunde giengen. Im J. 1757 sahe der Pater *della Torre* den Brand des Vesuv's, und beschrieb ihn sehr ausführlich, so wie wir überhaupt von ihm die beste Beschreibung dieses Berges haben (*). Am 25 Oct. brach oberhalb

(*) Die Geschichte und die Erscheinungen des Vesuvio, beschrie-

halb Atrio del Cavallo, ein feuriger Strohm aus der alten geborstenen Lava. Die Materie war zähe wie ein im Fluß gebrachtes Glas, und wälzte sich wie eine Mauer, doch mit einer solchen Geschwindigkeit, daß sie in 8 Stunden 4 ital. Meilen zurücklegte. In einer Entfernung von 13 Fuß, empfand man die Hitze schon. Sie war mit Steinen angefüllt, die theils noch ihre natürliche Farbe hatten, theils aber calcinirt waren. Einige glichen den Eisen-Schlacken; und ein gleiches Ansehen hat ihre schwammichte Ober-Rinde bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Strohm führte viele grüne und verbrannte Bäume mit sich, und floß bald tiefer, bald flächer, nach dem sich seinem Laufe Hindernisse in den Weg legten oder nicht. Er stockte den 29 Nov., gleichwohl war die Lava d. 23 May 1752 noch warm, und aus den Ritzen drang ein heißer dicker Dunst hervor, der nach Salpeter und Vitriol roch. Im Anfange des Decembers 1754, ergossen sich, ungefähr 100 Schritt vom Schlunde, zwey Ströhme Lava aus dem Berge, welche gegen Ottajano und Bosco tre Case, bis zum 20 Jan. flossen. Der eine formirte eine kleine See, und der andere stürzte von einer Höhe von 100 Fuß senkrecht herab. Dieser Anblick, so schrecklich die Sache selbst war, soll ein prächtiges Schauspiel dargestellt haben. Es schien, als ob hinter einer Wand von Krystall eine Masse von einer ungeheuern Menge Metall geglühet hätte. Während dieser Zeit warf der Berg große Steine und Schlacken aus, die zu ihren Fall auf die Erde 8 Secunden brauchten, und also eine Höhe von 160 Klafter geflogen seyn müssen. In Neapel hörte man ein Getöse wie Kanonen-Schüsse,

schrieben von P. Johann della Torre, Napoli 1755. in 4. aus dem Italiän. übersetzt von dem Hrn. Abt Jagemann, st. in Büsching's Magazin für die neue Hist. und Geogr. 8 Th. (Halle, 1774, 4.) S. 1—122. n. e. H. T.

und am Fuße des Berges wurde ein starkes unterirdisches Donnern verspüret. Am 6 März 1759 stürzte ein Theil des, auf der Oberfläche des Vesuv's entstandenen Berges wieder ein; von dieser Zeit an, bis zum Febr. des folgenden Jahres, floß aus einer neuen auf der Seite nach Ottajano entstandenen Oeffnung beständig Lava. Im J. 1760 eröffnete sich der Vesuv bey li Monticelli. Er hatte bereits das ganze Jahr Steine ausgeworfen, und aus der Mündung des Schlundes etwas Lava von sich gegeben; am 23 Dec. aber brach er, nach einigen vorhergegangenen Stößen vom Erdbeben, an 12 Stellen mit einem entsetzlichen Knalle auf. Die Lava ergoß sich über die Heer-Straße in einer Breite von 300, und einer Tiefe von 15 Fuß. Sie blieb den 25sten ungefähr 600 Schritt vom Meere stehen, nachdem sie viele Häuser auf der Straße von Portici nach Pompeji verheeret hatte. *della Torre* bemerkt hierbey eine sonderbare Erscheinung. Wenn die Lava sich einer Mauer näherte, so stockte sie, und blieb vor derselben etwa in einer Entfernung von 1 Fuß stehen. Wenn sie vor ein Gebäude kam, schwoll sie an, und lief um dasselbe in erwähnter Entfernung herum, bis sie eine Thür fand, da sie dann hinein brach, und das Haus in kurzer Zeit verbrannte. Der Auswurf im J. 1767, war einer der fürchterlichsten. 14 Meilen um den Vesuv verspürte man die Erd-Erschütterung; der König mußte Portici, wo er sich damahls aufhielt, verlassen. Neapel war mit Sand und Asche bedeckt. Die Felder litten von der herausfließenden Lava sehr, und sie würde noch größern Schaden angerichtet haben, wenn sie nicht ihren Lauf auf ein Thal gerichtet hätte, welches sie ganz ausfüllete. Die lezten merkwürdigen Ausbrüche waren im J. 1770 und am 15 Jun. 1794.

Die Lava-Ströhme des Aetna, auf der Insel Sicilien, sind noch fürchterlich größer. Man weis, daß ein solcher Strohm bey Taormina, welches 30 Meilen vom Aetna entfernt liegt, in die See floß, und daß er an manchen Orten 15 Meilen breit war. Ueberhaupt erstrecken sich die Lava-Ströhme des Aetna gemeiniglich 15 bis 20 Meilen in die Länge, sind über 6 bis 7 Meilen breit, und über 50 Fuß tief. Die Wirkungen der Natur sind bey diesem Berge, wie bey dem Vesuv, zwar einerley, aber beym Aetna gehen sie alle ins Große. Was die Natur und Beschaffenheit ihrer Lagen betrifft, so sind sie einander fast gleich, doch ist die von dem Aetna schwärzer und überhaupt schwammichter, als die vom Vesuv. Die chronologischen Nachrichten dieses Vulkanes gehen sehr weit in das Alterthum, wiewohl zuweilen mit einiger Ungewißheit, zurück. Die ältesten Schriftsteller reden von den Ausbrüchen des Aetna als von einer ausgemachten Sache; und man findet in den Geschichten häufige Nachrichten von seinen oftmahligen und höchst erschrecklichen Ausbrüchen. *Berosus* erzählt, daß, als die Nachkommen des Janus sich zuerst nach Sicilien begeben hatten, um daselbst eine neue Pflanzstadt zu errichten, sie durch einen heftigen Ausbruch dieses Berges dermaßen erschreckt worden seyn, daß sie sogleich wieder die Insel verlassen hätten. Dieser Vulkan war ebenfalls zu den Zeiten der Argonauten und des Aeneas bekannt. Als Sicilien in der Herrschaft der Griechen sich befand, nähmlich von der 2ten bis zur 88sten Olympiade, soll der Aetna, nach dem Zeugnisse des *Thucydides*, welcher damahls lebte, zu 3 verschiedenen Mahlen gebrannt haben. Der lezte Ausbruch zog die Neugierde des Pythagoras herbey. Unter dem Hiero fand Empedokles (*),

(*) Empedokles war von Agrigent gebürtig, und soll 400 Jahr

ein sorgfältiger Beobachter dieses Vulkanes, durch einen Ausbruch desselben seinen Tod. Zur Zeit der römischen Consuls soll, nach dem *Diodorus*, *Polybius* und Andern, dieser Vulkan 4 Mahl nach einander Feuer gespien haben. Unter der Regierung des Julius Cäsar wütete dieser Vulkan erschrecklich; der Brand soll so heftig gewesen seyn, daß damahls die bis an die liparischen Inseln erhitzte See die Schiffe verbrannte, und alle Fische kochte und tödtete; er wütete binnen 20 Jahren 4 Mahl. 49 Jahr nach Christi Geburt tobte dieser Berg so sehr, daß der Kaiser Kaligula, welcher sich damahls eben in Sicilien aufhielt, sich plötzlich auf den Weg machte, und nach Italien gieng. Hadrian hatte Herz genug, diesen Berg, als er eben stark auswarf, ganz in der Nähe zu besichtigen. Im J. 812, unter der Regierung Karl's des Großen, tobte er auch ausserordentlich, so, daß dieser Kaiser es auch für gut fand, Sicilien zu verlassen, wo er damahls sich aufhielt. Von 1160 bis 1169 wurde ganz Sicilien durch Erdbeben erschüttert, und die Ausbrüche des Aetna verwüsteten die ganze umliegende Gegend; da dann auch die Kathedral-Kirche in Catanea zu Grunde gerichtet wurde, und der Abt des Klosters mit allen Mönchen umkam. Die Brände vom J. 1284, 1329

Jahr vor der christl. Zeitrechnung gestorben seyn. Vielleicht hat ihn mehr seine Eitelkeit, als seine Philosophie, zu dieser erhabenen Stelle geführt; ja man sagt, daß sie ihn noch weiter gebracht habe. Um für einen Gott angesehen zu werden, und das Volk zu bereden, daß er in den Himmel aufgenommen worden sey, soll er sich selbst in den großen Schlund des Berges Aetna hinein gestürzt haben, in der Meinung, daß sein Tod niemahls von Menschen entdeckt werden könnte. Allein, der verrätherische Berg warf seine Pantoffeln, welche von Kupfer waren, aus, und verkündigte der Welt das Schicksal eines Philosophen, der in seinem Tode sowohl als bey seinem Leben alles that, um die Menschen zu hintergehen, und sie glauben zu lassen, daß er größer, als sie, sey.

1329 bis 1333, 1408, 1444 bis 1447, und 1536 sind ebenfalls merkwürdig. Im J. 1637 verursachte der Aetna ein zwölftägiges Erdbeben, welches großen Schaden that, und nicht eher aufhörte, als bis der Berg eine neue Oeffnung bekam, deren ausfließende Lava alles auf 5 Meilen umher verbrannte. Die Asche, die er ausstieß, war nach Italien und auf weit von Sicilien entfernte Schiffe gefallen. Der Brand des 1650sten Jahres ist gleichfalls merkwürdig; die Entzündung befand sich an der nördlichen und östlichen Seite, und es flossen feurige Ströhme von ihm hinab, die alles überschwemmten und zerstörten. Im J. 1669 warf er anfangs Feuer-Ströhme aus, welche ein gut Stück Weges bey den Mauern von Catanea vorbey, in die See liefen, wo sie das Wasser so heiß machten, daß man auf 20 Fuß im Umfange die Hände nicht darin leiden konnte; die Lava-Ströhme selbst glüheten unter dem See-Wasser fort. Die Lava nahm endlich eine andere Richtung in ihrem Laufe, und verheerte 14 Städte, davon einige 3 bis 4000 Einwohner gehabt hatten, und von welchen Städten jezt kein Ueberbleibsel mehr zu sehen ist. Der Berg selbst bekam damahls 3 große Risse, woraus die Flammen mit dem entsezlichsten Getöse über 100 Ruthen in die Höhe stiegen, und eine Menge Steine mit sich fortschleuderten, deren einige 3 bis 400 Pfund wogen, und etliche Meilen weit fortgetrieben wurden; Asche und Rauch verfinsterten zu der Zeit die Luft. Im J. 1683 verloren, da Catanea durch diese Feuer-Ströhme bedeckt wurde, allein, ohne die Dörfer zu rechnen, auf 60,000 Menschen ihr Leben; und die Einwohner von dem jezigen Catanea haben das alte in einer Tiefe von 68 Fuß unter der festen Lava wieder entdeckt. 10 Jahr nachher, nähmlich 1693, wurde nicht allein ganz Sicilien durch ein Erdbeben erschüttert, sondern es brach auch ein

dermaßen großer Dampf aus dem Berge hervor, daß an 6000 Menschen, welche, wegen Ueberschwemmung der See, auf denselben ihre Zuflucht genommen hatten, erstickten, und durch die herausfliegenden Steine und andere Materien getödtet wurden. Am 9 März 1755, fieng der Berg an, mit einem entsetzlichen Getöse eine Menge Rauch und Flammen auszustoßen. Um 4 Uhr desselben Tages wurde die Luft gänzlich verfinstert, und der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt. Um 6 fiel ein Hagel von Steinen nieder, deren jeder ungefähr 6 Loth wog. Dieser Stein-Hagel dauerte etwas über eine Stunde. Als dieser nachließ, folgte ein Strohm schwarzen Sandes, der die ganze Nacht hindurch anhielt. Am folgenden Morgen um 8 Uhr, brach am Fuße des Berges ein Wasser-Fluß hervor, der in einer halben Viertel-Stunde nicht allein eine beträchtliche Strecke desjenigen unebenen Landes, welches am Fuße des Berges liegt, überschwemmte, sondern auch, als das Wasser plötzlich ablief, alle Vertiefungen der Oberfläche ausfüllte, und eine große mit Sand bedeckte Ebene zurück ließ. Das Wasser war siedendheiß, seesalzig, und der zurückgelassene Sand im geringsten nicht vom See-Sande unterschieden. Nachdem das Wasser zu fließen aufgehört hatte, brach aus eben derselben Oeffnung ein kleiner Feuer-Strohm hervor, welcher 24 Stunden lang floß. Den Tag darauf entstand, ungefähr 1 Meile unterhalb dieser Oeffnung, ein anderer Feuer-Strohm, welcher auf 4000 Fuß breit war, und die benachbarten Felder wie ein Fluß überschwemmte. Der lezte große Brand des Aetna, fiel in das J. 1765.

Eben dergleichen Lava-Ströhme fließen aus dem Hekla, und aus den andern und vielen auf Island befindlichen Vulkanen. So ströhmte aus dem Krobla, 1730, ein solcher Lava-Fluß, der, indem

er

er sich in viele Arme theilte, die ganze umliegende Gegend überschwemmte, in die See floß, einen ansehnlichen Theil derselben ausfüllte, einige Tage lang im Wasser wie Oehl kochte, und die Fische tödtete. Der größte Arm war, ehe er die See erreichte, 3 Meilen weit und durchgehends ½ Meile breit geflossen. Des Tages über brannte dieser Strohm mit einem blauen Schwefel-Feuer, des Nachts aber stand er in einer hellen Gluth, daß der Himmel davon erröthet wurde. Die Lava nennen die Isländer Stenaa, Stein-Fluß. Der lezte Haupt-Ausbruch des Hekla fieng 1766 d. 5 Apr. an, und dauerte bis d. 7 September.

Da die Lava oben bald mit einer Rinde bedeckt wird, so brennt in ihr das Feuer noch nach vielen Jahren. Wir wissen aus der Geschichte, daß auf der nun erloschenen Insel Ischia in dem adriatischen Meere, im J. 1303 aus der Cremata, dem Krater des Epomeo, sich ein Lava-Strohm bis in das Meer ergoß, und daß dieser Auswurf 2 Jahr lang anhielt. Merkwürdig ist es doch, sagt v. Dolomieu (*), nach dieser angeführten Thatsache, daß diese Lava, die nun beynahe 500 Jahr alt ist, noch Materien enthält, die auf einander wirken, so daß Hitze entsteht, und Dünste sich entwickeln. Ein weißer feuchter Dampf erhebt sich an verschiedenen Stellen von einer ganz unfruchtbaren und so ungleichen, aufgewühlten, holperigen Oberfläche, als hätte die Lava erst vor wenigen Monathen sich ergossen. Am stärksten ist dieser saure wässerige Dampf des Morgens nach einem starken Thau, und wenn es geregnet hat. Diese Erscheinung ist weder einzig in ihrer Art, noch den Laven auf dieser Insel allein eigen; die Laven des Aetna zeigen sich ebenfalls so, z. B. die von den Auswürfen

(*) In seinen Bemerkungen über die Ponza-Inseln.

sen im J. 1761 und 1762, die sich auf der sogenannten Eschina d'Asino angesetzt haben; diese ungeheure Laven-Masse raucht fast beständig; wann es geregnet hat, wird dieser Dampf weißlich, nimmt immer mehr zu, und scheint sich entzünden zu wollen. Brydone bestieg 1770 eine Lava, die im J. 1766 geflossen war, und er fand sie noch nicht kalt. Hamilton stieß, im Apr. 1771, einige Stäbe in die Ritzen der Lava, die im Oct. 1767 geflossen war, und sie fingen augenblicklich Feuer. Massa, ein angesehener sicilianischer Schriftsteller, fand nach 8 Jahren die Lava des oben erwähnten Ausbruches von 1669 noch nicht überall kalt.

Herr D. Berger, in Graudenz, der schon durch mehrere sonderbare Meinungen bekannt ist, nimmt, in seiner Theorie der Erdbeben und Vulkane, (Berl. 1788, 8.) die Lava für eine Ursache, und nicht für eine Wirkung, der Erdbeben an, hält sie für eine Art von Erd-Blut, und schreibt demselben eine Circulation, wie dem Blute im animalischen Körper, zu. Wenn die Erde bebt, so hat sie, nach seiner Meinung, ein starkes Fieber; und wenn feuerspeyende Berge Lava auswerfen, so hat sie einen Blut-Fluß, den die Natur statt eines Erledigungs-Mittels gebraucht.

Die Lava, welche die Vulkane so häufig ausströhmen, besteht aus einer geschmolzenen Materie, die aus schwefeligen, harzigen, salzigen und metallischen Theilen zusammengesetzt ist. Sie sieht, wenn sie noch flüssig ist, wie geschmolzenes Eisen, aus, und es schwimmen in derselben ganze Lasten von Steinen mit fort, die, wenn man sie gleich niederdrückt, doch, wie Holz im Wasser, wieder empor kommen; wenn sie aber kalt geworden ist, so ist sie steinhart, und an einigen Orten so dicht und fest, daß die dauerhaftesten Häuser davon gebauet werden können, und hat inwendig das Ansehen einer undurchsichtigen vitrificirten

ten (verglaseten) Materie, oder wie der Magnet. Polierte Lava hat viel Aehnliches mit Serpentin-Stein, ist aber nicht so grün, sondern mehr dunkelgrau. Bey dem Ausflusse aus dem Berge gleicht sie einem dicken Teige, läuft gemeiniglich langsam, und ist zähe. Wenn sie kalt geworden ist, kann man sie mit einem Meere vergleichen, dessen Wellen sich beynahe gelegt haben, und welches nur noch etwas wallet (*). Zieht man etwas von ihrer Masse, wenn sie noch flüssig ist, mit einem Stecke in die Höhe, so schwillt es auf, und wird porös, welches von einer sehr ausdehnenden, oder vielleicht harzigen Eigenschaft herkommt. Das Harz geht im Feuer auf, und wird hart, wenn es erkaltet. Die ausdehnende Kraft der Lava zeigt sich in Wellen, Höhlen, Grotten und Röhren, welche sie im Laufe formiret. Sie hebt die innere Fläche des Vesuves bis an den obern Rand der Oeffnung hinauf, wie im J. 1755 und 1767 geschehen ist. Merkwürdig ist die Erfahrung des Professors Vairo zu Neapel, welcher bemerkt hat, daß perpendikular aufgerichtete eiserne Stangen während dem Feuerspeyen des Vesuves elektrisch sind.

Man trifft in der Lava viele Eisen- und steinige Theile an, sie sind aber sehr darin vertheilt, weil die Lava um ein Neuntel leichter ist, als die gemeinen Steine des Vesuves. Die Lava wirkt auf den Kompaß, folglich enthält sie viel Eisen. Wenn man den Magnet an die Asche des Vesuves hält, so zieht er Eisen-Theile aus derselben an sich. Der Abt Nollet spürete am Rande des Schlundes einen Geruch wie Eisen, welches in Salz-Geist aufgelöset ist. Sie läßt sich

(*) Welches Virgil sehr eigentlich undare nennt. Die Lava ist in folgenden Zeilen schön beschrieben:

Vidimus *undantem* ruptis fornacibus Aetnam,
Flammarumque globos, liquefactaque volvere saxa.

sich kaum durch das heftigste Feuer in Fluß bringen, weil viele ihrer Theile schon zu Glas gebrannt sind, und andere sich nicht verglasen lassen. Nollet beobachtete, im J. 1749, bey einem sehr heftigen Brande, daß die brennenden Klumpen, welche der Berg ausstieß, in der Luft zum Theil aus einander giengen, und im Niederfallen auf die Steine platt, wie ein Teig, wurden; woraus sich ergiebt, daß die Verglasung im Innern des Berges sehr unvollkommen geschieht.

Die pulverisirte Lava löset sich in einer jeden Säure zum Theil auf, insonderheit aber in der Vitriol-Säure, mit welcher sie stark aufbrauset. Dieses entsteht aus einigen Erd- und Talk-artigen Theilen, die gemeiniglich mit der Lava vereinigt sind. Gießt man Weingeist dazu, und zündet ihn an, so zeigt sich eine schöne grüne Farbe; filtrirt man diese Auflösung und läßt sie ausdunsten, so schießen kleine Krystallen von Vitriol, Alaun und ein spitziges Salz an, welches sich in kaltem Wasser nicht auflöset, und aus einer Mischung von Vitriol-Säure und Glas-artiger Erde, die in der Lava enthalten ist, zu bestehen scheint. Wahrscheinlicher Weise bildet sich die Lava demnach aus gewissen Arten von Steinen (pyrites), welche Vitriol, Alaun und insonderheit viel Schwefel bey sich führen. Die Gewalt des Feuers nimmt den Schwefel oder das Phlogiston nebst der Vitriol-Säure davon, und schmelzt die Glas-artige Erde durch Hülfe des darin enthaltenen Quarzes, welcher sich auch in der Lava zeigt. Daraus wird endlich die Lava, oder ein undurchsichtiges Glas, welches mit Kupfer- und Eisen-Theilen und einer alaunhaltigen Erde vermischt ist. Durch die Sublimation hat man reinen Schwefel in der Lava gefunden.

Meistentheils ist die Lava eine vitrificirte Masse, doch eine mehr, als die andere; man findet aber auch Lava, welche mehlicht ist. Einige sieht wie ein schwarzgrauer Stein aus, und hat auch dergleichen Härte. So viel ist gewiß, daß die Lava nicht allezeit von einerley Beschaffenheit ist; welches daher kommt, weil die Materien, welche bey dem Ausbruche der Vulkane in Bewegung kommen, manchmahl mehr erdig, zu einer andern Zeit mehr salinisch, oder schwefelig, oder metallisch, seyn können.

Nach der Beschaffenheit des Grades der Hitze und der Schmelzung, welche die geschmolzenen Materien erlitten haben, nehmen sie bey erfolgender Gerinnung eine verschiedene Gestalt an. Einige derselben erscheinen löcherig, weil sie bey der unvollkommenen Schmelzung, die sie erlitten, nicht von aller Luft, welche durch die Hitze entwickelt oder durch die Bewegung mit ihnen vermengt worden war, völlig befreyet wurden. Man kann dieselben poröse, lockere, schwammichte oder zellenförmige Lave, Lava spumosa, nennen. Verschiedene Arten derselben, z. B. diejenigen, welche hin und wieder am Rheine ausgegraben werden, sind sehr schwer, und ungeachtet der innern Höhlen doch dicht genug, daß sie zu Mühl-Steinen gebraucht werden können; andere hingegen gleichen an Leichtigkeit dem Bimsteine, von dem sie sich aber doch dadurch unterscheiden, daß sie nicht faserig sind. Dichte oder compacte Laven nennt Bergmann diejenigen, welche zwar einige, aber doch nur sehr wenige, Löcher besitzen, so daß man sie zu Platten schneiden und wie Marmor polieren kann. Sie enthalten zuweilen allerley fremde Dinge von verschiedenen Farben, die an Härte und Durchsichtigkeit den Edelsteinen gleichen. Mit dem Stahle schlagen dergleichen dichte Laven Feuer, und ändern die Richtung der Magnet-Nadel,

wie:

wiewohl sie selbst von dem Magnete kaum gezogen werden. Im Feuer fließen sie für sich, und geben, wenn sie mit einem schicklichen Flusse beschickt werden, im Centner 9 bis 10 Pfund Eisen-König; auf dem nassen Wege aber erhält man, durch die Niederschlagung des mit Salz-Säure ausgezogenen Eisens vermittelst der Blut-Lauge, so viel, daß man auf 15 bis 20 Pfund Eisen-Gehalt im Centner rechnen kann. Das schmelzbare Urin-Salz hat wenig oder gar keine Wirkung auf dieselben; und der Borax löset sie, so wie auch das Mineral-Alkali thut, ohne Brausen und sehr langsam auf. Bey der Behandlung mit den drey Mineral-Säuren entwickelt man aus ihnen, so wie auch aus den vorerwähnten lockern Laven, ausser dem Eisen-Gehalte, Kiesel-, Kalk- und Thon-Erde. Die kleinen Stückchen, in welche die noch flüssige Lava des Vesuves von der Heftigkeit der Dünste zertrümmert wird, werden in Italien, nach Beschaffenheit ihrer Größe, Lapilli del Vesuvio, oder Sabbione, oder Rena del Vesuvio, genannt. Die festeste und beste Lava des Vesuves, ist die vom Ausbruche zur Zeit des Titus, und die vom J. 1631. Die stalactitische oder zackenförmige Lava, Lava stalagmitica, kleidet die Seiten-Wände der unterirdischen Höhlen in den feuerspeyenden Bergen aus, und hängt auch oft von ihrer gewölbten Decke, wie Eis-Zacken, herab. Sie scheint die Gestalt daher erhalten zu haben, weil sie bey Berührung eines kältern Körpers zuerst gerann, und nachher, als die in dergleichen Höhlen der Berge enthaltene noch flüssige Materie gelegentlich hervorbrach, zurückblieb. Die Glas- oder Schlacken-artige Lava, Lava vitrea, gleicht einem eisenhaltigen Glase, besitzt in dünnen Stücken viel Durchsichtigkeit, und ist eine völlig gut geschmolzene Lava. Sie schlägt mit Stahle Feuer, ist gemeiniglich schwarz,

zu-

zuweilen aber auch grün oder bläulich, und sogar zuweilen krystallinisch. Für sich ist sie im Feuer sehr strengflüssig. Mit Borax kommt sie ein wenig leichter in Fluß; Urin-Salz aber ist beynahe ganz unwirksam. Mit dem Mineral-Alkali brauset sie im Löffel vor dem Löth-Rohre ein wenig auf, wird aber nur wenig und langsam von ihm aufgelöset. Nach der Schmelzung mit 3 Mahl mehr Alkali erhält man aus dieser verglaseten Lava auf dem nassen Wege, als Bestand-Theile derselben, Kiesel-, Thon-, Kalk- und Eisen-Erde. 100 Pfund Glas-Lava von den liparischen Inseln, gaben Hrn. Bergmann 69 Pfund Kiesel-, 22 Thon-Erde und 9 Pfund Eisen; ein anderes Stück Glas-Lava aber 49 Kiesel-, 35 Thon-, 4 reine Kalk-Erde, und 12 Eisen. Zellenförmige Lava hielt 45 bis 50 Kiesel-, 4 bis 5 reine Kalk-Erde, 15 bis 20 an Eisen, und das übrige Thon-Erde. Abarten von Lava hat man ungemein viele gefunden; doch ist die Lava des Aetna nicht so mannigfaltig, als die vom Vesuv. Der Prinz Biscari, der große Sammlungen von Alterthümern, aber auch von Werken der Kunst, besitzt, hat nur 12 verschiedene Arten Lava zusammengebracht; dahingegen Hamilton 40 Arten vom Vesuv erhalten hat. Scopoli untersuchte im Glas-Ofen allein 43 beym Vesuv gesammelte. Er erhielt daraus mancherley Arten Gläser, und zwar für sich: schwarze, schwärzliche, grüne, grünlichschwärzliche, braune und gelbe, auch äusserlich weißgefleckte schwarzbraune; auch schmelzte er sie mit Fluß-Spath und Feld-Spath in mancherley Proportion; er giebt aber die Laven die er bearbeitete, nur nach der Nummer, und ohne weitere Beschreibung, an. Ehrmann sah poröse Lava aus Hessen zur schwarzglänzenden; brisgrauer, zur helldurchsichtigen; vesuvische braun und schwarz marmorirte zur glänzenden weiß- und braunen; weiße

gra-

granatenhaltige, zur blasigen weiß und grün gefleckten; schwarzglimmerige, zur schwarzen; goldfarbenen Talk enthaltende, zur schwarz und weißen Kugel fließen, wovon der weiße Theil blasig war, u. s. w.

Die Materien, die sich in den Laven befinden, sind, nach *della Torre* (*): der sogenannte harte Stein (Pietra dura), woraus der untere Körper der Lava besteht; der obere Schaum, der gedachtem Körper anklebt, und von verschiedener Schwere und Festigkeit ist; natürliche, oder calcinirte Steine, die oben auf dem Schaume liegen; röthliche Stein-Platten, welche rothe angebrannte und befestigte Erde zu seyn scheinen, von verschiedener Größe und Dicke; rothe und aschfarbige gesengte Erde; wahre Schwefel-Blüthe auf der Oberfläche der Lave; Salz in den erkalteten Mündungen der Laven, Tropf-Stein, und sogenannte Korallinen. Ehe ich aber von diesen Materien spreche, muß zuvor von der Lave, die das alte Herculaneum bedeckte, etwas gesagt werden.

Die Materie, woraus im J. C. 79 die Lava bestand, die man noch izt über dem alten Herculaneum findet, ist sehr von den gegenwärtigen Laven unterschieden, welche aus einer Materie, die zu Stein wird, besteht. Die alte Lave von Herculaneum, durch ein Vergrößerungs-Glas betrachtet, fällt in das Auge wie eine Vermischung von durchsichtigen Salz-Theilen, und von Theilen, die unter vielen zerstreueten schwarzen Theilen glänzend hervor scheinen; und so sieht sie auch aus, wenn sie zermalmet betrachtet wird. Dem äussern Ansehen nach scheint sie durch das Vergrößerungs-Glas sehr wenig von der schwammähnlichen Materie unterschieden, ausgenommen, daß in dieser keine schwarze Theilchen sind, und sie ganz durchlöchert ist, da hingegen die herculanische Lava sehr dicht,

(*) Am ang. O. S. 91, fgg.

dicht, aber weniger zusammenhaltend ist. Wenn man ein Stück von dieser Lava in Kohlenfeuer legt, so wird es glühend, und giebt eine himmelblaue Farbe von sich, ohne nach Schwefel zu riechen. Wenn sie zu Staub gestoßen und im Wasser gekocht wird, nimmt das Wasser kaum ein wenig Salz davon an, welches Alaun-artig zu seyn scheint; alsdann setzt sich inwendig an den Rand des Gefäßes ein sehr feiner weißer Staub, so wie es auch bey der gemeinen Lauge geschieht, und das übrige setzt sich auf den Grund. Aus diesen Beobachtungen kann man wahrscheinlich muthmaßen, wie diese Materie wie ein Strohm habe fließen können, ob sie gleich, da sie erkaltet ist, zu nichts anders als zu Asche oder zu einer zermalmten Materie wird. Sie giebt, erwähnter Maßen, eine himmelblaue Farbe, so wie entzündeter Schwefel oder Naphtha von sich, die aber von kurzer Dauer ist. Nun kann es seyn, daß die schwarzen, durch den ganzen Körper der Lave zerstreuten Theilchen ein Ueberbleibsel jener Naphtha sind, welche mit den Sand-Körnern und mit den ersten äusserlichen Lagen des Vesuves, von was für einer Materie diese auch waren, sich vermischt, und dem Sande wie auch andern abgelöseten Theilen den nöthigen Zusammenhang gegeben habe, wie ein Feuer-Strohm fortzufließen.

Der sogenannte harte Stein (Pietra dura), woraus der Körper der Lava besteht, ist eine Materie, welche, wenn sie entzündet und flüssig ist, dennoch sehr zusammenhaltend, und wie ein zerschmolzenes Erd-Harz zähe ist. Wenn diese Materie entzündet ist, und man sie ein wenig in ihrem Laufe aufhält, oder mit einem Stabe in die Höhe hebt, schwillt sie plötzlich auf und wird locker. Daraus folgt, daß sie den Grund der innern Gährung in sich haben müsse, welche von der Luft nicht abhangen kann, weil ein feuervoller Körper keine Luft in sich enthalten kann. Alle Arten von

Erd-Harz haben diese Eigenschaft, daß sie, wenn sie durch das Feuer zerschmolzen werden, aufschwellen; woraus erhellt, daß der ganze Körper der Lave viel Erd-Harz enthalten müsse. Weil aber dieser Körper sehr hart ist, wenn er erkaltet, so folgt auch, daß in ihm eine Vermischung von metallischen Theilen, von Sande und Steinen, seyn müsse; daher bemerkt man, daß ein jedes Erd-Harz, wenn es auf einer Schaufel an das Feuer gehalten und verbrannt wird, fest am Eisen kleben bleibt, und, ob es gleich nicht aufhört locker zu seyn, doch zusammenhaltend ist. Daß die Lave des Vesuves Eisen-Theile enthalte, läßt sich augenscheinlich daher erweisen, weil die ganze Materie, woraus der Berg besteht, eisenhaltig ist. Stein-Theile sieht man mit bloßen Augen in der Lava, und sehr deutlich in den Schlacken von schwerer Art, in welchen sogar auch die Schwammähnliche Materie enthalten ist. Neben der großen Härte findet man auch im Körper der Lave eine große Schwierigkeit dieselbe zu schmelzen, ob man gleich das Reverberir-Feuer dazu gebraucht. Daher es wahrscheinlich ist, daß diese Harz-artige Materie, die mit Metall- oder Erd-Theilen innigst vereinigt ist, in jenem großen Brenn-Ofen einem so heftigen Feuer ausgesetzt gewesen sey, daß, wenn sie auch nicht völlig zu Glas geworden, sie doch demselben sehr nahe gekommen ist.

Die röthlichen Platten bestehen aus rother Erde, von der einige Lagen im Vesuv gefunden werden. Die vereinigten Theile derselben, wenn sie einem Theile nach durch die Gewalt des Feuers aufgelöset werden, bilden Platten, die mehrere Spannen lang und breit, und von verschiedener Größe, höchstens aber von 2 bis 3 Zoll sind. Einige davon sind eben; einige haben eine krumme Oberfläche, und sind einem Ziegelsteine oder einer durch und durch gebrannten Krei-

Kreide sehr ähnlich. Es giebt einige solcher Platten von Asch-Farbe, welche zwar, wie die ersten, auf dieselbe Weise entstehen, aber aus andern Lagen von Erde, deren es im Vesuv viele von dieser Farbe giebt, herkommen, obgleich diese Farbe in den natürlichen Lagen dunkler ist. Diese Platten muß man von jenen, welche auch aus der Materie des Schaumes gebildet werden, wohl unterscheiden. Die Schaum-Platten haben auch eine Ausdehnung von einigen Spannen, und eine Dicke von 2 bis 3 Zoll, sie sind aber nicht so eben wie die andern, und meistentheils sehen sie aus, wie eine ausgebreitete Meer-Welle, oder manchmahl wie Stricke, die meistens sehr artig wie ein Netz in einander geflochten, und von derselben Materie sind. Sie sind so schwer als die Schlacken von schwerer Art, und sind von der Materie, woraus der Körper der Lave besteht, nicht unterschieden. In so weit sind sie Schwamm-ähnlicher als diese, weil die natürliche Gährung ihrer harzigen Materie, indem sie oben auf dem Körper der Lave liegt, ohne alles Hinderniß aufschwellen kann.

Die rothe und aschfarbige versengte Erde, ist von jener, aus welcher die Platten bestehen, nicht unterschieden. Vielleicht hat sich die harzige Materie, die sie vereinigt und flüssig erhielt, als sie entzündet war, aufgezehrt, und es sind deswegen ihre Theile zertheilt geblieben, nachdem sie erkaltet war. Wenn die entzündete Lave über die Felder fließt, so scheint sie ein zusammenhaltender und gleich fließender Körper zu seyn, und nur wenn sie erkaltet ist, erscheint sie entweder wie ein Körper, der mit Schlacken, welche wie Flammen-Spitzen oder wie Meer-Wellen aussehen, bedeckt ist, oder in der Gestalt von Platten, oder rother und aschfarbiger Erde.

Der Schwefel, welcher über der Lave blühet, ist von dem gemeinen Schwefel gar nicht unterschieden, ausser daß er etwas von seiner Kraft verloren hat; derjenige aber, den man in den Mündungen der Lave antrifft, hat auch, wenn die Entzündung noch stark ist, eine beträchtliche Kraft, ist sehr gereinigt, und dem reinsten Schwefel gleich.

Das Salz sitzt auf der Oberfläche der Lave unter den Schlacken, und in den Mündungen und Höhlen, welche von derselben auf dem sogenannten Atrio del Cavallo und im großen Graben gebildet worden sind. Das Salz, welches man auf der Lave in den Feldern findet, ist mit Alaun, Schwefel, Salpeter und Urin-Salz vermischt. Dieses aber muß für kein natürliches Salz des Vesuves gehalten werden, denn der Salpeter und das Urin-Salz haben von den Kräutern und Bäumen des Feldes ihren Ursprung. Das natürliche vesuvische Salz ist nur dasjenige, welches in großer Menge an den calcinirten Steinen und Schlacken klebt, die in den Mündungen und in den Grotten, welche die Laven formirt haben, gefunden werden. Es erscheint meistens in Gestalt eines weißen Staubes, wie die Schwefel-Blüthe auf den Steinen von Solfatara. Wenn man es durch ein Vergrößerungs-Glas betrachtet, so erscheint es durchsichtig, und sieht wie Krystall-Stücke aus, die aber keine bestimmte Gestalt haben. Eben dieses beobachtet man auch, wenn man es zuvor in warmen oder kalten Wasser auflöset, und hernach zu Krystall-Stücken anschießen läßt. Wenn man es an die Luft setzt, nimmt es nach einiger Zeit eine verblichene grüne Farbe an. Im Feuer wird es gelb, zerschmilzt, und giebt eine Flamme von sehr schöner himmelblauer Farbe von sich. Wirft man es in ein Wasser, worin schon eine Weile die Kugel eines Thermometers gesetzt ist, so fällt der Weingeist nicht

weiter herab, als $\frac{1}{3}$ einer pariser-Linie; woraus man sieht, daß es wie Alaun eine unmerkliche Kälte verursachet. Mit frischem Kalke vermischt und auf die Hand gelegt, giebt es keinen Urin-artigen Geruch von sich; wenn es mit frischem Kalke in kaltem Wasser aufgelöset und umgerührt wird, riecht es auch gar nicht nach Urin. Wird es mit Galläpfeln, die in Wasser zerstoßen sind, vermischt, und damit gesotten, so färbt es das Wasser nicht schwarz, sondern giebt demselben eine mehr oder weniger dunkle Farbe der Galläpfel. Mit Violen-Saft vermischt, verändert es dessen Farbe nicht; gießt man aber Wasser dazu, so verändert es dieselbe in eine schöne grüne Farbe. Wenn das Salz in frischem Wasser aufgelöset und viel Saft dazu gethan wird, so bekommt das Wasser gleich eine grüne Farbe. Wenn man dieses Salz ganz allein in eine Destillir-Blase bringt, so steigt nichts davon in den Kolben; destillirt man es aber mit 3 Mahl so vielem Bolus, so giebt es einen Spiritus von sich, der demjenigen gleicht, der aus dem gemeinen Salze gezogen wird, ist aber sehr schwach. Setzt man zu diesem Spiritus dasselbe calcinirte Salz, so verursachet es eine mittelmäßige Gährung; thut man gemeines Salz in den Spiritus, so ist die Gährung heftig; vermischt man ihn aber mit Vitriol-Oehl, so erfolgt keine Gährung. Wenn mit seinem eigenen Spiritus calcinirtes gemeines Salz vermischt wird, so ist die Gährung sehr heftig; wird es mit dem Geiste des vesuvischen Salzes vermengt, so ist die Gährung viel geringer; ist aber allemahl größer, als bey den drey ersten Vermischungen.

Die Tropf-Steine sind offenbar eine Wirkung des Regen-Wassers, welches durch die Steine der Grotten oder Gewölbe, welche die Lave gebildet hat, tropfenweise rinnt, und mit solchen Theilchen der

Lave vermischt ist, die sich im Wasser am leichtesten auflösen lassen; denn sie hangen von solchen Gewölben herab, die vor kurzem entstanden sind; sie sind leicht, und wie Trauben mit länglichen Beeren, und feinen senkrecht herabhangenden Fasern, gestaltet, und von mittelmäßiger Härte. Diese Tropf-Steine sind mit einem sehr feinen Staube bedeckt, wodurch sie wie Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisen-Glätte erscheinen, weil dieser Staub, auch mit bloßen Augen betrachtet, in sehr kleinen Scheibchen von verschiedenen Farben besteht, welches durch ein Mikroskop noch deutlicher wahrgenommen wird. Der Magnet zieht viele solcher glänzenden Theilchen an sich.

Die Koralline ist ein kleines Kraut mit vielen Zweigen, ganz mit einer Salz-Rinde bekleidet, welches entsteht und alle Schlacken der Laven bedeckt, wenn die Laven mehrere Jahre alt sind.

Wenn die Lave eine geraume Zeit an niedrig liegenden Orten geruhet hat, so düngt die Luft sie gleichsam; der Wind, Regengüsse und andere Zufälle treiben allerley Erde und Samen darüber; sie verwandelt sich alsdann in ein fruchtbares Erdreich, welches man mit gutem Erfolge bearbeitet. Zuweilen findet man, daß dieses Erdreich zum zweyten, ja auch zum dritten Mahl mit Lava bedeckt, und immer wieder durch die Hand der Zeit, welche bauet und zerstöret, in gutes Land verwandelt ist. *Serrao* erzählt, daß die Dominicaner des Klosters Madonna del Arco nordwärts vom Vesuv, bey Grabung eines Brunnens von 240 Fuß, drey Schichten Lava über einander, und dazwischen jedes Mahl eine Schicht fruchtbare Erde angetroffen haben; ein Beweis, daß diese Gegend eben so viel Mahl vom Vesuv verheert und wieder angebauet ist. Dieser Umstand leitet mich auf eine

Betrachtung über das Alter der Welt aus der Lava, und deren verschiedenen, zum Theil mit guter fruchtbarer Erde bedeckten, Schichten über einander. In Brydone's Reise durch Sicilien und Malta (*) findet sich eine Stelle, die den Recensenten dieses Buches billig sehr aufgefallen, und hier und da ausgezogen ist. Es heißt nähmlich, im 1 Th. S. 107: „Was sollen wir zu der sehr tiefen Grube bey Jaci sagen? Man grub durch sieben „verschiedene auf einander liegende Strecken von Lava, „deren Oberfläche parallel lief, und davon die meisten „mit einem dicken Bette von guter fruchtbarer Erde „bedeckt waren. Nun, sagt er (der Canonicus Recupero aus Catanea), muß, wenn wir nach der „Analogie schließen dürfen, der Ausbruch, wodurch „die unterste Lava entstanden ist, wenigstens vor „14000 Jahren aus dem Berge geflossen seyn.“ Man sieht leicht, daß die Mosaische Zeit-Rechnung mit dieser Hypothese nicht bestehen kann. Sie ist daher einer nähern Untersuchung wohl werth, und ich will die Erinnerungen, die man mit Grunde dagegen machen kann, kürzlich anführen.

Die erste: Es ist nicht glaublich, daß man durch sieben Strecken von Lava gegraben habe. Warum sollte es geschehen seyn? Aus Neugierde, um zu sehen, wie oft der Aetna seine verheerenden Ausbrüche über eine Gegend ergossen habe? Die ist den Sicilianern nicht eigen, zumahl, da sie mit den erstaunlichsten Kosten verbunden seyn würde (**). Sie mögen also diese tiefe Grube gemacht

(*) P. Brydone's Reise durch Sicilien und Malta, in Briefen an Will. Beckford. Dritte nach der neuesten englischen Ausgabe verbesserte Auflage. Zwey Theile. Lpz. 1783, 8.

(**) „Die Lava füllte im J. 1669, einige schöne Brunnen bey Ca„tanea aus; einer davon wurde so hoch geschätzt, daß sie „mit großen Kosten die Lava durchgegraben und ihren Lieb„lings-Brunnen wieder erlangt haben. Diese Aushöhlung „ist

macht haben, um süßes Wasser zu finden — dies ist ohne Zweifel die jedesmahlige Absicht ihrer Gruben, bey deren Anlage in bloßer Erde — auf kahler Lava wird hoffentlich niemand einschlagen, er müßte denn die Stelle eines ausgefüllten Brunnens noch genau wissen — man unvermuthet auf eine vergessene alte Lava stößt, die durchgegraben werden muß. Wir wollen uns einmahl in die Stelle dieser Brunnen-Gräber bey Jaci setzen, um die Unglaublichkeit dieses Unternehmens desto leichter fühlen zu können. Eine Lava hart wie ein Felsen, haben wir durchgebrochen, und finden wieder Erde, nun hoffentlich auch bald Wasser — nein, eine zweyte Lava. Wir wollen uns da auch durcharbeiten, dann muß Wasser kommen — Erde finden wir, aber statt Wassers die dritte Lava. Es hindert nicht, wir wollen auch dadurch. Abermahl Erde; nun bald Wasser. Gefehlt, die vierte Lava. Fortgegraben, tiefer kann es nicht stehen, als unter dieser. Quillt es noch nicht? Ey nicht doch, wir erreichen die fünfte Lava. Laßt uns durchschlagen, mehr Mühe wird es dann nicht kosten! Nun? nein, die sechste Lava. Mit aller Lava! Wenn wir aber die noch durchgestochen haben, dann werden wir finden, was wir suchen. Noch nicht; die siebente Lava, und der Kosten und Arbeit noch nicht satt? Nein, hier auch durch. Nun Wasser? Brydone thut dessen keine Erwähnung. Kosten und Arbeit also vergebens. Welcher Eigensinn, welcher Reichthum gehört dazu, diesen Versuch zu machen! Aber wie tief sollten wir nun wohl in der Erde stecken? Sieben Laven sind wir durch; es fließt keine leicht dünner als 50 Fuß (*); die meisten, also wenigstens vier,

„ist ein sehr merkwürdiges Werk, und verdient die Aufmerksamkeit der Reisenden.“ — Brydone. War eine Lava durchzugraben so kostbar und merkwürdig; was müßte die vorgebliche Grube bey Jaci nicht gekostet, und dieses Unternehmen für Aufmerksamkeit verdient haben! und doch wird es nur Ein Mahl im Vorbeygehen aus dem Munde eines Andern erwähnt.

(*) Die Lava-Ströhme des Aetna sind gewöhnlich 15 bis 20 Meilen lang, 6 oder 7 breit, und 50 oder mehr Fuß tief, nach Hamilton's Beobachtungen. Brydone meldet, daß der Feuer-Strohm zu einer ungeheuern Höhe aufschwelle; und daß er bey Catanea an einem Orte, wo ehemahls

vier, waren mit einem dicken Bette von guter fruchtbarer Erde, mithin 3 Fuß aufs geringste tief, bedeckt; unter der untersten wurde noch wohl 10 Fuß gegraben — wir haben uns also gewiß 372 Fuß tief eingewühlt, auf bloßes Gerathewohl. Denn, wenn wir gewußt hätten, daß hier so viele Laven über einander lägen, so hätten wir einen so kostbaren begreiflich vergeblichen Versuch nicht gemacht. Begreiflich vergeblichen. Denn unter der tiefsten Lava liegt ohne Zweifel Grund des Meeres, welches die Ausbrüche zurückgetrieben haben, und hier ist selten süßes Wasser (*). Und, wenn wir auch das ausserordentliche Glück hätten, gerade auf eine Quelle zu treffen, wie mühsam, langweilig und kostbar würde es fallen, jeden Eimer Wasser 372 Fuß in die Höhe zu bringen! Diese Umstände machen es mir daher sehr unglaublich, daß der Versuch, durch sieben Strecken von Lava zu graben, je angestellt ist. Brydone sagt es doch aber, und ohne Beleidigung kann sein historischer Glaube nicht geschwächt werden. — Brydone sagt nicht, daß er sie gesehen habe, es läßt sich auch nachdem die Grube fertig ist, in einer so dunkeln und gefährlichen Tiefe nicht wohl untersuchen, von welcher Beschaffenheit ihre Wände seyn; mithin beruhet die ganze Erzählung von den sieben über einander liegenden Lava-Flüssen auf die Aussage derer, die die Grube gemacht haben sollen. Daß eine tiefe Grube bey Jaci vorhanden seyn mag, ist wohl zu glauben, wie

mahls 50 Fuß tiefes Wasser gewesen, izt noch 50 Fuß über die gegenwärtige Höhe der See sich erhebe, folglich eine Tiefe von 100 Fuß habe. Da nun Jaci auch an der See, und dem Aetna noch näher liegt, so ist ohne Zweifel eine jede Lava bey diesem Orte überaus dick.

(*) Brydone sagt, S. 220: „Es ist kaum ein großer Ausbruch gewesen, wo die Lava nicht die See erreicht, ihr „Wasser weit zurückgetrieben, und hohe Felsen und Vorgebirge nach sich gelassen hätte, die den Wellen der See „Trotz biethen, und ihnen Gränzen setzen. — — Man „kann sich leicht vorstellen, wie viele Veränderungen diese „Küste (an welcher Jaci liegt) in dem Verlaufe von eilf„gen tausend Jahren erfahren habe, da jeder beträchtliche „Ausbruch eine wesentliche Verschiedenheit nach sich gezogen haben muß.“ Was konnte man hier unter allen diesen Laven anders als Meeres-Grund erwarten!

es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß die Arbeiter, um ihre saure Mühe zur Vermehrung des Tage-Lohnes zu beweisen, gesagt haben: es waren wohl sieben Strecken Lava, die wir durchschlagen mußten; aber auf so ungeprüfte und verdächtige Zeugen wider alle Geschichte das Alter der Welt gründen, das ist gewiß sehr kühn. Indessen findet sich doch in Hamilton's Beobachtungen über den Vesuv ein Umstand, der jener Grube bey Jaci die Wahrscheinlichkeit, die ich ihr abgesprochen habe, wieder herzustellen scheint. Der Gesandte erzählt, wie ich bereits oben gemeldet habe, aus dem *Serao*: daß, als bey dem Dominicaner Mönchs-Kloster, die Madonna del Arco genannt, ein Brunnen gegraben wurde, in einer Tiefe von 100 Fuß eine Lava sey entdeckt worden, und etwas tiefer eine zweyte, so, daß man immer, halb weniger als 300 Fuß Tiefe, die Laven von verschiedenen Ausbrüchen gefunden habe. Man gräbt also wohl einen Brunnen gegen 300 Fuß tief, und arbeitet sich durch vier Schichten von Lava mühsam durch, wenn anders die Tage-Löhner nicht eine oder ein Par Schichten, aus sehr wahrscheinlichen eigennützigen Ursachen, hinzuthun. Indessen ist es doch sonderbar, daß man so zuversichtlich eine so ansehnliche Tiefe hinunter gräbt, und aus dem Grunde des Meeres süßes Wasser erwartet. Denn, daß hier keine Jungfer-Erde (s. Th. XXXI, S. 724) zu finden sey, sondern alles aus verschiedenen Schichten ausgeworfener Materie, sogar bis tief unter die Oberfläche des Meeres hinunter, bestehe, und der Vesuv sich aus dem Grunde des Meeres erhoben habe, daran zweifelt wenigstens Hamilton im geringsten nicht. Es mag übrigens so gewagt seyn wie es will, in einem solchen Grunde, so tief, und durch solche Felsen-Härte hindurch Wasser zu suchen — ist es wahr, daß man bey Madonna del Arco, in einer Tiefe von beynahe 300 Fuß, nur vier unterschiedene Lagen von Lava angetroffen hat; so müssen die vorgeblich bey Jaci entdeckten sieben Lagen, davon die meisten mit fruchtbarer Erde dick belegt seyn sollen, wenigstens gegen 600 Fuß Tiefe ausgemacht haben, da, wie Hamilton sagt, die Wirkungen der Natur im Aetna alle nach einem größern Maßstabe sind, und dessen Lava viel dicker, als die aus dem Vesuv, fließt. Und nun wird es noch unglaublicher, daß sieben Laven durchgebrochen

sind,

sind, in welcher Absicht es auch immer angefangen seyn mag.

Die zweyte Erinnerung: Es ist nicht glaublich, daß sieben Laven über einander herfließen, und noch unterschieden werden können. Jaci ist, nach S. 98, sammt allen Städten und Flecken dieser Küste, auf unermeßlichen, an einigen Orten bis zu einer erstaunlichen Höhe auf einander gehäuften Felsen von Lava gegründet. Die sieben Ausbrüche müssen also vor Erbauung dieser Stadt bereits geschehen seyn. Da sich nun Brydone selbst verwundert, daß so viele Oerter den Nahmen des Schäfers Acis, den der Polyphem erschlagen haben soll, behalten haben, und mithin Aci oder Jaci für eine der ältesten Städte in Sicilien halten muß, so dürfen wir uns verwundern, was ihm Recupero von den sieben Laven, worauf Jaci stehen soll, erzählt hat, daß er dann nicht die Welt noch ein Par tausend Jahr älter ausgegeben hat, wie er nach seiner angenommenen Berechnung sicher thun könnte.

Jaci liegt auf der Küste auf lauter Lava; folglich muß eine jede von diesen sieben die See erreicht haben, und mithin jedesmahl ein großer Ausbruch gewesen seyn, der sie bis hieher getrieben hat. Wenn dieses nun geschehen seyn soll, muß die Gegend so besonders beschaffen gewesen seyn, daß es füglich hat geschehen können. Ein mächtiger Feuer-Strohm macht die ganze Gegend, die er durchläuft, zu einer Ebene, und füllt nicht allein Thäler, sondern große tiefe Seen aus, wie von dem im J. 1669, hier S. 134, erzählt wird. Nun zugegeben, daß es ehemahls ein Thal war, worein die erste der vorgeblichen sieben Laven sich ergoß; eingeräumt, daß es von derselben nicht ausgefüllet werden konnte; zugestanden, daß es die zweyte erst zu der Höhe seiner Nachbarschaft brachte; — dies alles aber durften wir ohne Beweis, daß es so gewesen sey, nicht annehmen, — so muß doch der dritte Lava-Strohm, der über die beyden vorigen herfloß, diesen Strich auf 50 Fuß, der nachfolgende vierte schon auf 100, der fünfte auf 150, der sechste auf 200, und der siebente auf 250 Fuß höher, als die benachbarte Gegend, gemacht haben, das dicke Bett fruchtbarer Erde, womit angeblich die meisten dieser Laven schon bedeckt waren, nicht einmahl mitgerechnet. Soll dieses geschehen seyn, so folgt

ganz

ganz natürlich, daß diese sieben Laven beynahe in gleicher Linie aus dem Aetna hervorgebrochen sind.

Um indessen das Folgende verständlich genug zu machen, muß ich zweyerley vorher bemerken. Erstlich, bey diesem erstaunlich hohen Vulkan (*) hat man kein Beyspiel, daß die Lava, wie bey dem Vesuv, aus seinem Crater, oder Schlunde auf seinem Gipfel, heraus gekocht wäre, sondern die großen Ausbrüche kommen gemeiniglich aus der mittlern Gegend, in welcher die entflammte Materie, nach Hamilton's sehr vernünftiger Meinung, durch irgend einen schwachen Theil des Berges durchbricht, ehe sie zu der erstaunlichen Höhe der obern Gegend hinauf dringen kann. Ich muß zweytens bemerken, daß vor dem Ausbruche der Lava aus der Oeffnung an der Seite des Aetna Rauch, Aschen-Güsse und glühende Steine in solcher Menge hervorgestoßen werden, daß Berge daraus entstehen, davon keiner weniger als 2 Meilen, und die großen 7 bis 8, im Umfange haben. Sollen nun sieben Schichten von Lava bey Jaci über einander her getrieben seyn, so müssen an dieser Seite des Aetna sieben durch Auswürfe entstandene Berge beynahe in gleicher Linie einer über den andern anzutreffen seyn. Wir wollen diese Berge A, B, C, D, E, F, G nennen, und annehmen, sie lägen zerstreut; A, so daß die daraus fließende Lava, nach der Beschaffenheit des Bodens, ihre Richtung dahin, wo jezt Jaci steht, nehmen mußte, B läge aber zur linken, C zur rechten, u. s. w. so konnten die daraus entspringenden Lava-Ströhme unmöglich der Richtung des ersten aus dem Berge A folgen, oder bis an das Meer über einander wegfließen. Denn, wenn wir den Umfang eines jeden dieser Berge, einen gegen den andern gerechnet, nur 4 ital. Meilen, oder etwa 24000 Fuß rechnen; ihren Durchmesser, da sie an einer Anhöhe liegen, 7000 Fuß setzen, und annehmen, daß sie einander berühren, von welcher dichten Lage man doch kein Beyspiel findet, so muß doch die Mündung des einen von der Mündung des andern, die in der Mitte eines solchen Berges

(*) Hamilton glaubt mit Recupero, daß die senkrechte Höhe des Aetna etwas mehr als 3 ital. Meilen betrage. Nach Brydone erstreckt sich seine Höhe wahrscheinlich nicht über 12000 Fuß, oder etwas mehr als 2 Meilen.

ges zu liegen pflegt, 7000 Fuß entfernt seyn. Setzen wir nun den Berg C an der rechten Seite des A, so ist seine Mündung von der Mündung B schon 14000 Fuß, und ihre Lava-Ströhme sollen noch immer gleiche Richtung behalten? Der aus dem Berge C, der gewiß schon eine niedrigere Gegend findet, doch noch über die aus dem Berge B wegfließen? Nun lege man die vier übrigen, D, E, F, G, wohin man will; die Schwierigkeit, daß ihre Laven gerade über einander weglaufen, wird so sichtbar werden, daß sie keinen Glauben mehr findet. Wir werden also annehmen müssen, daß diese sieben Berge beynahe in gleicher Linie hinter einander den Aetna hinauf liegen. Wenn wir dann nun einen jeden nur 4 Meilen im Umfange, und 7000 Fuß im Durchschnitte, haben, und sich einander berühren lassen, so decken sie doch eine Fläche von 49000 Fuß, oder 7 Meilen, und reichen also beynahe durch die ganze waldige Gegend, die sich 8 bis 9 Meilen in die Höhe erstreckt. Die fruchtbare oder unterste Gegend des Aetna, ist 14 bis 15 Meilen lang. Der kleinste Abstand vom Meere bis an die wüste oder Schnee-Gegend des Vulkanes, woraus keine Ausbrüche zu kommen pflegen, beträgt demnach wenigstens 22 Meilen. Da nun der höchste dieser sieben Ausbrüche wenigstens 7 Meilen durch die waldige Gegend, und 14 durch die fruchtbare zu laufen hatte, ehe er die See erreichen konnte, so muß er sogar in gerader Linie 21 Meilen geflossen seyn; man hat aber bemerkt, daß die schrecklichen Ströhme nur höchstens 20 Meilen flüssig bleiben, worin ihre Krümmen ohne Zweifel mit eingerechnet sind. Die größten des Vesuves erstrecken sich in der Länge nicht weiter, als auf 7 Meilen. Wird es nicht immer unglaublicher, daß noch an der See sieben Laven über einander liegen können? Was indessen die Erzählung vollends verdächtig macht, ist die Gleichgültigkeit des Brydone bey einer Begebenheit, woraus sich eine so wichtige Folge herleiten ließ. Mußte ein sonst so genauer Forscher nicht gleich von der Grube bey Jaci den Vulkan hinauf sehen, um die Berge zu finden? oder, wenn sie von da mit dem Auge nicht zu erreichen waren, bey Besteigung desselben sie aufsuchen? Das Resultat von dieser Begebenheit — das Alter der Welt war wirklich eine wichtigere Entdeckung, als viele andere. Wenn wir es also künftig aus der Grube bey Jaci lernen sollen,

so

so muß uns in der That erst ein sicherer Augenzeuge eine solche Lage von sieben Bergen bezeugen, deren Lava-Güsse über einander her bis an das Meer haben fließen können. Da endlich die Lava sogleich zerschmilzt, wenn sie von einem Strohme neu ausgebrochener Materie berührt wird, so möchte ich wissen, wie die Brunnen-Gräber bey Jaci in einander geflossene und zu einer Masse gewordene Laven haben unterscheiden können? Denn angeblich waren nur die meisten mit Erde bedeckt, einige also, 2 oder 3, bloß, und die wurden folglich von dem neuen Feuer-Strohme wieder flüssig gemacht, und können also unmöglich mehr unterschieden werden. Mehr Laven, als mit Erde bereits bedeckt sind, lassen sich daher nicht zählen, nicht angeben, und es müssen also zwey oder drey von jenen sieben wohl abgehen. Man könnte zwar sagen, die Lava hätte bey Jaci Zeit genug sich abzukühlen, und dann erfolgt das Schmelzen der ältern durch die neuern niemahls; allein, alsdann erfolgt eine andere Erscheinung, die wieder das Durchgraben der sieben Laven desto unglaublicher macht; denn sie thürmt sich besonders an ihren Seiten auf, wenn sie weit von ihrer Quelle geflossen ist, und wenn sie in das Meer stürzt, weil sie von Luft und Wasser abgekühlt wird. Hamilton hat selbst gesehen, daß sie eine kleine Anhöhe hinauf getrieben ist; und Brydone sagt: „es scheint, daß diese brennenden Ströhme, „sobald sie an die See kommen, zu Felsen gehärtet wer„den, welche dem Drucke des nachkommenden flüssigen „Feuers nicht mehr nachgeben; da sich dieses anzuhäufen „fortfährt, so macht es einen Damm von Feuer, welcher „in kurzer Zeit über das dicht gewordene Ende wegläuft, „und einen zweyten Strohm in den Ocean gießt; dieser „wird sogleich verhärtet, darauf folgt ein dritter," u. s. w. Wird aber die Lava gegen das Ende ihres Fußes, wo sie die untere nicht mehr schmelzt, immer dicker, so muß da, wo sieben über einander liegen sollen, bis unter die älteste leicht 6 bis 700 Fuß Tiefe seyn. Wer wird die durchzugraben Lust und Vermögen haben! Es scheint also richtig zu folgen, daß keine sieben Laven da gewesen sind, wenn man durchgegraben hat, und daß man nicht durchgegraben hat, wenn sie da sind.

Die dritte Erinnerung: Es ist nicht glaublich, daß 2000 Jahr dazu gehören, ehe eine Lava mit fruchtbarer

barer Erde bedeckt wird. Es kommt hierbey zuvorderst auf die Frage an, wie die Erde auf der Lava gesammelt werde? ob sie selbst sich mit der Zeit in Erde verwandle, oder nur der Erde, die durch andere Wege hinzugeführt wird, zum Bette diene, und selbst unverändert bleibe? Hamilton glaubt, daß sie erweiche, wozu aber, wofern die Kunst nicht zu Hülfe kommt, vielleicht 1000 Jahr, und darüber, Zeit erforderlich seyn möchte. Wie es sich Brydone vorstellt, will ich mit seinen eigenen Worten sagen: „Es ist sehr bemerkenswerth, daß die Oberfläche „dieser schwarzen, trocknen Materie in der Folge der Zeit „allemahl ohne Ausnahme der fruchtbarste Erdboden von „der ganzen Welt wird. Aber, was für Zeit muß dazu „gehören, sie zu ihrer größten Vollkommenheit zu bringen, „wenn sie nach 2000 Jahren an den meisten Stellen noch „ein trockner kahler Fels ist! — Ihre Verbesserung und „Vervollkommnung geht vielleicht auf folgende Art zu. „Da die Lava eine sehr löcherige Substanz ist, so fängt sie „leicht den Staub auf, der von dem Winde hergeführt „wird. Dieser Staub wird erst, wie ich bemerkt habe, „bloß zu einer Art von Mos; da dieses nach und nach das „Erdreich vermehrt, so entstehen kleine magere Pflanzen „darauf, welche ebenfalls wieder verfaulen, und auf die„selbe Art in Erde verwandelt werden. Doch, glaube ich, „daß dieser Fortgang oft sehr durch starke Aschen-Güsse „von dem Berge beschleuniget werde, wie ich denn an ei„nigen Orten das fruchtbarste Erdreich auf 5 bis 6 Fuß „tief, und darüber, bemerkt habe, obgleich weiter unten „noch nichts als Felsen von Lava waren.“ Diese Vorstellung des Brydone, wie fruchtbare Erde auf der Lava entstehe, kann füglich mit der, die Hamilton davon hägt, vereiniget werden. Denn der Einwendung, daß vitrificirte Materie sich schwerlich in Erde verwandeln lasse, begegnet er selbst durch eine Beobachtung, die von seiner großen Aufmerksamkeit auf die Natur der Vulkane zeugt. Er sagt: „Einige Laven sind bey ihrem Ergießen „mehr, als andere, vitrificirt gewesen, und leiden daher „wenigere Veränderung von den Eindrücken der Zeit und „des Wetters. Ich habe oft auf dem Berge Vesuv beob„achtet, wenn ich nahe an der Mündung war, aus wel„cher die Lava sich ergoß, daß ihre Beschaffenheit sich von „Zeit zu Zeit sehr veränderte. Ich habe sie z. B. eben so

„flüssig

„flüssig und zusammenhangend gesehen, als schmelzendes „Glas; ich habe sie aber auch mehlicht gesehen, so, daß „ihre Theilchen, währendem Auswurfe, sich zerstäubten, „gerade wie Mehl, wenn es unter den Mühl-Steinen „hervor läuft. Da ein Lava-Strohm von dieser Gattung weniger fest ist, und mehrere irdische Theilchen enthält, so würde er gewiß viel eher zum Wachsthum der „Pflanzen taugen, als jener, der aus vollkommen vitrificirter Materie bestände.“ Diese Beobachtung bestätigt, was man sich ohnehin vorstellen kann, daß nähmlich die Lava-Ströhme, der eine mehr, der andere weniger, Erde mit sich führen, die ihre Tüchtigkeit, Pflanzen aufzunehmen, durch Sonne, Luft und Regen, wieder erhält, und mithin die Lava für sich allein guter Boden werden könne. Daß sie, bey aller ihrer Dichte, vom Wasser tief ausgewühlet, und folglich von demselben verändert werden könne, sagt Brydone selbst. Da nun, nach seiner Untersuchung, die Lava, welche der Aetna ausstößt, etwas weniger dicht, oder, wie sich Hamilton ausdruckt, poröser ist, als die Lava des Vesuves, so wird jene noch zeitiger, als diese, zu fruchtbarem Lande werden können. Ist sie, wie nun nicht gezweifelt werden kann, nur zu dieser Verwandlung geschickt, so können ein Par Jahrhunderte eine erstaunliche Veränderung bey derselben bewirken; und die nur einiger Maßen auf die Fruchtbarkeit merken, die von Sonne, Luft und Regen entsteht, werden es schon für sehr glaublich halten, daß in 3 bis 400 Jahren Lava Korn tragen könne. Und nun kommt der Staub, den der Wind herbey führt, die Asche, welche der Vulkan darüber herstreuet, und das Verwesen der Pflanzen, die doch noch ziemlich zeitig darauf angetroffen werden, dazu; schwerlich werden also 2000 Jahr zur Fruchtbarkeit der Lava nöthig seyn; ich glaube, ehe 500 verstreichen, kann sie schon bepflanzet werden. Hamilton meint zwar, wie schon erwähnt ist, daß über 1000 dazu erfordert werden möchte, wenn die Kunst nicht zu Hülfe kommt; es muß also eine gewisse Kunst geben, die Lava früher, als sie es von selbst wird, artbar zu machen. Das Herzuführen der Erde, welches gleich nach dem Erkalten der Lava geschehen könnte, wo es anders der Kosten und Gelegenheit wegen thunlich ist, wäre der leichteste Handgriff, und nur Arbeit, aber keine Kunst. Dieses

ses Wort läßt uns also gewisse Hülfs-Mittel vermuthen, wodurch die Lava erweicht, aufgelöset und artbar wird. Daß es indessen die eine früher wird, als die andere, ja ein Strich von einem und eben demselben Strohme eher, als der andere, das kann man nicht allein erwarten, sondern das hat dem Brydone der Augenschein gelehrt. Er hat nähmlich, wie schon angeführt ist, an einigen Orten das fruchtbarste Erdreich auf 5 bis 6 Fuß tief, und darüber, angetroffen, obgleich weiter unten noch nichts als Felsen von Lava war. Und das geht, glaube ich, ganz natürlich zu. Je näher der Strohm dem Crater des Aetna ist, desto eher wird er mit Asche beschüttet, desto eher spühlt das Regen-Wasser Erde vom Berge herab darauf, und desto mehr Schutz hat er gegen die Winde, welche die ersten darauf gesammelten Erd-Theilchen wieder zerstreuen könnten. Alle diese Vortheile genießt die Lava nahe am Meere nicht. Hier fällt weniger Asche; hier spühlt der Regen vom Berge nichts darauf; hier bringt der Wind, der über das Meer kommt, keinen Staub mit, sondern führt vielmehr die bereits entstandene feine Erde weg, und jagt sie näher dem Berge zu; hier kann daher leicht eine Pflanze entstehen, die das Erdreich mehrte. Es wäre also nicht zu verwundern, wenn die Lava nahe an der See beständig kahl bliebe; auf eine solche Gegend aber bauet Brydone seinen ganzen Grundsatz, daß die Lava nicht unter 2000 Jahr fruchtbar werde. Er hat sich von Recupero versichern lassen, daß die bey Jaci in das Meer geflossene Lava eben die sey, welche zur Zeit des zweyten punischen Krieges, und also vor ungefähr 2000 Jahr ausgebrochen war; da sie nun nahe an der See meistens kahl und unfruchtbar, und noch izt nur mit einem sehr dünnen Erdreiche bedeckt ist, so müssen, zu ihrer Verwandlung in guten Boden, 2000 Jahr gehören, ob sie gleich weiter gegen den Aetna hin schon über 6 Fuß des fruchtbarsten Erdreiches trägt. Wer sieht nun nicht gleich, daß Brydone auf die Verwandlung der Lava aus einer Strecke derselben geschlossen hat; die er, der gedachten Hindernisse wegen, billig zum Maßstabe nicht annehmen konnte, indem es mehr zu bewundern ist, daß sie hier an der See Erde behalten kann, als es seyn würde, wenn sie noch völlig nacket wäre. Mir kommt sein Beweis so matt vor, daß er mich in meiner Vermuth-

ung, die Lava könne, besonders gegen den Aetna hin, in weniger als 500 Jahren fruchtbar werden, sehr bestärkt. Und das beweiset Brydone selbst mit der Geschichte von Hybla. „Diese schöne Landschaft," sagt er aus dem Munde seines Wirthes zu Nicolosi, S. 131: „war ehe„gen ihrer Fruchtbarkeit, und insbesondre wegen ihres „Honigs, so berühmt, daß sie Mel Palli hieß, bis sie von „der Lava des Aetna überschwemmt wurde; und da sie „dadurch ganz verwüstet worden, veränderte man ihren „Nahmen durch eine Art von Wort-Spiel in Mal Palli. „Bey einem zweyten Ausbruche erlangte sie, vermittelst „einer Menge vom Berge ausgeworfener Asche, ihre alte „Schönheit und Fruchtbarkeit bald wieder, und hieß viele „Jahre lang Bel Palli. Endlich gerieth sie in dem unglück„lichen Jahre 1669 wieder unter ein Feuer-Meer, wel„ches sie ganz und gar unfruchtbar machte, und seit der „Zeit ist sie wieder unter ihrem zweyten Nahmen Mal Palli „bekannt; die Lava hat aber doch bey ihrem Laufe über „diese schöne Landschaft verschiedene kleine Inseln oder „Hügel gelassen, woraus man noch sehen kann, was sie „ehemahls gewesen ist." Hybla war noch zu Virgil's Zeiten eine unverwüstete schöne Gegend; wann muß sie dann das erste Mahl überschwemmt worden seyn? Hamilton hat nach Christi Geburt keinen frühern Ausbruch des Aetna aufgezeichnet gefunden, als den im J. 1175, weil er vermuthlich das Leben der heil. Agathe, aus welchem *Cluverius*, in Sicilia antiqua, S. 106, einen vom J. 251 anführt, für ein Buch hält, worauf man sich nicht verlassen könne. Wäre also Hybla erst 1175 zerstöret, und doch vor 1669 schon viele Jahre wieder eine so herrliche Gegend gewesen, so müßte die Lava schon in ein Par hundert Jahren wieder völlig fruchtbar geworden seyn; ja, wenn wir auch annehmen, Hybla sey bald nach Virgil's Zeiten unter Lava begraben worden, welches doch der Zeit schwerlich unbemerkt geblieben wäre, so muß doch die Lava keine 1000 Jahr öde liegen; es bleibt daher völlig unglaublich, daß 2000 Jahr dazu gehörten. Die Hälfte dieser Zeit nimmt, wie schon bemerkt ist, Hamilton an, ob er gleich, in der auch bereits angeführten Note, aus der Verschiedenheit ihrer Bestand-Theile bedächtlich zugiebt, daß eine Lava viel eher zum Wachsthum der Pflanzen tauge, als eine andere. Da es ihm aber nicht

gefällig gewesen ist, die Beobachtungen, die ihn von jenem angenommenen Zeitraume überzeugt haben sollen, mitzutheilen, so können wir auch ihre Stärke nicht beurtheilen.

Die vierte Erinnerung: Es ist dreist, aus einer so wenig untersuchten Begebenheit die ganze Geschichte der Erde bestreiten wollen. Hätte Brydone'n beliebt, sich die sieben Berge zeigen zu lassen, aus welchen die sieben verschiedenen Laven einen Strich genommen haben, und zum größten Erstaunen über einander getrieben seyn sollen; Beweis zu fordern, daß sie bey Jaci durchgegraben und unterschieden werden können, und die Ursachen zu bemerken, warum sie am freyen und erhabenen Ufer des Meeres so leicht nicht mit Erde bedeckt werden kann, so könnte man ihm Mangel der Untersuchung nicht Schuld geben, und dann würde er sich gewiß das Verdienst gemacht haben, den Recupero zu überführen, daß seine Einwendung gegen die Mosaische Zeitrechnung gewiß in die Grube, woraus er sie gehohlt hat, zurückfallen würde. Es scheint ihm aber, nach dem Genio seiner Zeit, angenehm gewesen zu seyn, gegen die geprüftesten Wahrheiten etwas einwenden zu können, sollte es auch bloß aus dem Munde eines Andern geschehen. Ich will es nur im Vorbeygehen bemerken, daß er für eine jede der Laven bey Jaci ohne Unterschied 2000 Jahr annimmt, da doch zwey oder drey mit Erde nicht bedeckt waren, und mithin in weniger als 100 Jahren geflossen seyn können, folglich, nach seiner eigenen Rechnung nicht über 8000 Jahr heraus kommen. Aber auch diese 8000 Jahr für das Alter der Welt gegen den Moses anzunehmen, war schon undankbar und kühn, da wir ohne ihn, bloß von der weltlichen Geschichte geleitet, die Erde viel zu jung, oder viel zu alt, machen. Zu jung ist sie, wenn sie nicht länger gestanden hat, als diese geht, und zu alt, wenn wir ihre Dauer von denen Völkern lernen sollen, die ihre Vorzüge darin setzen, älter denn andere zu seyn. Daß das doch in unsern Zeiten nicht wieder Mode werde! Sonst möchten die Sicilianer und Isländer den Rang vor allen übrigen Völkern bekommen, denn sie könnten ja bis an den Mittelpunct der Erde Laven gefunden haben; und wer will es ihnen wehren, ihre Vulkane zu Schöpfern von einem guten Theile der Erde zu machen! Geht das zu weit? Nun so wollen wir es lieber bey der bekannten und hinlänglich ge-

prüften Zeitrechnung lassen, und sehen, ob binnen derselben die Vulkane alle ihre Ausbrüche nicht hätten thun können. Hamilton hat vier vor Christi Geburt aufgezeichnet gefunden, nähmlich: in den Jahren der Welt 3525, 3538, 3554 und 3843; und nach Christi Geburt sieben und zwanzig, nähmlich: 1175, 1285, 1321, 1323, 1329, 1408, 1530, 1536, 1537, 1540, 1545, 1554, 1556, 1566, 1579, 1614, 1634, 1636, 1643, 1669, 1682, 1689, 1692, 1702, 1747, 1755 und 1766. *Cluverius*, in Sicilia antiqua, giebt die Data der Ausbrüche, welche er bey den alten Geschichtschreibern angetroffen hat, so an: im J. 636, 477, 427, 396, 140, 135, 126, 122, 44, vor Christi Geburt, und nach derselben im J. 251, 1169, 1328, 1444. Hamilton kennt also in einem Zeitraume von 2241 Jahren 31 Ausbrüche; in diesem Raume bleibt aber eine Lücke von 1332 Jahren, wo er gar keinen angemerkt gefunden hat; die verzeichneten 31 sind also binnen 909 Jahren geschehen. Vor dem ersten hatte die Welt, nach dem Moses, schon 3525 Jahr gestanden, dazu kommt eine Lücke, wo er keinen weis, von 1331 Jahren; nun besetze man meinethalben diesen ansehnlichen Zeitraum von 4887 Jahren noch mit so vielen Ausbrüchen, als sich mehr denn 31 Berge, die dadurch aufgeworfen werden, am Aetna finden, und wir werden noch wohl damit nicht bis an den Adam reichen. Es scheint mir also ziemlich auffallend zu seyn, daß unsere Erde bey dem Alter, welches ihr Moses giebt, mehr als zu alt für alle Ausbrüche sey, davon man Spuren hat, und mithin ziemlich überflüssig, sie 7 bis 8000 Jahr älter zu machen, um Zeit für die Auswürfe der Vulkane zu finden; ja, man könnte, wenn man arg wollte, Beweis fordern, daß der Aetna schon vor Homer's Zeiten große Verwüstungen angerichtet hätte, da er dieselben nicht erwähnt, ob er gleich den Ulysses allerley Schicksale in Sicilien erleben läßt, und sehr zu vermuthen ist, daß Homer's Muse diesen großen Gegenstand, den er als den Schöpfer der sonderbarsten Begebenheiten seines Helden vortrefflich nutzen könnte, nicht würde übersehen haben. Virgil ergreift ihn, wenn er auch dadurch vom Homer abgehen muß. Brydone sagt selbst: „Ich halte es „wirklich für ganz ausgemacht, daß dieser Vulkan weder „zur Zeit des Homer's, noch in einigen vorhergegange-

„nen

„nen Menschen-Altern, gebrannt habe, sonst wäre es „nicht möglich, daß er so viel von Sicilien gesagt hätte, „ohne dieses großen und vornehmsten Gegenstandes zu er„wähnen.“ Ist es nun aber gleich eben so ausgemacht, daß er verschiedene Menschen-Alter vor dem Homerischen getobt habe? Der Beweis aus den Lava-Schichten wird immer sehr hinken, und der historische fällt ganz. Wir können ihn nicht wohl weiter, als auf den Pindar, zurück führen, ob es gleich ziemlich wahrscheinlich ist, daß Homer etwas davon gewußt hat. Er mag indessen bis an die Sündfluth, ja, bis den Adam zurück, schon gebrannt haben, und ein alter Zeuge von dem unterirdischen Feuer seyn, dessen dereinstigen Gebrauch zur Entvölkerung der Erde wir aus der Offenbarung kennen, und den sonst niemand leicht den Eigenschaften Gottes gemäß bestimmen soll, so viel bleibt immer gewiß, daß die Welt, nach Mosaischer Zeitrechnung, alt genug für alle Ausbrüche sey, davon man nur Spuren antreffen kann. Vom Vesuv findet sich der erste Ausbruch gar erst im J. 79 nach C. G. aufgeschrieben, und man kennt 28 bis 1771; die übrigen sind im J. 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1043, 1048, 1136, 1506, 1631, 1660, 1682, 1694, 1701, 1704, 1712, 1717, 1730, 1737, 1751, 1754, 1760, 1766, 1767 und 1770, geschehen. Sogern ich nun zugebe, daß er, oder der Somma vorher schon Feuer genährt habe, so willig wird man hoffentlich auch einräumen, daß dieser kleinere Bruder des Aetna innerhalb 4000 Jahren Zeit genug zu manchem Auswurfe, ja zur Hervorbringung der ganzen Gegend gehabt habe, deren Entstehen Hamilton bloßen Ausbrüchen von Vulkanen zuschreibt.

Da die Materie der Lava zwar flammend feurig, in einem dicken auch wohl mehrern Ströhmen von den Vulkanen schießt, hernach aber, wo sie einen Aufenthalt findet, zu brennen aufhört und erkaltet, wobey sie eine fast dem Marmor gleiche Härte annimmt, zugleich aber gar nicht glatt ist, läßt sie sich gut statt des Stein-Pflasters gebrauchen. Ganz Neapel ist damit gepflastert, und in den verschütteten Städten Herculaneum und Pompeji hat man dasselbe ent-

deckt (*). Man bedient sich ihrer auch zum Bauen, zumahl wenn die Gebäude sehr dauerhaft werden sollen.

Ihrer Härte wegen läßt die Lava sich gut polieren, auch läßt sie sich, wie der Serpentin-Stein, drechseln. Da sie oft dem Marmor in Farben, besonders der gelben und schwarzen, auch in Adern, gleich kommt, so verfertigt man in Neapel Tisch-Blätter, Kamin-Einfassungen, Tobaks-Dosen, u. d. gl., davon (**). Der Preis ist sehr verschieden, nach dem sich in der Lava sonderbare Adern oder merkwürdige Mischungen finden. Man macht auch kleine Kästchen mit Proben von allen Varietäten der Lava, nach Art der in Rom gewöhnlichen Studioli von allen Marmor-Sorten.

Sco-

(*) Hr. v. Condamine behauptet, in den Memoir. de l'Acad. de Par. v. J. 1757, S. 375, daß die schwarzen Steine der Lava schon zur uralten römischen Land-Straße vom Appius (Via Appia, s. Th. LXII, S. 341), und selbst zum Pflaster in Rom unter den Thoren, gebraucht worden sey. Ich schäme mich, ein Vorgeben dieser Art zu widerlegen; denn wenn ein Franzose die alten Geschichtschreiber in ihrer Grundsprache läse, so würde er wissen, daß Appius zu den Steinen seiner Land-Straße ganze Felsen-Berge der Erde gleich gemacht, und sie dazu angewendet hat, sonst würden sie nicht schon 2000 Jahr und länger haben dauern können. Wenn er nur seine scharfsichtige Augen hätte aufthun wollen, so würde er gesehen haben, daß Rom nicht nur in einem steinigen Erdreiche liegt, sondern auch mit lauter steinigen Hügeln umgeben ist, und also nicht erst die Lava vom Vesuv mit großen Kosten herzuhohlen nöthig hat.

(**) Ein Marmor-Arbeiter dicht vor Portici, linker Hand, wenn man hinein kommt, und ein anderer zu Neapel, dem Thore Castell del nuovo gegenüber, verfertigen die schönsten Tische und andere Sachen aus Lava. Sie verkaufen auch Stücke Lava roh oder geschliffen, und andere Producte des Vesuves. Selbst die Leute, welche die Fremden auf den Berg führen, bieten dergleichen an. Man hüte sich aber vor Betrug, und gebe das nicht, was sie fordern, und kaufe keine Glas-Flüsse statt Gemmen oder Edelsteine, mit welcher Benennung sie die aus dem Vesuv geworfenen Schörl-Arten verschiedener Farbe belegen.

Scopoli schlägt vor, die Lave beym Eisenschmelzen als Zuschlag, ingleichem als Ueberzug für Kupfer-Geschirre statt des Verzinnens, zu versuchen, und wünscht mit Recht, daß, wer Gelegenheit hätte Laven zu sammeln, auch bey dem großen Verluste, den Vulkane verursachen, einigen Ersatz des Schadens durch Bestimmung der Nutzung der Laven zu bewirken suchen möchte.

Nicht genug, dieses Natur-Product roh zu verarbeiten, fiel man auch darauf, dasselbe noch anders zu benutzen. Einer der neuesten Vortheile, den man durch bedachtsame Versuche daraus gezogen hat, erstreckt sich auf die Glas-Hütten, nähmlich: auf den Gebrauch der Lava zu allerley Arten von Glas-Geschirren. Vor ungefähr 25 Jahren entdeckte *Sage*, in Frankreich, daß die schwarze Lava sich flüssig machen ließe; daß sie aber diese Eigenschaft des Flüßigwerdens verlöre, sobald sie ihrer schwarzen Farbe beraubt würde. Aus dieser Wahrnehmung zog er einige praktische Folgen, welche den Glas-Machern in Frankreich nicht gleichgültig waren. Nach *Sage* setzte *Chaptal*, Prof. der Chemie der Stände von Languedoc, seit 13 Jahren die angefangenen Versuche in Montpellier fort, und brachte es so weit, daß er in einer besondern Schrift, welche in die Mémoires de l'Acad. R. d. Sc. aufgenommen wurde, die Möglichkeit zeigte, wie man, durch Hülfe der Lava, das zum Glasmachen nöthige Aschen-Salz (welches auch Sode, Soer-Salz und Salz-Schmalz, L. Soda, Fr. Soude, genannt wird), sparen könnte. Sein eigener Bericht davon, ist folgender:

„Mit der beschriebenen Möglichkeit des nützlichen Gebrauches der Lava noch nicht zufrieden, gab ich einige Stücke davon an Hrn. *Ducros*, welcher mir daraus wirklich in seiner Glas-Hütte Bouteillen machen ließ; diese Bouteillen stellte ich hierauf unserer königl. Akademie vor,

und versprach noch mehrere Versuche zu machen. Hr. *Castelviel* both hierzu seinen Beystand an; allein seine Oefen waren nur mit Holz geheizt, und er konnte nie die Lava ohne andern Zusatz flüssig machen, wie es vorher dem Hrn. *Ducros* gelungen war; doch brachte er es durch gehörige Beymischung des Aschen-Salzes und Sandes dahin, daß olivengrüne Bouteillen fertig wurden, die nur halb so schwer waren, als die gewöhnlichen, und folglich zum Transport viel bequemer ausfielen; neben dieser Erleichterung befand sich auch an ihnen eine besondere Dauerhaftigkeit und feste Stärke, die man durch schäumenden Wein, Bier, u. s. w. auf die Probe setzte. Von 25 dieser Bouteillen, die ich mit sehr starkem Biere füllen ließ, sprang nicht eine, da indessen unter eben so vielen gemeinen und vom Brauer schon versuchten Bouteillen, der vierte Theil zersprang. Ich ließ das eingeschlossene Bier in 6 Bouteillen an der stärksten Sonnen-Hitze gähren, und keine davon ging entzwey. Alle Tage destillire ich nun den Salpeter und die schärfsten Säuren in solchen Gefäßen, die ich zur Chemie habe einrichten lassen. Durch diese und viele andere Erfahrungen, die ich mit den ersten Geschirren aus des Hrn. *Castelviel* Glas-Hütte gemacht habe, bin ich überzeugt, daß dieses Glas dauerhafter und für die Säuren weniger zerstörbar sey, als das bisher bekannte. Hierzu wird jedoch erfordert, daß man in der Zubereitung die nöthige Vorsicht keinesweges unterlasse, sondern vorzüglich auf das Verhältniß der Materien sehe, weil sonst schlechte Bouteillen daraus entstehen können; wenn aber Hr. *Castelviel* fortfährt, sich dieselbe Mühe bey der Verfertigung zu nehmen, welche er anfänglich darauf wandte, so wird immer seine Arbeit einen großen Vorzug vor andern behaupten.

Auch Hr. *Giral*, Besitzer der berühmten Evepianischen Glas-Hütte, versuchte den Gebrauch der Lava nach dem Verfahren, welches ich ihm angezeigt hatte. Er machte eine Mischung von $\frac{3}{4}$ Lava und $\frac{1}{4}$ Fluß-Sand, woraus schwarze Bouteillen verfertigt wurden, die sehr leicht und fest waren, und die man als wohlfeile Gefäße zu tausend Dingen gebrauchen kann, zumahl da sie von keinen Säuren und Auflösungs-Mitteln angegriffen werden, und zu allem chemischen Gebrauch ungemein geschickt sind. Man kann also nun leicht gute Retorten, Recipienten und aller-

ley

ley Destillir-Gefäße bekommen. Hr. *Giral* ließ ferner aus lauter Lava, ohne allen Zusatz, die schönsten Werke machen; und als das aus ihr entstandene Glas eine vortreffliche Schwärze hatte, die an Glanz den guten Achat übertraf, so erboth er sich, Fuß-Böden, Oefen, Tische, Kamin-Einfassungen, unterschiedene Behältnisse zur Aufbewahrung der Nahrungs-Mittel, allerley Zierrathen, u. d. gl., machen zu lassen. Es ist auch nicht schwer zu begreifen, daß man auf solche Weise allerley Werke verfertigen, und für einen billigen Preis verkaufen könne, indem die Lava in unserer Gegend sehr gemein ist, überdem sehr leicht durch Oefen, die mit Stein-Kohlen geheizt sind, in Fluß geräth, und sich darin wohl eine Viertel-Stunde lang erhält, daß sie in großer Menge verarbeitet werden kann, wie das Beyspiel zeigt, welches Hr. *Giral* gegeben, da er in seiner einzigen Glas-Hütte wenigstens 150 Centner Lava an Einem Tage verbraucht hat.

Herr *Fleury*, welcher großen Antheil an dem Fortgange dieser Entdeckung nahm, that alles zur Aufmunterung dieser Anstalten. Er zeigte dem Könige selbst Bouteillen, und allerley Sachen, welche aus Lava waren gemacht worden. Endlich hat Hr. *Faujas de St. Fond* große Anspräche auf alles dasjenige, was Beziehung auf die Geschichte dieser Erfindung hat. Er läßt, wie man sagt, Glas-Scheiben zu Elektrisir-Maschinen, Bouteillen nach sevescher Art, u. d. gl., verfertigen."

Nach vorstehender Erzählung des Hrn. *Chaptal* ist noch zu bemerken, daß auch schon die Königinn von Neapel seine oben erwähnte Schrift in ihren vornehmsten Glas-Hütten hat austheilen, und dabey befehlen lassen, den Chaptalschen Vorschriften zu folgen. Man erfuhr nachher durch Briefe aus dem Mayländischen, daß die nachgemachten Versuche aufs beste gelungen sind. Die Lava ist also eben so wohl als Eisen, Bley, Queckſilber, Bernstein, und andere Mineralien, ein nutzbares Natur-Product, deren weitere Untersuchung und Gebrauch ihren Werth immer mehr erhöhen, und endlich so schätzbar machen kann, daß einst der Lava-Handel einen wichtigen

igen Artikel für die Kaufleute abgeben wird; wenigstens würde ein feuerspeyender Berg, wenn man ihn auch nur als ein Magazin für Glas-Hütten ansehen kann, einem State sehr vortheilhaft seyn. Unläugbar sind gläserne Gefäße und Flaschen, sowohl zum oekonomischen Gebrauch, als auch zu vielen andern Künsten und Bequemlichkeiten, unentbehrlich, und gleichwohl scheint bey dem immer steigenden Preise der Pott-Asche das Glas immer mehr in höhern Werth zu kommen. Gewiß muß also ein Mittel, wodurch die Pott-Asche zum Glase, sollte es auch nur zu einigen Arten desselben seyn, ersparet werden kann, ein wichtiger Gegenstand seyn, der alle Aufmerksamkeit verdient. Bouteillen erfordern viel Glas, weil sie stark seyn müssen, und sollen doch dabey um einen wohlfeilen Preis verkauft werden. Zu vielem Gebrauch liegt nichts daran, wenn sie gleich undurchsichtig sind. Da nun Laven und Basalte sich leicht zu einem schwarzen Glase ohne Zusatz schmelzen lassen, es aber an Laven und Basalten, oder andern ähnlichen Stein-Arten, in ganz Deutschland nicht fehlt, so sollte man billig nur ernstlich Hand anlegen; Schwierigkeiten dürften wohl wenig zu überwinden vorkommen. Man ergreife das Mittel, daran wir Deutsche auch wohl schon lange hätten denken können, und bringe es in Ausübung! Vielleicht könnte wohl mit der Zeit diesem dunkeln Glase auch eine hellere Farbe verschaffet werden; und wie belohnend wäre es, wenn dies die Ausländer wieder von uns lernen müßten!

Lavaderos, Fr. Lavoirs, sind 1. gewisse Oerter in den Gegenden in Chili und in einigen peruvianischen Provinzen, wo eine gewisse Erde gewaschen wird, worin Gold gefunden wird.

Man nennt auch Lavaderos, 2. die Becken, worin dieses Waschen geschieht; diese sind von einer länglichen

chen Figur, und einem Schmiede-Blasebalge ziemlich gleich.

Der vornehmste Ort, wo die Spanier dergleichen Lavaderos haben, ist Estancia del Rey, nahe bey la Conception in Chili.

Lavage, Lavailles; siehe Spühlicht, Spühl-Wasser.

Lavagna, eine dichte und schwere Stein-Art, die in Toscana in großer Menge bricht. Sie ist braun von Farbe, und wird zu Gebäuden, Mosaïque-Arbeiten, u. dgl., angewandt.

Laval, eine Grafschaft und Stadt in Frankreich, in der Landschaft Maine, am Fluß Mayenne.

Die Grafschaft hatte vom 11ten Jahrh. an, ihre eigenen mächtigen Herren, bekam 1429 den Titel einer Comté-Pairie, von welcher die Flecken Montfeurs und Entrasmes abhangen. Sie gehört jezt dem Hause von Tremouille.

Die Stadt liegt in einem Thale, am Fluß Mayenne, welcher von hier bis Angers durch Schleusen fahrbar gemacht ist, und sehr viel zur Erleichterung des ansehnlichen Handels der hiesigen Einwohner beyträgt. Sie ist mit alten festen Mauern versehen, und hat zwey alte Schlösser, die nur durch eine Mauer von einander abgesondert sind. Von den beyden Vorstädten liegt eine auf der Seite nach Bretagne; die andere, welche Pont de Mayenne heißt, jenseit des Flusses, über den eine starke steinerne Brücke geht, die auf beyden Seiten mit Häusern besetzt ist. An einem Ende derselben sind zwey Thürme, welche zugleich das Stadt-Thor formiren. Die Stadt ist der Haupt-Ort einer Election, und Sitz eines eigenen Gouverneurs, eines Land-Gerichtes, Forst-Amtes, Salz-Hauses ꝛc. mit 3 Pfarr-Kirchen, 2 Collegiat-Kirchen, einem Collegio, 2 Prioraten, 8 Klöstern, 3525 Feuerstellen, und ungefähr 18000 Einwohnern. In den Acten einer Kirchen-Versamml-

ung,

ung, welche 1242 hier gehalten wurde, wird die Stadt von ihrem damahligen Besitzer Vallis Guidonis genannt. Ihr guter Zustand rührt von ihren Leinwand-Manufacturen her; denn sie treibt mit ihrer Leinwand, nachdem sie gebleicht worden ist, einen wichtigen Handel; wie sie denn insonderheit von den Spaniern und Portugiesen häufig nach Amerika gebracht wird. Die verschiedenen Sorten der Leinwand, die in der Stadt Laval selbst, und 10 Meilen im Umkreise, in ansehnlicher Menge gewebet werden, bestehen in sogenannten Toiles blanches non battues, erste, zweyte und dritte Gattung; Lavals oder Senlis, in Sortimenten; Toiles royales: Pontivis; in superfeinen de la deuxiéme qualité genannt; in grau gefärbten Leinen, und rohen Leinwanden, die man Crues oder Gris naturel nennt. Sie werden ballenweise zum Handel gebracht. Der Ballen Bretagnes hält 20 Stück, jedes von 25 Stab. Die Royales sind in Ballen von 30 bis 40 Stück, jedes von 18 Stab. Non battues, von 25 Stück, das Stück 20 Stab. Der lavalische Stab ist 20 pro Cent länger, als der pariser. Diese Leinen werden nicht nur in Frankreich selbst stark verbraucht, sondern man schickt sie auch häufig ins Ausland. Die weißen und rohen Sorten gehen besonders nach Troyes, Beauvais und Lyon, und von da weiter nach Spanien, Italien ꝛc. Man giebt den Leinen zu Laval zweyerley Bleiche; von einer erhält man das sogenannte ordinaire Weiß, blanc commun, von der andern aber das Blauweiß, blanc d'Azur. Beyde finden ihre Liebhaber, doch ist die erste Art dauerhafter. Man macht jezt diese Sorten Leinwand in den oestreichischen Niederlanden, besonders in Doornik, nach, und verschickt davon viel nach Spanien und Portugal.

Die Preise der lavalischen Leinen sind folgende.

Toiles blanches non battues,	von 25 bis 30 Sous die E.	mehr od. weniger, nach der Güte.
— — — de Pontivy,	von 30 bis 35 ;	
— royales beau blanc,	von 45 bis 120 ;	
— façon de Rouen,	von 30 bis 90 ;	
— de Laval, laise ordinaire,	von 30 bis 120 ;	
— — — gris teint,	von 24 bis 50 ;	

Die ungebleichten Toiles von battues und Pontivis gelten einige Sous die Elle weniger, als die weißen.

Ausser diesen Sorten werden auch noch andere Leinwande gemacht, als: Brins, Gros-forts, Halles, Combourgs, u. s. w.

In dem Gebiethe der Stadt Laval giebt es auch viele Eisen-Werke und gute Marmor-Brüche.

Lavanche, siehe Lauvine, oben, S. 450, fgg.

Lavande, siehe Lavendel.

Lavander, oder Avander, ist ein sehr feiner gemodelter (faßonirter) Tafel-Zeug, der an einigen Orten in Flandern gewebet wird. Siehe Tafel-Zeug.

Lavandiere, siehe Bachstelze, im III Th., S. 328.

Lavant, St. Andrästadt, St. Andreä, eine Stadt in Unter-Kärnthen, salzburgischen Gebiethes, am Flusse Lavant, in dem von ihr genannten Thale gelegen. Sie ist der Sitz einer Propstey und eines Bisthumes. Das Bisthum wurde im J. 1221 vom Erz-Bischof Eberhard zu Salzburg, mit Bewilligung des Papstes Honorius III., gestiftet (*). Kaiser Friedrich III. legte dem Bischofe die fürstliche Würde bey. Er wird Bischof von Lavant zu St. Andreä genannt, und ihm gehört das Schloß Lavant. In der Reichs-Matrikel von 1521, ist der Bischof, mit fünf zu Roß, und neunzehn zu Fuß, angelegt. Er behauptete daher reichsunmittelbar zu seyn, allein er wird jezt von Oestreich eximirt. Der Erz-Bischof zu Salzburg hat das Recht, den Bischof zu ernennen, ein-

zuwei-

(*) Die päpstliche Bulle findet man in Metzger's Historia Salisburg. S. 997.

zuweihen und zu bestätigen, und hat auch dasselbe durch den mit Oestreich am 19 Apr. 1788 geschlossenen nachtheiligen Vergleich nicht verloren (*).

Lavaret, Salmo Lavaretus *Linn.*; siehe Schnäpel.

Lavatere, Lavaterische Pflanze, Lavaterische Pappel, Lavatera. Diesen Gattungs-Nahmen hat Tournefort dem Andenken eines zürichischen Arztes und seines Freundes gewidmet; auch ist solcher von Linné, Müller und andern Schriftstellern beybehalten worden, obgleich dieser Lavater weder durch Schriften, noch auf eine andere Art, sich bekannt gemacht hat. Es ist diese Gattung aus der Familie der Malven oder Pappel-Pflanzen, und zeigt in der Blume einen doppelten, stehenbleibenden Kelch, davon der äussere bis zur Hälfte in 3 stumpfe, der innere in 5 spitzige Einschnitte getheilt ist; ferner 5 große, ausgebreitete, herzförmige, unterwärts mit einander vereinigte Blumenblätter; viele unterwärts unter einander in eine Scheide verwachsene und oberwärts wieder abgesonderte Staubfäden, mit nierenförmigen Staubbeuteln, und einen kurzen Griffel, welcher sich in viele Staubwege verbreitet. Die Frucht besteht aus vielen, zirkelförmig um den Fruchthalter und neben einander gestellten Behältnissen, welche sich einwärts öffnen, und einen nierenförmigen Samen enthalten. Ueber der Fruchtscheibe steht in der einen Art ein Teller oder Schild, wodurch jene ganz bedeckt wird. Eben dieses hat auch Tournefort als das Haupt-Kennzeichen dieser Gattung angenommen, und Ludwig und Andere sind demselben darin gefolget; Linné aber hat auf diesen besondern Unterschied nicht Acht gegeben, sondern bey dieser, wie bey vielen andern Malven-Gattungen, das Unterscheidungs-Merkmahl von dem Kelche hergenommen,

(*) Reuß teutsche Staatscanzley, Th. 15, S. 137.

men, mithin verschiedene andere Pflanzen, und alle diejenigen, welche an dem äussern einblätterigen Kelche 3 Einschnitte zeigen, in dieser Gattung vereinigt. Da die eigentliche Pappel, Malva, auch zwey Kelche hat, und der äussere aus 3 Blättchen besteht, möchte es zuweilen zweifelhaft scheinen, ob dieser Kelch aus 3 Blättchen, oder nur 3 Einschnitten, bestehe, und ob die Pflanze zur Lavatere, oder zur Malve, gehöre. Es wäre daher wohl am besten, nur Eine Lavatere anzunehmen, und die übrigen von Linné angeführten 9 Arten mit der Malve zu vereinigen.

Die zur Verzierung der Lust-Gärten schicklichen Arten dieser Gattung, sind hohe, Kraut-artige, dauerhafte, auf allen freyen Rabatten fortkommende, theils einjährige und perennirende Blumen-Pflanzen, theils Blumen-Sträuche, mit aufrechten, 2, 3, 8 bis 10 Fuß hohen Stängeln, mit großen, rundlichen, herzförmigen und winkeligen Blättern, und mit sehr zahlreichen, großen, Malven-artigen, breit- und fünfblätterigen, gestielten, an den Gelenken der Stängel und der Zweige entspringenden, vom Jun. an, bis in den Aug. oder Sept. blühenden, und im Herbste eine Menge reifen Samen gebenden Blumen.

A. Einjährige Arten.

1. Kretische Lavatere, Lavatera cretica, caule erecto, ramis inferioribus diffusis, pedunculis confertis vnifloris, foliis lobatis: superioribus acutis *Linn.* Malva annua hirsuta, foliis hederae angulosis *Morif.* Malva cretica annua altissima, flore parvo ad alas vmbellato *Tourn.* Malva cretica *Mill.* n. 7. Cretic Lavatera *Hanb.* Ihr Vaterland ist Kandien oder Kreta. Der Stängel ist aufrecht, Kraut-artig, ästig, 2 bis 3 Fuß hoch; die untern Zweige sind sehr weitschweifig. Die Blätter sind groß, rundlich, lappig, die obern aber dreylappig und spitzig.

Die

Die Blumen sitzen auf gedrängt stehenden einblumigen Stielen, sind groß, und blühen bey einigen Pflanzen roth, bey andern weiß, und bey noch andern purpurröthlich.

Die vornehmsten Varietäten sind folgende:

a) Afrikanische Lavatere, Lavatera africana, foliis infimis cordato-angulatis superne sagittatis, pedunculis vnifloris, caule herbaceo hirsuto *Mill.* n. 2. Lavatera africana, flore pulcherrimo *Boerh.* African Lavatera *Hanb.* Vaterland ist der Cap. Der Stängel ist ästig, steifborstig, die untern Blätter sind herzförmig-winkelig, die obern pfeilförmig. Die Blumen sind groß, vortrefflich roth, auf einblumigen Stielen.

b) Eibisch-blätterige Lavatere, Lavatera althaeifolia, foliis infimis cordato-orbiculatis, caulinis trilobis acuminatis glabris, pedunculis vnifloris, caule herbaceo *Mill.* n. 1. Lavatera folio et facie althaeae *Tourn.* Althaea-leaved Lavatera *Hanb.* Ihr Vaterland ist Syrien. Die Blätter sind unregelmäßig lappig, wie die Blätter des Eibisches, einige rundlich, andere herzförmig, die mehresten aber dem dreylappigen sich nähernd; die am Stängel sind fast völlig dreylappig, mit glatten, scharf gespitzten, hellgrünen Lappen. Die Blumen sind sehr groß, auch den Blumen des Eibisches ähnlich, doch von unterschiedenen Farben, auf einblumigen Stielen (blaß- oder rosen-, und weder so glänzend roth, noch so groß, als die der afrikanischen Lavatere. — Abart: mit weißen Blumen. Mill.)

Solcher Varietäten könnten noch mehrere angeführt werden; ihr Unterschied ist aber so unbedeutend, daß sie kaum einmahl den Nahmen Varietät verdienen. Sogar aus dem Samen einer und eben derselben Pflanze jener zwey Varietäten entspringen oft neue Abänderungen, die sich von derjenigen, von welcher

cher der Same aufgenommen ist, durch die Gestalt ihrer Blätter, durch die Farbe ihrer Blumen, oder durch diese oder jene andere Abweichung unterschieden. Sie sind indessen insgesammt sehr artige, und der besten Cultur und Wartung würdige Pflanzen.

2. Dreymonathliche, spanische oder syrische Lavatere, Sommer-Pappelrose, Lavatera trimestris, caule scabro herbaceo, foliis lanceolatis, pedunculis vnifloris, fructibus orbiculo tectis *Linn.* Lavatera foliis glabris, caule scabro herbaceo, pedunculis vnifloris, fructibus orbiculo tectis *Hort. Vpsal.* Lavatera foliis trilobis: lacinia media productiore, caule herbaceo *Hort. Cliff.* Malva folio vario *C. B.* Malva stellata *J. B.* Malva trimestris, s. pumila *Clus.* Lavatera foliis ovato-lanceolatis: inferne angulatis, pedunculis vnifloris, caule herbaceo *Royen.* Spanish Lavatera *Hamb.* Sie wächst in Syrien, Spanien, Languedoc und Sicilien. Die faserige Wurzel treibt einen rauhen, ungefähr 2 Fuß hohen, schwachen und in Aeste verbreiteten Stängel. Die Blätter stehen wechselweise. Am Blattstiele sitzen 2 Blattansätze, welche aber zeitig abfallen. Die Blätter sind haarichr, und die untern rundlich, ganz, nur am Rande gekerbt, die obern aber in 3 auch 5 spitzige, eingekerbte Lappen abgetheilt; die obersten wieder ganz, aber lanzettförmig. Aus dem Winkel der obersten treiben lange, nackende, aufrechtstehende, einblumige Stiele. Der äussere Kelch zeigt 3 zusammengezogene, kielförmige, hinterwärts eingekerbte Einschnitte, mit 3 abwechselnd gestellten, gefaltenen Ansätzen. Die Blumenblätter sind ansehnlich groß, und entweder blaßroth, oder weiß. Dieser Unterschied erhält sich auch meistentheils im Samen, doch ist die weiße nur eine Spiel-Art von der rothen. Die Samenbehältnisse bedeckt ein schildförmiger Teller. In unsern Gärten treiben die Blu-

men bis spät in den Herbst, und man kann das Wachsthum dieser Pflanze nicht auf Monathe setzen, wie der Beynahme des Linné angiebt.

Diese zwey Pflanzen sind besonders schön, zieren auf allen Rabatten ganz ungemein, schicken sich wegen ihrer zahlreichen, großen, ansehnlichen Blumen vorzüglich für solche Plätze, wo große ansehnliche Pflanzen erfordert werden, und lassen sich im freyen Lande in Menge erziehen. Man säe den Samen, weil die nicht versetzten Pflanzen gemeiniglich die besten sind, sogleich an Ort und Stelle, entweder auf besondere Beete in leichte gute Erde, und verdünne die Pflanzen nachher 1½ bis 2 F. weit; oder man säe ihn trippelweise auf die Rabatten, oder in Töpfe, und zwar vom Febr. an bis zum May, am besten aber früh im März, auf jede Stelle 4 bis 5 Samen, ½ Zoll tief, und lasse, sobald die Pflanzen 1 oder 2 Z. hoch sind, auf jeder Stelle, es sey im Lande oder in Töpfen, nur die 2 oder 3 besten, nach Mawe aber noch besser nur eine einzige Pflanze stehen, weil solche dann stärker und ästiger zu werden pflegt. Wenn man aber einige derselben verpflanzen will, so müssen solche, weil ihre Wurzeln lang, und nicht sehr zaserig sind, und sie sich also nicht so gut, als solche Pflanzen, deren Wurzeln mehr Zasern haben, verpflanzen lassen, schon dann, wann sie noch nicht über 3 bis 4 Z. hoch sind, und, wo möglich, mit einem Ballen Erde verpflanzt, nach Hanbury jedoch nicht ganz einzeln, ausser nur in kleinen Gärten, wo man von jeder Sommer-Blumen-Art nicht über 2 oder 3 Pflanzen anbringen kann, auf den Rabatten umher vertheilet, sondern ihrer allezeit mehrere auf einen Platz in eine Art von Gruppe neben einander gestellet werden, weil sie dann in der Flor ein auffallendes Ansehen machen.

Man

Man kann den Samen auch im März auf ein gelindes Mistbeet säen, muß aber alsdann den Pflanzen, sobald sie erscheinen, möglichst viele Luft geben, und sie an dem ersten feuchten Tage im May auspflanzen.

B. Perennirende Art.

3. Thüringische oder deutsche Lavatere; unächte große thüringische Althäen-Staude; Eibisch mit größerer Blume, Lavatera thuringiaca, caule herbaceo, fructibus denudatis, calycibus incisis *Linn.* Althaea flore grandi Alceae thuringiacae Camerario, flore maiore *J.* & *C. B.* Althaea frutex tertia *Clus.* Alcea serrata flore incarnato *Boerh.* Lavatera foliis inferioribus cordato-subrotundis, superioribus lobatis crenatis, calycibus vtrinque incisis, caule herbaceo *Royen.* Thuringian Lavatera *Hamb.* Sie wächst in Ungarn, Oestreich, Böhmen, Thüringen, Schweden und in der Tatarey, an Zäunen. Sie ist sehr dauerhaft, vermehrt sich stark, und blüht im Sommer häufig und lange. Die Wurzel treibt jährlich wollichte Stängel, welche 3 bis 6 F. hoch werden. Die Blätter sind lang gestielt, und die untern breit und winkelig, doch mehr rundlich, oder einiger Maßen herzförmig, die obern aber in Lappen abgetheilt. Die großen purpur- oder karmesin-rothen Blumen zeigen sich im Jul. und Aug., und stehen in dem Winkel der obern Blätter nach dem Gipfel des Stängels dicht um ihn herum. Der Kelch ist eingeschnitten. Bey dieser und den folgenden Arten fehlt bey der Frucht der schildförmige Teller. Nach vollendeter Reife der Frucht stirbt der Stängel allezeit sogleich ab, und treibt im folgenden Frühlinge aufs neue hervor.

Es giebt Ab-Arten mit blaßrother und mit weißer Blume. Die Blumen geben den Bienen sehr vielen Stoff zu Wachs.

Diese Pflanze läßt sich am besten aus Samen ziehen. Man säe denselben zeitig im Frühlinge in leichte Erde, und überschichte ihn $\frac{1}{4}$ Z. hoch mit Erde. Er geht leicht auf, und die Pflanzen dürfen den Sommer über nur gegätet und begossen werden, können im Herbste auf die ihnen bestimmten Stellen gepflanzt werden, und bedürfen in der Folge keiner weitern Wartung, als daß nur der Boden umher in jedem Herbste, wenn ihre Stängel abgestorben, und abgeschnitten sind, aufgelockert, und Erde an sie angezogen werde. Weil aber zum ersten Mahl blühende Samen-Pflanzen allezeit die schönsten und größten Blumen haben, so thut man wohl, wenn man dann und wann neue Pflanzen aus Samen zieht, und mit diesen die Stelle alter, nun schon schlecht blühender, und also herauszureissender Pflanzen ersetzt.

C. Strauchige Arten.

4. **Baumartige Lavatere, unächter staudiger venetianischer Eibischbaum,** Lavatera arborea, caule arboreo, foliis septemangularibus tomentosis plicatis, pedunculis confertis vnifloris axillaribus *Linn.* Lavatera veneta *Mill.* n. 6. Lavatera foliis septemangularibus obtusis plicatis villosis, caule fruticoso, floribus ad alas confertis *Royen.* Common Mallow-tree *Hanb.* Diese Art wächst zwischen Pisa und Livorno wild. Der Stamm ist zwar Kraut-artig, aber stark und dick, theilt sich oben in viele dicht belaubte Zweige, und wird 8 bis 10 F. hoch. Die gestielten Blätter sind weich und haaricht, rundlich, doch in 7 stumpfe, gefaltene Lappen abgetheilt. Die Blumen zeigen sich vom Jun. bis in den Sept., in den Winkeln der Blätter, auf gedrängt stehenden, einblum-

blumigen, kurzen Stielen, sind den Blumen der Malva sylvestris ähnlich, groß, purpurroth; und würden ein großes Ansehen machen, wenn sie nicht unter den großen Blättern zu sehr verborgen säßen.

Dieser ganze Baum hat ein edles Ansehen, und seine, 3 Monathe lang in der Flor fortfahrenden, Blumen machen ihn sehr schätzbar. Seine kurze Dauer ist zwar sehr zu beklagen, indem er nur zweyjährig ist, und nur bisweilen in einer warmen trocknen Lage harte und holzige Stängel bekommt, und nur dann viele Jahre lang dauert. Die Natur hat dieses aber durch den sehr vielen guten Samen, welchen er giebt, ersetzt, aus welchem sehr bald viele tausend Pflanzen gezogen werden können; wie denn sogar auch bisweilen aus seinem ausfallenden Samen, ohne Hülfe der Kunst, junge Pflanzen entspringen, und die jungen Pflanzen, wenn man den Samen im April sogleich auf die für sie bestimmten Stellen legt, schon im zweyten Sommer zu blühen pflegen.

Der Varietäten giebt es verschiedene, z. B.

a) Mit runden gekerbten Blättern, oder spanische Lavatere, spanischer staudenartiger Eibisch mit einem runden Blatte, Lavatera hispanica, caule fruticoso, foliis orbiculatis crenatis tomentosis, pedunculis confertis vnifloris axillaribus *Mill.* n. 9. Round-leaved Mallow-tree *Hanb.* Ihr Stängel wird bis 8 Fuß hoch, und treibt viele Aeste. Die Blätter stehen auf langen Stielen. Die Blumen sind groß, und blaßblau.

b) Mit eingeschnittenen spitzigen Blättern, Lavatera veneta *Mill.* n. 6.

c) Mit wellenförmigen Blättern, Lavatera undulata, caule fruticoso tomentoso. foliis orbiculato-cordatis undatis incanis serrato-crenatis, pedunculis saepius trifloris *Mill.* n. 10. Waved-leaved Mallow-tree *Hanb.* Sie wächst in Portugal wild.

Die Blumen sind groß, und blaßblau; die Stiele sind oft dreyblumig.

Diese alle vermehren die Mannigfaltigkeit, und müssen in Wildniß-Quartieren auf offene Plätze in einiger Entfernung von den Wegen, oder vielmehr wegen ihrer kurzen Dauer lieber an die Rückseite der großen Rabatten in Lust-Gärten gestellet werden.

5. Glänzende oder schimmernde Lavatere, Lavatera micans, caule arboreo, foliis septemangularibus acutis crenatis plicatis tomentosis, racemis terminalibus *Linn.* Althaea hispanica foliis undulatis *Tourn.* Althaea peregrina erecta, folio rotundo sinuato, flore purpureo striato *Boerh.* Shining-leaved Mallow-tree *Hanb.* wächst in Spanien und Portugal. Der baumartige Stamm verbreitet sich oberwärts in Aeste. Die Blätter sind weich, und haben einen wellenförmig-gekrauseten Rand, und auf ihrer obern Fläche schwefelgelbe und an der Sonne glänzende oder schimmernde Flecken. Die Blumen erscheinen auf den Enden, in Trauben, vom Jul. bis zum Ende des Herbstes.

Sorten: a) wellenförmig-blätterige; b) gemeine spanische; c) schwefelgelb-blätterige 2c.

6. Olbische Lavatere; staudenartiger Eibisch mit spitzigem Blatte und kleiner Blume, Lavatera olbia, caule fruticoso, foliis quinquelobo-hastatis, pedunculis solitariis *Linn.* Althaea frutescens folio acuto, parvo flore *C. B.* Althaea arborea Olbiae in Galloprovincia *Lobel.* Althaea arborescens *J. Camer. Theod. Gerard.* Althaea frutescens, folio acuto, virente, molli, flore specioso *Pluken.* Malva frutescens, folio hederae instar *Morif.* Lavatera foliis quinquangularibus acutis crenatis: lacinia media productiore *Royen.* Five-lobed Lavatera *Hanb.* Die Insel Olbia in der Provence ist ihr Vaterland. Es ist ein schwacher, aber 5 bis 6 F. hoher, immergrü-

grünender Strauch, deſſen Blätter fünflappig-ſpießförmig, groß, weich und wollicht ſind. Die kleinen, glänzenden, hell-purpurrothen Blumen ſtehen einzeln auf kurzen Stielen, im Aug. in voller Blüthe, und blühen oft ſo lange fort, bis der erſte Froſt eintritt.

Sorten: dieſe ſind in ihren Blättern unterſchieden; z. B.

a) Mit Zaunrüben-Blättern, Lavatera bryonifolia, caule fruticoſo, foliis quinquelobatis acutis crenatis tomentoſis, racemis terminalibus *Mill.* n. 11. Bryony-leaved Mallow-tree *Hamb.* Die blaßblauen Blumen ſtehen einzeln unten an den Zweigen, theils an dem Gipfel derſelben in lockern Aehren oder Trauben.

b) Mit beynahe runden Blättern, Lavatera hirſuta, foliis quinquelobatis hirſutis, caule erecto fruticoſo *Mill.* n. 5. Round-leaved Mallow-tree *Hamb.* wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel wird bis 10 Fuß hoch, und treibt viele Zweige. Die Blätter ſind groß und glänzend-grün, haben gezahnte Lappen, und ſtehen wechſelweiſe auf langen Stielen. Die nicht ſehr großen, glänzend-purpurrothen Blumen ſtehen einzeln in den Winkeln der Zweige, und folgen immer eine auf die andere.

c) Mit ſehr ſpitzigen Lappen, Lavatera olbia, *Mill.* n. 8. Acute-leaved Mallow-tree *Hamb.*

7. Dreylappige Lavatere; ſtaudenartiger Eibiſch mit einem runden grauen Blatte, Lavatera triloba, caule fruticoſo, foliis ſubcordatis ſubtrilobis rotundatis crenatis, ſtipulis cordatis, pedunculis aggregatis vnifloris *Linn.* Malva foliis ſubcordatis trilobis obtuſis ſerratis villoſis *Hort. Cliff.* Althaea arborescens Cluſii *Theod.* Althaea frutescens folio rotundiore incano *C. B.* Althaea frutex, frutex prima *Lobel. Gerard. Cluſ.* Althaea fruticans,

hiſpanica, aceris monspeſſulani incanis foliis, grandiflora, ſaponem ſpirans *Besler. Pluken.* Althaea lignoſa *Dalech.* Malva altera ad Malopen accedens *Cæſalp.* Lavatera foliis ſubcordatis emarginatis obſolete trilobis crenatis, petiolo brevioribus, ſtipulis cordatis *Royen.* Trilobate Lavatera *Hanb.* Dieſe Pflanze, welche aus Spanien und Frankreich kommt, iſt ganz filzig, und mit kleinen kleberigen Haaren beſetzt, unter welchen noch andere größere mit einer Stern-artigen Spitze ſtehen. Die Wurzel iſt, im Verhältniß zu der Größe des Strauches, groß und weitſchweifig. Der Stängel iſt ſtrauchig, aufrecht, äſtig, die Zweige zahlreich, weitſchweifig, und bläßlichgrün, ſelten über 4 bis 5 F. hoch. Die Blätter ſind faſt herzförmig, faſt dreylappig, gerundet, gekerbt, wollicht, einige größer, einige kleiner, und andere mehr getheilt, ſehr angenehm grün, oft aber etwas ſcheckig, welches eine Anzeige iſt, daß der Strauch krank iſt, welches er, ſo dauerhaft er auch gegen die Kälte iſt, bey uns gleichwohl öfters iſt; die Blattanſätze ſind herzförmig. Die Blumen ſitzen auf kurzen, gehäuften, einblumigen Stielen an den Gelenken in den Winkeln der Blätter, an jedem Gelenke 3 bis 4, ſind groß, hell-purpurroth, und machen im Aug. ein vortreffliches Anſehen.

Der Ab-Arten giebt es verſchiedene, die in Anſehung der Geſtalt der Blätter, und der Größe der Blumen, unterſchieden ſind, und vormahls als beſondere Arten benannt wurden.

8. Portugieſiſche Lavatere, Lavatera luſitanica, flore fruticoſo, foliis ſeptemangularibus tomentoſis plicatis, racemis terminalibus *Linn.* Man findet ſie in Portugal und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wild. Die Blätter ſind groß, filzig, gefalten, und haben 7 Winkel. Die Blumentrauben ſtehen an dem Gipfel der Zweige.

9. Ame-

9. Amerikanische Lavatere, Lavatera americana, caule fruticoso, foliis cordatis indivisis crenatis acuminatis tomentosis, pedunculis solitariis vnifloris *Linn.* Ihr Vaterland ist Jamaica. Die Blätter sind herzförmig, unzertheilt, gekerbt, scharf zugespitzt und filzig. Die Blumenstiele stehen einzeln, und tragen nur Eine Blume.

Die jezt beschriebenen strauchigen Arten erwachsen zu großen Pflanzen, und machen in der Ferne ein großes Ansehen; weil sie aber meistens nur 2 bis 3 Jahr dauern, so schicken sie sich in Wildnisse nicht recht gut, weil, wenn sie absterben, sogleich eine Lücke entsteht. Da sie indessen sehr schöne Pflanzen sind, ihre Blätter auch bis zum Eintritt des Frostes, und in offenen Wintern oft den größten Theil des Winters hindurch behalten, und in einem trocknen sandigen Boden und in einer warmen Lage oft mehrere Jahre dauern, so mag ein Jeder selbst beurtheilen, ob er von ihnen für Wildnisse Gebrauch machen dürfe, oder ob er ihnen in den wärmsten Quartieren des Blumen-Gartens Stellen anweisen müsse. Sie machen in den Lust-Gebüschen mit ihren geraden, aufrechten, großen, bleibenden, eine ästige buschige Krone tragenden Stämmen, und mit ihren sehr großen und weichen Blättern, unter denen aber freylich ihre Blumen oft verborgen bleiben, zwischen andern Sträuchen eine vortreffliche Mannigfaltigkeit. Weil sie aber, wenn der Boden nicht von trockner Natur ist, nach 2 oder 3 Jahren abzugehen pflegen, so muß ihre Stelle immer mit neuen Pflanzen ersetzt werden, die man ohnedies sehr leicht aus Samen ziehen kann. Für Wildnisse, und zwar nahe an deren Rand zwischen andere niedrige Sträuche schicken sich die 5te, 6te und 7te Art noch am besten; und die 7te ist wegen ihres natürlich niedrigen Wuchses vorzüglich eine Zierde der großen Rabatten in Lust-Gärten.

Sie lassen sich in Menge aus Samen ziehen, welcher sehr leicht aufgeht, gleichwie man aus demselben auch neue Sorten erhalten kann. Nur aber die erste von ihnen pflegt guten reifen Samen zu geben, und man muß also den Samen der 5ten, 6ten und 7ten aus Spanien verschreiben, wo sie wildwachsend anzutreffen sind. Man säe denselben um die Mitte des März entweder, wie die einjährigen Arten, trippelweise an Ort und Stelle, oder auf ein Samen-Beet, in leichte fette Erde, entweder über das ganze Beet, und harke ihn ein, oder in flache, 6 Z. weit von einander entfernte Furchen; und pflanze die jungen Pflanzen, sobald sie 3 oder 4 Z. hoch sind, entweder sogleich auf die ihnen bestimmten Stellen, oder auch bis zum Herbste, oder Frühlinge, oder bis man ihrer bedarf, erst auf Pflanzschulen-Beete; gleichwie man sie auf dem Samen-Beete, auf welchem sie aber den Sommer über gehörig gegätet, und bey trockner Witterung begossen werden müssen, auch bis in das folgende Frühjahr lassen, und sie erst dann auf Pflanzschulen-Beete pflanzen mag.

Die 5te, 6te und 7te Art lassen sich auch durch abgeschnittene Zweige vermehren, welche, zeitig im Frühjahre auf eine Rabatte in leichte fette Erde gesteckt, meistens anschlagen, und nach 2 oder 3 Jahren auf die ihnen bestimmten Stellen gepflanzet werden können.

Wenn der Boden nicht recht trocken ist, müssen sie mit trocknem Laube umlegt, und mit leichtem Geströhde umwunden, und besonders Lavatera arborea stark umlegt und umwunden werden.

Von den meisten Arten der Lavatere, lassen die harten und geraden Stängel sich, wie Hanf, bearbeiten, und auch, wie *Guettard* in einer eigenen Abh. in den Memoires de l'Acad. d. Sc. à Paris, a. d. J. 1741, angegeben hat, zu Papier anwenden.

Lava-

Lavatoire, siehe Wasch-Haus.

Lavaur, ein Kirchsprengel im Gouvernement von Languedoc, in Frankreich, der den untern Theil des Landes Lauraguais ausmacht. Die Haupt-Stadt desselben, la Vaur oder Lavaur, Vaurum, liegt am Flusse Agout, auf der Gränze von Lauraguais und Albigeois, in einer sehr angenehmen Gegend, und ist der Sitz einer Hebung, eines königl. Gerichtes, und eines Bischofes, der unter dem Erz-Bischofe von Toulouse steht, einen Kirch-Sprengel von 88 Pfarren, und 35000 Livres Einkünfte hat, am römischen Hofe aber auch auf 2500 Fl. taxiert ist. Die Stadt hielt es ehemahls sehr fest mit den Albigensern, und ist in der Geschichte deswegen merkwürdig, weil hier 1561 der Religions-Krieg seinen Anfang nahm.

Lave, Lave; siehe Lava, oben, S. 478, fgg.

Lavé, (Bois) s. im VI Th., S. 181.

Lavele, weißer Pappelbaum, Populus alba; siehe in P.

Lavement, siehe Klystier, im XLI Th., S. 60.

Lavendel, eine Pflanze mit zwey ungleich langen Paren Staubfäden und nacktem Samen, welche wohlriechende Blumen hat, und in dem mittägigen Europa einheimisch ist, von wannen sie auch ihren Nahmen mit zu uns gebracht hat; Fr. Lavande, Ital. Lavanda, Lavandora; Engl. Lavender; Holl. Lavander; Dän. Lawendel; Schwed. Lavendel, Lavender, alle von dem Lat. Lavendula, welches Voß von lavare herleitet, weil man sich dieser Pflanze vor Alters bey dem Baden und Waschen bedient hat.

Der eyförmige Kelch dieser Gattung Pflanzen umgiebt ein besonderes Deckblatt, und ist am Rande fast unmerklich eingekerbt. Des Blumenblattes Röhre ist länger, als der Kelch, und theilt sich in zwey Lippen, davon die obere aufwärts gerichtet, groß und zweyspaltig, die untere aber in drey fast gleiche,

gleiche, rundliche Lappen zerschnitten ist. Die vier Staubfäden liegen in der Blumenröhre, deren zwey etwas kürzer, als die beyden andern sind. Der Griffel erreicht auch nur die Länge der Blumen-Röhre, und trägt zwey stumpfe gegen einander gerichtete Staubwege. Nach dem Verblühen zieht sich der Rand des Kelches zusammen, und erhält vier eyförmige Samen. Die Blumen stellen eine Aehre vor. Die Gattung, welche Tournefort Stoechas nennt, kommt in Ansehung der Blume und Frucht völlig mit dem Lavendel überein; nur die Blüth-Aehre scheint mehr wirtelförmig zusammengesetzt zu seyn, und über derselben sitzt eine blätterige gefärbte Krone; daher die neuern Schriftsteller beyde Gattungen billig vereinigt haben.

1. Gemeiner Lavendel, Lavandula spica *Linn.* davon es einen großen oder breitblätterigen, und einen kleinen oder schmahlblätterigen giebt, welche man insgemein nur für Varietäten oder Spiel-Arten annimmt, weil dieser Unterschied nicht beständig zu seyn scheint, und man glaubt, daß der verschiedene Geburts-Ort, und ein besseres oder schlechteres Erdreich die Größe der Stöcke und der Blätter verursachen; allein, es sind wirklich zwey verschiedene Sorten, oder Arten, wozu noch der Zwerg-Lavendel, als die dritte Art kommt.

a) Kleiner, schmahlblätteriger, oder eigentlich sogenannter Lavendel, Lavendula angustifolia, foliis lanceolato-linearibus, spicis nudis; Lavendula angustifolia *Mill.* n. 2. & *C. B.* Lavandula minor, Lavandula angustifolia *Offic.* Pseudonardus quae Lavendula vulgo *J. B.* Lavandula altera *Dod.* Pseudonardus femina *Matthiol.* Lavandula breviore folio & spica *Clus.* Spica italica & domestica *Cæsalp.*; Fr. Lavande femelle, Lavande petite; Engl. common narrow-leaved Lavender. Die Wur-

Wurzel ist holzig und in viele Fasern getheilt; sie treibt holzige Stängel, welche 2 bis 3 Fuß hoch, und mit vielen dünnen, viereckigen und knotigen Zweigen besetzt sind. Die untersten Blätter sind zahlreich, und stehen fast ohne Ordnung, die obersten aber stehen wechselweise zu zwey und zwey einander gegenüber, sind fleischicht, weiß, einen Halm oder auch ½ Z. breit, und 2 bis 3 Z. lang, und haben in der Mitte einen Nerven. Die Blumen stehen wirtelförmig um die Enden der größtentheils nackenden Zweige; da aber die Wirtel, zumahl die obern, dicht bey einander stehen, sind die Blumen mehr ährenweise gestellt; sie sind entweder blau, oder weiß (*), einblätterig und mit Lippen versehen, davon die oberste Lippe aufrecht steht, rundlich und zweyfach, die unterste aber dreyfach getheilt ist. Der Kelch ist länglich und schmahl; aus demselben geht ein Stämpel, der in dem hintern Theile der Blume wie ein Nagel steckt, und mit vier jungen Früchten umgeben ist, welche zu eben so viel Samen werden, die in einer Kapsel, welche der Blumenkelch gewesen ist, eingeschlossen sind. Diese Sorte des Lavendels ist, dem ganzen Ansehen nach, dem großen breitblätterigen ähnlich, aber kleiner und niedriger. Die Blätter sind kleiner oder schmähler und kürzer, nicht so weiß, und haben keinen so starken Geruch. Die Aehren, welche die Blumen tragen, sind kürzer und gerader, die Blumen aber größer.

b) Großer, breitblätteriger Lavendel, oder sogenannter Spic, Spicanard, Spieke (**), Spiekenard,

(*) Diejenige Sorte, die um ihrer Blumen willen für die Apotheken unterhalten wird, ist der Lavendel mit blauen Blumen.

(**) Der Nahme ist aus dem Lat. Spica entlehnt, welchen diese Pflanze wegen ihrer ährenförmigen Blumenspitzen erhalten hat.

fenard, Narden, gemeine und falsche Narden, Lavendula latifolia, foliis lanceolatis integerrimis, spicis nudis, *Mill.* n. 1. Lavendula maior, Lavendula latifolia & Spica *Offic.* Lavandula latifolia *C. B. Tourn.* Pseudo-Nardus, quae vulgo Spica *J. B.* Lavandula *Dod.* Lavandula maior s. vulgaris *Parkins. Raj.* Spica Nardus germanica *Trag.* Nardus italica, Casia alba *Theophr.* Spicanardi, Spicanardus; Fr. Lavande mâle, Spic oder Aspic, und nach provensalischer Mund-Art Espic, Nard, Spicnard, Nard commun; Ital. Spico, Spigo; Engl. broad-leaved Lavender, Spike, oder Lavender-Spike. Die Blätter sind bey dieser Art weit länger, breiter und weißer, an den Stängeln und Zweigen aber nicht so zahlreich, wie bey dem schmahlblätterigen Lavendel. Die Stiele, welche die Aehren tragen, sind 2 Mahl größer und länger, als bey jenem; auch sind die Aehren länger und eingebogen. Die Blumen hingegen sind kleiner, und zeigen sich auch etwas später; der Geruch aber ist bey der ganzen Pflanze stärker. Auch bey dieser Sorte sind die Blumen bisweilen weiß.

c) Zwerg-Lavendel; Engl. Dwarf-Lavender.

Der schmahlblätterige oder eigentlich sogenannte Lavendel, und der breitblätterige oder die sogenannte Spieke, werden in den Apotheken ohne Unterschied gebraucht. Sie wachsen in wärmern Ländern, z. B. in Spanien, Italien, dem südlichen Frankreich, an einigen Orten in der Schweiz, und anderwärts, wild, werden bey uns aber in Gärten gezeugt, und nicht leicht darin vermißt. Sie sind nicht nur Küchengärten-, officinelle und oekonomische Pflanzen, sondern schicken sich auch sehr gut in Lust-Gär-

hat. Da das i in diesem Worte lang ist, so schreibt man es richtiger Spiek, als Spik oder Spick.

Gärten, zur Verzierung der Fronte kleiner Lustgebüsch-Abtheilungen, wo sie die Mannigfaltigkeit sehr angenehm vermehren. Ihre Erziehung und Wartung erfordert keine sonderliche Kunst. Man kann sie entweder aus abgeschnittenen Zweigen, oder durch Zertheilung der alten Stöcke, ziehen. Die beste Zeit dazu ist die lezte Woche im März, oder die erste Woche im April. Man steckt dann die abgeschnittenen oder abgerissenen Zweige, in Längen zu 3, 4 bis 6 Zoll, nachdem man ihnen zuvor die untern Blätter abgestreift hat, auf eine schattige Rabatte 3 bis 4 Z. weit von einander, gießt sie gut an, und wiederhohlt dieses um jeden andern Abend so lange, bis sie Wurzeln getrieben haben, und pflanzt sie entweder schon dann, oder im September und October, an einem feuchten Tage mit einem Ballen Erde vor der Fronte der Lust-Gebüsche einzeln umher. Wer davon aber Samen verlangt, wird in den Kapseln der im Jun. zur Blüthe gekommenen Blumen, im Sept., oft auch schon zu Anfange des Augustes, reifen Samen finden, und, sobald man in der untersten Kapsel eines Stängels, welche ihre grüne Farbe verloren hat und welk geworden ist, ein schwarzes, langes und plattrundes Korn findet, muß der Stängel abgeschnitten, und in eine Fenster-Bank in einem luftigen Zimmer zum Nachreifen geleget, und, wenn die Kapseln trocken geworden sind, der schwarze, kleine, länglichrunde Same ausgerieben werden. Die noch spät im August blühenden können nicht leicht reifen Samen mehr geben, und daher mag vermuthlich die fast allgemeine Behauptung (*) ihren Ursprung haben, als ob

(*) Z. B. in Reichard's Land- und Gartenschatz, Th. 4, S. 219. „Der Same wird in unsern Landen niemalen „reif. — Man hat nicht Ursach, sich die Mühe zu geben, „solche Erziehung in unserm Climate zu erzwingen," u. s. w.

ob der Lavendel-Same in Deutschland nicht reif werde, da er doch schon zu Anfange des Augustes reif ist, und von da, bis in die Mitte des Septembers, reichlich gesammelt werden kann.

Man pflegte den Lavendel vormahls zur Einfaßung der Garten-Beete und Rabatten zu gebrauchen, und ihn, in dieser Absicht, wegen der Schönheit seiner Blumen und des angenehmen Geruches, dem Buchsbaume vorzuziehen; weil er dazu aber viel zu stark wächst, und, wenn er oft bey sehr trockner Witterung geschnitten wird, leicht ausgeht, auch in einem harten Winter oft erfriert, und in den Reihen also leicht Lücken entstehen, so schickt er sich dazu nicht; er saugt überdem den Boden sehr aus, und raubt den auf dem Beete stehenden Pflanzen ihre Nahrung; man muß ihn also lieber auf ein besonderes Beet, welches einen trocknen Boden hat, pflanzen.

In einem trocknen, steinsandigen oder steinigen, warmen Boden dauert der Lavendel viel länger, und erträgt dann selbst bey uns den strengsten Winter. In einem fetten, leichten und feuchten Boden wächst er im Sommer zwar stärker, dagegen aber erfriert er dann auch meistens im Winter; er hat dann auch einen nicht halb so starken Geruch, ist auch zum medicinischen Gebrauch nicht so gut, als wenn er in einem ganz unfruchtbaren felsigen Boden wächst.

Man findet im Frühjahr an den Lavendel-Stauden (wie auch an den Rosen-Büschen) sehr häufig einen gewissen weißen Schaum, welcher von der Cicada spumaria, wovon im Art. Schaum-Wurm gehandelt werden wird, herrührt.

Der Lavendel hat einen unsern Sinnen angenehmen, durchdringenden und belebenden Geruch; aber es ist schwer, die Empfindung, welche dieser Geruch erweckt, mit Worten auszudrücken. Sein Geschmack ist bitter, mit einer gewissen Wärme verbunden, auf welche

welche aber bald eine leichte Empfindung von Kälte folgt, wie bey der Pfeffer-Münze. Noch wenn man das Kraut käuet, verspürt man den scharfen Geruch; und daher kommt es, daß einige Schriftsteller von der Materia medica ihn auch dem Geschmacke nach unter die Gewürze zählen. Uebrigens hat das Kraut beynahe eben den Geschmack, als die schon erwähnte Münze, nur daß ihre erwärmende und kalt machende Eigenschaft etwas schwächer ist.

Diejenigen Lavendel-Pflanzen riechen am stärksten, welche wild wachsen, da hingegen diejenigen, die man in den Gärten pflanzt, viel von dem Gewürzhaften ihres Geruches verlieren; am meisten aber muß man sich vor jenen hüten, welche in einem sumpfigen Boden an einem sonnenreichen Orte wachsen, weil sie meistens höchst unangenehm schmecken und riechen. Am meisten zeigen sich die Eigenschaften der Lavendel-Pflanzen an ihren Spitzen; diese sind immer mit einem Oehl befeuchtet. Sie haben einen schärfern Geruch, ehe die Blüthen heraus gekommen sind; denn wenn dieses geschehen ist, und die Samen beynahe reif sind, so verschwindet der Geruch größtentheils; deswegen muß man diese Pflanzen entweder noch vor der Blüthezeit, oder sogleich, nachdem sie zu blühen angefangen haben, einsammeln. Wenn die Witterung sehr heiß ist, muß man die zu medicinischem Gebrauch bestimmten Pflanzen entweder am Morgen, oder noch besser, nachdem es einige Tage geregnet hat, einsammeln; denn wenn die Sonnen-Strahlen lange auf sie gewirkt haben, verdunstet das Oehl so stark, daß bey dem Anbruche der Nacht fast nichts mehr davon übrig bleibt. Und mag nicht die größere oder geringere Quantität von wesentlichem Oehl, welches man durch das Destilliren bekommt, größtentheils von der verschiedenen Zeit des Einsammelns abhangen?

In Spanien hat das Fleisch derjenigen Schafe, welche auf denen Anhöhen, wo diese Pflanze wächst, weiden können, einen besonders angenehmen Geschmack.

Bey der von Geoffroy angestellten chemischen Untersuchung, sind von 5 Pfund blühenden Lavendel-Aehren, die aus einer Retorte destillirt wurden, 1 ℔., 5 Unzen, 7 Drachm. und 60 Gran klare, gewürzhaft riechende und schmeckende, mit dem Geruche der Blumen begabte und säuerliche Feuchtigkeit, nebst einigen Tropfen wesentlichen Oehles; 2 ℔., 4 U., 2 Dr. und 30 Gr. klare, immer mehr und mehr saure, zulezt herbe Feuchtigkeit, nebst einer Portion wesentlichen Oehles; 1 U., 3 Dr. und 12 Gr. rothbraune, brandicht riechende, sehr saure, etwas salzige und herbe Feuchtigkeit; 3 U., 2 Dr. und 24 Gr. röthlichbraune, mit häufigem flüchtigen urinösen Salz erfüllte, wie auch saure Feuchtigkeit, nebst 3 U., 4 Dr. und 48 Gr. sowohl wesentliches als brandicht riechendes und dickes Oehl, übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene schwarze Masse hat 7 U., 7 Dr. und 24 Gr. gewogen, welche, nachdem sie gehörig waren calcinirt worden, 2 U. und 5 Dr. Asche zurückgelassen haben, woraus durch das Auslaugen 7 Dr. und 46 Gr. feuerbeständiges, bloß alkalisches Salz gezogen wurden. Der Verlust der Theile hat in der Destillation 5 U. 4 Dr. und 18 Gr., in der Calcination aber 5 U., 2 Dr. und 24 Gr. betragen. Aus den Lavendel-Blumen, die einige Monathe waren eingeweicht worden, hat man 30 Gr. festes, flüchtiges urinöses Salz erhalten.

Der Lavendel scheint ein wesentliches ammoniakalisches Salz zu enthalten, welches demjenigen ammoniakalischen Salze ähnlich ist, das aus einem flüchtigen urinösen Salze gemacht wird, welches mit dem Essig-Sauern mehr als zu sehr gesättigt, und mit einem

nem häufigen sowohl wesentlichen als dicken Oehle genau gemischt ist. Eben dieses gilt auch von der sogenannten Spieke, welche eben die, ja noch häufigere und durchdringendere Bestand-Theile besitzt, wie ihr Geruch beweiset, und eben die Kräfte hat, wie sie denn auch eben die Cultur, wie der Lavendel, erfordert, daher sie auch ohne Unterschied in der Medicin gebraucht werden.

Da solchemnach der Lavendel, sowohl in den Blättern als Blumen, doch vornehmlich in diesen, salzig oehlige, gewürzhafte, scharfe und flüchtige Theile besitzt, kann derselbe mit Recht für ein nervenstärkendes Mittel angenommen werden. Durch den Reiz, welchen die Nerven-Fasern davon empfinden, wird die geschwächte Kraft derselben wieder hergestellt, und die zähe Beschaffenheit der Säfte verbessert, daher man solchen vorzüglich bey Krankheiten, welche die Sinne und Bewegung betreffen, als: bey dem Schlage, der Lähmung, dem Krampfe, dem Schwindel, der Schlafsucht ꝛc. zu gebrauchen pflegt. Man empfiehlt ihn auch in andern Krankheiten, welche von einer Schwäche der festen Theile entstanden sind, ingleichem als ein schmerzstillendes Mittel bey Schmerzen der Kindbetterinnen; auch will man angemerkt haben, daß derselbe gekäuet, vielen Speichel herbey locke. So nützlich aber der Lavendel ist, so kann doch der unrechte und allzuhäufige Gebrauch leicht schädlich seyn, indem solcher, wie andere Gewürze, die festen Theile zu sehr reizen, und das Blut in Wallung und Hitze setzen kann; es ist auch die Wirkung nach dem verschiedenen Gebrauche und der Zubereituug des Lavendels merklich unterschieden, und bald schwächer, bald stärker. Man bedient sich selten der Blätter, und erwählt gemeiniglich die Blumen, worunter man die ganzen Wirtel, mit ihren Deckblättern, Kelchen und noch nicht aufgeblüheten Blumenkronen versteht.

Die Wirtel mit aufgeblüheten Blumen hält man nicht für so wirksam. Die Blumen pflegt man zum äusserlichen Gebrauch aufzubehalten, und, wegen ihres angenehmen Geruches, zwischen leinen Zeug zu werfen; sie sind, nebst den Rosen, das Haupt-Ingrediens des Potpourri; auch werden sie mit andern schicklichen Sachen vermischt, und als Räucher-Pulver gebraucht; man verfertigt aber auch daraus ein Wasser, einen Spiritus, ein wesentliches Oehl, einen Essig, und einen Balsam, und bedient sich derselben sowohl äusserlich, als innerlich.

Lavendel-Wasser zu machen, nimmt man 1 ℔. zerdrückte Lavendel-Blüthen, gießt in einem Kruge anderthalb Kannen Branntwein darauf, stopft die Flasche wohl zu, und setzt sie 4 bis 6 Wochen an die Sonne. Hernach gießt man ihn klar ab, und füllt es auf Flaschen. Soll es recht hell und stark werden, so zieht man es auf folgende Art ab. Man füllt einen Krug mit Lavendel-Blüthen, gießt so viel Branntwein darauf, als der Krug fassen kann, stopft ihn wohl zu, und läßt die Blüthen 14 Tage darin weichen. Wenn sich nun der Branntwein und die Blüthen recht durchgezogen haben, gießt man es zusammen in einen Brenn-Kolben, und zieht es im Marien-Bade ab. Mit dem abgezogenen Wasser pflegt man das Haupt, auch die Gegend des Magens äusserlich zu waschen. Nach Cohausen's Versicherung, hat, bey einem sehr schwachen Magen, das Waschen mit Wein, worin Lavendel-Blumen geweicht worden sind, den besten Nutzen geleistet. Das abgezogene Lavendel-Wasser (der Lavendel-Branntwein) ist ein gutes und bewährtes Mittel die Zahn-Schmerzen zu verhüten, wenn man ihn durch ein wenig Wasser mäßigt, und alle Morgen den Mund damit ausspühlt.

In der Haushaltung, dient das Lavendel-Wasser, um das Brod vor Schimmel zu bewahren. Man nimmt nähmlich, wenn der Teig zum Brod eingeknetet werden soll, ungefähr 100 Tropfen Lavendel-Wasser, und gießt dieselben in das Wasser, womit man das Mehl einmengen will; nach dieser geringen Vorsorge wird das Brod niemahls schimmeln, und doch der Geschmack im mindesten nicht verändert werden. Dieses Mittel ist insonderheit für Landleute, welche für eine starke Haushaltung immer viel Brod auf ein Mahl vorräthig backen müssen, sehr bequem, und leicht zu haben.

Um ein gutes Lavendel-Wasser zu haben, darf man auch nur in 6 bis 8 Unzen reinen höchstrectificirten Weingeist, 1 Drachme ächtes Lavendel-Oehl durch Umschütteln auflösen.

Um das bestmöglichste Lavendel-Wasser zu bekommen, müßte man die frischen Lavendel-Blüthen mit Most gähren lassen, und es, sobald die erste Gährung vorbey ist, abziehen. Weber erhielt einen vortrefflichen Lavendel-Spiritus, indem er ½ ℔. Zucker, 3 Unzen trockne Lavendel-Blumen, und 1 Unze Most mit 1½ Maß Wasser gähren ließ; er bekam durch Uebertreibung dieses Gemisches ein Lavendel-Wasser, welches ungemeinen Vorzug vor demjenigen hatte, das er durch Destillation trockner Lavendel-Blumen mit gleichen Theilen Weingeist und Wasser erhielt.

Der Lavendel-Spiritus, Eau de Lavande, ist entweder einfach, oder zusammengesetzt. Zu dem einfachen nimmt man auf 1 ℔. gelinde getrocknete Lavendel-Blüthen 6 ℔. Wein-Geist, digerirt es 3 Tage, und destillirt hernach in einem Wasser-Bade 4 ℔. davon. Den abgezogenen Spiritus gießt man nochmahls auf 1 ℔. Lavendel-Blüthen, und destillirt es wieder. Dieser einfache Lavendel-Spiritus ist das gewöhnlichste Riech-Mittel. Man gebraucht ihn gewöhnlich wider Ohnmachten, indem man ihn vor die Nase hält, und die Schläfe oder den Puls damit

wäscht, zu welcher Absicht aber der concentrirte Wein-Essig, und diesem, der mit ungelöschtem Kalk bereitete Salmiak-Spiritus vorgezogen zu werden verdient. Gelähmte Glieder werden mit demselben gewaschen. Im Munde gehalten, ist er wider das Stottern und wider die Lähmung der Zunge dienlich. Zum zusammengesetzten Lavendel-Spiritus nimmt man, auf 2 ℔. Lavendel-Blüthe, 1 ℔. Rosmarin-Blüthe, und 3 Unzen frische Citron-Schale, 12 ℔. rectificirten Weingeist, digerirt es 24 Stunden, und destillirt es aus einem Wasser-Bade bis zur Trockenheit. Zu dem destillirten Spiritus setzt man hernach noch 3 Unzen Zimmet-Blüthe (Zimmet-Nägelein), Gewürz-Nelken und Kubeben, von jeden 1 Unze, macerirt es darauf 3 Tage lang, und seihet es hernach durch. Dieser zusammengesetzte Lavendel-Spiritus, welchen die Engelländer Palsydrops nennen, ist, wegen der zugesetzten Gewürze, wirksamer, als der erste. Der Farbe wegen, wird auch wohl rothes Sandel-Holz zugesetzt. 8 bis 10 Tropfen von ihm, mit Zucker, Wein oder Zimmet-Wasser genommen, sind eine vortreffliche Erquickung, bey plötzlichem Verluste der Kräfte, Ohnmachten und Blutwasser-Schlag-Flusse.

Ueber die große Theilbarkeit des Lavendel-Spiritus, wurde von Hrn. Direct. Achard (*) folgender Versuch angestellt. Es wurde 1 Unze Lavendel-Spiritus in eine Dampf-Kugel, durch eine untergesetzte Lampe, in Dünste aufgelöset, und der ganze Sahl wurde hierdurch mit riechbaren Theilen angefüllet. Man nehme an, daß jede Kubik-Linie auch nur 100 riechbare Theile enthält, welches eine sehr mäßige Annahme ist; da nun der Sahl A Fuß lang, B Fuß breit und C Fuß hoch ist, so giebt das Product dieser drey Längen-Maße den Inhalt des Sahles in Kubik-

(*) S. Dessen Vorlesungen über die Experimentalphysik, 1 Th. (Berl. 1791, gr. 8.) S. 18.

Kubik-Fußen von A + B + C. Es hat aber ein jeder Kubik-Fuß 20,736 Kubik-Linien; und da man angenommen hat, daß jede Kubik-Linie 100 riechbare Theile enthält, so sind in einem Kubik-Fuße 2,073,600 riechbare Theile enthalten; der ganze Sahl enthält aber A + B + C Kubik-Fuß, diese mit der Anzahl der riechbaren Theile in einen Kubik-Fuß multiplicirt, giebt die Anzahl der Theile, in welchen, nach dieser sehr mäßigen Annahme, 1 Unze Lavendel-Spiritus sich zertheilt hat in A + B + C + 2,073,600 riechbare Theile.

Es giebt, nach Demachy's Bericht (*), in Paris einen, seines starken Lavendel-Geruches wegen, berühmten Lavendel-Geist; man nennt ihn Trefnel-Wasser, Eau des Dames de Trefnel; und unsere Laboranten tragen kein Bedenken, es nachzumachen. Zündet man eine Unze dieses Geistes in einem silbernen Löffel an, so bleibt eine starke halbe Unze scharfes, milchichtes, und sogar mit verschiedenen Tropfen Oehl beladenes Phlegma zurück. Statt starken Branntweins gießt man $\frac{2}{3}$ weißen Wein und nur $\frac{1}{3}$ gewöhnlichen Branntwein auf Lavendel, läßt es 2 bis 3 Tage digeriren, und destillirt es bey gutem Feuer, ohne etwas davon zu nehmen. Es steigt mehr als die Hälfte Phlegma auf, mit wesentlichem Oehle beladen, welches sich nach und nach in dem Weingeiste auflöset.

Das wesentliche destillirte Lavendel- oder Spick-Oehl, L. Oleum destillatum Lavendulae s. Spicae, Fr. Huile d'Aſpic, oder, wie die Provenſaler zu reden pflegen, Oli d'Eſpic, sieht schön gelblich aus, hat einen starken Geruch, und schmeckt scharf. Wegen des in ihm befindlichen Salzes, färbt es die Sonnenwende-Tinctur roth. Mit diesem Oehle wird, wie mit dem vorher beschriebenen Laven-

(*) S. Dessen Laborant im Großen, überſ. von Sam. Hahnemann, 1 B. (Lpz. 1784, gr. 8.) S. 219.

del-Geiste (Eau de Lavande), von den Franzosen, und insonderheit den Kaufleuten in Languedoc und Provence, wie auch von einigen Italiänern, durch ganz Europa, ja fast durch die ganze Welt, ein sehr starker Handel getrieben. Das Oehl wird an vorerwähnten Orten, wo der Lavendel wild wächst, vornehmlich aus den Blüthen und Samenkörnern des großen Lavendels, oder der sogenannten Spieke, wegen ihres vorzüglich starken Geruches, vermittelst des Destillirens durch das Niedersteigen (Destillatio per descensum) gezogen. Dasjenige, was bey uns durch die Destillation erhalten wird, hat keinen so lieblichen und reinen Geruch, als dasjenige, welches aus Frankreich und Italien kommt. Dieses sogenannte wilde Spick-Oehl wird auf freyem Felde von Schäfern und andern Hirten in Languedoc und Provence verfertigt. Wenn der Lavendel, welcher häufig auf den Hügeln und etwas erhabenen Wiesen dieser beyden Provinzen wächst, in voller Blüthe ist, gehen die Schäfer in die Stadt zu denen Kaufleuten, die mit dem Oehle handeln, um eine große kupferne Blase mit verzinntem Hute, und einen etwas hohen Dreyfuß, zu hohlen. Dieser Dreyfuß ist ihr Ofen. Sie lagern sich in einer Wiese neben einem Bache, und destilliren folgender Maßen das Spick-Oehl. Sie schneiden die blühenden Spitzen der Spieke unten ab, füllen ihre Blase damit an, gießen Wasser hinzu, setzen den Hut auf, zünden mit trocknen Kräutern ein gutes Feuer unter dem Dreyfuß an, und fangen in einer großen gläsernen Flasche dasjenige auf, was jählings herüber läuft. Wenn sie so viel herüber gezogen haben, als, nach ihrer Erfahrung, die Ladung einer Blase giebt, leeren sie dieselbe aus, füllen sie mit vielen Blumen, und fangen wieder an zu destilliren, wobey sie entweder ihren Arbeits-Platz verändern, oder weiter fort und umher gehen, um die Spick-

Blumen zu sammeln, welches Verfahren sie so lange treiben, bis die Spieke nicht mehr blühet. Bey jedem Mahl sind sie darauf bedacht, das Oehl abzusondern, und in lederne Schläuche zu füllen. Wenn der Sommer vorbey ist, kommen diese Destillateurs zur Stadt zurück, überliefern ihren chemischen Apparat den Eigenthümern, und verkaufen ihnen zu einem sehr mäßigen Preise die Frucht ihrer Neben-Stunden. Man weis, daß ein Hirt seine Heerden nicht aus dem Gesicht verlieren darf, folglich ist diese Arbeit, die ihnen nicht lästig ist, reiner Profit für sie. Sollte man glauben, daß man bey dem geringen Preise noch einiges Mißtrauen in diese Arbeiter setzen könnte? Sie haben zuweilen die Bosheit, in dem Augenblicke, wann sie dieselbe verkaufen wollen, das Oehl stark umzuschütteln, um Wasser damit zu vermischen, welches sie bloß zu diesem Behuf dabey gelassen haben, und welches man ihnen für Oehl bezahlen würde, wenn man nicht die Vorsicht gebrauchte, die Schläuche 2 bis 3 Tage liegen zu lassen, ehe man sie ausfüllt und das Oehl wieget. Hierzu fügt man noch die Vorsicht, den Schlauch während seines Stillstehens auf das Ende zu stellen, wodurch man sie anfüllt; öffnet man sie nun, so kommt das Wasser zuerst heraus, und entdeckt den kleinen Betrug. Dieses Oehl ist, wie man leicht vermuthen kann, im Geruche nicht eins der feinsten, unterscheidet sich aber doch von dem Terpenthin-Oehle durch eine gelbliche Farbe und seinen Lavendel-Geruch. Man füllt das Spiek-Oehl, welches im Handel 12 bis 14 Sous gilt, in sehr dünne Gefäße von Kupfer, die eine länglich viereckige Gestalt haben mit abgerundeten Ecken; man nennt sie Estagnons. Die zum Spiek-Oehl gewöhnlichen halten 60 bis 80 Pfund. Die Kaufleute von Provence und Languedoc schicken in kleinern Estagnons Pomeranzenblüth-Wasser, Citronen-Oehl, u. s. w.

Man darf ihnen nicht glauben, wenn sie sagen, es wäre ein Unterschied zwischen der Ware in Estagnons, und der in Flaschen. Der Unterschied beruhet bloß auf dem Preise, den sie darauf setzen, nicht aber auf der Sache.

Das destillirte Spiek-Oehl ist öfters verfälscht, und mit Weingeist oder Terpenthin- und Stein-Oehl vermischt. Beyde Arten von Verfälschung sind leicht zu entdecken. Denn, wenn man das mit Weingeist vermischte Oehl in gemeines Wasser gießt, so wird dieses anfangs milchfarbig, und endlich zeigt sich eine wenigere Menge Oehl, als man damit vermischt hat, auf der Oberfläche des Wassers, indem der dabey gemischte Weingeist sich mit dem Wasser vereinigt hat. Wenn es aber mit Terpenthin- oder einem andern Oehle vermischt gewesen ist, so wird solches leicht entdeckt, wenn man das Oehl in der Hand reibt, oder eine Portion davon in einem silbernen Löffel abbrennt. Ist das Spiek-Oehl rein, so bleibt der Lavendel-Geruch bis zulezt; ist es aber mit Terpenthin-Oehl vermischt, so verfliegt dieser Spiek-Geruch zuerst, und man riecht nichts als Terpenthin. Reines, oder mit Weingeist vermischtes Oehl giebt, wenn es in einem Löffel angezündet wird, eine blasse bläuliche Farbe, ohne sonderlichen Rauch, und hinterläßt nur etwas weniges, was einem Firnisse ähnlich ist; hingegen das mit Terpenthin verfälschte giebt einen dicken schwarzen Rauch von sich, und hinterläßt mehr Firniß, oder schwarzes pechartiges Wesen. Das ächte und reine Spiek-Oehl entzündet sich auch sehr leicht, und ist, wenn es einmahl Feuer gefangen hat, sehr schwer, oder fast unmöglich, zu löschen. Man darf auch nur ein Läppchen in Spiek-Oehl eintauchen, und am Feuer warm werden lassen; wenn der Lavendel-Geruch verflogen ist, so wird der vom Terpenthin sich bald verrathen.

Das

Das Spiek-Oehl hat einen vielfältigen Nutzen. Innerlich wird es höchst selten zu einigen Tropfen gebraucht. Das, sonderlich mit Terpenthin verfälschte taugt zum Arzeneygebrauch gar nicht, kann aber sonst genutzet werden. Das unverfälschte wird in den Apotheken nicht allein zu verschiedenen Balsamen, Pflastern und Salben verbraucht, sondern es wird auch aus demselben insbesondre mit Zusatz des ausgepreßten Muskatennuß-Oehles, ein wohlriechender und Hauptstärkender Balsam gemacht, den man unter dem Nahmen Lavandel-Balsam, in den Apotheken findet. Von den Roß-Aerzten und Huf-Schmieden wird solcher insonderheit bey verschiedenen Krankheiten der Pferde stark gebraucht. Die Parfumeurs bedienen sich dessen ebenfalls zur Verfertigung verschiedener wohlriechender Dinge, als: der wohlriechenden Seifen, Pomaden ꝛc. Die Mahler und Lackierer bedienen sich des Spiek-Oehles sehr stark zur Auflösung verschiedener Gummi und Harze, als: des Sandaraches, des Bernsteines und des Kopales, vornehmlich den beyden leztern, als welche sich am besten und leichtesten in diesem Oehle auflösen lassen, so, daß man auch, wenigstens von dem Kopal, bisher geglaubt hat, er lasse sich in nichts andern, als in diesem Oehle, völlig auflösen; welches aber erfahrne Scheide-Künstler und Lackierer heutiges Tages nicht allein besser wissen, sondern auch zu verschiedenen Arbeiten den mit Spiek-Oehl gemachten Bernstein- und Kopal-Firniß nicht so gut gebrauchen können, als denjenigen, der ohne dasselbe gemacht ist.

In den Schriften der Akad. d. Wiss. v. J. 1715, findet sich eine Abh. von *Geoffroy* über das Spiek-Oehl, worin er behauptet; „das Spiek-Oehl sey ein wesentli„ches Oehl von Lavendel, und zum Firniß nicht geschickt, „wie er aus eigenen Erfahrungen mit reinem Spiek-Oehl „wisse; daß aber dasjenige Spiek-Oehl, dessen man sich „insgemein bediene, im Lande bereits verfälscht worden „sey.

„sey. Dieses sey von Weingeist gemacht, darunter man „gemeiniglich drey Viertel wesentliches Oehl mischt; oft „sey es auch nichts anders, als ein wesentliches Oehl von „Terpenthin, dem man nur durch Beymischung etwas We„nigen von wahrem Spiek-Oehl den Geruch des leztern „gegeben hat, um es desto besser zu verkaufen.

„Ich wollte sehen," setzt er hinzu: „ob das gut recti„ficirte Terpenthin-Oehl allein nicht eben so gut zum Fir„niß wäre, als das gemeine Spiek-Oehl, und fand, daß „es in diesem Falle eben so gut, und besser trocknete, als „das gemeine Spiek-Oehl, aber einen Geruch behielt, der „sich nie ganz verliert. Setzt man hingegen zum Terpen„thin-Oehl wesentliches Spiek-Oehl, so verliert sich der „aus dieser Mischung entstehende Geruch gänzlich, ohne „dem Firnisse etwas davon mitzutheilen.

„Will man gutes Spiek-Oehl haben, so muß man es „erst probiren. Ist Terpenthin-Oehl darunter, wie ge„meiniglich, muß man es mit vielem Wasser in einen Kol„ben thun, und im Marien-Bade rectificiren; man wird „alsdann, nebst ein wenig Wasser, ein weißes Oehl be„kommen, welches so hell wie Wasser ist. Wenn das Oehl „anfängt gelb überzugehen, muß man mit dem Destilliren „aufhören. Das auf diese Weise rectificirte Oehl verein„igt sich mit allen Firnissen, und vertrocknet in einem Au„genblicke."

Wenn das Spiek-Oehl nichts anders, als ein ätherisches Terpenthin-Oehl, darin man Lavendel-Blüthe hat digeriren lassen, ist, so taugt es zum Firniß nicht, weil das ätherische Terpenthin-Oehl gar zu leicht ist, und nicht Consistenz genug hat; muß man es aber erst durch Scheidungs-Mittel reinigen, und ihm seine wahre Natur wiedergeben, so wird es sehr kostbar, und es ist dem ungeachtet bey weitem nicht so gut, als das Lein-Oehl.

Motten, Läuse, und andere Insecten fliehen vor dem Geruche des Spiek-Oehles, deswegen auch dergleichen Pomaden nüzlich seyn können. Vom Gebrauche des Spiek-Oehles zur Tödtung der Läuse, s. besonders oben, S. 264, f.

Auch die Lavendel-Blüthe ist ein Mittel wider Motten und Wanzen. In Berlin hat ein Blumen-

Freund

Freund bemerkt, daß die Blumen-Stängel der Spieke ein sehr gutes Mittel wider die Wanzen seyn. Er hat nähmlich seit 2 Jahren allemahl im Herbste ein Par Büschel davon in sein Bette am Himmel gebunden, wodurch das Ungeziefer sich gänzlich verlor. Auch hat er bemerkt, daß, seitdem er die Spieke häufig im Garten gepflanzt, und im Frühjahre die Nelken-Töpfe dicht daran lang gestellet hatte, die sogenannten Blumen-Läuse gänzlich weggeblieben seyn.

Um die Ameisen in den Gärten zu vertilgen, lasse man um die Beete Lavendel pflanzen, und etwa an den Ecken einen Büschel zur Blüthe gehen; denn hauptsächlich ist die Blüthe dasjenige, wovor diese kleinen Insecten fliehen. Man kann auch die Pflanzen mit der Lavendel-Blüthe bestreuen, so geht die Ameise schon weg. Auch ist es sehr gut, beym Spalier, besonders an Mauern oder Planken bey jungen Pfirsichen, Apricosen, Kirschen ꝛc. bey welchen die Ameisen gern ihre Höhlen haben, um die Bäume, oder auch an statt der Einfassung, Lavendel zu pflanzen. Hier ist es vortheilhaft, den Lavendel in Blüthe gehen zu lassen, und wenn sie ja ausgeht, setzt man im andern Jahre frische Pflanzen. Auch ist die Lavendel-Blüthe besonders in Wohnzimmern oder auf Kammern, wo diese Insecten sich aufhalten, gut hin zu streuen, oder Büschel davon in Börte oder Schränke zu legen. Diese Blüthe bleibt 10 und mehr Jahre gut; besser aber ist es, sie alle Jahr zu verneuen, und besonders ist es ein Mittel, welches den Conditorn zu empfehlen ist, da dieses Ungeziefer sich gern nach süßen Sachen zieht.

Die Lavendel-Blumen führen eine Menge Honig-Saft in den Corollen mit sich, daher werden sie auch so oft von den Insecten mit bestäubten, pergamentartigen und zwey Flügeln (Lepidoptera, Hymenoptera, Diptera) besucht. Man muß deswegen allen

Fleiß

Fleiß auf den Anbau dieser Pflanze wenden, weil sie besonders den Bienen höchst angenehm ist, die daraus ein Honig bereiten, welches etwas von dem angenehmen Geruche des Lavendels hat.

Die Frauenspersonen in Arabien bedienen sich der mit Basilien-Kraut vermischten und zu Pulver gemachten Blätter dieser Pflanze, ihre Haare damit zu bestreuen, um ihnen dadurch theils einen angenehmen Geruch mitzutheilen, theils auch um dieselben stärker zu machen, und ihr Wachsthum zu vermehren. Sie reiben auch mit eben dem Pulver die Wangen, um dieselben roth zu machen, und die Fibern derselben zu stärken. Das Frauenzimmer in Frankreich bedient sich, in gleicher Absicht, des Lavendel-Essiges (*).

Die engländischen Kopf-Tropfen, Guttae anglicanae cephalicae (**), werden durch die Destillation des flüchtigen rohen Seiden-Spiritus und destillirten Lavendel-Oehles, mit Weingeiste verdünnt, bereitet.

Man findet in den botanischen Gärten einen Lavendel-Strauch mit großen breiten Blättern, welcher aber niemahls blühet, Lavendula sterilis oder non florida. Es ist dieses eine Abweichung von der Spieke, und dem breitblätterigen Lavendel. Seine Blätter sind grüner, breiter, kürzer und stumpfer, als bey dem gemeinen Garten-Lavendel. Der Stamm wird 3 bis 4 Fuß hoch, und wohl Armesdick. Er dauert wohl 20 bis 30 Jahr, und treibt niemahls Blüthen; wenn er aber verpflanzt wird, treibt er zuweilen geile Zweige, welche dem großen Garten-Lavendel ähnlich sind; und wenn man von die-

(*) Laboratoire de Flore, p. 368.

(**) Pharm. Edinb. p. 99.

dieſen Zweigen neue Pflanzen erzieht, ſo erhält man zuweilen Blüthe. Man muß dieſen Strauch den Winter in das Glas-Haus ſetzen.

Eine andere, aber wahre Art iſt:

2. Der Lavendel mit zerſchnittenem Blatte, oder der gefiederte oder vielſpaltige Lavendel, Lavendula multifida, foliis duplicato-pinnatifidis *Linn.* Lavandula altera *Theod.* Lavandula folio diſſecto *C. B.* Lavandula multifido folio *Cluſ. Lobel. Dalech.* & *J. B.* Lavandula multifido folio, hiſpanica *Moriſ.* Fabricia *Admſon.* Stoechas multifida *Gerard.* Jagged-leaved Lavender *Hamb.* Dieſer wächſt in Andaluſien, und iſt ein Sommer-Gewächs. Die faſerige Wurzel treibt einen wollichten, ungefähr 2 bis 3 F. hohen, und mit wenig Zweigen beſetzten Stängel, woran einander gegenüber doppelt gefiederte, und weißgraue Blätter, und an dem nackenden Obertheile dichte Blumenähren ſitzen. Die Blumen erſcheinen im Jul., und der Same wird im Herbſte reif.

Sorten: a) Mit blauen Blumen; Common Cut-leaved Lavender *Hamb.* b) Mit weißen Blumen; White-flowered Jagged-leaved *Hamb.* Beyde ſind Lavendula multifida *Mill.* n. 3.

Abarten: c) Mit längern, und in ſchmählere Abſchnitte zerſchnittenen Blättern, Lavandula canarienſis, foliis duplicato-pinnatifidis hirſutis, ſpicis fasciculatis *Mill.* n. 4. Lavendula folio longiore tenuius & elegantius diſſecto *Commel.* Long Jagged-leaved Lavender *Hamb.* iſt auf den canariſchen Inſeln zu Hauſe. Der Stängel iſt gerade und viereckig, wird ungefähr 4 Fuß hoch, und treibt viele Aeſte; die Blätter ſind heller, länger und in ſchmählere Quer-Stücke getheilt; die blauen Blumen ſtehen in Trauben am Gipfel des Stängels, und zeigen ſich im Jul. d) Canariſcher-See-Lavendel, Lavandula

dula canarienſis maritima, ſpica multiplici caerulea *Pluken.* Canary Sea-Lavender *Hanb.* Die Blumen ſtehen in vortrefflichen doppelten Aehren, und ſind rein himmelblau.

Alle dieſe Varietäten ſind zweyjährige Pflanzen; ſind aus dem Samen des vielſpaltigen Lavendels entſprungen; laſſen ſich, wenn man ihren Samen mit Sorgfalt beſonders aufnimmt, ziemlich unverändert fortpflanzen, und werden, wegen ihres angenehmen Geruches, wegen ihrer ſchön geſpaltenen Blätter, und wegen ihrer herrlichen Blumenähren von Vielen ſehr geſchätzt. Sie laſſen ſich alle ſehr leicht aus Samen ziehen. Man ſäe denſelben im Frühjahre auf ein mäßiges Miſtbeet; gebe den jungen Pflanzen, um ſolche möglichſt dauerhaft zu machen, möglichſt viel freye Luft, begieße ſie fleißig, und pflanze ſie endlich um die Mitte des May, da ſie ſchon ziemlich ſtark zu ſeyn pflegen, an einem feuchten Tage mit einem Ballen Erde in den Garten.

Die Mutter-Art ſelbſt iſt ziemlich dauerhaft, und aus ihrem ausfallenden Samen pflegen in jedem folgenden Frühjahre neue Pflanzen zu entſpringen. Die beyden Abarten aber ſind etwas zärtlich, und geben, wenn ſie auch gleich im Frühjahre mit Sorgfalt vorwärts gebracht ſind, doch nicht allezeit reifen Samen. Wenn man alſo Gelegenheit hat, ſie in einem Gewächs-Hauſe durch den Winter bringen zu können, ſo ſäe man lieber den Samen im May auf eine ſchattige Rabatte, pflanze die Pflanzen hernach in Töpfe, und ſenke dieſe bis an den Rand in die Erde, begieße ſie bey trockner Witterung gehörig, ſtelle ſie am Ende des Oct. in ein Gewächs-Haus, und ſtürze ſie endlich im folgenden Frühjahre mit voller Erde auf die ihnen beſtimmten Stellen.

Die

* * *

Die Stöchas, oder das Stöchas-Kraut, Stoechas *Tourn.* haben die neuern Kräuter-Lehrer billig mit dem Lavendel vereinigt, indem beyde in Ansehung der Blume und Samen mit einander übereinkommen, und nur in der Blüth-Aehre einige Verschiedenheit zeigen. Der Lavendel trägt länglich-rundliche Aehren, mit kurzen Deckblättern; die Stöchas aber viereckige Blumen-Aehren, mit größern Deckblättern, und einem gefärbten Blätter-Strauße oder Zopfe über der Aehre. Tournefort führt zwey Arten Stöchas an, davon die eine ehedem in der Medicin gebräuchlich war, deswegen ich auch beyde unter diesem Nahmen beschreiben werde.

1. Die arabische Stöchas, der wälsche Lavendel, ganzblätterige zopfige Lavendel, römischer oder großer wälscher und fremder Kümmel oder Thymian, *Στίχας Dioſc. Στοίχας Galen.* Lavandula Stoechas, foliis lanceolato-linearibus integerrimis, ſpicis comoſis *Linn.* Stoechas arabica officin. Fr. Lavande d'Eſpagne, Steca, Stoechados; Ital. Stechade; Engl. common Stoechas, or French Lavender, or Stikadore. Nicht Arabien, sondern das südliche Europa, ist sein Vaterland. Dieses immergrünende kleine Strauch-Gewächs soll in Spanien, Frankreich und Italien, wo es wild wächst, an 3 Fuß Höhe erreichen; in unsern Gärten bleibt es viel niedriger, zeigt viele aufgerichtete Zweige, und an diesen schmahle, völlig ganze, stumpf zugespitzte, blaßgrüne, ungestielte und einander gegenüber gestellte Blätter. An der Spitze des Stängels und der Zweige steht die Blumen-Aehre, welche, wenn man sie genau betrachtet, achtzeilig ist, oder die Blumen in acht Reihen dicht an einander gestellt sind, wovon aber nur vier zu gleicher Zeit aufblühen. Sowohl

zwischen den Blumen stehen dünne, rauche, herzförmige, zugespißte, blaue, mit vielen Adern durchzogene Deckblätter, als auch dergleichen, noch größere, über der ganzen Aehre, welche einen besondern Zopf und Zierrath formiren. Der Kelch ist in zwey Lippen getheilt; die obere breitere und herzförmige bleibt ungetheilt, die untere aber zeigt 4 kurze, spißige Einschnitte. Das dunkelblaue oder purpurrothe, zuweilen auch weiße, Blumenblatt ist gleichfalls in 2 Lippen zerschnitten, und die obere in 2 rundliche und größere, die untere in 3 kleinere, einander ähnliche Einschnitte getheilt. Die 4 Staubfäden liegen in der Röhre des Blumenblattes verborgen. Der Griffel trägt einen stumpfen Staubweg. Die 4 Samen sind klein und eyförmig. Die Pflanze blüht in hiesigen Gärten den ganzen Sommer über, und hat, vornehmlich in der Blüthe, einen starken Geruch, wodurch sie den Lavendel noch übertrifft.

Diese Pflanze wird am besten aus Samen gezogen. Man säe denselben in der lezten Woche des März oder im April, auf ein Beet in leichte Erde, harke ihn seicht unter, begieße das Samen-Beet um jeden andern Morgen gelinde, und beschatte es von 11 bis 3 Uhr mit Matten. In etwa 4 Wochen pflegen die jungen Pflanzen zu erscheinen, und müssen dann bey trockner Witterung begossen, und wenn sie 2 oder 3 Z. hoch sind, vorläufig verpflanzet werden. Man bereitet dazu ein leichtes und trocknes Stück Land, harket dasselbe eben, theilt es in Beete ab, pflanzt die Pflanzen auf solche 5 bis 6 Z. weit ins Gevierte, begießt sie und hält sie in Schatten, bis sie angeschlagen sind; hernach bedürfen sie im ersten Sommer keiner weitern Wartung, als der Reinigung von Unkraut. Wenn aber der folgende Winter heftig seyn sollte, müssen sie mit Matten, Erbs-Stroh, oder andern leichten Sachen gegen den Frost, welcher

cher sie, da sie noch jung sind, beschädigen würde, bedeckt werden. Im folgenden März, oder im Anfange des Apriles, müssen sie endlich förmlich verpflanzet werden, und zwar, wo möglich, bey warmer und feuchter Witterung, dürfen aber nicht lange ausser der Erde bleiben, weil ihre Wurzeln sonst trocken werden, und sie dann nachher selten recht gut anschlagen. Sie lieben einen warmen, trocknen, sandigen oder kiesigen Boden; und je magerer derselbe ist, desto besser können sie die Winter-Kälte ertragen, wofern der Boden nur trocken ist. In einem fetten, feuchten Boden wachsen sie im Sommer zwar stärker, blühen dann aber auch nicht so gut, gleichwie ihre Blüthen-Aehren dann auch nicht so stark aromatisch riechen. Eine Eigenschaft, welche sie mit den meisten andern aromatischen Pflanzen gemein haben! Man kann die Stöchas aber auch, so wie den Lavendel und die Spieke, durch Zertheilung der Stöcke, oder durch abgeschnittene Zweige, im Frühjahre ziehen, welche so lange, bis sie sich eingewurzelt haben, feucht gehalten, und in der Folge, eben wie die aus Samen gezogenen Pflanzen, gewartet werden müssen. Weil aber die aus Samen gezogenen Pflanzen besser sind, als die auf jene Art gezogenen, so verlohnt es sich kaum der Mühe, sie auf jene Art zu ziehen, zumahl der Same bey uns sehr gut reif wird.

Diese Pflanze ist gleichfalls wirksam, denn ihre Blätter, zwischen den Fingern zerrieben, riechen nach Campher. Die Blumen aber, oder vielmehr die ganzen Aehren, werden nur zum Gebrauch gesammelt; sie haben einen angenehmen, starken, gewürzhaften Geruch, und bitterlich heißen Geschmack. In der Destillation geben sie ein reichliches stark riechendes Oehl, und wenn ihnen dieß genommen ist, so bleibt ein bitterliches, etwas zusammenziehendes Extract zurück. Bey den neuern Aerzten ist die Pflanze nicht

im Gebrauch, weil man ihre Blumen alt und verdorben findet, und den Lavendel wohlfeiler und kräftiger haben kann. Sie werden noch zum Syrupo de Stoechade *Fernel.*, zur Hiera diacolocynthidos, zur Theriaca *Andromachi senioris*, zum Mithridatio *Damocratis*, zum Vnguento martiato, und zum Emplastro de ranis, genommen.

Es giebt noch eine Pflanze, die in den Apotheken Rain-Blume, Gnaphalium Stoechas *Linn.* Stoechas citrina, Elichrysum s. Stoechas citrina angustifolia *C. B.* heißt; sie hat aber weder die Gestalt noch die Kräfte der im Vorhergehenden beschriebenen Stoechas-Blumen.

2. Die federartige Stöchas, der federartige zopfige Lavendel, Lavandula dentata, foliis pinnato dentatis, spicis comosis *Linn.* Stoechas altera s. Stoechas crispo folio *Clus.* Succudus Avicennae Myconi *Dalech.* Lavandula foliis crenatis *Tourn.* wächst in Spanien und dem Morgenlande, ist immergrünend, nach Verschiedenheit des Alters einige Fuß hoch, in viele Zweige verbreitet, und diese mit Blättern besetzt, welche einander gegenüber stehen, breit, rauch und der Länge nach in parweise gestellte Lappen zerschnitten sind. Die Blumen-Aehre ist wie bey der ersten Art beschaffen, die Blumen aber und die Zopf-Blätter sind mehr hellblau.

Car. Linnaei fil. Diss. de Lavandula. Resp. *J. D. Landmut.* Vpsal. 1781, 4.

D. übers. u. d. T. Carls von Linné, des Sohns, Abhandlung vom Lavendel-Kraut, st. im 1 Th. der von Jo. Jac. Römer aus dem Lat. übers. Abhandlungen der schwedischen Aerzte, (St. Gallen, 1785, gr. 8.) S. 25—31.

Lavendel, (Berg-) siehe Poley.
— — (breitblätteriger) s. oben, S. 541.
— — (canarischer See-) s. oben, S. 559.
— — (gefiederter) s. eb. das.
— — (gemeiner) s. oben, S. 540.
— — (großer) s. oben, S. 541.
— — (kleiner) s. oben, S. 540.

Laven-

Lavendel, (schmahlblätteriger) s. oben, S. 540.
— — (See) canarischer, s. oben, S. 559.
— — (vielspaltiger) s. eb. das.
— — (wälscher) s. oben, S. 561.
— — (wilder) s. Poley.
— — (zopfiger) s. oben, S. 561.
— — (Zwerg-) s. oben, S. 542.
Lavendel-Balsam, s. oben, S. 555.
Lavendel-Branntwein, s. oben, S. 548.
Lavendel-Essig, s. oben, S. 558.
Lavendel-Gras, Anthoxanthum odoratum *Linn.*; s. Ruch-Gras.
Lavendel-grau, Fr. Gris de lavande, Gris lavandé, ist eine Farbe, welche die Färber den Tüchern und Zeugen geben. Sie entsteht aus der Vermischung von blau, falb und roth, indem man nur eine schwache Schattierung von Roth macht.
Lavendel-grün, Fr. Cramoisi lavandé, ist eine Farbe der Tücher und Zeuge, welche entsteht, wenn man dieselben erst hellblau oder bleumourant färbt, und sodann solche in eine gar schwache Farben-Brühe von Purpur oder Carmesin bringt.
Lavendel-Oehl, s. oben, S. 551.
Lavendel-Spiritus, s. oben, S. 549.
Lavendel-Wasser, s. oben, S. 548.
Lavenia, Wasser-Verbesine; s. unter Verbesine.
Lavenza, eine kleine Stadt am Meere, wo der Fluß Lavenza in dasselbe fällt, in den Fürstenthümern Massa und Carrara, in Ober-Italien. Der Ort hat einen Hafen, welcher 1751 angelegt, und mit einer Cittadelle versehen worden ist.
Laver, siehe Tuschen. Waschen.
Lavete, siehe Laffete, im LVIII Th., S. 702.
Laveton, heißt bey den Walk-Müllern, die grobe Wolle, die in den Walk-Stöcken, worin die Tücher und Zeuge gewalket werden, zurück bleibt und abgeschla-

schlagen wird. Diejenige, welche grau ist, kommt von den gröbsten Zeugen, als: von dem Bureau; diejenige, welche weißer ist, und auch Bournalisse genannt wird, kommt von den feinsten Zeugen. Man macht schlechte Matratzen von dieser Wolle; es ist aber den Tapezierern verbothen, solche Matratzen zu machen, deren Aeusserstes zwar von guter, das Innerste aber von grober Wolle ist.

Lavet-Stein, Lavetz-Stein, eine besonders im Oberdeutschen übliche Benennung eines weichen thonartigen Steines, welcher eigentlich ein mit Glimmer vermischter Seif-Stein ist, und häufig zu Töpfen, Tiegeln und andern Gefäßen verarbeitet wird, daher er auch Topf-Stein heißt.

Der Nahme ist aus dem Ital. Lavezzo, eine Pfanne, welches wieder von dem Latein. Lebes, herkommt, (daher er auch Lebet-Stein genannt werden könnte, woraus Einige mit Unrecht Leber Stein gemacht haben); er bedeutet also eben das, was der mehr hochdeutsche Nahme Topf-Stein sagen will, unter welcher leztern Benennung auch davon gehandelt werden wird.

Lavey, Lawey, ist eigentlich holländisch. Das Zeitwort laveyen bedeutet in dieser Sprache überhaupt so viel, als: sich ausruhen, Rast-Tag halten, die Arbeit auf einige Zeit aussetzen. Bey dem Deich-Wesen aber heißt Lavey insbesondre so viel, als ein höchst sträflicher Aufstand, den unruhige, in gewissen Verdingen stehende Deich-Arbeiter machen, wenn sie in Menge versammelt, unzufrieden mit dem bisherigen, ihnen vorher bedungenen Verdienste, nach erst heimlichem, dann auch öffentlichem Murren, plötzlich die Arbeit niederlegen, saufen, schwelgen und lärmen. In diesem Verstande kommt denn dieses Wort auch noch in alten Deich-Ordnungen, und in den wenigen alten Büchern, die vom Deich-Bau han-

handeln, vor. Die Deich-Arbeiter fordern durch das Lavey mit Gewalt, was sie, der Billigkeit nach, mit Güte nicht erhalten können. Sie werden einen solchen Aufruhr aber auch nicht leicht eher machen, bevor sie gewiß sind, daß der Ober-Aufseher, entweder bey dem bekannten Mangel an Arbeitern, oder auch bey dem Mangel an der unschätzbaren und unwiederbringlichen Zeit, dadurch in die äusserste Verlegenheit, ja Gefahr und Noth gesetzt werden, und man sie, ohne Land und Leute offenbar in Gefahr zu setzen, nicht entbehren könne; wie z. B. bey eiligster Herstellung der Deich- und Grund-Brüche, bey Anlegung neuer Deiche, Siehl- und Schleusen-Bau, u. dgl. m. Das öffentliche Zeichen eines solchen Aufruhres, der zuweilen ausserordentlich weit gehen kann, besteht, nächst Unterlassung der Arbeit, in öffentlicher Ausstekkung des Laveyes, indem die mißvergnügten Arbeiter ihre Lumpen, wie auch Stroh-Bünde, als Fahnen, an Stangen befestigen, aufstellen und herum tragen; die sogenannten Koyer- und Keuer-Haken umkehren, und sodann auf deren sonst untern eisernen Spitzen ihre Hüte stecken und tragen; die Buden der, zum Behuf einer solchen Menge Arbeitsleute nöthigen, Marketender zerstören; und was dergleichen rasender Unfug mehr ist.

Der dem kurhannöver. Ober-Deichgräfen im Herzogthum Bremen, Hrn. G. S. Benzler (*) bekannt gewordene lezte, wichtigste und gefährlichste Aufruhr dieser Art, ist im J. 1765 bey einer überaus ansehnlichen neuen Bedeichung des Jever-Landes am Ausflusse der Weser vorgefallen. Nach der Nachricht, welche er davon durch einen glaubwürdigen Freund erhalten hat, der selbst dabey gegenwärtig gewesen war, waren Tausende bey diesem

(*) S. Dessen Lexikon der beym Deich- und Wasserbau vorkommenden Kunstwörter und Ausdrücke, 1 B. (Lpz. 1792, 8.) S. 262.

Bau, aus allen möglichen Nationen, zur Arbeit versammelt. Um eine so große, äusserst aufrührisch gewordene Menge wieder zur Ruhe zu bringen, die sich zum Theil zulezt sogar mit Feuer-Gewehr versehen hatte, mußte endlich die nächste Garnison zu Hülfe genommen, und aus Kanonen zwischen sie gefeuert werden, wobey es dann freylich sowohl Todte als Blessirte gab. Die verschiedenen Bedingungen aber, welche sich diese Aufrührer, zur Bezahlung ihrer Arbeiten, mit Gewalt eine Zeitlang vorher schriftlich zu verschaffen gewußt hatten, wurden nachher, ob sie gleich von den Aufsehern unterschrieben waren, doch billig nicht erfüllet, weil sie aus Furcht erpresset worden waren.

Von der gerechten Bestrafung einer solchen Meuterey, s. *Hackmann* de Jure Aggerum, und Hrn. v. Hundrich Entwurf des jezigen Deichrechts der Grafschaften Oldenburg und Delmhorst.

Lavey-Baum, Holl. Lavey-Boom. Damit bey einem großen und weitläuftigen Deich- und Wasser-Baue, die dazu nöthigen vielen Arbeiter täglich die jedesmahligen Arbeits-Stunden sowohl ordentlich und genau anfangen, als beschließen, und keiner dabey nach dem andern zu warten nöthig habe, so pflegen Einige auf einer benachbarten Anhöhe, oder in der mittlern Gegend der Bau-Stelle, eine hohe Stange aufzurichten, an welcher ein Korb auf- und niedergezogen werden kann, um dadurch die Arbeits- und Ruhe-Stunden den oft weit aus einander zerstreueten Arbeitern kurz und gut anzuzeigen. Eine solche Stange heißt ein Lavey-Baum. Es wird derselbe einem vorzüglich achtsamen und zuverlässigen Arbeiter ganz allein überantwortet, der ihn dann jedes Mahl nach der Uhr des, den ganzen Tag bey der Arbeit gegenwärtigen, Aufsehers, ein für alle Mahl sorgfältig stellet.

Lavieren, L. obliquare cursum navis; modo in hanc, modo in aliam partem navem flectere; Fr. bordaïer, bordeyer, courir bord sur bord, louvier, louvoier; Engl.

Engl. lavear; Dän. lovere; Holl. laveeren, boegkruisen, waiffelen, t' Waater met de boeg kruisen, heißt, in der See-Fahrt, sich mit dem Schiffe, so viel möglich, gegen den Wind halten, oder bey dem Winde legen, bald mit dem Steuerborte, oder der rechten Seite, bald mit dem Backborte, oder der linken Seite des Schiffes, indem man es mit dem Boeg, dem Schnabel oder dem Galion, bald auf die eine, bald auf die andere Seite wendet. Dieses geschieht, wenn der Wind contrair, d. i. dem Laufe eines Schiffes zuwider, ist, und man verhindern will, daß das Schiff nicht allzu weit von seinem Striche oder Laufe abkomme; manchmahl geschieht es auch deswegen, wenn man mit dem Schiffe nicht vorrücken, aber auch nicht zurück will.

Man sagt: unser Lauf war nach Norden, der Wind auch nördlich; da es nun nicht möglich ist, dem Winde entgegen zu laufen, so muß man lavieren, und bald östlich, bald westlich, Schläge machen, um sich so wenig als möglich von dem Cours zu entfernen. z. B. der Ort der Bestimmung liegt Ost, so ist der gerade Cours-Wind West; wenn der Wind aber nord-ost zu nord oder süd-ost zu süd weher, und man hat mit diesem laviert, so heißt es: das Schiff hat auf eilf Strich laviert. Da der Wind alsdann die Segel halb trifft, so drückt er das Schiff so, daß es auf der Seite läuft, mehr oder weniger, nach dem es besser oder schlechter dazu gebauet ist. Es ist kein Schiff, mit dem man besser lavieren kann, als mit dem Huker.

Im gem. Leben heißt lavieren auch wohl figürlich: sich in die Zeit schicken, nachgeben, behutsam verfahren, stille sitzen, in Erwartung bequemer Gelegenheit sich leidentlich verhalten; zusehen, wie es kommen werde; L. exspectare rei eventum. Man

muß in dieser Sache ein wenig lavieren. Ich will so lange lavieren, bis ich meine Zeit ersehe.

Vielleicht von lau, flau, so fern es in einigen Gegenden auch matt, kraftlos, bedeutet.

Lavine, siehe Lauwine, oben, S. 450.

Lavoir, siehe *Lavaderos*. Wasch-Becken.

Lavor, im gem. Leben einiger Gegenden, ein Wasch-Becken, aus dem Französ. Lavoir, im mittlern Lat. Lavarium.

Lavoro, (Terra di) siehe in den Supplementen Campanien.

Lavot, ist, zu Cambray, in Frankreich, ein Getreide-Maß. 4 Lavots machen eine Raziere; die Raziere hat $7\frac{1}{3}$ Boisseaux zu Paris.

Lawansaari, die volkreichste und zur Bewohnung bequemste Insel im finnischen Meerbusen, auf welcher sich 40 Familien aufhalten, die eine mit der penischen gemeinschaftliche Kirche haben. Es pflegen hier auch Taucher zu seyn, weil diese Insel in der Mitte zwischen den übrigen liegt, wo sie die Nachrichten von Strandungen am leichtesten einhohlen können. Die Größe dieser Insel beträgt 7 Werst in die Länge, und 4 Werst in die Breite. Sie ist an der St. petersburgischen Fahrt, von dieser Residenz 120, von Wiburg 82, und von dem ingermanländischen Ufer 25 Werst in der See entlegen.

Von dem nordöstlichen und östlichen Ende der Insel treiben zwey Halb-Inseln aus, welche gegen die Insel selbst ganz schmahl sind, und in den Augen der Finnen wie Schenkel aussehen mögen, weil sie dieser den Nahmen Lawansaari von den finnischen Wörtern: Lawa, ein Schenkel, und Saari, eine Insel, beygelegt haben.

Verschiedene kleine Inseln und Untiefen umgeben auf der nordwestlichen Seite die Haupt-Insel, die aber nicht finnische, sondern von der schwedischen Spra-

Sprache herstammende Nahmen haben, als: Eiskouri, Langouri, Mausauri, Ruckauri, Nierckauri ꝛc. von den schwedischen Wörtern Is läng, Moos-Rock-Kär, und dem alten gothischen Eur oder Our, eine Insel. Hierzu kommen noch die deutlichern Benennungen zweyer Steine, Landsten und Storsten, oder nach der finnischen Mund-Art Toursteini; woraus zu muthmaßen ist, daß Lawansaari auch von dieser Nation bewohnt worden ist. So viel ist gewiß, daß die schwedische Armee sich hier zu einer Kriegs-Zeit lange aufgehalten, und schon vor der Reformation eine kleine hölzerne Kirche aufgebauet hat, welche noch, wiewohl gänzlich eingefallen, zu sehen ist. Die Wände dieser Kirche sind über die 10 Balken in die Erde versunken, und mit rother Kreide vollgeschrieben, welche Gewohnheit man im Christenthume in den ersten Jahrhunderten, ehe die Gemählde und Altar-Tafeln aufkamen, gehabt hat. Auch sind hier noch ein Par alte katholische in Holz geschnittene Heilige, von denen man nicht weis, was für wichtige Personen sie vorgestellt haben, und Maria mit ihrem Kinde auf dem Arme.

Diese Seite ist bis auf eine Werst von der erwähnten kleinen Insel, rein und fahrbar; die ingermanländische aber sowohl, als der ganze Sund, ist voller Untiefen und Sand-Bänke. Dem ungeachtet hat die russische Admiralität auch da eine Fahrt ausfindig gemacht, und dieselbe auf den See-Karten anzeichnen lassen. Diejenigen Ausländer, welche diese Karten haben, suchen daher im südlichen Winde mit gutem Wetter hier zu lavieren, um einigen Vortheil zu gewinnen, welches doch nicht allen sonderlich wohl gelungen ist, vermuthlich weil sie durch den Strohm in ihrer Ausrechnung betrogen worden sind.

Häfen sind auf Lawansaari drey, von welchen aber nur einer an dem östlichen Ende so tief ist, daß

die

die Schiffe durch Beyhülfe dortiger Einwohner, die alle Krümmen und Wendungen genau wissen, daselbst einlaufen können; er ist aber weder auf dem ausländischen noch hiesigen See-Atlasse aufgenommen. In die zwey übrigen können nur Böthe und Lodien bey gutem Wetter einkommen; sie sind seicht, enge, steinig und gekrümmt, und die Einwohner selbst können mit genauer Noth sich vor dem Anstoßen kaum in Acht nehmen. Es hat sich oft zugetragen, daß sie sowohl hier, als auf Tytters in den Häfen scheitern mußten, nachdem sie die See glücklich überfahren hatten.

In alten Zeiten ist der Fisch-Fang auf Lawansaari einer der besten gewesen. Die Scheren und Sunde zwischen den großen und kleinen Inseln sind nicht nur viel tiefer gewesen, sondern der Boden hat auch Schilf und Binsen zum Schatten, und verschiedene zur Nahrung der Fische dienliche See-Kräuter in Ueberfluß hervor gebracht, welches alle in diesem Gewässer befindliche Gattungen Fische, als: Lachse, Hechte, Bärsche, Sandaten, Aale, Sicken von der besten Sorte und die größten Kaulbärsche dahin gelockt hat. Nun ist aber dies gänzlich verändert; das Wasser hat abgenommen, der Boden ist von Trieb-Sande angefüllt, und unfruchtbar geworden. Wo ehedem ganze Tiefen gewesen sind, und man noch vor 50 Jahren die Wathe gezogen hat, ist izt trocknes Land, wo man entweder die Böthe aufzieht, Heu mähet, oder das Vieh weidet; deswegen werden auch von genannten Fischen nur wenige gefangen; sogar Ströhmlinge sind wenige vorhanden. Es giebt an den Ufern eine Art Mücken, die beynahe so klein sind, wie Staub; diese bekommen das Leben, sobald die Frühlings-Luft erwärmt ist, behalten es aber nicht länger, als bis sie sich vermehrt haben; es sind ihrer gemeiniglich so viele, daß sie die Steine am Ufer ganz bedecken; die dortigen

igen Bauern nennen sie Ströhmlings-Mücken, und ihre Sammlung sehen sie für die rechte Zeit des Ströhmling-Fanges an, welcher, ihrer Meinung nach, zugleich mit der Leichzeit der Ströhmlinge einfallen sollte. Dieses Kennzeichen hat aber die Insulaner insgesammt schon einige Jahre nach einander betrogen. Die Ströhmlinge haben ihre Leich-Zeit weit früher gehabt, als ihre Verräther, die Mücken, das Leben bekommen, und in der Zeit, da die Bauern noch sicher in ihren Stuben gesessen und an den Netzen gestrickt haben.

In der Mitte dieser Insel ist auch ein kleiner See, wo Hechte, Bärsche, Rothaugen und kleine Kaul-Bärsche gefangen werden; ingleichem werden hier Karauschen aus einer kleinen seichten Pfütze gefangen, wo keine andere Fische sich aufhalten.

Das Land auf Lawansaari ist nicht so unfruchtbar, daß es nicht zum Ackerbau dienlich wäre. Man findet auch noch verschiedene Felder, wo die alten Furchen beweisen, daß es in vorigen Zeiten bearbeitet gewesen ist; von den jezigen Einwohnern sind sie aber meistentheils zu Heuschlägen gemacht worden; welche doch zu ihrem Behuf nicht zureichen, weil sie hier nicht nur mehr Hornvieh, als auf den andern Inseln, sondern auch mehr Pferde unterhalten, mit welchen sie Stroh und Heu aus Ingermannland schleppen, auch wohl mitten im Winter auf den Seehund-Fang fahren, wenn das Eis zuverlässig stark und glatt ist; nur die besten Bauern säen etwas Rocken und Rüben aus.

Der ehemahlige Arendator Pihlman hat hier auf der ihm zugehörigen Heimath einen Morast aufgenommen, und so weit gebracht, daß auf demselben schon sowohl Korn, als Gras, gewachsen ist; diese Arbeit ist aber nach seinem Tode, theils durch das Unvermögen und die Nachlässigkeit seiner Erben, theils

durch

durch die Mißgunst der übrigen Insulaner, stehen geblieben, und der Morast wieder in seine vorige Wüste verwandelt worden.

Die Einwohner stammen meistentheils aus dem wederlarischen, Kymmene und Biökäö Kirchspielen her. Sie haben auch die Sitten, die Sprache und die Gewohnheiten dieser ihrer Landsleute sehr lange, und bis auf 20 Jahr zurück, beybehalten, weil sie bis dahin die vorige Bekanntschaft nicht nur durch Handel und Wandel, sondern auch durch Heurathen, fortgesetzt haben; durch den willmanstrandischen Krieg aber wurde der finnische Handel unterbrochen, und die lawansaarischen Einwohner waren genöthigt, mit den Ingermannländer.i Bekanntschaft zu stiften; aus dieser Bekanntschaft ist hernach nicht nur eine so große Freundschaft unter ihnen entstanden, daß sie auch die dortige Leibeigenschaft nicht scheuen, ihre Töchter hingeben, und sich unter einander heurathen, sondern die finnische Freundschaft hat auch dadurch fast gänzlich aufgehört. Die Sitten und Gebräuche der Lawansaarer sind also nun ein Mischmasch von dem Ingermannländischen und Finnischen; und wer izt von ihnen schön sprechen will, der streuet ingermannländische und russische Wörter mit ein. Die Reinlichkeit wird hier noch genau genug beobachtet. Sie haben gute reinliche Wohnstuben und hübsche Schlaf-Zimmer mit Kammern; für die Fremden werden diese Zimmer wohl gefeget, und mit Gränstrauch wohlriechend gemacht. Das Essen wird so ziemlich zugerichtet, und der Tisch ordentlich mit Tisch-Tüchern und Servietten gedeckt, welches man für ein Ueberbleibsel und eine Nachahmung der ehemahligen herrschaftlichen Zeit ansehen kann. Die gestrengen Herren Pächter, Lacosta Pihlman und Klipping, haben hier Stolz, Verstellung und Schmeicheley eingeführt; sie haben sich hier fast anbeten lassen. Nun sind die Leute auf

die-

dieser Insel meist uneins, neidisch und unverträglich. Nur einige alte Familien, die mit einander in naher Verwandtschaft stehen, haben noch gemeinschaftlichen Fang, und andere zur Nahrung gehörige Verrichtungen; diese stehen sich auch sehr wohl, und halten alle die übrigen, deren Uneinigkeit und andere Laster sie sich zu Nutze machen, in beständiger Verpflichtung; sie strecken ihnen Lebens-Mittel vor, und schenken Bier und Branntwein, welches die Ehst- und Ingermannländer, zumahl im Winter, faß- und fuderweise hinbringen. Sobald dann der Fisch-Fang angeht, muß das Geborgte theuer bezahlt werden, und die Schuldner und Trunkenbolde behalten manchmahl nichts, oder nur ein Weniges, übrig; darum sind sie auch sehr arm und ausgehungert, und müssen sich die meiste Zeit mit der elendesten Speise von Kräutern und Baum-Rinden behelfen. Doch sind sie sehr fertig im Lesen, und vom Christenthume sprechen sie ganz vernünftig und mit guter Ueberlegung.

Der Wald ist hier noch ziemlich stark, wiewohl ihn die Einwohner nicht sonderlich gesparet haben. Schon zu Lacoste's Zeiten sind die Birken und Ellern zu Brennholz ausgesucht und nach St. Petersburg transportirt worden. Der ehemahlige Director der Taucher-Compagnie, Klipping, verwaltete einige Zeit die Pihlmansche Heimath, als Vormund der Pihlmanschen Erben, und ruinirte den Wald auch auf einige Tausend Balken. Er war Willens, daselbst eine Papier- und Pulver-Mühle aufzubauen; aus dem Projecte aber ist nichts geworden; auch haben die Bauern einige Jahre nach einander Fahrzeuge und Böthe zum Verkauf gebauet, weil sie sich mit dem Fisch- und Seehund-Fange nicht haben ernähren können, wodurch denn der Wald auch sehr abgenommen hat.

Von

Von wilden Thieren sind hier nur wenige Hasen, Füchse und Eichhörner. Die Wölfe kommen auch dann und wann im Winter von der ingermannländischen Seite herüber, aber halten sich hier nicht lange auf. Uebrigens besuchen die Zigeuner diese Insel jährlich. Es lockt sie zwar der Pferde-Handel nicht dahin, denn die Einwohner verstehen sich nicht darauf; sie ernähren sich aber sowohl hier, als auf dem festen Lande, mit ihren abergläubischen Gaukeleyen; sie curiren ihre Kranken, segnen Kinder und Kälber, und unterrichten den Pöbel in allerley Bosheiten, z. B. wie sie sich an einander rächen, und vor der Rache eines Beleidigten in Acht nehmen sollen ꝛc.; und sie sind gewiß weit glücklicher, sich Proselyten zu machen, als hundert Prediger und Missionarien, und sie zwacken den Einfältigen das einzige und lezte Bißchen Brod aus dem Munde.

Von zahmen Thieren werden hier mehrere Kühe und Schafe, auch 15 bis 20 Pferde unterhalten, auch muß man hierzu die Hunde rechnen, die hier eben so werth, als auf den übrigen Inseln, geachtet werden.

In vorigen Zeiten haben sich auf dieser Insel Vögel von verschiedenen Gattungen aufgehalten. Man hat hier Birkhühner, allerley Arten Aenten, Gänse und Schwäne, zumahl im Frühjahre und Herbste, in Menge gehabt; diese leztern, nähmlich die See-Vögel, haben sich hier auch den Sommer über in großer Menge aufgehalten; die Kinder sollen auf den kleinen Inseln und an den Ufern in einigen Stunden so viel Eyer aus ihren Nestern zusammengebracht haben, als sie nur haben bergen und mit sich nehmen können. Und eben diese unbarmherzige und thörichte Wirthschaft muß auch das Wild sowohl hier, als an andern Orten in Finnland, abgeschreckt, und weit nach Norden vertrieben haben, weil hier izt so wenige, und fast keine von erwähnten Gattungen sich aufhal-

halten; Adler, Habichte, Krähen und Sperlinge aber sind hier genug. Mit der Elster hat es hier eine gleiche Bewandtniß, als auf Hochland; sie kommt nur dann und wann, wie man sagt, ein Unglück zu prophezeyen, und fliegt wieder weg. Man giebt hier auch Achtung auf das Eingeweide der Fische, des Viehes, und vornehmlich der Schweine; ist die Milz der Schweine im Herbste dick und zusammengezogen, so sagt man der folgende Winter sey kurz und kalt; ist sie aber lang und schmahl, so soll der Winter auch lang und warm seyn.

Es haben zwar die finnischen Bauern viel dergleichen Dinge, man ist aber nicht im Stande, solche ganz auszuforschen, weil sie das Natürliche von dem Abergläubischen nicht unterscheiden können, und sich daher scheuen, dergleichen jemanden zu entdecken, der über Narrenspossen weg ist; überdies beobachten sie noch ganz genau die allgemeine Hexen-Regel, nähmlich: daß sie ihre Künste niemahls einem Prediger oder jemanden, der entweder älter ist, oder sie nicht ganz heilig annimmt, offenbaren. Ordentlicher Weise eröffnen sie das Geheimniß ihren Kindern und Bluts-Freunden, bevor ihnen die Zähne ausfallen, oder auf ihrem Sterbebette, welches diese dann so heilig halten.

B. F. Hermann's Beytr. zur Physik, Oekonomie, Mineralogie, Chemie, Technologie und zur Statistik, besonders der russischen und angränzenden Länder, 1 B. (Berl. und Stett. 1786, gr. 8.) S. 226, fgg.

Lawele, siehe Pappel-Baum.

Lawey, im Deichbaue; s. Lavey, oben, S. 566.

Lawine, siehe Lauwine, oben, S. 450, fgg.

Lawsonische Pflanze, Lawsonia, ist, bey Linné und Miller eine Gattung Pflanzen, deren Kennzeichen sind: der kleine, stehen bleibende, vierfach getheilte Kelch; vier eyförmig spitzige, ausgebreitete Blumen-Blätter; acht Staubfäden, davon allemahl zwey

zwischen zwey Blumenblättern stehen; ein einfacher und mit einem köpfigen Staubwege sich endigender Griffel; die kugelförmige mit dem stehenbleibenden Griffel verlängerte, vierfächerige, trockne Frucht, in welcher viele eckige Samen liegen. Linné hat nur folgende zwey Arten.

1. Unbewehrte Lawsonische Pflanze; orientalische, ächte Alkanna (*) oder Schmink-Wurzel; breitblätteriges ägyptisches Liguſtrum, Lawsonia inermis, ramis inermibus *Linn.* Liguſtrum aegyptiacum *Proſp. Alp.* Aegypt. 47 (**). Liguſtrum aegyptiacum latifolium *C. B.* Alhenna ſ. Henna Arabum *Walth.* hort. 3. T. 4. pontaletſee. *Rheed.* mal. 4. p. 117, T. 57. Cyprus, Henna, Alcanna *Rauwolf.* itin. 60, T. 60. Dieſes immergrünende Bäumchen wächſt in Aſia und Afrika, und wird beſonders in Aegypten mit Fleiß gebauet. Die Wurzel iſt ungefähr fingersdick, faſerig, wo unter einem blutrothen Häutchen eine weiße Subſtanz liegt, welche zuſammenziehend iſt. Der Stängel iſt staudenartig, wird bis 10 F. hoch, und treibt viele viereckige, mit Gelenken verſehene Aeſte, parweiſe einander gerade gegenüber, welche zart und mit einer weißlich gelben Rinde bedeckt ſind. Die Blätter ſind länglich, klein

(*) Die orientaliſche Alkanna muß nicht mit der arabiſchen Alkanna verwechſelt werden, indem leztere nicht von dieſer Pflanze, ſondern von der filzigen Färber-Ochſenzunge, Anchuſa tinctoria *Linn.*, von welcher im Art. Ochſenzunge gehandelt werden wird, herkommt. Die aufbewahrten Wurzeln von der orientaliſchen ſind dunkelröther, als der arabiſchen ihre.

(**) Johann Mariti, in ſeinen, von Haſe aus dem Ital. überſ. Reiſen durch die Inſel Cypern ꝛc. (Altenb. 1777, 8.) S. 540, fgg. giebt eine ganz gute Nachricht von Henna, oder, wie hier ſteht, Kenna, welches die ächte Alkanna oder Lawſonia inermis iſt. Er tadelt an des Proſper Alpinus Zeichnung, daß ſie zu kleine und zu ſchmahle Blätter habe.

klein und blaßgrün, endigen sich mit scharfen Spitzen, und stehen einander gerade gegenüber. Die an dem Gipfel der Aeste in lockern Trauben stehenden Blumen sind klein, blaßgelblich oder unrein weiß, und von angenehmen Geruche, welcher aber, nach Mariti Versicherung, den Europäern nach Moschus zu stark und unerträglich ist. Dieses Gewächs ist in Europa vielleicht nirgends anzutreffen, wenigstens einer der seltensten Einwohner in botanischen Gärten. Man kann es aus dem Samen ziehen, den man bald im Frühlinge auf ein Mistbeet säet. Wenn die Pflanzen stark genug geworden sind, setzt man sie einzeln in kleine Töpfe, die mit leichter sandiger Erde angefüllt sind, und in ein Beet von Gärber-Lohe gegraben werden, erhält sie im Schatten, bis sie frisch eingewurzelt sind, behandelt sie übrigens wie den arabischen Kaffe-Baum, doch giebt man ihnen, besonders im Winter, nicht zu viel Wasser, erhält sie beständig im Glas-Hause, und giebt ihnen bey warmem Wetter täglich frische Luft.

Die Blätter in Milch gekocht und getrunken, sollen den Schlaf vertreiben, und selbst bey der Schlaf-Sucht nützlich seyn. Alle Theile in Wasser gekocht, und in diesem gebadet, wird bey Krämpfen und der Epilepsie angerathen. Aus den Blättern pflegen die Aegypter ein Oehl zu ziehen, welches Cyprus-Oehl genannt wird, und stark riecht. Der vorzüglichste Gebrauch dieses Gewächses besteht in Färben. Aus den getrockneten und zerriebenen Blättern machen sie, mit Zusatz von Citron-Saft, Wein-Essig und andern sauern Sachen, einen Teig oder Brey, und erhalten dadurch eine sehr schöne gelbe Farbe, womit die orientalischen Völker den Leib und dessen Glieder zu bemahlen pflegen. Aus der Wurzel aber wird, mit Zusatz von ungelöschtem Kalk, eine brennendröthliche Farbe verfertigt, womit diese Völker die

Zähne, die Nägel, das Gesicht, den Schweif der Pferde, die Tücher, die Leder, Holz, Wachs, ihre Salben u. d. gl. anstreichen und färben. Siehe auch Alcanna, im I Th., S. 486.

Diese Wurzel wird auch in den Apotheken verkauft; man erhält aber niemahls die wahre und ächte, sondern die falsche. Hin und wieder findet man auch in den Läden die grünen Blätter; und es wurden solche ehedem häufig aus Aegypten nach Europa gebracht.

Ob der Hebräer כפר, Copher, und der Griechen Cyprus, die Lawsonia inermis *Linn.* sey, darüber hat Oedmann (*) folgende gelehrte Untersuchung angestellt:

„Wenn der Herr Hofrath Michaelis gleich versichert, er zweifle nicht, daß Copher, nach Celsius Angabe, der Araber Alhenna, und der Griechen Cyprus (Lawsonia inermis *Linn.*) sey, sondern erklärt, daß er wirklich diese Meinung von Copher so lange annehme, bis wichtigere Gründe ihn überzeugen, daß solches ein Irrthum sey, so hat doch dieser scharfsichtige Philolog in seinen arabischen Fragen, S. 140, drey Schwierigkeiten angegeben, welche mit der Auslegung dieses Wortes verbunden sind. Ob nun diese Einwürfe gleich von der Beschaffenheit sind, daß sie eigentlich mit Entdeckungen auf der Stelle, wo Copher wächst und gebraucht wird, erkläret werden müssen, und ich mich daher nicht erdreiste, eine hinlängliche Erklärung aus Autoren zu geben, die der Hr. Hofrath nicht sollte vorher gesehen haben, so habe ich doch unmaßgeblich anführen wollen, was mir einigermaßen den von ihm angegebenen Schwierigkeiten abhelfen zu können geschienen hat.

Die erste ist ganz und gar philologisch. „Ich finde „nicht," schreibt Hr. Michaelis: „daß Alhenna in irgend einer morgenländischen Sprache Copher genannt „worden, und kann mir auch nicht wohl vorstellen, daß „die Juden schon zu Salomon's Zeiten, den griechischen „Nah-

(*) Im 1 Heft seiner, von D. Gröning aus dem Schwed. übers., vermischten Sammlungen aus der Naturkunde zur Erklärung der heil. Schrift, (Rostock und Lpz. 1786, gr. 8.) S. 91, fgg.

„Nahmen dieses Strauches: Cyprus sollten angenom„men haben. Findet sich dann dieser Nahme als einhein„isch in irgend einem Dialect, und zwar so, daß sich eine „wahrscheinliche Etymologie dazu aufspüren läßt? so wä„re aller Zweifel zernichtet ꝛc. ꝛc.“ So weit Michaelis.

Mir scheint eben keine Nothwendigkeit zu erfordern, daß man diesen Nahmen Copher von der Griechen ihrem Cyprus entlehne. Denn warum können die Griechen den Nahmen Cyprus nicht von Copher geborgt haben? Alhenna ist kein griechisches Gewächs, die Griechen müssen also den Nahmen zugleich mit der Kunst, von dem Orte herbekommen haben, welcher diese Pflanze hervorbringt. Cyprus scheint auch eine griechische Flexion von der Hebräer Copher zu seyn; würden aber die Hebräer die Pflanze nach dem griechischen Nahmen genannt haben, so hätten sie vermuthlich nicht Cyprus in Copher verwandelt. Ob Hr. Prof. Haven, der sich eigentlich mit dem philologischen Theile auf der arabischen Reise beschäftigte, einiges Licht in Absicht des arabischen Wortes, das Hr. Michaelis als den vermuthlichen Stamm angegeben, angezündet habe, ist mir unbekannt. Der in den morgenländischen Etymologien bewanderte Prof. O. Rudbeck, der Jüngere, leitet Copher von dem hebräischen oder chaldäischen Worte (כפר) Cophar, (bestreichen) her, und rechnet die Verwandtschaft des Wortes mit dem ungarischen Worte Kepiro (Mahler), und der Griechen καπωρισαι beym Strabo, aus (*). Ein Vermuthungs-Grund, welcher einen Leser mit seinen Gedanken leicht auf Copher oder Alhenna, der gewöhnlichen Schmink-Art des Morgenlandes leiten kann. Aber ich kann mir keine Spur mit Gewißheit erinnern, daß die Juden solchen Gebrauch von Alhenna gemacht hätten (**). Der Nahme dürfte daher eben so gut ägyptisch, als die Sitte, seyn.

(*) Diss. de Borith, p. 55.

(**) Daß Alhenna schon in den ältesten Zeiten zum Putze gebraucht, und insonderheit die Nägel damit gefärbt worden, läßt sich aus dem Zeugnisse des Hasselquist, daß er Mumien auf solche Art gemahlt gesehen habe, schließen. In der Bibel kommt eine Redens-Art von Wartung der Nägel vor, welche Harmar mit Alhenna zu erklären sucht, die aber so allgemein ist, daß sie jede Art des Putzes ausdrückt. Nach 5 Mos. 21, 12. mußte ein gefangen genom-

Weiter fragt Hr. Michaelis: „was im Hoh. Liede „1, 14, mit einer Traube von Cyprus gemeinet werden „könne, wenn ihrer verliebter Weise gedacht wird? Hier „ist nicht die Rede von dem Blatte, mit dessen Pulver die „Morgenländer sich färben, sondern von der Frucht oder „der Traube. Pflegen dann die Frauenzimmer diese „Frucht so, wie an der angeführten Stelle gesagt wird, „(im Busen) zu tragen?“

Ich antworte: So weit, ausser des Celsius Beweise, auch die Zeugnisse neuerer Gelehrten und eigentlicher Pflanzen-Kenner, des Linné, Hasselquist (*) und Forskål, die Angabe ausser Zweifel setzen, daß Copher die Alhenna sey, so ist bloß die Frage, ob das hebräische Wort כפר, welches in der griechischen Uebersetzung mit βοτρυς gegeben wird, richtig für die Frucht der Alhenna gehalten werde. Ich zweifle daran. Wenigstens wird dieses griechische Wort beym Dioskorides so gebraucht, daß es von einem Blüthen-Busche verstanden werden kann. Hieronymus nimmt es in derselben Bedeutung, und Hr. Niebuhr hat gleichfalls die Nachricht bekommen, daß Copher die Blüthe der Alhenna sey.

nommenes heidnisches Mädchen, ehe sie von einem Israeliter zur Frau genommen wurde, geschoren, und ihre Nägel geputzt, oder, wie es im Hebräischen heißt, zugerichtet werden. Wäre dieses Putzen geschehen, nachdem ihre Trauer-Zeit zu Ende gewesen, so könnte einiger Grund gewesen seyn, an diese Farbe zu denken; aber da dieses sogleich, und ehe noch der Trauer-Monath anfing, beobachtet werden sollte, so wage ich nicht, anzunehmen, daß hier ein Färben der Nägel gebothen wird. Vom Mephiboseth heißt es, 2 Sam. 19, 24. daß er weder seinen Bart noch seine Füße geputzet hätte; d. i. seinen Bart weder gekämmt noch gesalbt, nach den Begriffen jener Zeit von Reinlichkeit, denn von Scheren ist nicht die Rede bey einem solchen Heiligthume, als ein jüdischer Bart ist; oder seine Füße gewaschen, welches gewöhnlich einen nothwendigen Theil des morgenländischen Putzes ausmachte. Das hebräische Wort עשה, ist also, wenn es vom Säubern oder Putzen gebraucht wird, von so weitem Umfange, daß es auch vom Abschneiden und Reinigen der Nägel an Mosis angeführter Stelle, ohne Rücksicht auf Alhenna gebraucht werden muß.

(*) Hasselquist nennt sie Lawsonia spinosa, p. 464.

sey (*). Wenn man nun die Blüthe dieser Pflanze betrachtet, welche aus Büscheln besteht (**), auf eben die Art als die Blüthen-Büschel der Trauben, so scheint mir einiger Maßen erklärt zu werden, was eine Traube Copher bedeute, nähmlich einen Blüthen-Busch. Man kann durch des Alpini zwar nur mäßige Zeichnung diese Vermuthung unterstützt finden (***). So schreibt auch Shaw von den Blüthen der Alhenna, qu'ils viennent par bouquets.

Aber, was will denn dieser Blüthen-Büschel von Copher in der Sprache der Liebenden sagen? Dieses scheint mir überaus leicht aus einer Anmerkung über Alhenna, die ich bey dem aufmerksamsten Reisenden des 16ten Jahrh., D. Rauwolf angetroffen, zu erklären zu seyn. „In Tripoli," schreibt er: „sahe ich Alhenna, von „Aegypten gebracht, wo sie in Menge wächst, besonders „um Cairo (****). Die Türken und Mohren bauen diese „Pflanze mit einer besondern Sorgfalt, ihrer wohlrie„chenden Blumen wegen;" und weiter: „ihre Blüthen „haben einen angenehmen Geruch, der Aehnlichkeit mit „Bisam hat." Eben so schreibt D. Russel, daß Alhenna in Aleppo ihrer angenehm riechenden Blüthen wegen sehr geschätzt werde (†). Die lieblichen Düfte dieser Blüthen waren schon zu Dioskorides Zeit, wegen der Eigenschaft, die Kopf-Schmerzen zu zertheilen, bekannt (††). Wenn wir nun wahrnehmen, daß an der angeführten Stelle die Braut die Annehmlichkeiten des Bräutigams unter Vergleichung mit verschiedenen wohlriechenden Sachen, als: Narden im 12ten, und Myrrhen im 13ten Verse, erhebt, so wird nicht schwer zu schließen, warum diese Gleichnisse im 14ten V. mit der angenehmen und sorgfältig gepflegten Alhenna-Blüthe fortgesetzt werden.

(*) Beschreib. von Arabien, Vorb. S. XXXVIII.

(**) Der rechte botanische Nahme von Lawsonia inermis ist Flores paniculati, wie Hr. Prof. Thunberg mich gelehrt hat.

(***) De plantis Aeg. p. 19. fol. B.

(****) Nürnbergische Samml. der Reisen, S. 533.

(†) Nat. hist. of Alep, p. 28. (††) *Alpinus*, a. ang. O.

„Aber," fragt Hr. Michaelis weiter: „wozu dient „der Zusatz, ein Copher in den Weingärten zu Engeddi? „Was hat eine Traube von Cyprus mit den Weinbergen „zu thun?"

Ich schlage folgende Vermuthung zur Antwort vor. Solomon's Weinpflanzungen müssen ohne Zweifel an solchen Stellen angelegt gewesen seyn, die der gelindesten Wirkung der Sonne ausgesetzt waren, wenn die Trauben sollten zur vollkommenen Reife und Süßigkeit getrieben werden können. Um den Hebron herum ist noch, nach Hasselquist's Zeugnisse, der herrlichste Wein, als ein, seiner Meinung nach, wahrscheinlicher Ueberrest von Salomon's Pflanzungen, zu bekommen. Nun ist zwar einiger Streit über das Engeddi, wo Salomo den Wein-Bau getrieben hat. Bochart setzt diese Weinberge in die Gegend von Jericho, wo, nach Josephi Zeugnisse, der von wärmern Himmelsstrichen hergeführte Balsam-Baum, Opobalsamum, gepflanzt war; ein Klima, wo die Sonnen-Hitze unerträglich ist, und wo es in einem fruchtbaren Erdreiche ganzer 14 Tage eher reifet, als bey Acre (*). Andere Reisende geben uns einhällige Zeugnisse von den auf der südlichen Seite von Bethlehem befindlichen Ueberresten von Salomon's Weingärten. Sie werden indessen eben nicht vortheilhaft beschrieben. Die Gegend selbst wird von Korte (**) die Wüste von Engeddi genannt. Sie bekommt an mehrern Stellen in der Bibel denselben Nahmen. Maundrel (***) setzt diese Ruinen 3 Meilen östlich von Thekoa. Breitenbach (****) berichtet, daß die Berge von Engeddi ausnehmend hoch, aber von einer wunderbaren Gestalt, und mit großen Felsen und tiefen Thälern umgeben wären; er fügt hinzu, daß sich auch zu seiner Zeit einige edle Wein-Reben daselbst befanden. Troilo (†) beschreibt sie als einige rothe Sand-Hügel, nicht weit von dem Kloster Saba; und le Brün (††) zeichnet diese Ueberreste des Alterthumes so, daß man von da eine Aussicht nach dem todten Meere haben kann. In jedem Falle scheint die Mein-

(*) Büsching's Paläst. S. 8. (**) Reise, S. 96.
(***) Voyag. p. 147. (****) Nürnb. Samml. S. 130.
(†) Reise, S. 327. (††) No. 134, p. 279.

Meinung bestätigt, daß Salomon's Pflanzungen zu Engeddi an der fruchtbarsten und wärmsten Stelle, die er nur aussuchen können, angelegt gewesen seyn, weil Hasselquist zum übrigen bezeuget, daß diese Plätze keine solche Lage hätten, daß sie einen Prinz durch angenehme Aussichten reizen konnten. Wenn ich nun hierzu nehme, was Rauwolf von der Alhenna schreibt, nähmlich, daß sie viele Wärme erfordere, wenn sie zeitig blühen solle; daß man so gar in Tripoli die Wurzeln des Busches mit Seifwasser begießen, oder auch die Erde mit Kalk vermischen, und das Gewächs den Winter über unter Dach verwahren müsse; und überdies diese Angabe von D. Russel für den Himmelsstrich von Aleppo, wo die Alhenna in Töpfen getrieben werden muß, gänzlich bestätigt finde; so scheint es mir auch unmöglich für Salomo, wenn er das Vergnügen genießen wollte, zeitig Blüthe von diesem Busche zu sehen, und daß er sich lange hielte, für denselben das wärmste und fruchtbarste Erdreich auszusuchen. Und so sind gerade die Weingärten von Engeddi derjenige Platz, wo die Alhenna gezogen werden mußte und konnte.

Ob der Gebrauch der pulverisirten Blätter der Alhenna zu einer Art rothgelben Schminke über Salomon's Zeit hinaus gehe, wage ich nicht gewiß zu bestimmen; wenigstens ist diese Erfindung nicht viel neuer, weil Herodot, welcher 400 Jahr vor Christi Geburt lebte, derselben in seiner Melpomene, oder demjenigen Buche seiner Geschichte, das nach dieser Muse benannt wurde, redet; dahingegen hat diese Schmink-Art in spätern Zeiten überall im ganzen Orient Beyfall gefunden, und ist so allgemein bey den Türken, Arabern, Mohren, Armenianern und Persern, daß schon zu Bellonii Zeit die Zoll-Verpachtung für die Ausfuhre dieser Blätter aus Aegypten bis zu 18,000 Ducaten stieg. Der älteste Gebrauch scheint bloß in einem Bestreichen mit dem Wasser, worin die Alhenna eingeweicht worden, bestanden zu haben. Wenn ich mich nicht irre, so hat nicht so sehr die Begierde sich zu putzen, als vielmehr ein eigentlicher Nutzen, diesem Gebrauche der Alhenna Eingang und Bestand bey dem morgenländischen Frauenzimmer verschafft. Alhenna besitzt eine zusammenziehende und trocknende

Kraft (*); sie muß also, wenn ihre Tinctur aufgestrichen, die Poros zusammenziehen, und dadurch die starke Ausdünstung, welche eine unvermeidliche Folge dieses heißen Himmelsstriches ist, verhindern. Insonderheit hat dieser Gebrauch den unangenehmen Schweiß, welcher bey der unerträglichen Hitze aus Händen und Füßen dringt, hemmen können; und so ist es noch heutiges Tages eigentlich der Gebrauch, diese Theile des Körpers mit Alhenna zu bestreichen. Endlich hat man mit dem Nutzen die Idee des Putzes verbunden; ein glücklicher Umstand, der selten in Europa eintrifft. Man hat angefangen, verschiedene künstliche Zubereitungen zu erfinden, welche man beym Gmelin (**), Russel (***), und Georgi (****) lesen kann. Man hat gelernt, diese Mahlerey mit Alaun zu erhöhen und standhafter zu machen; und die Erfahrung hat das schöne Geschlecht gelehrt, daß diese Farbe sich am besten halte, wenn sie in ihren Bade-Zimmern aufgestrichen wird. Ja sogar der Gänse-Mist hat einen Platz in den neumodischeren Zusätzen der Alhenna bekommen. Man bemahlt jezt nicht bloß Hände und Füße, sondern auch die Haare. Einige alte Männer färben ihre Bärte damit roth (†). Dieser Zierrath erstreckt sich auch auf die Mähnen und Schwänze der Pferde, besonders aber desjenigen Kameles, das die Ehre hat, das heilige Exemplar des Korans, und die kostbaren Tapeten, welche jährlich verändert werden, nach Mecca zu tragen. Es wird also jährlich eine unglaubliche Menge von Alhenna verbraucht; aber die Ausfuhre dürfte sich dadurch in etwas vermindern, weil, nach dem Berichte des Hrn. Gmelin, diese Pflanze anfängt, in dem warmen Gilan gezogen zu werden, und sich vielleicht mit der Zeit, wie andere Gewächse, mit etwas rauheren Himmelsstrichen, als Aegypten, naturalisiren dürfte (††)."

2. Sta-

(*) Daher wird es in dem Pflaster für den Biß von Phalangium Araneoides gebraucht. Shaw, S. 335.

(**) Russische Reise, 3 Band, S. 12. 157.

(***) Hist. nat. of Aleppo, S. 100.

(****) Beschreib. der russischen Völker, S. 455.

(†) *Otter* Voy. en Perse, S. 18.

(††) Von diesem Gebrauche kann nachgelesen werden Arab. Seder. (Sitten der Araber.) S. 149.

2. Stachelichte Lawsonische Pflanze, Lawsonia spinosa, ramis spinosis *Linn.* ist vielleicht nur eine Varietät, oder vielmehr ist jene aus dieser entstanden, und hat durch die Cultur ihre Stacheln verloren. Man findet sie in beyden Indien wild. Ihr Stamm wird bis 18 F. hoch, hat ein hartes und dichtes Holz, und eine hellgraue Rinde, und treibt wechselweise Aeste. Ihre Blätter sind länglich-eyrund, stehen ohne gewisse Ordnung, und haben einzelne, starke und scharfe Dornen unter sich. Ihre blaßgelben Blumen riechen unangenehm, und wachsen in lockern Büscheln an den Seiten der Aeste. Man kann sie, wie die unbewehrte, fortpflanzen, und muß sie eben so behandeln.

Laxenburg, Lachsenberg, ein kaiserliches Lust-Schloß, in Nieder-Oestreich, im Viertel Unterwienerwald, am Flusse Schwächa, welches 2 kleine Meilen südostwärts von Wien an einem Lust-Wäldchen, der Irr-Garten genannt, liegt, und mit einem Wasser-Graben umgeben, aber alt, klein und nicht sonderlich ausgeziert ist. Bey demselben ist ein offener Marktflecken, in welchem viele Palläste und Sommer-Häuser sind, darunter der Choteckische Pallast sich insonderheit hervorthut, auch einen schönen Garten hat. Der Ort hat ehemahls Lachsendorf geheißen. Er macht mit den umliegenden Höfen und Unterthanen ein landesfürstliches Domainen-Amt aus. Die umliegende mit Teichen versehene, weite Ebene giebt sehr gute Gelegenheit zur Reiher-Beize, welche auch hier im Frühlinge von der kaiserl. königl. Herrschaft angestellet wird. Von hier bis Wien ist ein schönes fettes Land, und ein angenehmer Weg in Alleen über den Wienerberg, der zwar von keiner sonderlichen Höhe ist, aber eine gute Aussicht nach Wien giebt.

Reise von Wien über Enzersdorf nach Laxenburg (*).

„Man fährt dahin in 2 Stunden durch eine lange Allee. Enzersdorf liegt an der Seite der Allee; das Schloß ist ein Stock hoch, 15 Fenster lang, und 4 Fenster breit, und mit schönen Tapeten und Gemählden versehen. Der Garten ist recht schön; hat erstlich ein großes Rasen-Parterre mit Blumen besetzt, und 34 Taxus-Pyramiden; zu Ende des Parterrs stehen 14 gegitterte grüne Portale, und 2 gegitterte Lusthäuser; dann folgt ein Lustwald, eine Fontaine, 2 große Kastanien-Alleen, und 2 chinesische Lusthäuser.

Laxenburg, ist ein Marktflecken, wo viele kaiserliche Minister Palläste und Gärten besitzen; als: der Fürst von Kaunitz, Fürst Clari, Fürst Paaren. Es sind hier 2 kaiserliche Lustschlösser, das neue und das alte. Das neue Schloß ist 24 Fenster lang, mit einem großen Balcon. Ueber dem Schlosse ist noch ein Belveder mit einer sehr schönen Aussicht. In diesem Schlosse sind 450 Zimmer; 5 Zimmer in einer Reihe, im untersten Stock, sind alle afrikanisch und indianisch in Fresco gemahlt, nach einem besondern angenehmen Geschmack, der mir besser gefiel als die größte Pracht. Die Fußböden in diesen Zimmern sind alle von indianischem Holze sehr niedlich eingelegt. Die Kronleuchter stellen grüne Baumzweige vor. Des Kaisers Schlafzimmer ist afrikanisch gemahlt mit Blumen; das Bette ist von grünem Damast, und der sehr prächtige Kronleuchter zu 6 Lichtern, von Schnitzwerken und Blumenguirlanden, ist stark vergoldet; die Sessel sind mit weißem Atlas, worauf seidene Blumen gestickt sind, beschlagen. Das Apartementzimmer ist mit geflammtem Taffet tapeziert, und hat 5 Fenster. Ein Zimmer ist mit Tapeten von Papier, worauf 12 große japanische Figuren gemahlt sind, ausgeschlagen, und 4 andere Zimmer sind mit chinesischem Papier tapeziert. Der Speisesahl ist auf korinthische Art mit Säulen ausgemahlt, und hat 2 sehr schöne Kamine von gelb und rothem Marmor,

(*) Aus G. E. v. R. Reisen nach Wien und in die umliegende Gegend, in den Jahren 1781 — 1783, in Bernoulli's Samlung kurzer Reisebeschreibungen, 14 B. S. 72, fgg.

mor, 5 Kronleuchter, und 2 große Trümeaux. Ein anderes großes Zimmer ist mit geflammtem Taffet bekleidet, und hat einen großen Trümeau und 5 Kronleuchter. Ein Spielzimmer ist mit chinesischen Papiertapeten von 8 Tafeln, worauf große Figuren sind, einem chinesischen Spiegel, und oberhalb mit 6 weiß und goldenen Einfaßungen geschmückt. Ferner ein Zimmer mit gelbem Damast; ein gemahltes Zimmer; ein Zimmer mit 68 Prospecten von Florenz, nebst einer Karte davon; ein Zimmer mit weiß seidenem Atlas, worauf chinesische Landschaften gemahlt sind. Ein Zimmer mit Eichenholz getäfelt, hat 4 große Familien-Gemählde, auf deren einem 3 Erz-Herzoginnen gemahlt sind. Ein Schlafzimmer Kaiser Joseph's II. mit persianischem Zitz, worauf Bäume gemahlt sind, hat ein großes Familien-Stück von 3 Erz-Herzoginnen als Kinder; das Bett ist von grünem Damast, und mit einer fingerbreiten goldenen Borke eingefaßt. Das Maschinen-Cabinet, mit grauem Gros de Tour tapeziert; hier hat sich die Kaiserinn hinein gesetzt, und ist sodann bis ins Belveder ganz sanft hinauf gezogen worden. Ferner ein Zimmer mit Eichenholz getäfelt; hier sieht man 2 Tische von Blumenstücken in Pastell, mit Spiegelglas überzogen. Ein Zimmer mit 20 großen Pastell-Gemählden, von Monsieur *Lion*, aufgetäfelten Wänden von Eichenholz; der Kamin ist von weißem Marmor; auch steht hier ein großes Clavier. Von da kommt man in ein Zimmer mit 2 großen Pastell-Gemählden, und 18 andern von blauen Pastell-Farben mit Spiegelglas überzogen; das Zimmer selbst ist mit Eichenholz getäfelt; die Gemählde kosten 16000 Gulden; auch stehen hier noch 2 schöne Tische von mosaischer Arbeit.

Nun folgt ein schön gemahlter Sahl; an der Wand stehen auf Postementen 2 sehr prächtige große Vasen, lilafarben mit Gold. Die Capelle ist nur weiß, und auf dem Altar Christus am Kreuz auf einem großen Gemählde. Ein anderes Zimmer ist sehr schön al fresco wie eine grüne büchene Wand gemahlt, mit runden Fenstern, und 2 ovalen nebst einem großen Spiegel.

Das obere Belveder ist viereckig mit einer Kuppel, die mit einer grünen Gallerie mit 12 Blumengefäßen bemahlt ist; an den Wänden sind 6 Landschaften in Fresco, z. B. das minkendorfer Lager, die Reiher-Beize ꝛc. mit den

6 Lust-

6 Lusthäusern. Bey dem Geländer, wo die Maschine herauf kommt, sind 2 porzellane Vasen weiß, roth und vergoldet, mit italiänischen Blumen angefüllt. Ferner ein schöner Tisch, worauf ein Garten mit einem Lustwalde gemahlt ist. An den Wänden sind rechts herum 6 Vasen auf Porzellan-Art mit Blumen bemahlt. Der Boden, die Sessel und Sophas, sind alle mit indianischem Holze sehr prächtig ausgelege. Der Prospect von hier aus, über den Garten, den Lustwald und die umliegenden Oerter, ist überaus angenehm.

Der zum neuen Schlosse gehörige Blumengarten, der zugleich daran angelegt ist, hat erstlich ein großes Rasen-Parterre mit einer Fontaine, und sowohl links als rechts eine Kastanien-Allee; dann folgt ein nach einem besondern Geschmacke angelegter Irrgarten; rechts ist ein Lust-Wäldchen, und dabey eine Fontaine; und hinter dem Irrgarten ein Gloriet. Von da gelangt man zu einem doppelten langen Berceau, mit 2 schönen gegitterten grünen Lusthäusern, bey welchen ein Blumen-Parterre und 2 Fontainen, rechts ein großes Rasen-Parterre mit einer Fontaine, und endlich eine große Kastanien-Allee befindlich.

In der Falknerey werden 120 Falken zur Reiher-Beize unterhalten, deren jeder täglich 5 Kreuzer kostet. Auf dem flachen Felde sind 6 runde, 1 Stock hohe Lusthäuser rings herum mit Gängen; aus diesen sieht der Kaiser der Reiher-Beize zu. Hier herum ist eine herrliche Gegend, und alles ist voll von Lustschlössern und Pallästen.

Das Komödien-Haus ist 9 Fenster lang, 3 Fenster breit, und mit Vasen besetzt.

Das alte Schloß in Laxenburg steht bey einem Lust-Walde, und ist 3 Stock hoch; es ist noch von Albert Erz-Herzog von Oestreich erbauet; dabey ist eine schöne antike Capelle. In den Zimmern, welche nach heutiger Art eingerichtet sind, sieht man sehr viele Familien-Stücke, Jagd-Gemählde und Thier-Stücke. Vor dem Schlosse ist eine sehr schöne Fontaine mit einem Strahl und 4 Bogen-Sprüngen zu sehen; dann sehr viele Neben-Gebäude, die eine eigene Gasse formiren, und gerade im Prospect des Schlosses stehen. Hier sind die Zimmer für den Hof-Stat, Küchen, Ställe, Wachten ꝛc.; alles ist mit

Alleen

Alleen und Laternen besetzt, welches einen herrlichen Anblick von dem alten Schlosse aus verursachet.

Um das Schloß rings herum war in alten Zeiten ein Graben, welcher aber jezt ausgefüllt und in ein schönes Wasen-Parterre verwandelt ist. Auch sind hier viele Alleen angelegt, und hinten sieht man durch den angenehmen Lustwald in 3 lange Alleen von Linden. Im Walde selbst sind viele Gänge mit 10 Ellen hohen büchenen Wänden, alle mit Rosenstöcken und andern blühenden und wohlriechenden Stauden besetzt. Von einer Allee kommt man zu einem viereckigen großen gegitterten grünen Lusthause, dessen Dach mit Kupfer gedeckt und vergoldet ist; der Plafond ist prächtig mit Schifffahrten und Götter-Historien bemahlt; hier sind 4 Canapees zum ausruhen; rund um das Lusthaus ist ein Blumen-Parterre mit Rosen und Genister-Stauden besetzt. Man sieht aus diesem Lusthause in 7 Alleen; dann kommt man zum Pasuil-Spiel, welches eine Wand von rothem Marmor hat; von da zur Palmal, welche 1110 Schritt lang, und vom Kaiser Joseph II. auf 3 Mahl ausgeschlagen worden. Ferner sieht man 6 Bogen-Alleen, die zum Canal führen, wo öfters Schifffahrten gehalten werden. Der Canal ist, der Länge nach, von beyden Seiten mit Alleen besetzt, und die Ufer sind mit grünem Rasen eingefaßt. An den Seiten sind wieder 5 Bogen-Alleen. In der Mitte, an der Seite beym Canal ist ein runder Platz mit Linden-Alleen besetzt, und von hier steigt man zu Schiffe. Von da kommt man zu einem grünen Garten-Salon von Büchen, welcher von aussen mit 80 kugelförmig geschnittenen Bäumen umgeben ist, deren in der Mitte noch 50 stehen. Der Salon hat 18 Portale, und hinten her wieder Büchen-Wände mit 4 runden Fenstern und 4 gegitterten Nischen, in deren jeder ein Canapee zum ausruhen ist. Dann sind wieder 3 Alleen, aus welchen man in einen ovalen Platz kommt, durch den ein kleiner Fluß mitten hindurch rinnt, über welchen eine Brücke ist. Dieser ovale Platz hat 6 abgtheilte Büchen-Wände; in jeder Wand ist eine Nische, mit Sitzen zum ausruhen, und bey jedem Sitz 2 ovalrunde Fenster. Von hier kommt man noch zu einer Allee, womit sich der ganze Lustwald endigt. Von hier aus nun geht wieder eine 2 Meilen lange Kastanien-Allee bis Schönbrunn."

Laxier-

Laxier-Fisch, Sparus Maena; s. in den Supplementen, unter Brassem.

Laxieren, aus dem mittlern Lat. laxare, ein Zeit-Wort, welches im gem. Leben, so wie purgieren, sowohl als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, als auch als ein Activum gebraucht wird. Man laxieret, wenn man einen dünnen flüssigen Stuhlgang hat. Zu laxieren einnehmen, einen solchen Stuhlgang durch gelinde reizende Mittel verursachen. Imgleichen, als ein Activum. Die Arzeney hat mich laxiert, wenn sie einen solchen Stuhlgang bewirkt. Ein Arzt laxiert einen Kranken, wenn er ihm solche Arzeney-Mittel verordnet.

Vom Laxieren, sowohl zum Präservativ, als auch zur Cur, und den dazu dienlichen Mitteln, wird im Art. Purgieren gehandelt werden.

Laya, ein in der Herrschaft Biscaya, im Königreiche Spanien, gebräuchliches Acker-Werkzeug. Fast alle Berge der Herrschaft Biscaya sind von einer thonartigen Substanz. Der Stein löset sich auf und zerfällt in Erde; und obgleich Kalk-Stein im Ueberfluß vorhanden, und an manchen Orten das Land seit undenklichen Jahren mit Kalk gedüngt ist, so hat dieses doch wenig Veränderung gemacht, denn die thonartige Substanz verschluckt gleichsam die kalkige, die damit vermischt wird; denn obschon der Kalk das beste Mittel ist, sowohl die thonartigen Theile locker zu machen, welche sich an den Wurzeln zarter Pflanzen anhängen, und sie hindern, weiter einzudringen, als auch die Säure einer starken Erde zu verbessern, und es in ein besser zu bearbeitendes Land zu verwandeln, so behält doch das von Biscaya seine Zähigkeit, und würde ohne die ausserordentlich mühsame Bearbeitung nichts als Gebüsche, Dornen und Unkraut, hervorbringen. Sie werfen, in dieser Absicht, die Erde mit einem Werkzeuge auf, welches zwey spitzige eiserne

ferne Zacken, von 15 bis 16 Zoll lang, hat, die in gerader Linie ½ Fuß von einander stehen, und zwey gerade Winkel ausmachen; an diesem Eisen ist ein hölzerner Stiel mit einem Quer-Holze, welcher aber nicht in der Mitte, sondern senkrecht an dem einen Zapfen befestigt ist (*). Drey bis vier Personen vereinigen sich mit einander, weil Eine nicht viel ausrichten würde. Ein jeder nimmt zwey dieser Werkzeuge; und nachdem sie sich in eine Reihe gestellet haben, steckt er sie vor sich in die Erde, und tritt alsdann auf die Quer-Hölzer, um sie vollends hinein zu drücken. Jeder Arbeiter bewegt alsdann die beyden Werkzeuge, vor- und rückwärts. Dadurch lösen sie einen Rasen von der Erde, den sie, das Oberste zu unterst gekehrt, vor sich hinwerfen. So fahren sie in der Länge des Feldes fort. Ein anderer Arbeiter folgt der Furche nach, welche Jene gemacht haben, und hauet die großen und tiefen Wurzeln einiger Pflanzen weg; alsdann zerschlagen die erstern Arbeiter die Rasen mit einer Haue, und lassen sie liegen, bis der Frost sie noch lockerer macht. Oben erwähntes Werkzeug nennt man in Biscaya Laya, und die damit verrichtete Arbeit Layar.

Dillon Reise durch Spanien, aus dem Engl. übers. 1 Th. (Lpz. 1782, gr. 8.) S. 188, f.

1. Laybach, Laibach, oder Laubach, ist der Nahme zweyer Flüsse in dem Herzogthume Krain. Der erste, welcher zum Unterschiede des leztern die große Laybach, insgemein aber nur ohne Zusatz, gleichsam in vorzüglichem Verstande, die Laybach, krainerisch Lablaneza, oder Lublanza, genannt wird, ist einer der

(*) Dieser Beschreibung nach, muß die Laya viel Aehnliches mit der im XX Th., S. 582, beschriebenen Hacke haben, womit in gebirgigen Gegenden, wo der Pflug nicht wohl zu gebrauchen ist, das Feld bearbeitet wird.

der vornehmsten Flüsse in Krain. Er nimmt, nachdem er vorher 2 Mahl in die Erde gegangen, und eben so viel Mahl wieder hervor gekommen ist, seinen dritten Ursprung in Inner-Krain, unweit Ober-Laybach, aus einem hohen Berge und harten Stein-Felsen. Von seinem Ursprunge aus läuft er 4 Meilen auf die Stadt Laybach, worauf sich sein Abfluß noch auf $1\frac{1}{2}$ Meilen erstreckt, da er dann endlich, nachdem er $5\frac{1}{2}$ Meilen mit seinem Laufe zurück gelegt hat, unter der Stadt Laybach, bey Osterberg in die Save (Sau) fällt. Unterhalb dieser Stadt bis an den Einfluß in die Save, treibt er viele schöne und große Mühlen; dieses aber, und die um deren willen überall in demselben angelegten Dämme und Werder, nebst den Untiefen des Wassers, verhindern es, daß er unterhalb dieser Stadt nicht schiffbar ist; dahingegen er oberhalb derselben, von seinem lezten Ursprunge an, sehr schiffreich ist, und allerley Waren trägt, die sowohl nach Italien gehen, als aus Italien kommen. Die darauf befindlichen kleinern Schiffe sind aus einem Baume gemacht, doch mit einem hölzernen Dache, daß man, weil sie gemeiniglich bey Nachtzeit gehen, ruhig darunter schlafen, auch im Winter ziemlich warm darunter sitzen kann; die größern aber, die aus etlichen Bäumen gezimmert werden, tragen an 300 Centner. Man fährt auf diesem Flusse fast eben so leicht hinauf, als hinunter, weil er so langsam fließt, als ob er sich gar nicht bewegte, und nichts destoweniger eine Tiefe von 3, 4, 5 bis 6 Klafter hat. An beyden Ufern stehen die schönsten Eichen, daß man auch im Sommer anmuthig im Schatten fährt. Wenn der Regen auch nur zu Laybach das Wasser um 8 bis 10 Spannen erhöhet, so entsteht von da bis Ober-Laybach ein See, der 2 und mehrere Meilen in die Breite beträgt, daß man gar nicht sehen kann, wo der Strohm ist, und also nur den geradesten Weg auf Ober-

Lay-

Laybach nehmen darf. Uebrigens ist das Wasser dieses Flusses ganz laulich, daher ihn auch selten die rauhesten Winter mit Eise bedecken. Es ist derselbe auch, wegen seines trägen Laufes, niemahls recht klar und lauter, sondern faul und ungesund. Nichts desto weniger häget er eine Menge guter und gesunder Fische, deren verschiedene Gattungen von Einigen über 70 geschätzet werden, unter welchen die Aale, Barben, Forellen, Hechte, Karpen, Neunaugen ꝛc. die vornehmsten sind. Man findet auch viele große Krebse darin, deren Geschmack aber nicht sonderlich ist. Sonst halten sich auch allerley Geflügel, als: wilde Gänse, Aenten, Schwäne, u. d. gl. in Menge daselbst auf.

Der andere Fluß, welcher, zum Unterschiede des vorhergehenden, die kleine Laybach, krain. Mallablaneza, oder auch Gradaschitza, heißt, hat seinen Ursprung oberhalb dem Schlosse Billichgrätz. Etwa ½ Meile oberhalb der Stadt Laybach, verliert sie den Nahmen Gradaschitza, und wird daselbst die kleine Laybach genannt. Ihr Einfluß in die große Laybach geschieht gleich oberhalb der Stadt Laybach. Sie führt, eben wie die große Laybach, ein stilles und leises Wasser, ist aber doch zugleich schiffbar und fischreich; denn es gehen darin schöne sechszehn- bis zwanzig-pfündige Huchen, sehr edle Forellen, gute Hechte, Schleihe, und andere Fische mehr; wie auch vortreffliche Krebse.

2. Laybach, Laibach, oder Laubach; krainer. Lublana; Ital. Lubianna; Lat. Labacum, die Haupt-Stadt des Herzogthumes Krain, in Ober-Krain, 48 Meilen von Wien, liegt an dem schiffbaren Flusse Laybach, welcher durch die Stadt in einem krummen Bogen fließt, und, oben erwähnter Maßen, sich anderthalb Meilen davon mit der Save vereinigt. Sie ist schön, groß, und hat 5 Vorstädte: Gradischa oder

Landstraße, St. Peter, Polana, Carlstadt und Burgstall; es werden auch 3 nahe gelegene Dörfer dazu gerechnet, deren jedes besondern Handwerkern angewiesen ist; in deren einem, Nahmens Utmath, die Fleischer, in dem zweyten, welches Krakau (Krakhovo) heißt, mehrentheils Fischer, und in dem dritten, welches von dem vorhergehenden durch das Wasser, die kleine Laybach, getrennet wird, und Tyrnau (Ternovo) heißt, mehrentheils Schiffer wohnen.

Das auf einem mit grünen Bäumen bewachsenen Berge liegende landesfürstliche Schloß, oder Castell, die alte Festung genannt, (im J. 1681 die Residenz eines Burggrafen), dient heut zu Tage bloß zu einem Gefängniß, und hat eine kleine Kirche.

In der eigentlichen Stadt zählt man, mit Inbegriff der öffentlichen Gebäude, nur 358 Häuser, aber in den Vorstädten 930. Die Stadt ist mit einer schlechten Mauer und 4 Thoren eingeschlossen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich, nach Hermann's Schätzung, auf 15,000; andern Nachrichten zu Folge, 11 bis 12,000, oder sogar nur 9500.

Vor Alters soll hier, nach Cluver's und Schönleben's nicht so wahrscheinlicher Meinung, die Stadt Aemona oder Haemona, Haemonia, gestanden haben. Die jezige Stadt ist erst 1416 zu einer Stadt gemacht worden. Sie ist oft, und noch 1774, durch Feuersbrünste verwüstet, und durch Erdbeben erschüttert worden.

Der große Morast vor dieser Stadt, der beynahe 40,000 Joch Landes (jede zu 40 Klafter ins Gevierte), groß ist, und der, wenn der Fluß Laybach über seine Ufer steigt, einige Meilen unter Wasser steht, ist durch seine Ausdunstungen der Stadt Laybach schädlich. Schon seit dem 16ten Jahrh. hat man Versuche gemacht, einen Theil des Wassers vom Laybach-Flusse in einen Graben abzuleiten, und neuerlich wieder,

der, im J. 1773, einen Canal angefangen, der eine Länge von 1015, nach Andern von 1047 Klafter haben sollte, auch eine künstliche Brücke über demselben erbauet, deren weiter unten Erwähnung geschehen wird. Allein, 1781 war der Canal noch nicht vollendet; man zweifelte auch, daß er der Ueberschwemmung vorbeugen werde. An diese und ähnliche Unternehmungen in Krain, waren 1781, und also nach fünfjähriger Arbeit, schon auf 300,000 Gulden, ohne Erfolg, verwendet worden.

Der Magistrat besteht aus 1 Bürgermeister, 1 Stadtgerichts-Verwalter, 1 Stadt-Syndikus, 17 Rathmännern ꝛc. Uebrigens ist Laybach der Siz eines landesfürstl. Bann-Richters von Krain; einer Berggerichts-Substitution; eines Generaleinnehmer-Amtes; einer Spiegelgefälle-Administration, einer Oberpostamt-Verwaltung. Auch ist hier ein k. k. Inspectorat, eine Hauptzoll- und Leg-Statt, ein Weintax-Fleischkreuzer-Oberamt, und eine Lotto-Kammer.

Von öffentlichen Gebäuden, sind das Landhaus, das Rathhaus, 3 Zeughäuser, nähmlich: ein landesfürstliches, landschaftliches und bürgerliches, das Komödien-Haus, und die Militair-Caserne in der Vorstadt St. Peter zu bemerken.

Pfarr-Kirchen, sind in der Stadt: 1. die vortreffliche, ganz in italiänischem Geschmack erbauete erzbischöfliche Kathedral-Kirche zum heil. Nicolaus. Das hiesige Bisthum ist 1461 von dem Kaiser Friedrich IV. gestiftet worden, und stand unmittelbar unter dem Papste, im J. 1785 aber wurde es zum Erz-Bisthum erhoben, unter welchem die Bisthümer Gradiska, Zeng und Biben stehen. Der Erz-Bischof hat den Titel eines Fürsten des h. röm. Reiches, hat aber nicht Siz und Stimme. Den Erz-Bischof ernennt der Landes-Fürst. Das Capitel be-

steht aus 1 Propst, 1 Dechant, und 10 Canonicis; einer davon ist bischöflicher Collation a baculo; 6 werden von verschiedenen Personen ernannt; die übrigen sind landesfürstlich. Unter der Regierung der Kaiserinn Maria Theresia, wurden die Dom-Herren mit einem Brustkreuz-Zeichen begnadigt, und als Land-Stände erklärt, so daß sie auf den Land-Tagen Siz und Stimme haben. 2) Die ehemahlige Jesuiter-Kirche mit dem schönen Gymnasio des Ordens. Auf dem daran stoßenden Plaze ist die Statüe der h. Jungfrau Maria von Metall und Marmor sehenswürdig. Die Commende (Commenthurey) des deutschen Ritter-Ordens hat eine Kirche zu U. L. Fr. Klöster sind jezt in der Stadt nicht mehr. Aus der Franciscaner-Kirche ist im J. 1785 ein Hospital errichtet worden, welches die barmherzigen Brüder aus Triest zur Besorgung erhielten. Den Franciscanern ist das Augustiner-Kloster in der Vorstadt Gradisha angewiesen.

In den Vorstädten sind 3 Pfarr-Kirchen. 1) Eine in den Vorstädten Krakau und Tyrnau. 2) In der Vorstadt Gradisha, die Kirche mit dem Franciscaner-Kloster, nachdem die beschuheten Augustiner mit 15 Personen im J. 1784 waren aufgehoben worden. 3) Die St. Peters-Kirche, in der Vorstadt gleichen Nahmens. Die lange Vorstädt Polana hat keine Kirche, und gehört zur oben erwähnten Dom-Pfarre. In der Vorstadt Gradisha befindet sich, ausser dem vorher genannten Franciscaner-Kloster, ein Ursuliner-, ein Kapuziner- und ein Discalceaten- (der reformirten Augustiner) Kloster. Das Clarisserinnen-Kloster ist im J. 1782 mit 22 Personen aufgehoben, und zu einem Militair-Hospitale bestimmt worden. In der Kloster-Kirche der Kapuziner ist ein Marien-Bild mit dem Titel: Zuflucht der Sünder, welches der Kirche sehr einträglich ist. Dieses Kloster besizt eine allgemeine Apotheke für die

krain-

krainerischen Klöster, auch eine Tuch-Manufactur für die in Krain und Friaul, die noch im J. 1782 die nöthige Wolle aus den italiänischen und neapolitanischen Landen zollfrey einführen durften.

Die Stadt hat eine Stern-Warte; eine öffentliche Bibliothek; 5 lateinische Schulen; eine 1775 errichtete Normal-Schule; und eine anatomisch-chirurgisch-technisch-chemische Schule. Im J. 1693, wurde eine gelehrte Gesellschaft, unter dem Nahmen Academia Operosorum errichtet, und die erste Sitzung auf dem Land-Hause in Laybach mit vieler Feyerlichkeit eröffnet; allein sie sank bald darauf in einen unthätigen Schlummer, aus welchem sie erst im J. 1781 zu erwachen schien. Wirklich vereinigten sich einige gutdenkende Männer zu der Absicht, sie unter dem Nahmen die Akademie der Wirksamen wieder zu erneuern; allein, es fehlte an Wirksamkeit und an Unterstützung, und die Akademie hat auch seit dieser Zeit nichts erhebliches gethan. Im J. 1767 wurde auch eine öffentliche oekonomische Gesellschaft, u. d. T. Kaiserl. königl. Gesellschaft des Ackerbaues und nützlicher Künste im Herzogthum Krain gestiftet, und das Haus derselben auf Kosten von 10 Mitgliedern erbauet. Sie hatte eine Maschinen-Sammlung, ein Laboratorium, ein zu allerley Versuchen bestimmtes Land, und eine wohl versehene Bibliothek. Im J. 1774, hatte sie 16000 Gulden jährliche Einkünfte, wofür sie allerley geschickte Lehrer in der Wirthschaft, Mechanik, Hydrostatik, und Hydraulik, in der Färbekunst, Chemie, bürgerlichen Oekonomie und andern nützlichen Wissenschaften besoldete. Es waren meistens Geistliche, welche wöchentlich 3 Mahl öffentliche Vorlesungen halten mußten, denen jedermann beywohnen konnte (*). Die Gesell-

(*) Italienische Bibliothek, 1 B. (Lpz. 1778, gr. 8.) S. 254.

schaft ließ auch ihre Schriften drucken; diese kamen anfänglich unter der Aufschrift von Sammlungen nützlicher Unterrichte (*) mit ungewöhnlicher Pracht im Drucke heraus, und wurden unter der Aufschrift Neuer Sammlungen (**) fortgesetzt, in welchen auch die Abhandungen aufgenommen sind, welchen die Preise und Neben-Preise der von dieser Gesellschaft aufgegebenen Preis-Fragen (***) zuerkannt waren. Weil aber nachher die Gesellschaft ihrer Bestimmung nicht entsprach, sollte sie, im J. 1788, durch ein Hof-Decret aus einer öffentlichen in eine Privat-Gesellschaft verändert; das Vermögen (von 12000 Fl.), mit Ausnahme der Ackerbau-Geräthschaften, und eines Stückes Land, welches dieselbe zu Versuchen nützlicher Cultur-Verbesserungen noch ferner als Eigenthum behält, dem Normal-Schul-Fonds übergeben seyn, und die physikalischen und chemischen Werkzeuge, nebst der Naturalien-Sammlung vielleicht dem Gymnasium überlassen werden dürfen, die Gesellschaft aber ihre Sitzungen als Privat-Gesellschaft fortsetzen, eine öffentliche Bü-

(*) Erste Sammlung nützlicher Unterrichte, herausgegeben von der kais. kön. Gesellschaft des Ackerbaues und nützlicher Künste, im Herzogthum Krain. Auf das Jahr 1770. (ohne Druckort, 1772?) 4.
Zweyte Sammlung — Auf das Jahr 1771. Laybach, 1773, 4.
Dritte Sammlung. — Laybach, 1776, 4.

(**) Neue Sammlung nützlicher Unterrichte, herausgegeben von der kais. kön. Gesellschaft des Ackerbaues und nützlicher Künste, im Herzogthum Krain. Erster Theil. Laybach, 1779, 4, auch unter der Aufschrift: Vierte Sammlung ꝛc.

(***) z. B. für das J. 1773 oder 1774, und wiederhohlt für das Jahr 1775, über die schicklichsten Nebengewerbe für Landleute, deren Preis der verdienstvolle Hr. Hofr. Beckmann in Gött. erhielt, und welche Preis-Schrift man im LX Th. gegenwärtigen Werkes, S. 495 — 514, wieder abgedruckt findet.

Bücher-Sammlung zu Stande bringen, und zu nützlichen Vorschlägen wegen der Kosten, die aus dem ständischen Fond zugesichert sind, jedesmahl beym inner-oestreichischen Gubernium einkommen (*).

Die Handlung und das Gewerbe dieser Stadt ist ganz ansehnlich, und es trägt dazu ihre Lage sowohl, als besonders die vom Kaiser Karl VI. über den Save-Strohm, welche eine starke Viertel-Stunde von hier fließt, angelegte Brücke sehr vieles bey. Diese Brücke ist 38 Klafter oder 540 Schritt lang, und hat 11 Bogen; sie war anfangs nur von Eichen-Holz, es sind aber nach und nach, der Verordnung gemäß, die Bogen von Quader-Steinen aufgeführt worden. Wie nun diese Brücke der Handlung zu Trieste zum Besten angelegt war, so wurde im Jahr 1726 und 1727 von gedachtem Kaiser ein Weg und Straße von hier bis nach Trieste und St. Veit am Pflaum, über die hohen Berge und Felsen, durch die Ingenieurs zu machen veranstaltet, um vermittelst desselben die Communication von Trieste und St. Veit durch Krain mit den übrigen östreichischen Ländern und Königreiche, ja sogar mit den Niederlanden, zu etabliren. Es besteht aber die Handlung der Bürger und Fremden von hier aus nach Italien und Kroatien, in Eisen, Wolle, Korn und Vieh; dagegen sie aus Italien Seide, Tuch, Salz, Gewürz und See-Delicatessen, aus Kroatien aber Pelzwerk, Vieh, Wachs, Honig ꝛc. wieder erhalten. Nach Salzburg und Bayern schicken sie jährlich viele Centner Honig, köstliche Weine, Quecksilber, Kupfer ꝛc.; dagegen sie Wolle, gegärbtes Leder ꝛc. erhalten.

(*) No. 200. a. der *Allg. Litt. Zeit.* 1788, Col. 479. G. G. F. Mund landwirthschaftl. Magazin, 1788, 3 Quart. S. 177, f. Weigel's Einleit. zur allgem. Scheidekunst, 2 St. (Lpz. 1790, gr. 8.) S. 754.

Sonst führten sie auch großen Handel mit Hüten, Barreten und Mützen nach Kandien. Von Manufacturen sind hier: eine Seiden-Band-Manufactur, welche vornehmlich nach Kärnthen guten Absatz hat; ferner eine Leder-Manufactur. Bey der Stadt ist eine wichtige Tuch-Manufactur, welche anfangs von den krainerischen Land-Ständen mit Begünstigung Kaisers Karl VI. war errichtet worden; nach verschiedenen Veränderungen übernahm sie Desselprunner im J. 1770, vervielfältigte die Gattungen der Tücher, ließ Flanelle, Kron-Rasche, Matten und Boy arbeiten, erweiterte den Debit nach Italien, Tyrol, Pohlen, und machte Versendungen nach der Krim. Jezt liefert die Manufactur beynahe 4000 Stück. Seit einiger Zeit verführt man auch viele doppelte und einfache Moltons und Both nach Ungarn, und noch mehr hiervon nach Italien. Salpeter-Hütten sind in und um Laybach. Ausser dem Verkehr mit eigenen Producten, treibt Laybach einen vortheilhaften Handel mit italiänischen Waren. Auch der Leder-Handel hat hier seinen Siz. Mit dem Eisen-Handel beschäftigte sich, im J. 1785, wenigstens Ein ansehnliches Handels-Haus.

Auf den Tobaks-Bau wird hier sehr viel gewendet. Nicht weit von Laybach, wird eine Erde, (Laybacher-Erde, Terra Labacensis) gegraben, die der lemnischen Erde einiger Maßen ähnlich ist, und gelbbraun aussieht. Sie ist zuweilen gesiegelt, meistens aber in kleinen Stücken.

Drey bis vier Meilen von der Stadt Laybach, liegt Ober-Laybach, krainer. Verhnika, L. Hyper-Labacum, ein feiner, nicht gar zu großer, aber wohl gebaueter und stark bewohnter Marktflecken mit einem Zoll-Amte, in dessen Nachbarschaft die überaus reiche, 1782 aufgehobene Karthause Freudenthal liegt, welcher unter andern der beträchtlichste Antheil

an der Fischerey auf dem zirknitzer See gehörte. Unweit Ober-Laybach sprudelt auch, oben erwähnter Maßen, aus einer Menge Felsenritzen, der merkwürdige Fluß Laybach hervor, der sein Wasser aus dem zirknitzer See erhält, und gleich bey seiner Quelle 3 Säge-Mühlen treibt, und schiffbar ist. In Ober-Laybach werden gemeiniglich die Saum-Rosse angenommen, mit denselben über das Gebirge, und weiter nach Italien zu kommen, ingleichem die wippacher und andere gute Weine, wie auch italiänische Güter, hierher zu Schiffe gebracht, von da sie weiter auf dem Canal bis zur Haupt-Stadt Laybach, und dagegen wieder Waren zurück geführt werden. Man zahlt für eine lange Barke, welche Storia heißt, 17 Kreuzer, und für jeden Ruder-Knecht auch so viel.

Laye, Layen-Bruder, Layen-Schwester, Layen-Pfründe; siehe Laie, im LIX Th., S. 20.

Laye, siehe Bache, im III Th. S. 326, und Laß-Raum, im LXV Th. S. 149.

Layetiers, heißen in Frankreich diejenigen, welche allerley kleine Kasten zum Einpacken, ohne Schlösser und Beschläge, auch wohl Futterale, ingleichem Mäuse-Fallen, Bauer für Eichhörnchen, und andere dergleichen Kleinigkeiten, verfertigen. Sie sind eigentlich Abkömmlinge der Tischler oder Schreiner, haben auch dieselben Werkzeuge, machen aber in Frankreich eine besondere Innung aus. Unter Franz I. im J. 1521, hießen sie Maîtres layetiers-ecriniers.

L'art du layetier, par M. *Roubo*, Maître Menuisier, à Par. 1782, f. 7 u. e. h. B. u. 3 u. e. h. Bog. Kupfert.

Lazagnes, Band-Nudeln; s. Nudel.

Lazareth, ein besonderes Gebäude, oder auch eine Anstalt, wo Kranke verpfleget und wieder gesund gemacht werden; ein Kranken-Haus, im Oberdeutschen Siechen-Haus. Siehe Kranken-Haus, im XLVII Th., S. 120, fgg. Kriegs- oder Feld-Lazareth, im

LI Th., S. 153, fgg. und Schiff-Lazareth, im LI Th., S. 216.

In Livorno, und an vielen Orten Italiens, auch in den Handels-Städten anderer Länder, werden diejenigen Oerter oder Gast-Häuser, welche dazu bestimmt sind, daß die Personen und Waren, die aus dergleichen Oertern kommen, welche einer ansteckenden Seuche verdächtig sind, 40 Tage darin stille liegen (oder, wie man es nennt: die Quarantaine halten) müssen, ehe sie in die Stadt eingelassen werden, Lazarethe genannt. In den Lazarethen zu Livorno sind gewisse Capitaine, welche unterschiedene Beamte unter sich haben, die über alle in diese Lazarethe eingebrachte Waren, über ihre Quantität und Qualität, über den Nahmen des Schiffes, welches sie gebracht hat, über den Capitain, der es commandirt, und über den Ort, von wannen sie herkommen, ein Verzeichniß halten. Die Abgaben für die Lazarethe werden dem Unter-Proveditor des Zoll-Hauses bezahlt, nach der Rechnung, die er den Eigenthümern der Waren zustellt, welche die Quarantaine gehalten haben. Diese Abgaben betragen ungefähr 1 pro Cent, oder etwas mehr, von dem Werthe der Waren.

Ursprünglich bedeutete dieses Wort ein Haus, worin aussätzige Personen verpfleget wurden, weil die berühmteste Anstalt dieser Art in den mittlern Zeiten, welche vor der Stadt Jerusalem lag, dem heil. Lazarus gewidmet war; daher auch ein jeder Aussätziger in den mittlern Zeiten Lazarus genannt wurde. Nachmahls ist diese Benennung allen solchen Anstalten, wo Kranke, besonders arme Kranke verpfleget wurden, gemein geworden.

Lazareth-Fieber, Hospital- oder Kerker-Fieber; s. im XVI Th., S. 598, fgg.

Lazarismus, Lazaristen, Erzieher und Lehrer der pfälzischen Klerisey. Wer mit dem Wesen und Unwesen des Lazarismus in der Pfalz, mit dem eigentlichen Mönchs-Geiste und Mönchs-Sinne dieses

Or-

Ordens, mit seiner unersättlichen Habsucht und eben so schädlichen Herrschsucht über alle andere, vornehmlich über die Weltgeistlichen, bekannt werden will, der muß das Buch, welches im J. 1793, unter dem Titel: Die französischen Pädagogen in Deutschland, oder die Geschichte des Lazarismus in der Pfalz, und der Aufschrift: Bethania, im Verlag des heil. Lazarus, in Octav. (Vorr. XIV. Geschichte, S. 341. Beylagen von S. 342 — 376) herausgekommen, und mit einer edeln Freymüthigkeit und reiner Wahrheits-Liebe abgefaßt ist, mit Aufmerksamkeit lesen. Herr Maillot, selbst ein Franzose, ohne alle Wissenschaft, und ohne alles Verdienst um die Pfalz, der erste Hof-Bibliothekar zu Mannheim, ein Mann von gutem Herzen, aber sehr beschränktem Verstande, war das unselige Werkzeug, durch welches 1780 die Lazaristen als Erzieher und Lehrer der pfälzischen Klerisey dem Kurfürsten vorgeschlagen, empfohlen, und auch wirklich in das Land gebracht wurden. So wenig die Lazaristen jemahls Männer von wirklicher Gelehrsamkeit und von erprobter Erziehungs Kunde gewesen, oder nachmahls geworden sind, so glaubte doch der schwache Maillot sein väterlich für den Klerus zu sorgen, wenn alle Erziehungs- und Lehr-Häuser, Fonds und Anstalten diesen französischen, zwar an Kenntnissen und Einsichten sehr armen, aber an Tücke und Neben-Absichten desto reichern, Mönchen übergeben, und der künftige katholische Klerus durch diese Männer gebildet, und zu ihren künftigen Aemtern erzogen und vorbereitet würden. Deutsche Mönche von ähnlichem Schlag und Gehalt wären bescheiden genug gewesen, einen so hohen und bedeutenden Ruf von sich abzulehnen, und mit einer edeln Offenherzigkeit ihre Untüchtigkeit zu diesen Amts-Geschäften zu bekennen; aber französische Mönche, voll stolzer Zuversicht zu sich selbst, und sehr geringer Meinung vom

deut-

deutschen Klerus, glaubten sich entweder zu diesem Erziehungs-Geschäfte schon fähig, oder dachten sich doch leicht und schnell dazu geschickt machen zu können, wenn sie nur wollten, und trugen aus dem Grunde kein Bedenken, den Ruf nach der Pfalz mit der ihnen eigenen Zuversicht anzunehmen, und zur wahren Entehrung für sich und ihren Orden, der Erwartung unter aller Beschreibung elendiglich zu entsprechen. „Das Mönchthum," sagte ein Lazarist, S. 250: „ist in der Pfalz, wie allenthalben, weder „zu Professoren noch zu Predigt-Stellen nicht gebildet, und der pfälzische Klerus wird tagtäglich schlechter, und ist höchstens noch für geringe Land-Pfarreyen brauchbar. Man mußte also nothwendig auf „ein Tertium denken, wodurch den großen Bedürfnissen abgeholfen wird, und dieses glückliche Tertium „ist unsere Congregation. Sie ist das Mittel zwischen Klerus und Mönchthum, und was dieses nicht „werden konnte, und jener nicht werden wollte, ist „die Congregation zur ganzen Befriedigung geworden." Zu welcher Befriedigung der Aeltern, des jüngern Klerus der katholischen Kirche und des aufgeklärteren Publicums die fromme Congregation dieses glückliche Mittel zwischen Klerus und Mönchthum geworden ist, kann man aus angeführtem Buche zur vollen Genüge ersehen. Vom J. 1780 bis 1793, ist wenigstens ein Mahl die Erwartung des Kurfürsten getäuscht, das Publicum auf mancherley Art und Weise von ihnen hintergangen, der pfälzische katholische Klerus von ihnen gedrückt, und oftmahls despotisch mißhandelt, der Lehrstuhl durch ihre unwissenden Glieder als Lehrer entehrt, und die gute Zuversicht braver Aeltern schändlich betrogen worden. — Der gute Klerus von 1700 bis zur Aufhebung der Jesuiten unter der Zucht-Ruthe der Lojoliten, bey Aufhebung des Jesuiter-Ordens von neuem durch

Hoffn-

Hoffnung belebt, vielleicht bald um Kirche und Vaterland sich selbst Verdienste erwerben zu können, wurde von 1780 bis 1793 in der Pfalz dem Stolze und Uebermuthe unwissender franzöſ. Mönche preis gegeben; und der Verf. dieser Geschichte verdient Dank und Beyfall, daß er mit einer edeln Freymüthigkeit diese erbärmlichen Pädagogen in ihrer ganzen Blöße hinstellt, und vor dem Angesichte Deutschlandes ihnen ihre Unwissenheit und Tücke unter Augen bringt. Möchte der gute Genius der Pfalz des niedern Klerus sich erbarmen, und sie doch bald einmahl von dem unerträglichen Joche stolzer und unwissender Pädagogen befreyen!

Wider obige Klageschrift ist eine eiende Verantwortung unter folgendem Titel herausgekommen: Promemoria an den Verfasser der Geschichte des Lazarismus, von Joseph Siegm. Feneberg, Prof. der Dichtkunst an dem kurf. Gymnasium zu Heidelberg. 1793, 8. 1 Bog. Dieses Promemoria hätte zwar keine Antwort verdient, denn es sieht tief unter aller Kritik; aber der unbekannte Verf. der Geschichte des Lazarismus bekam durch diese Broschüre eine gute Gelegenheit, den wahren Gesichts-Punct, aus welchem man diese Lazaristen-Geschichte betrachten muß, genauer darzustellen, und daher kann die unter dem Titel:

Der Lazarismus in der Pfalz in ein und vierzig Fragen. Nebst Bemerkungen und Erinnerungen. Vom Verfasser der Lazaristen-Geschichte. Bethanien, 1793, auf 6 Octavb. herausgekommene Schrift als ein nicht unwichtiger Nachtrag zu seinem größern Werke angesehen werden. Von S. 1 bis 68, prüft er das Fenebergische Promemoria. Von S. 69 bis 76 erklärt er sich über einige Unrichtigkeiten, die in seine Geschichte ohne seine Schuld eingeflossen sind. S. 77 bis 90, folgen 41 Haupt-Fragen, die er jedem künftigen Widerleger der Lazaristen-Geschichte zur Beantwortung vorlegt, und die eine gedrängte Darstellung dieser Geschichte selbst ausmachen.

Da der Verf. der Geschichte des Lazarismus, sich in seinem Buche unter andern auch viel mit Hrn. Peter Anton Saligot, einem gebornen Franzosen, zuerst

Prof.

Prof. der Kirchengesch. auf der Universität zu Heidelberg, hierauf Lazaristen-Superior, als einem von denen, welche unter den französischen Lazaristen eine Haupt-Rolle spielten, beschäftigte: so arbeitete Saligot an Dessen Widerlegung sehr eifrig, an deren Vollendung er aber durch den Tod gehindert wurde; denn er starb d. 9ten Decemb. 1793.

Der Schild gegen Hieb und Stich, oder Lazarus's von Bethania Protestation gegen die Geschichte des Lazarismus sammt deren Widerlegung. In Briefen aus dem Elysium, Herausgegeben von Razal. Im Verlage des Verfassers. Bethania, 1793, 8. 10 B. Eine satyrische Widerlegung der Geschichte des Lazarismus, die das (und zum Theil auch noch mehr) sagt, was in dem zu widerlegenden Buche ist behauptet worden. Die Anspielungen auf den Nahmen Lazarist, z. B. Lazarismus, Razal (umgekehrt Lazar), Lazaret u. d. gl. fallen in das Wässerige. Die S. 100, fgg. aufgestellte bildliche Erzählung der Geschichte des Lazarismus ist zwar gut gerathen, aber für den Leser zu ermüdend. Wem es bloß um das Geschichtliche des Lazarismus in der Pfalz, in Beziehung auf das deutsche Erziehungswesen zu thun ist, der kann diese Schrift völlig entbehren; wer aber satyrische Schriften liebt, und in den Verhältnissen der Lazaristen sowohl, als der ganzen Pfalz wohl bewandert ist, mag an diesem Buche sein Vergnügen finden.

Lazaroni, oder Lazzaroni, heißen in Neapel und Sicilien, in den Haupt-Städten, die Leute vom niedrigen und armen Stande, welche alle Bequemlichkeiten des Lebens mit stoischer Gleichgültigkeit verachten. In Neapel, giebt es deren zwischen 30 und 40,000. Man nennt sie auch spottweise Banchieri (Bankiere), weil sie des Nachts, in Ermangelung der Betten, unter Wetterdächern auf Bänken schlafen. Die Benennung Lazaroni kommt von Lazarus, den man in lumpiger Bettler-Kleidung vorstellt. Sind die Lazaroni gleich nicht alle in diesem Zustande, so ist im Ganzen ihr Aufzug doch eben nicht sauber. Nur an Fest-Tagen sieht man sie reinlich einhergehen,

aber

aber stets in ihrem gewohnten Costum, mit seidenem Halstuche, silbernen Schuh- und Gürtel-Schnallen. Diese Menschen sind mit ihrem Zustande sehr zufrieden, und ihm ergeben; sie beneiden das Schicksal der höhern Classen keinesweges; sie begehen keine Unordnungen, stehlen und rauben nicht. Nie sind sie in den Verbrechen, die in Neapel begangen werden, mit verwickelt. Es sind in der That achtungswerthe Menschen, ehrlich und gut; sie ziehen die Armuth vor, die man nicht mit dem Elende verwechseln muß. Darum darf man die Lazaroni nicht in jene niedrigste Classe des Pöbels setzen, welche die Hefen der Nation sind, und aus Dieben und Schelmen bestehen, die in Neapel erfinderischer, als in London und Paris, sind. Sie haben immer ein Oberhaupt, für welches der Hof und die Minister stets einige Achtung bewiesen haben. Dieses Oberhaupt hat den Auftrag, dem Volke einige Achtung zu verschaffen, und zu verhindern, daß ihm kein Unrecht zugefüget werde. Noch ist kein Beyspiel vorhanden, daß sich eines ihrer Oberhäupter je habe bestechen lassen. Bey Aufständen wird ihr Chef eine bedeutende Person, um den sich alles versammelt. Dem Hofe bleibt in solchen Fällen nichts übrig, als irgend einen bey den Lazaroni beliebten Prädicanten, der im Geruche der Heiligkeit steht, zu bezahlen; diesem gelingt es immer, die Wut des Volkes zu besänftigen.

Die Lazaroni haben ihre besondere Gesetze; sie versammeln sich, so oft es ihnen beliebt, und die Regierung läßt dieses ruhig geschehen. Sie sind auch in so großer Anzahl, daß es eben nicht rathsam wäre, sie zu einem knechtischen Gehorsam zwingen zu wollen. Ihr Chef, der auch seine Beysitzer hat, ist ein wahrer Volks-Tribun (Tribunus plebis), ohne Berufs-Kleidung und ohne Wachen; allein er läßt sich von so vielen Mitbrüdern begleiten, als er zu bedürfen

glaubt. Er hat das Recht, dem Könige und den Ministern Vorstellungen zu thun. Bey gewissen Hof-Feyerlichkeiten hat er seinen angewiesenen Platz. Wenn die Königinn in das Kindbett kommt, schicken die Lazaroni ihr Oberhaupt in guter Begleitung dahin, sich zu überzeugen, daß das Kind von dem gewünschten Geschlechte ist; alsdann wird das Kind dem obersten Lazaroni überreicht, der es küßt, und dem Volke zeigt, wobey er in seinem Kauderwälsch (*) mit ächter Beredsamkeit haranguirt. Man muß hier anmerken, daß die Lazaroni im Ganzen sehr gut sprechen, mit Ordnung, aber immer in ihrem Kauderwälsch.

Das Haupt der Lazaroni wohnt der Ziehung des Lotto bey, einigen kirchlichen Feyerlichkeiten und allen Feyerlichkeiten bey Hofe, ohne auf seinen Kleidern irgend ein unterscheidendes Merkmahl zu tragen, dessen ungeachtet aber immer geehrt, so, daß ihm 40 bis 45,000 Mann zu Gebothe stehen, zu welchen im Nothfalle noch die Schiffer, die Fischer von Chiaja, und der ganze Troß Jan-Hagel sich gesellen.

Nach dem Berichte, den Hr. v. Archenholz, in seinem England und Italien, 5 Th. (Lpz. 1787, 8.) S. 180, f. von den Lazaroni in Neapel ertheilt, sind dieselben eine Menschen-Gattung, die keine einzige Stadt in der Welt besitzt, und welche daher als ein wahrhaft moralisches Phänomen betrachtet werden können. Man rechnet die Anzahl dieser Menschen auf 40,000, die weder Stand,

(*) Das neapolitanische Kauderwälsch ist voller Kraft; und der große Hause, der es spricht, begleitet es mit einer bedeutenden Pantomime; denn es giebt wohl kein Volk, welches eine so starke Geberden-Sprache hätte, als der Neapolitaner. Ehe sie sich durch Worte, die sie mit Oeffnung eines sehr großen Mundes aussprechen, ausdrucken, schicken sie eine sehr lebhafte Gesticulation voran. Alles spricht hier sehr laut; und es kostet Mühe, daß ein Fremder sich an diese rauschende Stimmen-Erhebung gewöhne.

Stand, Beschäftigung, Eigenthum, Wohnung, noch Lebens-Unterhalt haben, sich durch die äusserste Dürftigkeit auszeichnen, und dennoch in einer gewissen Vereinigung leben. Hierdurch bilden sie einen furchtbaren Körper, der die Regierung oft in Schrecken gesetzt hat. Die überaus große Fruchtbarkeit des Landes, das heiße Klima, und die Trägheit, haben hier diese Menschen-Classe erzeugt. Ein Lazarone begnügt sich oft ganze Wochen lang, bloß von Früchten zu leben, die hier die Erde so vortrefflich und in solcher Menge darbringt; seine körperliche Bedeckung ist äusserst geringe, denn er ist fast nackend, und seine Wohnung selten in Häusern, sondern gewöhnlich auf den Gassen der Stadt. Hier schläft er auch, und ist zufrieden, wenn er nur ein Obdach findet, das ihn für die üble Witterung schützt. Bey so wenigen Bedürfnissen ist zu ihrem Unterhalte der kleinste Gewinn hinreichend, den sie auf sehr mannigfaltige Art erlangen. Man braucht sie zu Tagelöhnern, Bothen, Trägern ꝛc.; auch sind sie mit einer schlechten Belohnung zufrieden. Es ist merkwürdig, daß diese Leute fast gar keine Insolenz zeigen, ob man gleich glauben sollte, daß der Gedanke an ihre zahlreichen Haufen sie dazu verleiten könnte. Im Gegentheil sind sie demüthig, und ertragen geduldig die Verachtung und Beleidigungen, die ihnen von dem andern Pöbel angethan werden. Dieses ist auch durchaus nöthig; denn wenn der Körper ein jedes einzeles Mitglied beschützen und rächen sollte, so würde Neapel eine Mörder-Grube werden. Da sie ausser dieser Stadt an keinem Orte nach ihrer Art würden leben können, so vermeiden sie alles, was sie davon entfernen könnte. Es ist daher auch unerhört, daß sich einer der Lazaroni zum Banditen hätte brauchen lassen.

Der Hofr. Moritz meldet, in 2ten Th. seiner Reisen in Italien, in den Jahren 1786 bis 1788, (Berl. 1792, 8.) S. 20, f. von den Lazzaroni Folgendes:

„Hier vor dem Hause der Madame Bontout muß auch wohl eine Art von Sammelplatz der Lazzaroni seyn, denn ich sehe sie den ganzen Tag aus meinem Fenster, Greise, Männer und Knaben, halbnackt, mit wenigen Lumpen bedeckt, sich hier im warmen Schein der Sonne laagern. Diese Philosophen scheinen so wenig das Bedürfniß von

Zeitvertreib zu fühlen, daß sie sich auch nicht einmahl zu irgend einem Spiel anstrengen, sondern halbe Tage lang mit untergeschlagenen Armen sitzen, stehen, oder liegen. Auch das Gefühl der Armuth und Blöße scheint ihnen nicht drückend zu seyn; sie jammern nicht, sie klagen nicht, sondern scherzen und lachen unter einander; und aus ihren Mienen und Aeusserungen kann man nicht anders schließen, als daß ihnen wohl seyn muß. Gewiß giebt es unter diesen mehr als Einen Diogenes, der den großen Alexander um nichts weiter bitten würde, als zwischen ihm und der alles erquickenden Sonne keine Scheidewand zu machen. Aber die Weiber der Lazzaroni habe ich doch auf diesem Sammelplatz noch nicht gesehen. — Die Lazzaroni machen auch nicht sowohl eine eigene Nation, als vielmehr eine Art von philosophischer Sekte aus, die noch einen Schritt weiter gehen, als die alten Cyniker, indem sie, ausser der Mühe des Handelns, auch noch die unselige Mühe des Denkens vermeiden."

Lazarus, der Bruder der Maria und Martha. Er wohnte mit seinen beyden Schwestern zu Bethanien, einem Flecken nahe bey Jerusalem, und scheint einer der vertrautesten Freunde Jesu gewesen zu seyn. Wenn Jesus sich eine frohe Stunde machen, und von den Beschwerden seines mühseligen Berufes erhohlen wollte, so finden wir ihn gemeiniglich zu Bethanien bey seinem Freunde Lazarus. Nach Joh. 11. erweckte Jesus ihn einst aus einem Todes-Schlummer.

Man pflegt die Wahrheit und Gewißheit dieser Todten-Erweckung des Erlösers deswegen für über allen Zweifel erhaben zu halten, weil von der Martha, V. 30. ausdrücklich bemerkt wird, daß sie bey der Annäherung zur Grabstätte zu Jesu gesagt habe: „Herr, er stinkt „schon!" Dennoch haben die Feinde und Bezweifler der Wunder eingewendet, daß dieses bey der Martha vermuthlich nichts weiter, als bloße Einbildung und Sinnes-Täuschung gewesen sey, die leicht habe entstehen können, weil Lazarus schon vier Tage (NB. nach jüdischer Art zu rechnen! — nach welcher Jesus drey Tage im Grabe lag, ob er gleich kaum anderthalb Tage, oder einen Tag und zwey Nächte, darin zugebracht hat,) im Gra-

Grabe gelegen habe — zumahl bey einer Verwechselung der Wohlgerüche, womit man im Morgenlande die Todten parfümirte, um den Todten-Geruch zu vertreiben, — mit dem Todten-Geruche selbst.

Für dieses Wunderwerk haben gestritten: Leß, in seinem Beweis der Wahrheit der christlichen Religion, oder in seiner Geschichte der Religion; Lilienthal, in seiner guten Sache der göttlichen Offenbahrung, Th. 5, S. 679. 833; und D. Wetkhmann, zu Wittenberg, in einem besondern Progr. de miraculo Christi, Lazari in vitam reditu nobilitato, a criminationibus philosophi nouissimi defenso, Vitemb. 1763. — Dawider aber: Bahrdt, in seinen Briefen im Volkston, fortgesetzt u. d. T. Plan und Zweck Jesu ꝛc.

Tho. Bartholinus, de morb. bibl c. 21, hat Recht, wenn er die Krankheit, welche vor des Lazarus Tode vorher gegangen war, für ein hitziges und bösartiges Fieber hält, dessen Ablauf eher war, als solchem der Heiland mit seiner Ankunft zu Hülfe kommen konnte. „Denn," schreibt er: „allem Ansehen nach scheint es, daß Lazarus am dritten „Tage seinen Geist daran hat aufgeben müssen. Am ersten Tage der Niederlage des Lazarus wurde desselben „Krankheit dem Heilande bekannt gemacht. Nach Verlauf von zwey Tagen, sagte Jesus seinen Jüngern, daß „Lazarus gestorben wäre. Und da Jesus auf der Reise „bis dahin noch einige Tage zugebracht hatte, fand er ihn „bey seiner Ankunft schon im Grabe. Die geschwinde „Fäulniß, und der davon entstandene Gestank, ist ein offenbarer Beweis, daß die Krankheit des Lazarus ein „hitziges und ansteckendes Fieber gewesen seyn müsse; und „selbst Thomas war in Furcht und Sorge, davon angesteckt zu werden."

Nach dem Berichte der Reisebeschreiber wird noch des Lazarus Haus und Grab gezeigt. (S. Harant Reisebeschr. S. 223, f. Reidschütz, S. 313. Troilo, S. 374, f.) Nach des Leztern Bericht, ist dieses Grab nicht oberhalb der Erde, nicht wie sonst ein in den Felsen ausgehauener Trog oder Grube, sondern eine schöne Gruft und verschlossenes Gewölbe, welches gegen Morgen und Mitternacht steht.

Unter den, von der kön. preuß. Akad. der bildenden Künste und mechan. Wiss. im J. 1794 öffentlich ausgestell-

stellten Kunst-Werken, zeichnete sich ein auf die Geschichte des auferweckten Lazarus sich beziehendes Gemählde, vom Hrn. Direct. Rode, besonders aus. Christus erweckt beym Schein der Fackel, in Gegenwart vieler Zuschauer, den Lazarus. Maria Magdalena hat sich Christo zu Füßen geworfen, ihm zu danken. Dieser zeigt gen Himmel, anzudeuten, daß sein Gebet erhört worden ist. Den Grund des Gemähldes bilden unterirdische Gänge in den Felsen gehauen. Tiefer hinten kommt Lazarus aus seinem Grabe hervor; ihm werden Leinwand und Binden abgenommen. Einige beschäftigen sich, den Stein, der vor dem Grabe war, wegzubringen.

Ein anderer Lazarus ist derjenige, dessen der Heiland gleichnißweise gedenkt, dessen ganzer Körper voll Geschwüre gewesen ist, und welcher vor der Thüre des reichen Schlemmers gelegen hat; Luc. 16, 20.

Ge. Wolfg. Wedel, hat, in seinen Exercitationibus medic. philolog. sacr. & profan. Cent. II., Decad. 2. (Jen. 1708, 4.) exercit. 2, eine Abh. u. d. T. Lazarus ante portam. Seiner Meinung nach, war des Lazarus Krankheit, der vom *Hippocrates* beschriebene ἕλκος σιμαλήης, oder Volvulus sanguineus, eine Art eines vollkommenen Scorbutes, der Haupt-Quelle chronischer Geschwüre.

Auch Fried. Hoffmann hat, in der diss. de Morbo Lazari, Hal. 1738, 4. 4 B., die Krankheit des Lazarus ausführlich beschrieben.

In Jo. Letzners Dasselischen und Eimbeckischen Chronika, (Erf. 1596, fol. 126) liest man: „daß Graf „Anno von Dassel, Erz-Bischof zu Cöln (im J. 1070) „der Capelle zu Fredelsheim etliche Stück vom Heilig„thum verehret, worunter sonderlich Lazari des armen „Bettlers Hüfte das fürnehmste gewesen, — und daß „in und ausser der Capelle und bey dem Quellbrunnen un„erhörte Zeichen und Wunder geschehen."

Hrn. geh. R. Baldinger Neues Magaz. für Aerzte, 8 B. 3 St. (Lpz. 1786, gr. 8.) S. 234.

Lazarus-Klappe, Klapp-Muschel, stachelige oder gezackte Auster, L. Ostreum echinatum *Rumph.*

Ostreum

Ostreum muricatum echinatum laticlavium *Klein.* Ostracites echinatus *Gmel.* Spondylus *Gualt. Linn.*; Franz. Huitre epineuse, Corniche oder Cliquette; Holl. Lazarus-Klap. Dieser Gattungs-Nahme derjenigen austerförmigen Muscheln, welche Stacheln oder Blätter, dabey aber ein vollkommenes Charnier oder Schloß haben, ist in Holland und Deutschland bekannt, und hat seinen Ursprung von den hölzernen Klappen, deren sich öfters die Bettler in den Lazarethen bedienen, Almosen einzusammeln; denn man kann mit diesen Muscheln, wenn man die untere Schale fest hält, und die obere bewegt, ein Klappen oder einen klappernden Schall erregen. Die griechische Benennung, Spondylus, ist noch besser ausgedacht; es bedeutet diese ein Charnier oder Gelenk, wo ein Theil in den andern passet, wie z. B. ein Deckel an einer Dose oder Kanne; und nur bey dieser Konchylien-Gattung ist das Schloß der Schalen mit einem solchen Gelenke versehen.

Diese Muscheln werden sehr unrichtig von manchen Schriftstellern, zu den Austern gezählt; Linné macht aber die gegründete Anmerkung: der ganze Bau der Schale bey den Klapp-Muscheln gleicht den Austern, von welchen sie aber die Zähne des Schlosses hinlänglich unterscheiden. Den Dornen der Schalen nach, kommen sie den Gien-Muscheln (Chamae) bey, obgleich die wenigsten Chamen dornige Schalen haben. Linné legt den Klapp-Muscheln folgende Gattungs-Kennzeichen bey: Animal Tethys, Testa inaequivalvis rigida. Cardo dentibus 2 recurvis cum foraminulo intermedio; d. i. der Einwohner ist ein Tethys (Sprützling, Lepus marinus der Alten); die Muschel hat ungleiche, rauhe und starke Schalen; das Schloß hat 2 rückwärts gekrümmte Zähne, und zwischen ihnen eine Vertiefung. Die zwey Zähne greifen genau in eine Vertiefung der Gegenschale ein.

In der mittelsten dreyeckigen Höhlung sitzt ein schwarzes, knorpeliges, lederartiges Band, welches beyde Schalen genau zusammenhält. Die eine Schale ist gemeiniglich viel flächer, als die andere, daher ihnen Linné Testas inaequivalves beylegt. Bey dem Schlosse der Unter-Schale sieht man eine schnabelförmige Ausdehnung oder Verlängerung der Schale, die bey einigen Gattungen, wie glatt, abgeschabt oder abgerieben zu seyn pflegt. Einige dieser Schnäbel nehmen eine gerade, andere eine krumme Richtung; einige haben auf beyden Seiten Ohren, welche andern mangeln. Einige Schnäbel sind klein, stumpf und kurz; andere groß, lang und breit. Bey einigen bemerkt man eine verschlossene und verwachsene, bey andern eine offene, mit dem schwarzen Ligamente erfüllte Rinne und Spalte; einige dieser Schnäbel kehren sich zur rechten, andere aber zur linken Seite hinüber. Diese leztern werden linke Klapp-Muscheln, aber nicht genau genug, genannt. Unter den Zacken, Stacheln und Dornen auf den Schalen der Klapp-Muscheln herrscht eine große Verschiedenheit. Einige sind fein und spitzig, wie Dornen; andere breit, wie Blätter und Schuppen; und noch andere sind rinnenartig, knotig und schaufelförmig. Einige sind unterwärts, andere oberwärts gespalten und hohl, wieder andere verschlossen und gefüllt. Selbst der Farbe nach, sind die Klapp-Muscheln gar sehr verschieden; die mehresten unter ihnen haben eine überaus angenehme und abwechselnde Mischung der Farben, ob es gleich darunter verschiedene minder ansehnliche Arten giebt. Ungeachtet ihr Schloß ziemlich eingreift, so sieht man doch ächte Dubletten der Klapp-Muscheln eben nicht so gar häufig; und, wenn wir die eigentliche Lazarus-Klappe ausnehmen, so kommen alle übrige Arten und Varietäten selten genug vor. Die Dornen, Stacheln und Lappen, womit

mit diese Muscheln besetzt sind, sind, wie man leicht erachten kann, manchen Gefahren unterworfen; und nur äusserst selten findet man solche Dubletten, welche gar keine Verletzungen erfahren hätten; wenigstens sind sie an dem Orte, wo sie an andern Körpen festgesessen haben, beschädigt. Lesser nennt die hierher gehörigen Arten Stein-Austern. Linné hat nur 3 Arten Klapp-Muscheln angegeben:

1. Die gezackte Lazarus-Klappe, Holl. getakte Lazarus-Klap; Fr. Claquer de Lazare, Cliquette de lepreux ou de Ladre, Huitre epineuse, Huitre Spondyle à talon; Spondylus gaederopus, Spondylus testa subaurita spinosa *Linn.* Mit dem Nahmen gaederopus belegten die Griechen diejenigen Muscheln, deren Umfang einem Esels-Hufe ähnlich war. Man versteht unter dieser Art solche, deren Deckel mit langen Zacken oder Blättern besetzt ist, und am Schlosse einiger Maßen mit Ohren versehen ist. Müller beschreibt davon 3 Unter-Arten.

a) Die Maltheser Lazarus-Klappe. Diese versteht eigentlich Linné unter obigem Nahmen. Die Ober-Schale ist platt, purpurfarbig, und mit langen Zacken besetzt; die untere hingegen bäuchicht, schmutzig weiß, mit Blättern oder Schiefern besetzt, und hat am Schlosse eine Fläche, als ob sie abgesäget wäre. Man findet dergleichen von 1 Zoll bis über ½ F. im Durchschnitt, und die größern sind wohl 4 Zoll dick. Diese Art wächst an den Klippen, und lebt wie die Austern.

b) Die westindische Lazarus-Klappe, wird so groß und stark, als die vorige; der Deckel aber ist bäuchichter, und beyde Schalen sind schmutzig-weiß, und mit Blättern, selten mit Zacken besetzt, welche roth, gelb oder pomeranzenfarbig erscheinen. Auf gleiche Weise ist auch der innere Rand gefärbt.

c) Die oſtindiſche Lazarus-Klappe. Beyde Schalen ſind mit Ohren beſetzt, ſchön gefärbt, bäuchicht und zackig, ſo, daß man ſie nirgends als bey dem Schloſſe anfaſſen kann. Oefters ſind viele in einen Klumpen an einen Felſen zuſammengewachſen. Man findet auch ganz weiße, oder die keine eigentliche Farbe haben.

Der Spondylus gaederopus, wird, nach Belon, auf den Inſeln des Archipelagus ſehr häufig gegeſſen. *Macrobius* nennt die Spondylos, augurales coenae delicias.

2. Lange gezackte Lazarus-Klappe, Stachel-Klappe, Spondylus regius, Spondylus teſta inaurita ſpinoſa *Linn.* Holl. zeer lang getakte Lazarus-Klap; Fr. Grande Huitre epineuſe de groſſes epines. Die Schalen haben keine Ohren, und die Zacken oder Stacheln ſind lang und ſpitzig, nach dem Rande zugekehrt, einige davon weiß, andere roth. Dieſe Art wird ſehr groß, und kommt aus Oſt-Indien.

3. Gefaltene Klapp-Muſchel, Falten-Klappe, Spondylus plicatus, Spondylus teſta inaurita mutica plicata *Linn.* Holl. gelaurierde Klap; Fr. Huitre à groſſes côtes longitudinales. Dieſe oſtindiſche Art hat weder Ohren noch Zacken, ſondern zeigt nur Falten. Die Schalen ſind überdies dick geſtreift und purpurfarbig.

Eine Beſchreibung von 42 Arten und Abänderungen von Klapp-Muſcheln, die im Linné fehlen, findet man in Hrn. Superint. Schröter's Einleitung in die Konchylienkenntniß, 3 B. (Halle, 1786, gr. 8.) S. 207 — 225.

Im Stein-Reiche ſind die Lazarus-Klappen eine große Seltenheit; und diejenigen, die man findet, ſind nicht allemahl gut erhalten. Die Blätter und die

die Stacheln sind sehr oft bey den natürlichen Lazarus-Klappen verletzt, wie viel mehr im Stein-Reiche, wo sie so manchen Unfällen unterworfen sind. Sehr selten findet man ihre beyden Hälften, sogar unter den gegrabenen, so wie auch größere Exemplare viel seltener vorkommen, als die kleinern. Doch giebt es unter diesem kleinern Gute manche Art, von der man nicht einmahl zuverlässig beweisen kann, daß es Lazarus-Klappen sind; eigentlich muß hier das Schloß entscheiden. Nachrichten von gegrabenen Lazarus-Klappen, liefert Hr. Schröter, im lithol. Real- und Verbal-Lexikon, 3 B. (Frf. M. 1780, gr. 8.) S. 380.

Lazarus-Kreuz, (Sanct) s. im XLIX Th., S. 77, und die dazu gehörige Fig. 2877.

Lazarus-Orden, Hospital-Ritter des Ordens des heil. Lazarus von Jerusalem. Daß der Ritter-Orden des h. Lazarus sehr alt sey, und seinen Ursprung im gelobten Lande genommen habe, scheint wohl ausser allem Zweifel zu seyn; das eigentliche Jahr seiner Stiftung aber ist eben so ungewiß, als unbekannt der wahre Stifter desselben geblieben ist (*). Auch vermuthet man, daß der Orden anfangs mehr aus Mönchen, als aus Rittern, bestanden habe, die aber in der Folge im 12ten Jahrh. ebenfalls die Waffen wider die Ungläubigen, und besonders zum Dienste der christlichen Fürsten ergriffen, welche das gelobte Land erobert haben. So viel ist wohl gewiß, daß die Ritter des h. Lazarus anfangs nichts anders, als Hospitaliter, waren, die sich unter einander verbunden hatten, arme und kranke Pilgrim-

(*) In dem Almanac royal de Paris heißt es: On fixe la fondation de l'Ordre de St. Lazare de Jerusalem avant 1060, temps de premieres Croilades; in der Encyclopedie aber heißt es: er sey um das J. 1119 gestiftet worden.

grimme, vornehmlich aber mit dem Aussatze behaftete Personen, in den eigens dazu erbaueten Häusern aufzunehmen und zu verpflegen. Sie nahmen sogar Aussätzige in ihrem Orden auf, vermuthlich deswegen, damit sie für andere Aussätzige sorgen möchten, welche sich freywillig in ihre Hospitäler begaben, oder die man mit Gewalt nöthigte, hinein zu gehen; und das Merkwürdigste ist, daß sie keinen andern, als einen aussätzigen Ritter, zum Groß-Meister des Hospitales zu Jerusalem wählen durften. Dieses hat bis unter die Regierung des Papstes Innocentius IV., d. i. bis um das J. 1253 gedauert, nachdem sie waren genöthiget worden, Syrien zu verlassen. Sie wandten sich an diesen Papst, und stellten ihm vor: sie hätten zwar seit ihrer Stiftung allezeit einen aussätzigen Ritter zum Groß-Meister erwählet, jezt aber sey es ihnen nicht mehr möglich, einen zu erwählen, weil die Ungläubigen alle die aussätzigen Ritter ihres Hospitales erschlagen hätten. Sie baten daher diesen Papst, er möchte ihnen erlauben, daß sie künftig einen Ritter, der nicht mit dem Aussatze behaftet, sondern bey guter Gesundheit wäre, zum Groß-Meister erwählen dürften. Der Papst verwies sie an den Bischof zu Frescati, damit er ihnen diese Erlaubniß ertheilte, wenn er erst untersucht hätte, ob solches auch füglich mit Gott geschehen könnte. Dieses wird von dem Papste Pius IV., in seiner Bulle vom J. 1565 angeführt, welche so weitläuftig und so vortheilhaft für den Orden des h. Lazarus ist, und wodurch er alle die Privilegien und Gnaden-Bewilligungen, welche ihm seine Vorfahren zugestanden haben, erneuert, und ihm eine neue ertheilt hat (*).

Die

(*) Von der Gewohnheit dieser Ritter, einen aussätzigen Groß-Meister zu wählen, redet er folgender Gestalt: Et Innocen-

Die Ritter, welche nicht aussätzig waren, und die Waffen führen konnten, leisteten den christl. Fürsten in Palästina ausnehmende Dienste. Dieses nöthigte die Könige Balduin II., Fulco, Almarich III., und IV., und die Königinnen Melisinde und Theodora, ihren Orden unter ihren Schutz zu nehmen, und denen Häusern, die sie in Syrien hatten, viel Gutes zu thun. Sie erhielten auch viele Privilegien von den Päpsten; und nachdem sie nach Europa gegangen waren, gaben ihnen die Fürsten reiche Güter. Clemens IV. geboth, bey Strafe des Bannes, allen Prälaten der Kirche, daß, wenn sich die Ritter des h. Lazarus, an sie wenden würden, um die Aussätzigen zu nöthigen, daß sie sich in ihre Hospitäler begäben, sie diesen Rittern hülfliche Hand leisten, und die Aussätzigen zwingen sollten, sich mit ihrer liegenden und fahrenden Habe zu ihnen zu begeben. Alexander IV. erlaubte ihnen durch eine Bulle vom J. 1255, der Regel des h. Augustin's zu folgen, welcher sie, ihrer Versicherung nach, schon bisher gefolget waren, wie es in der Bulle dieses Papstes bemerkt ist, wo der Regel des h. Basilius keine Erwähnung geschieht. Dieses zeigt an, daß es ohne Grund sey, wenn Einige sagen, sie wären

centius IV. per eam accepto, quod licet de antiqua approbata et eatenus pacifice obseruata consuetudine obtentum esset, vt miles leprosus domus sancti Lazari Hierosolymitani in eius Magistrum assumeretur. Verum quia fere omnes Milites leprosi dictae domus ab inimicis fidei miserabiliter interfecti fuerant, et huius modi consuetudo nequibat commode obseruari: ideirco tunc Episcopo Tusculano per quasdam commiserat, vt si sibi secundum Deum visum foret expedire, Fratribus ipsis licentiam, aliquem Militem sanum ex Fratribus praedictae domus sancti Lazari in eius Magistrum (non obstante consuetudine huiusmodi) de caetero eligendi authoritate Apostolica concederet. *Bull. Rom. T. II. Const.* 95. *Pii IV.* §. 41.

ren vordem der Regel des h. Basilius gefolget. Eben der Papst nahm sie im J. 1257 unter den Schutz des apostolischen Stuhles, und bestätigte die Schenkungen, die ihnen der Kaiser Friedrich II. in Sicilien, Apulien, Calabrien und einigen andern Provinzen, gethan hatte. Heinrich, König in England, Herzog von Anjou und der Normandie, Thiebald, Graf von Blois, und viele andere, vermehrten ihre Einkünfte.

Unter allen christlichen Fürsten aber findet sich niemand, von dem diese Ritter mehr Wohlthaten empfangen hätten, als von den Königen in Frankreich. Denn nachdem sie im J. 1253 aus dem gelobten Lande waren vertrieben worden, folgten sie dem h. Ludwig, Könige von Frankreich, welcher, zur Erkenntlichkeit für die Dienste, die sie ihm im Morgenlande geleistet hatten, die Schenkungen bestätigte, welche ihnen seine Vorfahren gethan hatten, sie in den Besitz vieler Häuser, Commenden und Hospitäler setzte, welche dieser Herr stiftete, und ihnen viele Privilegien bewilligte. Darauf nahm das Haupt ihres Ordens seinen Sitz zu Boigny bey Orleans, welches ihnen im J. 1154 von Ludwig VII., dem Jüngern genannt, war gegeben worden; und der Groß-Meister nannte sich einen Groß-Meister des Ordens des h. Lazarus, sowohl diesseit als jenseit des Meeres. Seine Gerichtbarkeit erstreckte sich nicht allein über die Ritter in Frankreich, sondern auch über alle Fremde. Daher gab Johann von Couras, welcher im J. 1342 von Philipp von Valois mit dieser Würde war bekleidet worden, dem Bruder, Johann Hallidei, einem Schottländer, im J. 1354, Vollmacht, in seinem Nahmen alles, was dem Orden in England und Schottland zustände, sowohl im Geistlichen als Weltlichen zu verwalten, mit der Bedingung, daß er der großen Comthurey zu Boigny jährlich 30 Mark Sterl. in Silber geben sollte.

sollte. Als der König Karl V., mit dem Zunahmen der Weise, im J. 1377 Jacob von Beynes mit der Groß-Meisterschaft bekleidet hatte, gab dieser Groß-Meister dem Bruder Dominicus de Saint Roi die Comthurey Serigon in Ungarn, und machte ihn zu seinem General-Vicarius in diesem ganzen Königreiche, mit der Verbindlichkeit, daß er sich bey den General-Capiteln zu Boigny einfinden, und 4 Mark feines Silber dahin liefern sollte.

Weil aber die Aussätzigen selten waren, und man wenig Personen von diesem Uebel angegriffen sahe, so scheint es, daß diese Hospital-Ritter, welche überdies nicht mehr den vorigen Eifer bezeigten, armen Kranken hülfreiche Hand zu leisten, sondern sich von den beträchtlichen Einkünften ihrer Güter wohl seyn ließen, vornehmlich die in Italien, unnütz geworden wären. Dieses nöthigte den Papst Innocentius VIII. ihren Orden zu unterdrücken, und ihn nebst allen denen Gütern, die ihm zugehörten, mit dem Orden des h. Johann von Jerusalem (nachherigem Maltheser-Orden,) durch eine Bulle von 1490 zu vereinigen. Allein, diese Bulle wurde in Frankreich nicht angenommen, wo es beständig Groß-Meister von dem Orden des h. Lazarus von Jerusalem gegeben hat, welche Ritter annahmen, denen sie die Comthureyen, die ihm gehörten, gaben, und sie sind auch beständig bey diesem Rechte geschützt worden.

Der Papst Leo X. hatte das Hospital zu Capua für das Haupt des Ordens erkannt, weil er, auf Bitte des Kaisers Karl V. dem Orden des h. Lazarus die Hospitäler zu St. Johann in Palermo und zu St. Agatha in Messina, wiedergegeben und sie dem Comthur des Hospitales zu Capua, als dem Ober-Haupte, unterworfen hatte, dem er den Titel eines Groß-Meisters gab; wie solches in der angeführten

Bulle

Bulle des Papstes Pius IV. auch noch bemerkt ist. Es erhellt aus dieser Bulle also, daß Leo X. den Orden des h. Lazarus wieder hergestellt, und Pius IV. ihn in alle seine Rechte wieder hergestellt und ihm neue Privilegien bewilligt habe. Pius V. widerrief durch eine Bulle v. J. 1567, einige von diesen Privilegien, welche sein Vorgänger bewilligt hatte, und schränkte andere ein. Nach Jeannot's von Castillon Tode aber, welcher im J. 1572 zu Vercelli erfolgte, vereinigte Gregor XIII. den Orden des h. Lazarus mit dem Orden des h. Moritz, und bewilligte die Groß-Meisterschaft desselben dem Herzoge von Savoyen, Emanuel Philibert, unter dem Vorwande, daß diese Würde erledigt wäre (*). Indessen war doch Franz Salviati in Frankreich Groß-Meister des Ordens des h. Lazarus. Man kann daher wohl sagen, es habe der Papst diese Vereinigung nur auf eine falsche Vorstellung gemacht. Es setzte sich auch der Groß-Meister Franz Salviati, dawider, daß der Herzog von Savoyen den Titel eines Groß-Meisters des Ordens des h. Lazarus annahm, und protestirte wider die Bulle des Papstes Gregorius XIII. Er ließ ein General-Capitel im J. 1578 zu Boigny halten, und die Ritter in Frankreich behaupteten sich stets in dem Besitze der Comthureyen, welche sie in diesem Königreiche hatten. Nach dem Tode dieses Groß-Meisters, gab der König Heinrich III., die Groß-Meisterschaft Aimar'n von Chattes. Johann von Gayan folgte ihm; und nach seiner freywilligen Niederlegung dieser Würde, die er an Heinrich IV. im J. 1604 abtrat, bekleidete dieser

(*) Ac praeterea cernentes militiam hospitalis S. Lazari hierosolymitani sub regula Sancti Augustini iampridem magistri regimine destitutam; so redet der Papst in der Bulle wegen der Vereinigung dieser beyden Orden.

dieser Herr Philibert von Nerestang damit, welcher auch der erste Groß-Meister des Ordens Unserer lieben Frauen vom Berge Carmel war, mit welchem der Orden des h. Lazarus in Frankreich vereiniget wurde, wovon ich weiter unten sprechen werde.

Diese Folge der Groß-Meister des Ordens des h. Lazarus, in Frankreich, nach der Zeit, da der Papst Innocentius VIII. diesen Orden in Italien im Jahr 1490 unterdrückte, zeigt, daß der *P. Bonanni*, in seinem Catalogo ordinum militarium, welchen er im J. 1712 heraus gab, mit Unrecht saze, es sey nach Unterdrückung dieses Ordens das Andenken desselben in Frankreich nach und nach verdunkelt worden (*), weil er beständig in Frankreich bestanden, wo er nichts von seinem alten Glanze verloren hat, und anstatt daß er sich hätte verdunkeln sollen, hat er sich noch stärker vermehrt.

Diese Ritter thaten vordem feyerliche Gelübde. Es gab sogar Nonnen von diesem Orden, und es ist noch ein Kloster davon in der Schweiz übrig. Der P. *Bonanni* hat die Kleidung eines von diesen Rittern, wie man in Fig. 3964 sieht, vorgestellt; allein, diese Kleidung ist erdichtet, und vermuthlich nur nach einer bloßen Vorstellung in Gedanken gezeichnet worden. Die Lazarus-Ritter haben nicht eher angefangen, das Kreuz mit 8 Spitzen zu tragen, als zu Ende des 15ten oder im Anfange des 16ten Jahrh., und dieses Kreuz ist beständig grün gewesen, zum Unterschiede des Kreuzes der Ritter St. Johannis von Jerusalem, welches weiß ist. Das älteste Denkmahl, welches uns zu erkennen geben kann, wie die wahre Kleidung dieser alten Ritter beschaffen gewesen sey, findet

(*) Sic paulatim eius sodalitii memoria tum apud Gallos, tum apud Italos est obscurata.

findet sich in der Comthurey Gratemont, wo man an dem Fuße eines halberhabenen Bildes des heil. Anton's, welches auf eine Art von Säule gesetzt ist, 5 Ritter des heil. Lazarus auf den Knien, mit Küraſſen bewaffnet, und einen Capellan von eben dem Orden, sieht. Sie haben insgesammt lange Mäntel, und auf demselben ein schlechtes Kreuz, welches bloß an den Enden ein wenig breit ist. Dasjenige, welches sie auf der Brust haben, ist aber doch darin von demselben unterschieden, daß es an dem Fuße etwas länger ist, welcher sich in eine Spitze endigt. Man lieset daselbst, daß Peter Potier, Comthur dieses Ordens, solches Bild habe machen lassen; und weil es etwas Sonderbares hat, so hat solches die Neugierigen vielleicht veranlasset, es stechen zu lassen. Denn der heil. Anton ist mitten in den Flammen, und hat zu seinen Füßen viele Schweine in eben dem Feuer, welche Sprünge in die Luft thun; es hat aber dieser Heilige kein Tau (T) auf seinem Kleide, wie ihn die Mahler gemeiniglich vorstellen, sondern an statt des Tau hat man ihm eine Krone aufgesetzt. Man findet zwey verschiedene Kupfer von diesem Bildnisse; und ein anderes, auf welchem das Grabmahl dieses Bruders, Peter Potier, nebst seiner Grabschrift gestochen ist, aus welcher man ersieht, daß dieses Bildniß in der Mitte des 15ten Jahrh. hat können gemacht seyn, weil dieser Comthur im J. 1450 gestorben ist. In Fig. 3965, sieht man die Kleidung, welche die Ritter im 15ten Jahrh. trugen, so wie sie unter vorerwähntem Bilde des h. Antons vorgestellt ist.

Aller Wahrscheinlichkeit nach, haben die Ritter dieses Ordens nur erst zu Ende des 15ten, oder im Anfange des 16ten Jahrh., nachdem Leo X. den Orden des heil. Lazarus in Italien wieder hergestellt hatte, das Kreuz mit 8 Spitzen angenommen, wie

es

es die Maltheser-Ritter trugen; denn in den Privilegien des Ordens, welche, wie ich oben gesagt habe, im J. 1566 zu Rom gedruckt worden sind, findet sich eine Vignette, auf welcher man viele Ritter sieht, die insgesammt lange Bärte haben, und das Ordens-Kreuz nebst einem Schwerte aus den Händen eines Papstes empfangen (*). Die Ritter haben einen schwarzen Rock mit großen Aermeln, und dem achteckigen Kreuze auf der Brust. Es findet sich auch in der königl. Bibliothek ein Kupfer v. J. 1525, welches die verschiedenen Orden vorstellt, die der Regel des h. Augustin's folgen. Man sieht auf solchem einen Ritter des h. Lazarus, in eben dergleichen Rocke, wie Fig. 3966 darstellt.

Jezt steht der Orden des h. Lazarus in Frankreich seiner Aufhebung bevor, oder ist bereits aufgehoben, weil er seit 1772 von der Geistlichkeit und dem Maltheser-Orden jährlich 146000 Livr. erhält, und die Güter der Geistlichkeit jezt National-Eigenthum sind. Als Ludwig XV. im J. 1772 diesen Lazarus-Orden glänzender machen wollte, und ihn auf Kosten der Geistlichkeit so reich dotirte, errichtete er dabey 12 Comthureyen, jede von 3000 Livr. jährlich, 18 von 2000, 15 von 1500, und 25 von 1000 Livres jährlich, alle für Militair-Personen. Der Bruder des Königs, Monsieur, ist Groß-Meister; und als der im J. 1793 schändlich hingerichtete König Ludwig XVI. noch Herzog von Berry war, bekleidete er ebenfalls diese Stelle.

Ritter-Orden des heil. Moritz und Lazarus in Savoyen. Die meisten Geschichtschreiber, welche von dem Orden des heil. Moritz in Savoyen

(*) Vermuthlich hat man Leo X. dadurch andeuten wollen, welcher diesen Orden wieder hergestellt hat.

geredet haben, schreiben die Stiftung desselben dem Herzoge von Savoyen, Amadeus I., zu, welcher nachher unter dem Nahmen Felix V. Gegenpapst war; und sagen, es habe sich dieser Herr, nachdem er seine Staten seinen Kindern überlassen, mit einigen Herren seines Hofes in die Einsamkeit zu Ripaille begeben, wo er den Orden der Ritter des heil. Moritz gestiftet, und gewollt, ihre Kleidung sollte ein grauer Leib-Rock und eine solche Kappe mit einer Mütze, die Aermel von rothem Camelot, und ein goldener Gürtel nebst einem Mantel seyn, auf welchem ein mit Knöpfen versehenes Kreuz von weißem Taffet war. Allein, es ist gewiß, daß dieser Orden, wie ich bereits oben erwähnt habe, erst im J. 1572 angefangen und den Herzog Emanuel Philibert zum Stifter gehabt hat, und daß ihre Ceremonien-Kleidung heutiges Tages aus einer großen Kutte, oder einem karmesinrothen mit weißem Taffet gefütterten Mantel besteht, worauf von weißem Taffet ein mit Knöpfen versehenes und in den 4 Winkeln mit grünen Binden besetztes Kreuz sich befindet. Wenn der Abt *Giustiniani* die Bulle Gregorius XIII. vom 16 Sept. eb. dess. J. gelesen hätte, so würde er in seiner Geschichte der Ritter-Orden nicht gesagt haben, man sähe nicht, aus was für einem Grunde Barbosa die Stiftung dieses Ordens in das Jahr 1572, unter Emanuel Philibert gesetzt habe, und er hätte sich offenbar geirret, indem er die Vereinigung des Ordens des heil. Lazerus mit dem Orden des heil. Moritz, welche in dem Jahre geschahe, für die Stiftung des Ordens des heil. Moritz selbst angenommen habe. Es ist wahr, daß der Papst Gregorius XIII. durch eine Bulle vom 13ten Nov. 1572, den Orden des heil. Lazarus mit dem Orden des heil. Moritz vereinigt hat; es waren aber nicht mehr, als 2 Monathe, daß der Orden des heil. Moritz von dem Herzoge

Ema-

Emanuel Philibert war gestiftet worden, welchem der Papst die Erlaubniß dazu durch eine andere Bulle v. 16 Sept. eb. dess. J., bewilligt hatte, worin nichts davon gedacht wird, daß schon ein Orden des heil. Moritz in Savoyen gewesen sey. Der Papst meldet darin, es habe keine andere Ursache diesen Herrn angetrieben, diesen Orden zu stiften, als, sich der Ketzerey zu widersetzen, die sich zu der Zeit in viele Provinzen einschlich, und womit die Gränzen von Savoyen, wegen der Nachbarschaft von Genf waren bedrohet worden, wo der Haupt-Sitz der calvinischen Lehre war, von da sie sich in den umliegenden Gegenden ausgebreitet hatte; und in der Bulle dieses Papstes zur Vereinigung des Ordens des heil. Lazarus mit dem Orden des heil. Moritz, v. 13 Nov. eb. dess. J., wiederhohlt er die Stiftung des Ordens des h. Moritz unter der Regel von Citeaux, die vor Kurzem von dem Herzoge Emanuel Philibert geschehen ist, und sagt: er nähme diese Vereinigung nicht anders vor, als nachdem er erwogen hätte, daß es ein großer Vortheil seyn würde, wenn er den alten Orden des heil. Lazarus, welcher keinen Groß-Meister mehr hätte, und von seinem alten Glanze sehr verfallen wäre, mit dem Orden des h. Moritz vereinigte, welcher nur erst anfinge (*).

Man kann diese Bulle nicht lesen, daß man nicht zu gleicher Zeit die Augen auf die Stiftungs-Bulle des Ordens des h. Moritz werfe, weil sie beyde hinter einander in dem römischen Bullario stehen, und folglich Barbosa, Tamburin und viele andere Schriftsteller Recht haben, zu sagen: es sey der Orden des h. Moritz in Savoyen nur erst 1572 durch den Herzog Emanuel Philibert gestiftet

(*) Si hanc veterem (militiam) illi nouae et nunc nascenti adiungeremus.

worden. Die Vereinigung des Ordens des h. Lazarus mit diesem Orden geschah erst nach Jannot's von Castillon Tode, welcher Groß-Meister daselbst war, und zu Vercelli in eben dem 1572sten Jahre starb. Dieser Orden hat seit der Zeit den Nahmen des h. Moritz und Lazarus angenommen.

Diese Ritter thun das Gelübde der Armuth, des Gehorsams, und der ehelichen Keuschheit. Sie folgen der Regel von Citeux, sollen, zur Vertheidigung des römisch-katholischen Glaubens fechten, können sich nur ein Mahl, und zwar mit einer Jungfer, verheurathen; und der Papst Clemens VIII. bewilligte ihnen, im J. 1596, Pfründen oder Jahr-Gelder von Pfründen bis auf 400 Thaler zu besitzen. Der Orden hat viel Comthureyen, und zwey Haupt-Häuser, eins zu Turin, und das andere zu Nizza, worin die Ritter gemeinschaftlich leben. Im J. 1619 verordnete der Herzog Karl Emanuel, es sollte das Ordens-Kreuz weiß und an den Enden geknöpft, mit grünen Bändern in den 4 Winkeln, um den Orden des h. Lazarus dadurch zu bezeichnen, versehen seyn. Siehe Fig. 3967. Da sich aber die Ritter eben nicht viel Mühe gegeben hatten, die Befehle dieses Herrn zu vollstrecken, so ließ die Herzoginn Christina von Frankreich, des Herzogs Victor Amadeus Witwe und Vormünderinn ihres Sohnes, des Herzogs Karl Emanuel II., die Verordnung des Herzogs Karl Emanuel I. vollstrecken, und bestimmte die Größe der Kreuze, verboth auch den Geistlichen und Capellänen des Ordens, solche von weiß emaillirtem Golde auf der Brust zu tragen, wie die Ritter, und verordnete, sie sollten eins von weißer Wolle auf den Mantel genähet führen, die Prälaten des Ordens ausgenommen, welche Gerechtigkeits-Richter seyn sollten, und ihren Adel würden bewiesen haben.

Wenn man diese Ritter aufnimmt, so versprechen sie, dem Könige von Sardinien als Herzoge von Savoyen und seinen Nachfolgern treu zu seyn, das Ordens-Kleid und Kreuz zu tragen, in das Capitel zu kommen, wenn solches gehalten wird, täglich den abgekürzten Psalter, zur Ehre Jesu Christi, der heil. Jungfrau und des h. Moritz und Lazarus, herzusagen, an den Freytagen oder Sonnabenden zu fasten, die eheliche Keuschheit zu beobachten, die Mildthätigkeit und Gast-Freyheit auszuüben, vorzüglich sich, nach ihren alten Statuten, der Aussätzigen anzunehmen, die Satzungen des Ordens zu halten, die zu den Comthureyen gehörigen Güter nicht zu veräussern, und sie nicht auf eine lange Zeit in Pacht zu geben, ohne Einwilligung des Herzogs von Savoyen.

Königlicher Kriegs- und Spital-Ritter-Orden Unserer lieben Frau vom Berge Carmel und des h. Lazarus von Jerusalem. Ich habe oben, wo ich von dem Orden des h. Lazarus redete, auch gesagt, er hätte in Frankreich beständig fortgedauert, ob er gleich von dem Papste Innocentius VIII. im J. 1490 war unterdrückt worden; es hätte nach seiner Wiederherstellung von dem Papste Leo X. in Italien Groß-Meister dieses Ordens gegeben, welche sich Groß-Meister des Ordens des heil. Lazarus durch die ganze Welt genannt, ob sie gleich wahrhafte und rechtmäßige Groß-Meister in Frankreich gefunden hätten, die einander ohne Unterbrechung, von Errichtung des Ordens an, gefolget wären; und es hätte endlich der Papst Gregorius XIII. diesen Orden im J. 1572 mit dem Orden des h. Moritz in Savoyen vereinigt, welcher erst kurz vorher von dem Herzoge Emanuel Philibert war gestiftet worden, ohne daß diese Vereinigung dem Orden des h. Lazarus in Frankreich einigen Nachtheil gebracht hätte,

von welchem der König Heinrich IV. die Groß-Meisterschaft Philiberten von Nerestang ertheilte, welcher auch der erste Groß-Meister des Ordens Unserer lieben Frau vom Berge Carmel war, welchen dieser Herr in seinem Königreiche errichtete. Der P. *Toussaint de Saint-Luc*, sagt, es hätte der König diesen Orden bloß deswegen gestiftet, um den Lazarus-Orden desto blühender zu machen, und ihm die Güter wiedergeben zu lassen, die man ihm genommen hatte, da man den Orden vom Berge Carmel mit dem Orden des h. Lazarus vereinigte. Hermant (*) giebt vor, es hätte Aimar von Chattes, welcher Groß-Meister dieses leztern Ordens war, schon Lust bekommen, ihn wieder in seinen alten Glanz zu setzen; da er aber vom Tode übereilt worden, so wäre ihm Philibert von Nerestang in diesem Vorsatze gefolget, und hätte seine Macht bey Heinrich IV. so glücklich angewandt, daß dieser Monarch die Wiederherstellung dieses Ordens zu Rom gesucht, und von dem Papste auch die Gewährung seines Ansuchens durch eine sehr vortheilhafte Bulle vom J. 1607 erhalten hätte. Weil aber dieser Herr, nach dem Beyspiele des Herzoges von Savoyen, auch einen andern Orden mit dem Orden des h. Lazarus habe vereinigen wollen, um ihm einen neuen Glanz zu geben, so stiftete er den Orden Unserer lieben Frauen vom Berge Carmel. Der P. Bonanni (**) hat vorgegeben, es hätte Aimar von Chattes, da er Groß-Meister des Ordens des heil. Lazarus in Frankreich gewesen wäre, den Vorsatz gefasset, ihn völlig wieder herzustellen, und ihm alle die Güter wiedergeben zu lassen, die ihm wären genommen worden; weil er aber vorher gestorben wäre,

(*) *Hermant*, Histoire des Religions ou Ordres Militaires de l'Eglise. à Rouen 1698, 12.

(**) *Bonanni* Catalog. Ordinum militar. n. 65.

wäre, ehe er diesen Vorsatz hätte ausführen können, so wäre Philibert von Nerestang, welcher ihm in der Groß-Meisterschaft folgte, nach Rom gegangen, wo er von dem Papste Paul V. erhalten hätte, es sollte sein Orden inskünftige der Orden Unserer lieben Frau vom Berge Carmel genennet werden.

Alle diese Schriftsteller aber haben wider die historische Wahrheit geschrieben. Heinrich IV. stiftete den Orden U. L. F. vom Berge Carmel bloß, um ein Merkmahl von seiner Frömmigkeit und Andacht gegen die h. Jungfrau zu geben. Er schrieb an seinen Gesandten nach Rom, um von dem Papste Paul V. die Errichtung dieses Ordens und seine Bestätigung durch apostolische Gewalt zu erhalten, welches ihm dann auch der Papst durch eine Bulle vom 16 Febr. 1607 bewilligte, wodurch er diesem Herrn Macht gab, den Groß-Meister dieses Ordens zu ernennen, welcher so viel Ritter machen könnte, als es ihm gut dünken würde. Er erlaubte diesen Rittern, sich zu verheurathen, und nach dem Tode ihrer ersten Gemahlinnen zur zweyten Vermählung zu schreiten, und auch sogar eine Witwe zu heurathen. Er verband sie, das Gelübde des Gehorsams und der ehelichen Keuschheit zu thun, und ertheilte ihnen die Erlaubniß, Jahr-Gelder von allerley geistlichen Pfründen in Frankreich zu haben, wenn sie gleich verheurathet wären, ja auch sogar die zweyte Frau hätten, nähmlich der Groß-Meister bis auf 1500 Ducaten, und die Ritter bis auf 500 Ducaten, nach der apostolischen Kammer-Rechnung, welche beyde Summen auf 6000 Livr. französ. Geldes geschätzt werden. In dieser Bulle geschieht nun des Ordens des h. Lazarus auf keinerley Weise Erwähnung, und eben so wenig auch in einer andern, welche eben der Papst im Febr. 1608 ertheilte, wodurch er diesen Rittern ihre Verbindlichkeiten vorschrieb; sie sollten

nähmlich vor der Aufnahme in den Orden ihr Glaubens-Bekenntniß ablegen, an dem Tage, da sie das Ordens-Kleid erhalten würden, beichten und das h. Abendmahl nehmen, auf ihren Mänteln ein braunes Kreuz tragen, in dessen Mitte das Bildniß der h. Jungfrau stände, das Gelübde des Gehorsams und der ehelichen Keuschheit thun, die Waffen wider die Feinde der Kirche führen, und, wenn es von dem apostolischen Stuhle und Sr. allerchristlichsten Majestät verlangt würde, alle Tage die Gebete der h. Jungfrau, oder, wie es heißt, ihre Krone hersagen, an den Fest-Tagen und Sonnabends die Messe hören, an den Mittwochen kein Fleisch essen, an dem Fest-Tage U. L. F. vom Berge Carmel, welcher den 19 Jul. gefeyert wird, beichten, und das h. Abendmahl genießen, sich an eben dem Tage versammeln, um dieses Fest zu begehen, und dem Schatz-Meister des Ordens die Gefälle nach dem Verhältnisse der Comthureyen zu bezahlen, die sie besitzen.

Da der König im Julius 1608 diesen neuen Orden U. L. F. vom Berge Carmel mit Einkünften versehen wollte, hob er durch offene Briefe im Apr. 1608, das Amt eines Groß-Meisters des Ordens des h. Lazarus auf, und schlug alle Comthureyen, Priorenen und Pfründen, welche diesem Orden zugehörten, und von dessen Groß-Meister konnten vergeben werden, zu dem Orden U. L. F. vom Berge Carmel. Es war also nicht der neue Orden, welcher mit dem Lazarus-Orden vereiniget wurde, wie viele Schriftsteller gemeldet haben, sondern der Orden des h. Lazarus wurde mit dem Orden U. L. F. vom Berge Carmel vereiniget. Der König ertheilte die Würde eines Groß-Meisters dieses Ordens darauf Philiberten von Nerestang, seinem Kammer-Herrn und General-Oberstwachtmeister bey einem Regimente zu Fuße, welcher vordem Groß-Meister vom Orden des

heil.

h. Lazarus gewesen war. Dieser legte in die Hände des Königs den Eid ab, welcher durch eine Urkunde v. 31 Oct. eb. desselben Jahres sich von neuem erklärte, daß die Comthureyen, Priorcyen und andere Pfründen des Ordens des h. Lazarus, welche in Frankreich und andern unter Sr. Maj. Botmäßigkeit stehenden Landen befindlich wären, dem Groß-Meister, den Rittern und Beamten des Ordens U. L. F. v. B. C. zugehören, und sie dieselben eben so genießen sollten, als wenn sie Ritter vom Orden des h. Lazarus wären; und der König verordnete auch, daß, der Bulle des Papstes Paul V. gemäß, diese Ritter solche Jahr-Gelder genießen sollten, womit er dieselben aus den Bisthümern, Abteyen, oder andern geistlichen Pfründen, die er vergeben könnte, begnadigen würde, wenn sie gleich verheurathet wären. Hierauf ersuchte die Geistlichkeit in Frankreich, für welche der Erz-Bischof zu Bourges, Andreas Fremiot das Wort führte, in der Vorstellung, die sie noch in eben dem Jahre dem Könige that, den König, daß er doch erlauben möchte, daß die Ritter Unserer lieben Frau vom Berge Carmel, welche er Ritter von Mariä Verkündigung nennt, die sich in Heurathen eingelassen hätten, in Welt-Händeln verwickelt wären, und deren zum Degen bestimmter Arm eher mit Blute bedeckt seyn müßte, als von dem Rauche des Weihrauches und der Opfer, die Hände nach den geweiheten Tischen ausstreckten, die Schau-Brode wegnähmen, und die Einkünfte antasteten, welche nur für die Leviten und für diejenigen, welche auf dem Altare opferten, gewidmet wären. Der König antwortete den Prälaten: was die Ritter von Mariä Verkündigung anbeträfe, wovon sie redeten, so hätte er den Orden unter dem Nahmen der Jungfrau Maria vom Berge Carmel, wegen des besondern Vertrauens gestiftet, welches er, nach dem Beyspiele

der

der Herzoge von Bourbon und Vendome, seiner Vorfahren, stets auf die Hülfe und Fürbitte dieser heil. Jungfrau gehabt hätte; er hätte ihm nicht die geistlichen Einkünfte, sondern nur die von den Spitälern und Comthureyen, die ehemahls in seinem Königreiche dem Orden des h. Lazarus zugehört hätten, angewiesen; und wenn die Ritter ausserdem noch einige kleine Jahr-Gelder hätten, so hätte der Papst sie ihnen bewilliget.

Claudius Marquis von Nerestang, Philibert's Sohn, bekam im J. 1611 die Anwartschaft auf die Würde eines Groß-Meisters. Karl Marquis von Nerestang, des Claudius Sohn, besaß sie im J. 1639, nach dem Absterben seines Vaters, vermöge des Bestallungs-Briefes von dem Könige Ludwig XIII. Karl Achilles v. Nerestang, des Claudius zweyter Sohn, wurde im J. 1645 von dem Könige Ludwig XIV. ebenfalls damit versehen. Seine Bestallungs-Briefe gaben ihm den Titel eines Groß-Meisters von dem Orden Unserer lieben Frau vom Berge Carmel und des h. Lazarus von Jerusalem. Er wurde in dieser Würde durch eine Bulle des Papstes Innocentius X. bestätigt, und seit der Zeit nahmen die Groß-Meister und die Ritter den Nahmen der Ritter Unserer lieben Frau vom Berge Carmel und des heil. Lazarus von Jerusalem, Fr. Chevalier de l'Ordre de Nôtre Dame de Mont Carmel et de St. Lazare de Jerusalem, an. Der König bestätigte auch noch die Stiftung dieses Ordens im Apr. 1664, und der Cardinal von Vendome, welcher des Papstes Clemens IX. Legatus a latere in Frankreich war, gab im J. 1668 eine Bulle zur Vereinigung dieser beyden Orden, und bestätigte alle Privilegien, welche dem Orden des h. Lazarus von den Päpsten, Pius IV. und Pius V. waren bewiliget worden. In eben dem Jahre versah der

König

König den Marquis v. Nerestang, Karl Achilles Sohn, mit der Würde eines Groß-Meisters. Er leistete den Eid der Treue deswegen in die Hände des Königs, die ihm das Kreuz dieses Ordens gaben. Er reisete darauf ab, um das Geschwader der Fahrzeuge, welche zur Sicherheit des Handels auf der See bestimmt waren, zu führen. Im J. 1672 erhielt er einen Befehl von dem Könige, welcher die Ritter U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. von Jerus. in alle Gerechtsamen wieder einsetzte, welche ihrem Orden zugehört hatten, und sie etwa möchten verloren haben; welcher die Vereinigung dieser beyden Orden bestätigte, und ihnen die beständige Verwaltung der Siechen-Häuser, Spitäler, Lazarethe und anderer Oerter in dem Königreiche gab, wo die Gast-Freyheit nicht beobachtet wurde, und welcher mit dem Orden U. L. F. v. B. C. die Güter einiger Ritter- und Spital-Orden vereinigte, welche durch dieses Geboth für erloschen und ausgegangen in Frankreich angesehen wurden; vornehmlich waren solches die Orden des h. Geistes von Montpellier, des h. Jacobs mit dem Schwerte, des h. Grabes, der h. Christine von Somport, Unserer lieben Frau, die deutsche genannt, des h. Jacob's von Haut-pas oder von Lucca, und des h. Ludwig's von Boucheraumont. Die Güter und Einkünfte dieser Orden, Siechen-Häuser, Spitäler, Lazarethe, und anderer Oerter, welche mit dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. also vereinigt waren, wurden von dem Könige zu Comthureyen gemacht, und sollten Se. Maj. und die Könige Dero Nachfolger als unumschränkte Ober-Herren dieses Ordens, mit demselben gänzlich und vollkommen zum Besten derjenigen Befehlshaber unter ihren Kriegs-Völkern, die in diesen Orden waren aufgenommen worden, schalten und walten, und ihnen solche Jahr-Gelder auf diese Comthureyen anweisen können, als

sie

sie zu tragen vermöchten und tragen sollten. Se. Maj. wollten auch, daß man von diesen Comthureyen als Steuern und Abgaben die nöthigen Gelder nähme, um zum Unterhalte der Hospitäler bey ihren Kriegs-Heeren und in den Gränz-Plätzen, in welchen die kranken und verwundeten Officiere und Soldaten aufgenommen würden, etwas beyzutragen, indem sie dafür hielten, daß diese Anwendung den Absichten der Stifter gottseliger Häuser izt gemäßer wäre, da es fast keine Aussätzigen mehr in dem Königreiche gäbe; dem ungeachtet aber wollten sie doch, daß diejenigen, die von diesem Uebel angegriffen wären, insgesammt an einem Orte auf Kosten des Ordens, seiner Stiftung gemäß, unterhalten würden. Und damit dieser Befehl vollstrecket, und über alle Rechts-Händel und Streitigkeiten, die wegen der darin enthaltenen Sachen entstehen könnten, erkannt würde, so beschloß der König, eine Kammer anzulegen, die aus den vornehmsten Personen seines Rathes bestehen sollte, in welcher Kammer die Rechts-Händel und Streitigkeiten ohne weitere Beziehung auf einen andern Richter sollten abgeurtheilet werden; und er gab ihr dabey Vollmacht, alle Erklärungen und Aussprüche in die Register zu tragen, Verfügungen zu machen, so wie sie solche für gut befinden würde, und sowohl in Civil- als Criminal-Sachen Richter abzuordnen, wenn es nöthig wäre. Diese Kammer sollte so lange dauern, als es Se. Maj. für nöthig und zum Besten der Sachen des Ordens für dienlich erachten würde, wobey Sie sich vorbehielt, solche, wenn es ihr gut dünkte, zu widerrufen und aufzuheben.

Damit der Groß-Meister Nerestang die Vollstreckung dieses Befehles befördern möchte, berief er ein General-Capitel nach Boigny, welches er auf d. 19 Febr. 1673 ansetzte. Ehe solches aber gehalten

ten wurde, legte er seine Würde eines Groß-Meisters freywillig in die Hände des Königs nieder. Da die Ritter davon Nachricht erhielten, kamen sie d. 27 Jan. 1673 zu ihrem General-Capitel zusammen, und überreichten dem Könige eine Bitt-Schrift, in welcher sie den König ersuchten, er möchte doch die Würde eines Groß-Meisters ihres Ordens mit ihrer Krone zu vereinigen und genehm zu halten geruhen, daß sie den Marquis v. Louvois postulirt hätten, dem Orden als General-Vicarius vorzustehen. Der König erklärte sich, er könnte izt die Groß-Meisterschaft des Ordens nicht mit seiner Krone vereinigen; er hielte aber die Wahl genehm, die sie in ihrem Capitel getroffen, da sie den Marquis v. Louvois postulirt hätten, um die Sachen des Ordens unter seiner Gewalt zu besorgen. Se. Maj. ließen auch die Bestallungs-Briefe für den Marquis v. Louvois als General-Vicarius, d. 4 Febr. 1673 ausfertigen. Er wurde in dem Capitel des Ordens dafür angenommen, und in dem General-Capitel, welches man d. 19 Febr. zu Boigny hielt, bestätigt. Man suchte an dem römischen Hofe die Bestätigungs-Bullen. Der Doctor der Sorbonne Coquelin wurde dahin geschickt, um solche anzuhalten; es war aber vergebens, denn der Papst Clemens X. wollte sie ihm nicht bewilligen. Dieses verhinderte den Marquis v. Louvois aber nicht, daß er nicht stets dem Orden vorstand, und die Ritter aufnahm.

Der Befehl v. J. 1672 wurde, ungeachtet der Widersetzungen des Generals der Spital-Chorherren vom Orden des heil. Geistes von Montpellier, Ludwig Nicolas Parnajon, und der vermeinten Ritter eben desselben Ordens, bey dem großen Rathe d. 20 Febr. 1673 in die Register getragen. Der König, welcher, diesem Befehle gemäß, eine königliche Kammer in dem Zeug-Hause zu Paris d. 8 Jan. eb.

deſſ. J. errichtet hatte, verordnete durch einen offenen Brief v. 22 Febr., es ſollte dieſer Befehl daſelbſt auch eingeſchrieben werden, welches d. 25 deſſ. Mon. geſchahe. Dieſe Kammer beſtand aus einem ordentlichen Stats-Rathe, 8 Räthen bey dem großen Rathe, und einem General-Procurator. Se. Maj. erklärten ſich durch ihre Urkunden v. 24 März 1674, ſie hätten bey Verwaltung der Spitäler und gottſeliger Stiftungen, welche Sie dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz., durch den Befehl von 1672 zugeſtanden hätten, auch die Spitäler mit begriffen wiſſen wollen, welche zur Aufnahme der Pilgrimme und armer Wanderer geſtiftet worden ſeyn; und durch einen andern Befehl vom Apr. 1675 erklärten Sie ſich, es ſollte Ihrem Befehle von 1672, und Ihrer Erklärung von 1674 gemäß, der Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. v. Jeruſ. in den Beſitz und die Verwaltung aller Hoſpitäler, Siechen-Häuſer, Comthureyen und anderer gottſeliger Stiftungen, welche ihm wären bewilliget worden, und ſogar auch derjenigen geſetzt werden, welche vordem von Sr. Maj. oder andern, einigen geiſtlichen oder weltlichen Gemeinſchaften, regulirten oder unregulirten, bey ihrer Stiftung, erſten Errichtung oder Ausſtattung, von was für Beſchaffenheit und Orden ſie auch ſeyn möchten, wären zugeſtanden und bewilliget worden; dabey aber wollten Sie dennoch, daß die Spitäler, Siechen-Häuſer, Comthureyen, und andere gottſelige Oerter, welche von regulirten und unregulirten Geſellſchaften wirklich beſeſſen würden, und ihnen bey ihrer Stiftung und Dotirung wären überlaſſen und zugeeignet worden, damit ſie zu ihrer erſten Errichtung dienen ſollten, noch ferner, wie zuvor, ihre Gebäude, Kirchen, Capellen, regulirten Oerter, andere Wohnungen, Gärten und Einſchließungen dazu gerechnet, genießen ſollten, wenn beſagte Gebäude

und

und Umzäunungen zu den alten Gebäuden dieser alten Hospitäler, Siechen-Häuser ꝛc. gehört hätten; von allen andern Grundstücken und Einkünften insgesammt aber, welche diese Gemeinschaften seit ihrer Errichtung erworben hätten, und von allen Gütern, Einnahmen und Einkünften, die zu besagten Hospitälern, Siechen-Häusern, Comthureyen und andern gottseeligen Oertern gehörten, sollten, zum Besten der besagten Gemeinschaften die Hälfte von diesen Gütern und Einkünften abgezogen werden, die ordentlichen Abgaben zum voraus abgerechnet, wenn nur besagte Einkünfte sich nicht über 2000 Livr. am Werthe beliefen; und im Falle daß diese Einkünfte gedachte Summe überstiegen, so sollte nur ein Drittel für diese Gemeinschaften zu ihrem Unterhalte abgezogen werden; und was die Gast-Freyheit anbeträfe, so wollten Se. Maj., daß solche hinführo von dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. von Jerus. ausgeübet werden sollte.

Vermittelst dieser Befehle und Declaration wurde eine Menge Spitäler, Siechen-Häuser und gottseeliger Stiftungen mit dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. vereiniget, woraus man 5 große Priorеyen und 145 Comthureyen machte. Der König errichtete, durch seine Urkunden v. 28 Dec. 1680, diese 5 große Priorеyen, und machte noch neue Verordnungen, auf was für Art und Weise man sowohl zu alten als neuen Comthureyen gelangen könnte. Die 5 großen Priorеyen, welche errichtet wurden, waren: die normanische, deren Sitz auf dem Krankenberge bey Rouen war; die bretagnische, deren Haupt-Ort zu Auray war, und welche noch die Comthurey zu Blois zugleich mit hatte; die burgundische, deren Sitz zu Dijon war; die flandrische, deren Haupt-Ort zu Ryssel war; und die fünfte war die languedokische. Man setzte auch in dem Zeug-

Hause einen Ordens-Rath an, welcher aus dem General-Vicarius, dem General-Procurator, dem Groß-Ceremonienmeister, dem Schatz-Meister, dem Secretair und 5 Räthen des Ordens, bestand.

Nach dem Tode des Marquis v. Louvois aber, welcher sich d. 16 Jul. 1691 eräugnete, bekamen die Sachen dieses Ordens eine andere Gestalt. Einige Orden, welche für ausgegangen oder aufgehoben waren erkläret, und deren Güter mit dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. durch den Befehl v. J. 1672 waren vereinigt worden, thaten dem Könige Vorstellung; und Se. Maj. ernannten Commissarien, diesen Befehl zu untersuchen. Nachdem nun die Commissarien die Parteyen abgehört, und dem Könige davon Bericht erstattet hatten, widerriefen Se. Maj. durch einen andern Befehl v. März 1693, den Befehl von 1672, und sonderten von dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. diejenigen Häuser, Gerechtsamen, Einkünfte und Güter wieder ab, welche vor dem ersten Befehle von dem Orden des heil. Geistes von Montpellier, des heil. Jacobs mit dem Schwerte, des heil. Jacob's von Lucca, des heil. Grabes, der heil. Christina von Somport, Unserer lieben Frau, die deutsche genannt, des heil. Ludwig von Boucheraumont, und andern geist- und weltlichen Spital- und Ritter-Orden waren besessen worden; wie auch die Siechen-Höfe und Kranken-Häuser, die Spitäler, Lazarethe, Almosen-Häuser, Brüderschaften, Capellen, und andere gottseligen Oerter des Königreiches, ja auch diejenigen, die für die Pilgrimme und Arme bestimmt waren, welche durch den Befehl von 1672 und die darauf erfolgte Declaration, mit dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. waren vereinigt worden, es mochten nun diese Hospitäler oder gottseligen Oerter als Pfründen besessen oder bloß verwaltet werden, und obgleich die Gast-

Frey-

Freyheit darin nicht beobachtet würde. Se. Maj. wollten, es sollten die Güter und Einkünfte, welche die Orden des heil. Geistes von Montpellier, und die andern, vor diesem Befehle von 1672 besessen hätten, ihnen wiedergegeben werden, und erhielten die Ritter U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. in dem Besitze der Comthureyen, Priorеyen, Spitäler, und anderer Oerter, die ihnen vor diesem Befehle zugehörten.

Im Dec. eb. dess. J. ernnante der König den Marquis von Dangeau zum Groß-Meister dieses Ordens, welcher ihm d. 18 Dec. 1695 den Eid der Treue deswegen ablegte. Am 19 Jan. 1696 erhob er sich in die Kirche der Carmeliter, wo er auf dem heiligen Evangelien-Buche schwur, daß er die Statuten dieses Ordens beobachten, und sie auch von den Rittern beobachten lassen wollte. Darauf leisteten ihm die alten Ritter Gehorsam, und nach der Messe machte er 35 neue, denen er den Degen, das Kreuz und das Buch mit den Ordens-Regeln gab.

Bisher hatten die Ritter noch keine Ceremonien-Kleidung gehabt, sondern trugen bloß in dem Knopf-Loche ihrer Weste, wie sie es noch izt thun, ein goldenes Kreuz mit 8 Spitzen, welches auf der einen Seite mit dem Bilde der h. Jungfrau in der Mitte amarantfarbig, und auf der andern Seite grün angelaufen ist, ebenfalls mit dem Bildnisse des heil. Lazarus in der Mitte. Die 4 Winkel des Kreuzes sind mit goldenen Lilien, und die Spitzen mit goldenen Knöpfchen geziert (*); sie trugen solches an einem, 3 Finger breiten, gewässerten, amarantfarbigen Bande (**); und die dienenden Brüder trugen, wie

(*) Die Abbildung dieses Kreuzes steht auf der Kupfertafel, Fig. 3973, welche den Herold vorstellt.

(**) In dem Reglement v. 15 Jun. 1757, Art. X. heißt es: Les Chevaliers porteront au col la Croix des dits Ordres attachée à un ruban de couleur amarante.

sie noch thun, nur eine Medaille, die eben so angelaufen war, an einer Kette ohne Band. In dem zu Versailles d. 19 Apr. 1774 gehaltenen Capitel aber verordnete zwar der neue Groß-Meister, der kön. Prinz, Graf von Provence, mit Bewilligung des Königs und mit Einstimmung des ganzen Ordens, die Ritter sollten künftig ein auf ihren Kleidern, und bey Ceremonien auf ihren Mänteln genähetes grünes Kreuz mit 8 Spitzen beständig tragen; es scheint aber, daß auch hierin wieder eine Aenderung getroffen worden ist, denn die Ritter tragen dermahlen das Kreuz weder in dem Knopf-Loche der Weste, noch auf dem Kleide geheftet, sondern an einem grünen Bande um den Hals auf der Brust herunterhangend (en sautoir).

Unter der Regierung Ludwig's XIV. verordnete der Marquis v. Dangeau, als damahliger Groß-Meister, besondere Ceremonien-Kleider, welche nach dem Range der Ritter unterschieden sind. Diese Ceremonien-Kleidung ist zwar nicht von dem Könige bestätigt worden, und in der Folge auch wieder ausser Gebrauch gekommen; da aber die Ritter solche fast 20 Jahr lang öffentlich bey Ceremonien getragen haben, und auch vor dem Könige in dieser Kleidung erschienen sind, so scheint er doch solche damahls stillschweigend bewilliget zu haben. Des Groß-Meisters Ceremonien-Kleidung, Fig. 3968, bestand in einer Dalmatica von silbernem Stücke, über welche er einen langen Mantel von amarantfarbigem Sammet nimmt, der mit goldenen Lilien, Nahmens-Zügen und Sieges-Zeichen, die ebenfalls mit Gold und Silber gestickt sind, besäet ist; die Nahmens-Züge stellen den Nahmen Maria zwischen zwey Kronen vor. Die Kleidung der Ritter, Fig. 3969, bestand aus einer Dalmatica von weißem Satine, auf welcher sich ein Kreuz von der Höhe und Breite der Dalmatica befindet, welches grün und braun getheilt ist; und darüber

über hatten sie einen langen Mantel von amarantfarbigem Sammet, auf dessen linker Seite ein kastanienbraunes Kreuz gestickt ist, in dessen Mitte das Bildniß der heil. Jungfrau steht. Die geistlichen Ritter oder Capelläne, Fig. 3970, hatten ein leinenes Kleid (Rochetto) über ihrem langen Unter-Rocke, und über dem leinenen Kleide einen kurzen Mantel (Camail), der nur bis an die Elbogen geht, von amarantfarbigem Sammet, mit dem auf der linken Seite gestickten Kreuze. Der Mantel der dienenden Brüder, Fig. 3971, war nur von Tuch, und sie hatten bloß ihre Medaille auf der linken Seite gestickt. Die Novicen, Fig. 3972, hatten bloß einen kleinen Mantel von grünem Satine, woran eine Art von Kapuze geheftet war. Der Herold, Fig. 3973 hatte eine Dalmatica von amarantfarbigem Sammet, welche vorn einen mit Silber gestickten Schild hat, worin das Wapen des Ordens steht, welches ein mit Braun und Grün gespaltenes Kreuz im silbernen Felde ist, und auf dem Schilde ruhet eine Herzogs-Krone. Sie tragen insgesammt, die geistlichen Ritter ausgenommen, welche eine viereckige Mütze haben, ein Barret von schwarzem Sammet, mit schwarzen Federn und einem kleinen weißen Reiher-Busche. Der Thürhüter des Ordens, Fig. 3974, hat nur ein violettes Wamms, und trägt eine vergoldete Keule. Sie versammelten sich gemeiniglich bey den Carmelitern aux Billettes; sie begiengen aber das Fest U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. in der Kirche zu St. Germain des Prez, wo sie sich insgesammt im Ceremonien-Kleide einfanden.

Wer in den Orden aufgenommen werden will, muß seine drey Ahnen, sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite, beweisen. Der Groß-Meister kann indessen doch denjenigen, welche dem State oder dem Orden ansehnliche Dienste geleistet haben,

von der Schärfe dieser Ahnen-Probe etwas nachlassen, und dergleichen Candidaten zu Gnaden-Rittern aufnehmen. Die Geistlichen, welche ihren Adel beweisen, haben den Rang unter den Recht-sprechenden Rittern. Ausserdem hat der Orden noch Capelläne und dienende Brüder, die nicht von Adel sind. Die Devise des Ordens ist: Dieu et mon Roi! Die Ritter, sowohl geistliche, als weltliche, zahlen für ihren Eintritt in den Orden 1000 Livres, und die Capelläne und dienenden Brüder 500.

Bey ihrer Aufnahme und Angelobung, geht nach dem neuen Ceremoniale, welches 1703 gedruckt worden ist, Folgendes vor. Wenn die Messe geendigt ist, und der Groß-Meister, oder wer ihn vorstellt, sich in einen Arm-Stuhl gesetzt hat, segnet der Meß-Priester, welcher mit einer Kappe bekleidet ist, den Degen und das Kreuz ein, worauf der Neuangehende, welcher unter diesem Einsegnen auf den Knien gelegen hat, aufsteht, und sich vor den Groß-Meister stellt, der ihn fragt: was verlanget ihr? Der Neuangehende antwortet; ich ersuche Eure Gnaden demüthigst, mir den Orden der Ritterschaft Unserer lieben Frau vom Berge Carmel und des heil. Lazarus von Jerusalem zu ertheilen. Der Groß-Meister sagt zu ihm: „Ihr bittet mich um eine Gnade, die nur „denjenigen darf zugestanden werden, welche sowohl ihre „Verdienste als ihr Adel derselben würdig machen, und „welche geneigt sind, Werke der Barmherzigkeit gegen die „Armen Jesu Christi auszuüben, und ihr Blut für die „christliche Religion und den Dienst des Königes zu ver„gießen. Wir haben aus gewissen Proben erfahren, daß „die nöthigen Eigenschaften und Gesinnungen zu der Gna„de, die ihr verlanget, bey euch vorhanden sind, welches „uns denn bewogen hat, sie euch zu zugestehen. Seyd „ihr gesonnen, euch eures Degens zur Vertheidigung der „Kirche, zum Dienste des Königes, zur Ehre des Ordens „und zur Beschützung der Elenden zu bedienen?“ Der Neuangehende antwortet darauf: ja, Eure Gnaden, mit der Hülfe Gottes. Darauf sagt der Groß-Meister zu ihm: Ich will euch also in den königlichen Ritter- und Spital-Orden Unserer lieben Frau vom Berge

Car-

Carmel und des heil. Lazarus von Jerusalem aufnehmen, im Nahmen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Bey Aussprechung dieser Worte macht er das Zeichen des Kreuzes über den Neuangehenden. Er steht von seinem Arm-Stuhle auf, zieht seinen Degen aus der Scheide, und giebt ihm damit zwey Schläge, einen auf die rechte und den andern auf die linke Schulter, und sagt: Ich schlage euch zum Ritter Unserer lieben Frau vom Berge Carmel und des heil. Lazarus von Jerusalem.

Der neue Ritter setzt sich nach diesem auf das Knie vor dem Groß-Meister nieder, und empfängt von ihm den Degen, wobey er dem Groß-Meister die Hand küßt, welcher zu ihm sagt! „Bedienet euch eures Degens nach „dem Geiste der Religion, und nicht nach den Regungen „eurer Leidenschaften; und erinnert euch, daß ihr solchen „niemahls wider jemand ungerechter Weise ziehen sollet. „Ritter! seyd hinführo wachsam bey dem Dienste Gottes „und der Religion, euern Obern unterthänig, ihren Be„fehlen gehorsam, und bey ihren Bestrafungen geduldig. „Wisset, daß die Gesetze des Ordens, in welchen ihr ge„treten seyd, euch zur Ausübung aller christlichen Tugen„den verbinden, und euch anhalten, sie auf einen höhern „Grad zu bringen, als andere Christen.“

Der Groß-Meister sagt auch noch zu dem neuen Ritter, wenn er ihm das Kreuz giebt: Ich gebe euch das „Kreuz unsers Ordens; ihr werdet es euer Lebenlang im „Nahmen der heil. Dreyeinigkeit, Gottes des Vaters, des „Sohnes und des heiligen Geistes, tragen. Es soll euch „des Leidens unsers Heilandes erinnern; und es verpflich„tet euch zur Beobachtung der heiligen Regeln und Ver„ordnungen der Religion. Es ist mit Lilien geschmückt, „um euch die Treue zu lehren, die ihr in dem Dienste des „Königes beobachten sollet, dessen Gottesfurcht und Eifer „unserm Orden Beystand und Ruhm verschaffet haben.“ Er giebt ihm darauf ein Buch mit den Gebeten und Satzungen des Ordens, und sagt zu ihm: „Ich gebe euch „auch das Buch mit den Gebeten und Satzungen unsers „Ordens; ihr werdet daraus lernen, was für Pflichten „ihr auszuüben habet.“

Nach diesen Ceremonien legt der neue Ritter die Hände auf das Evangelien-Buch, welches der Groß-Meister

hält, und sagt sein Gelübde in folgenden Worten laut her: „Ich N. verspreche und gelobe Gott dem Allmächt„igen, der glorreichen Jungfrau Maria, Mutter Gottes, „dem heil. Lazarus und dem Herrn Groß-Meister, daß „ich all mein Lebenlang die heiligen Gebothe Gottes und „der heiligen katholischen, apostolischen und römischen „Kirche, beobachten, mit einem großen Eifer zur Vertheid„igung des Glaubens, wenn es mir von meinen Obern „wird befohlen werden, dienen, die Mildthätigkeit und „Werke der Barmherzigkeit gegen Arme, und besonders „gegen Aussätzige, nach meinem Vermögen ausüben, ge„gen den König eine unverbrüchliche Treue behalten, dem „Herrn Groß-Meister einen vollkommenen Gehorsam lei„sten, mein ganzes Leben lang eine freye und eheliche „Keuschheit beobachten will. So wahr mir der allgütige, „große und allmächtige Gott helfe, und das heilige Evan„gelium, das ich berühre!“ Wenn man einen Fremden aufnimmt, der kein Unterthan des Königes ist, so sagt ein solcher nur: „er wolle gegen den Herrn Groß-Meister „eine unverbrüchliche Treue beobachten, und ihm einen „vollkommenen Gehorsam leisten,“ ꝛc. ꝛc.

Wenn der Neuangehende dieses Gelübde ausgesprochen hat, sagt der Groß-Meister zu ihm: „Kommet „nunmehr heran, daß ich euch umarme, und für unsern „Bruder und einen Ritter unsers Ordens, und als einen „solchen für einen getreuen Diener des Königes, für einen „Beschützer der Armen, und unsern Verordnungen gehor„samen und unterthänigen Mann erkenne. Danket Gott „für die Gnade, die er euch erwiesen hat, und un„terschreibet euer Bekenntniß und Gelübde!“ Wenn er ein Fremder ist, läßt man die Worte: getreuen Diener des Königes, weg.

Ob man gleich die Wapen der meisten dieser Ritter mit einer Ordens-Kette umgeben sieht, so tragen sie dergleichen bey den Ceremonien doch nicht. Diese Ordens-Kette ist von Gold, und besteht aus Nahmens-Zügen, welche den Nahmen der heil. Jungfrau durch die beyden in einander geflochtenen Buchstaben M A, andeuten; zwischen diesen Nahmens-Zügen sind drey große Perlen, und zu Ende der

Kette

Kette hängt das Kreuz, so wie ich solches beschrieben habe.

P. a. *S Andrea* Hist. general. Fratrum Discalceatorum Ord. B. V. de Monte Carmelo.

Mémoires en forme d'Abregé historique de l'institution, Progrès et Privileges de l'Ordre Royal des Chevaliers Hospitaliers de Nôtre Dame du Mont Carmel et de St. Lazare de Jerusalem, par *Toussaint de St. Luc.*

Eb. Dess. Office à l'usage des Chevaliers de l'Ordre de Nôtre Dame du Mont Carmel, et de St. Lazare de Jerusalem, avec leurs Regles et Statuts, donnés par les Papes Pie V. et Paul V. Ceremonial de la reception et Profession des mêmes Chevaliers. à Par. 24.

L'Ordre Militaire des Chevaliers de Nôtre Dame sous le titre du Mont Carmel et de St. Lazare. à Par. 1664. 8.

Lazen-Küste, siehe Trapezunt.

Lazerole, eine Art Weiß- oder Hage-Dornes, welcher in Italien und Tyrol wächst; Crataegus Azarolus *Linn.*; Ital. Lazerola; Fr. Lazarole, woher auch der deutsche Nahme entlehnt ist. Siehe unter Weiß-Dorn.

Lazerolen-Birn, s. im V Th. S. 434, f.

Lazi, ein Volk in Colchis, einem berühmten Lande in Asia. Sie bewohnten die Küste am Pontus. In den mittlern Zeiten wurde ganz Colchis von ihnen Lazica genannt, wie Geogr. Ravenn. II, 12. angiebt.

Lazko-Brunnen, in Böhmen; siehe Ladislai-Brunnen, im LVIII Th. S. 673.

Lazuli, Lapis Lazuli, Lazur; siehe Lasur, im LXV Th., S. 221, fgg.

Lazzaroni, siehe *Lazaroni*, oben, S. 608.

Lazzaruoli, eine Art sehr schmackhafter Mispeln, die aus Italien, Tyrol ꝛc. kommen. Siehe Mispel.

Lé, siehe Breite, im VI Th. S. 585.

Lea, Laban's in Padam Aram oder Mesopotamien älteste Tochter, welche anfangs dem Erz-Vater Jacob, betrieglicher Weise als Frau von ihrem Vater zugeführt, nachher aber von ihm wirklich zur Ehe

genommen wurde; 1 Mos. 29, 16. 17. Sie gebahr dem Jacob sechs Söhne und eine Tochter; 1 Mos. 29, 32, und wurde endlich in das Erb-Begräbniß Abraham's, in die Höhle Makpela begraben; 1 Mos. 49, 31.

Lea, diese erste Frau des Jacob, um welche er bey dem Laban nicht gedient hatte, die ihm aber doch, statt der schönen Rahel, aus Betrug beygelegt, und zur Belohnung seiner siebenjährigen Dienste gegeben wurde, wird in der lateinischen Bibel als ein triefäugiges Frauenzimmer, mit den Worten: Lia erat lippis oculis, (Lea hatte triefende Augen, welches Luther durch: Lea hatte ein blödes Gesicht, übersetzt hat,) beschrieben. Der gelehrte Jesuit und Schrift-Ausleger *Cornelius a Lapide* behauptet: sie habe sehr empfindliche und schwache Augen gehabt; der Chaldäer hingegen übersetzt die empfindlichen und schwachen Augen der Lea auf eine sehr widersinnige Art, wenn er sie für schöne Augen ausgiebt. Er will mit seiner Erklärung zu verstehen geben: Lea wäre bloß in Betrachtung ihrer Augen, Rahel aber in ihrem ganzen Angesichte schön gewesen. Die LXX Dolmetscher setzen, daß sie blöde vom Gesicht gewesen sey (*). Onkelos und die arabische Uebersetzung sagen, daß sie schöne Augen gehabt habe. *Aquila* und *Symmachus* sind der Meinung: Lea habe empfindliche Augen gehabt, d. i. solche, die kein lebhaftes Licht vertragen konnten, sondern einen Schmerz davon empfanden.

Diejenigen, welche behaupten, daß Lea lange, gezerrte und folglich häßliche Augen gehabt habe, verfälschen die eigentlichen Worte gar sehr, indem sie ein Aleph hinzuthun, und an statt rakkot, welches

(*) Οἱ ὀφθαλμοὶ Λείας ἀσθενεῖς.

ches eigentlich zarte, empfindliche, unleidlich schwach oder kränklich bedeutet, aruchor, welches länglich heißt, lesen. In gleichen Irrthum verfallen auch diejenigen, welche die Lea für kurzsichtig halten; wie auch diejenigen, welche glauben, Lea habe geschielt. Von lezterer Meinung scheint der Ausdruck, mit welchem der Pöbel diejenigen Frauenzimmer, welche diesen Augen-Fehler haben, auf das schimpflichste zu belegen, und sie schielende Leen zu nennen pflegt, seinen Ursprung erhalten zu haben.

Die Auslegungen und Meinungen, welche ich izt von dem Augen-Fehler der Lea angeführt habe, sind dem wahren Sinne der h. Schrift offenbar entgegen. Diejenigen scheinen die Sache weit besser eingesehen zu haben, welche sagen: Lea sey nichts weniger als triefäugig gewesen, sondern ihre Augen-Krankheit habe bloß in einer Schwäche und großen Empfindlichkeit ihrer Augen bestanden, und eben dieser wäre auch die Schuld beyzumessen, daß ihre allzu flüchtigen, beweglichen und schlüpfrigen Augen wegen der Erschlaffung der Augen-Häute sowohl, als der Schwachheit ihrer Sehe-Nerven, und von dem beständigen Zuflusse der Feuchtigkeit nach den Aug-Aepfeln, thränend geworden wären, so, daß sie dieserwegen nicht lange lebhafte und viele Licht-Strahlen ertragen konnten, und daß, wegen dieses starken Zuflusses der Feuchtigkeit, ihre Augäpfel in den Höhlen gleichsam wie im Wasser zu schwimmen geschienen hätten.

Meines Erachtens hatte Lea weder triefende noch thränende, sondern nur trübe Augen; diese Trübigkeit entstand vielleicht von den allzu dicken Feuchtigkeiten ihrer Augen, die auch an der Blödigkeit, welche sie hatte, Schuld war. Luther's deutsche Ueberseßung: „Lea hatte ein blödes Gesicht," stimmt sowohl mit dem eigentlichen Sinne der Worte im Grund-

Grund-Texte, als auch mit der Auslegung der Kirchen-Väter genau überein.

C. T. E. Reinhards Bibelkrankheiten, 1 Th. (Frf. u. L. 1767, 8.) S. 61, fgg.

Leadhills, ein Dorf in Süd-Schottland, hat zwar ein schlechtes Ansehen, aber 1500 Einwohner, die bloß von den Bley-Gruben ihren Unterhalt haben. Diese Gegend ist ganz unfruchtbar, und hat ein trauriges Ansehen. Nirgends erblickt man Bäume oder grüne Wiesen. Die Gruben werden von mehr als 500 Bergleuten bearbeitet, und liefern seit 200 Jahren eine unglaubliche Menge Bley. Der Ort, wo das Erz gewonnen wird, hält etwa 1 Quadrat-Meile, und besteht aus einer Fläche zwischen Bergen. Die Bley-Adern laufen gegen Norden und Süden in veränderlicher Tiefe, 2 bis 4 Fuß dick. Man hat reichhaltige nur 2 Klafter unter der Damm-Erde, andere aber auf 90 Klafter tief gefunden. Man rechnet im Durchschnitt, daß 112 Pfund Erz 70 Pfund Bley geben. Es ist wenig silberhaltig. Man findet folgende Arten: das gewöhnliche schuppichte Bley, insgemein Töpfer-Bley (Potters-lead) genannt; das kleine oder fahlkörnige Erz, und das seltene blätterichte und faserige weiße Erz (*), welches in den Naturalien-Sammlungen sehr geschätzt wird. Das lezte giebt 58 bis 68 Pfund Bley aus dem Centner Erz; allein die Bearbeitung desselben ist der Gesundheit der Arbeiter weit schädlicher, als des gewöhnlichen. Das Erz wird bey einem Feuer von Heide, welches durch große Blasebälge unterhalten wird, geschmolzen, und durch Kalk in Fluß gebracht. Man schafft hernach das Bley auf Karren nach der Stadt Leith, und von da wird es zollfrey ausgeführt.

Leal,

(*) Cronsted §. 186. weißer Bley-Spath.

Leal, esthnisch Libhola oder Liisbeti Kirrik, ein Flecken im hapsalischen Kreise in der revalischen Statthalterschaft, im asiatischen Theile des russischen Reiches; nach Anleitung der neuern Karten, ungefähr unter 58 Grad 41 Min. der nördlichen Breite, und unter 41 Gr. 21 Min. der Länge, und zwar auf einer Ebene, doch fast am Fuße zweyer Anhöhen, auf deren einer die Ueberreste des ehemahligen bischöflichen Schlosses, ingleichem der Hof Leal nebst seinen Wirthschafts-Gebäuden, stehen. Der Abstand von Reval wird auf 107 Werst geschätzt, doch beträgt er in gerader Linie weit weniger, so wie bis nach Hapsal, etwa 40 bis 50 Werst. Rings umher und selbst mitten im Flecken, sieht man lauter Korn-Felder, an welche hinten Heu-Schläge anstoßen; nur eine kleine Strecke besteht aus Weide-Plätzen. Weder ein Bach noch ein Land-See befindet sich in der Nähe; doch ist 3 Werst von Leal ein großer Ostsee-Busen.

Der Ort, durch welchen die große Straße von Reval nach Oesel mitten hindurch geht, besteht aus einer einzigen Gasse. Er scheint niemahls bedeutend gewesen, aber allmählich neben dem bischöflichen Schlosse, und unter dessen Schutze entstanden zu seyn. Er gehörte den Bischöfen, so lange deren Herrschaft währte; übrigens hat er mit der Wiek immer gleiche Schicksale erfahren, aber neulich durch 3 Feuers-Brünste, zwischen den Jahren 1765 und 1779 sehr gelitten. Bisher stand er in kleinern Angelegenheiten unter dem Besitzer des Gutes Leal; in wichtigern wandte er sich an das vormahlige revalische General-Gouvernement. Um das J. 1785 verordnete die Statthalterschafts-Regierung, auf Veranlassung einer Senats-Ukase, dort einen Gerichts-Vogt, der sich selbst zwey Beysitzer wählte; und nennt dieses Gericht ein ad interim bestelltes Vogtey-Gericht.

Hier-

Hierdurch verlor der Guts-Besitzer seine bisherige Gerichtbarkeit. Doch damit ist der unruhige Theil von den Bürgern noch nicht zufrieden; derselbe hat schon seit mehrern Jahren mit jenem einen kostbaren und verderblichen Proceß geführt über Besitzungen, Gerechtsamen, vermeinte Unterdrückungen, u. dgl. Die Bürger forderten nicht bloß eigene Gerichtbarkeit, Stadt-Gerechtigkeit, u. s. w. sondern sogar das ganze Gut Leal mit allen seinen entfernten Dörfern, und konnten doch keine Forderung durch Documente beweisen, dahingegen der Guts-Besitzer sein Recht durch Kauf-Briefe, Donations- und Senats-Ukasen darthut. Dem Vater des jezigen Besitzers wurde das reducirt gewesene Gut theils restituirt, theils donirt, weil seine Gemahlinn aus der Familie der Grafen Thott herstammte, die es durch die große Reduction verloren, aber bey demselben zugleich den Flecken als ein Apperttnenz besessen hatten. Hierauf gründet der jezige Besitzer sein Recht, obgleich von dem Flecken in der ihm ertheilten Restitutions- und Donations-Ukase nichts erwähnt wird.

Jezt besteht der Ort aus 27 bewohnten Häusern, darunter einige ganz artig von Stein erbauet, andere aber nur elende hölzerne Hütten sind. Etliche Plätze liegen seit den lezten Feuersbrünsten noch wüst. Da in der Mitte sowohl, als an beyden Enden, sich Korn-Felder und Pastorats-Bauern befinden, so sind die Häuser sehr zertheilt. Von diesen stehen 5 auf sogenannten Erb-Plätzen; die übrigen sämmtlich auf Kirchen-Grund, und sollen dafür jährlich 65 Kopek Grund-Zins an die Kirche bezahlen.

Eine von Stein erbauete Kirche ist hier befindlich, und wird von einem Pastor bedient. Auch hat das Collegium der allgemeinen Fürsorge neulich eine Schule für die Bürger-Kinder gestiftet, und dem Schulmeister 50 Rubel Gehalt verwilligt.

Die

Die Einwohner, welche 34 deutsche Familien ausmachen, bestehen größten Theils aus Professionisten. Bey der lezten Revision zählte man hier 97 männliche und 116 weibliche, folglich zusammen 213 Personen; doch befinden sich einige freye Esthen darunter. Einen kleinen Kram-Handel treiben 5 Krämer, nähmlich 4 deutsche und 1 rußischer; ihre Waren bestehen größten Theils aus Bauer-Bedürfnissen, gegen welche sie manche rohe Producte eintauschen. Auch werden hier 2 Jahr-Märkte gehalten; der erste am Montag nach Invocavit, der zweyte, am Bartholomäus-Tag. Der zweyte ist erst in neuern Zeiten, auf Ansuchung des Guts-Besitzers, angeordnet worden, und daher vielmehr ein Guts- als ein Flecken-Jahrmarkt.

An Lebens-Mitteln von allerley Art hat die Gegend keinen Mangel.

Die gegenwärtige Verfassung der Riglschen und Revalschen Statthalterschaft, von A. W. Hupel. (Riga, 1789, gr. 8.) S. 637, fgg.

Leam, ein chinesischer Thaler; siehe Tael.

Leander und Hero. Sestus und Abydos, zwey Oerter, welche an dem Hellespont, oder an der thracischen Meer-Enge einander gegenüber lagen (*), waren beyderseits Wohnungen zweyer junger Verliebten, die bey der Nachwelt sowohl durch die Zärtlichkeit ihrer Liebe, als auch durch ihr betrübtes Ende bekannt sind, deren Geschichte der griechische Dichter *Musaeus* in seinem Helden-Gedichte, De amoribus Herus

(*) Sestus oder Sesto, und Abydos (Abydus) waren zwey Stadte an den beyden Ufern der thracischen Meer-Enge oder des Hellespontes, jene in Europa, und diese in Asia. Man sieht heutiges Tages daselbst zwey Schlösser, welche die Dardanellen genannt werden; eines heißt das neue Schloß in Asia oder in Natolien, und das andere das neue Schloß in Europa oder in Romanien.

rus et Leandri, so reizend erzählt (*), und welche man, wie Fig. 3975 zeigt, von Künstlern vorgestellet findet. Hero, die Priesterinn der Venus, in der Stadt Sestus am thracischen Chersonesus, erhielt an dem Leander, welcher aus Abydus, welches Sestus gegenüber in Asien lag, gebürtig war, einen feurigen Liebhaber. An einem Feste der Venus schwuren sie sich ewige Treue. Wiewohl ihre Aeltern scharf Acht auf sie hatten, und sie auch durch das Meer von einander abgesondert waren, so fanden sie Mittel einander zu besuchen; denn die Liebe weis auch die allerstärksten Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Weil die Meer-Enge zwischen beyden Oertern nicht breit war (**), so schwamm Leander, seiner Hero zu genießen, so oft das Meer stille war, des Nachts, vom asiatischen Ufer über den Hellespont nach Sestus, wo Hero mit einer Sclavinn in einem Thurme am Gestade des Meeres wohnte. Aus diesem Thurme hieng sie eine Leuchte aus, oder ließ auf demselben eine Fackel anzünden, die ihrem schwimmenden Liebhaber den Weg zeigen mußte. Eine Zeit lang schien es, als wenn die Winde ihnen in ihrer Liebe behülflich seyn wollten, und das Meer war ihnen auch nicht hinderlich, ausser daß es bisweilen durch eine kleine Aufhaltung ihre Begierden nur mehr erhitzte. Allein, endlich veränderte sich dieser süße Ruhestand; die Meeres-Wellen wurden durch einen entsetzlichen Ungestüm beweget, daß auch die allerverwegensten Schiffer,

(*) Dieses Helden-Gedicht wird zwar dem *Musaeus* zugeschrieben; es hat aber dasselbe ein neuerer Dichter auf des *Musaeus* Rechnung verfertigt; *Andr. Papius* hat es in lateinische Verse übersetzt, welcher in der Mosel, als er sich baden und schwimmen wollte, ertrunken ist, gleichwie auch Leander, dem Gedichte nach, im Wasser umgekommen ist.

(**) *Xenophon*, Hellen. 4, 8, 5. sagt: 8 Stadien, oder 1000 Schritt.

Schiffer, sich darauf zu wagen, sich nicht getraueten. Leander war inzwischen beständig am Strande, und seine Augen waren an das andere Ufer, wo seine Schöne wohnte, gleichsam angeheftet. Als er nun auf das Ende dieses Ungewitters ganze 6 Tage vergebens gewartet hatte, nahm die Ungeduld bey ihm dermaßen überhand, daß er den Entschluß fassete, den erboßten Winden und Wellen zu trotzen, und bey vollem Sturme seine gewöhnliche Reise anzutreten. Ehe er aber in das Wasser sprang, redete er den Neptunus und Boreas, oder Nord-Wind, also bittend an: „O! ihr Götter, die ihr ja auch ehemahls die „Stärke der Liebe erfahren habt, erhöret doch den „Wunsch eines getreuen Liebhabers! Lasset doch die „Winde anderwärts rasen, und nicht in dieser Meer„Enge, welche mich und meine Geliebte von einan„der trennet! Lasset mich sie doch nur noch ein Mahl „sehen! Gebiethet den Wellen, daß sie meiner scho„nen sollen, wenn ich hinüber schwimme; wenn ich „aber wieder zurück will, mögen sie mich immer ver„schlingen (*)!“ Diese Götter wurden durch sein Bitten zum Mitleiden bewogen, und hätten ihm gern das Leben gefristet; allein, das Schicksal hatte es anders beschlossen, und der arme Leander mußte, nachdem er eine Zeit lang sich gegen den Sturm tapfer gewehrt hatte, endlich doch untersinken. Als nun die Sonne die Finsterniß der Nacht vertrieben hatte, stieg Hero auf den Thurm, um zu sehen, ob es nicht bald besser Wetter werden wollte. Sie war aber

(*) Cum peteret dulces audax Leandrus amores,
Et fessus tumidis iam premeretur aquis,
Sic miser instantes affatus dicitur vndas:
Parcite, dum propero; mergite, dum redeo.
MARTIAL. *Spect. Ep.* 28.

aber kaum etliche Augenblicke darauf gewesen, als die Fluth den todten Körper ihres wertheſten Leander herbey trieb. Erſt beſeufzete ſie den Zufall dieſes Unglücklichen, welcher ihr von fern ganz unbekannt ſchien. Als ſie ihn aber etwas genauer betrachtete, ſahe ſie, daß er es war, und gerieth in eine ſolche Verzweiflung, daß ſie ſich von dem Thurme herunter ſtürzte, und ihr Leben bey dem Leichnam ihres Liebſten beſchloß.

Die Begebenheit des Leander und der Hero bedarf eigentlich gar keiner Erklärung. Wenn man den See-Sturm ausnimmt, als welcher die Unternehmung des Leander etwas unwahrſcheinlich macht, ſo ſind die übrigen Umſtände alle ziemlich natürlich; und ich ſehe keine Urſache, warum man dieſe Geſchichte nicht für wahr halten ſollte.

Leaſowes, eine berühmte Anlage im hirtenmäßigen Stil von dem berühmten Dichter Shenſtone. Sie liegt in Shropſhire, zwiſchen Birmingham und Stourbridge, in England, und iſt izt der Land-Siz des Capitain's Tarnpenny. Folgende Beſchreibung iſt aus Whately Betrachtungen über das heutige Gartenweſen. Man hat davon unter andern noch Beſchreibungen von Dodsley und von Heely, die mehr in das Umſtändliche gehen, und wovon die leztere kritiſche Anmerkungen enthält; allein die hier folgende Schilderung ſtellt das Genie der Anlage im Ganzen dar, weswegen ſie hier einen Vorzug verdient.

Die Leaſowes, oder Hirten-Felder, haben ein ſo reizendes Anſehen, daß ſie das Andenken ihres Urhebers unſchäzbar machen, und Shenſtone's Ruhm rechtfertigen, der die Gegend bewohnt, angelegt und beſungen hat. Sie ſind eine vollkommene Abbildung ſeines unverfälſchten Gemüthes, und ſeines muntern und liebenswürdigen Geiſtes; und erwecken allezeit den Zweifel, ob dieſer Auftritt ſeine Muſe begeiſtert, oder ob er in Bildung dieſer Scenen

nur

nur den arkadischen Vorstellungen, deren wir so viele in seinen Gesängen finden, die Wirklichkeit gegeben habe. Das Ganze ist nach einerley Geschmack eingerichtet, und doch voll Abwechselung; alle Theile, ausgenommen in etlichen wenigen Kleinigkeiten, sind ländlich und natürlich. Eigentlich machen sie nur eine um das Wohn-Haus herum geführte Schaf-Trift aus; und ein eben so ungekünstelter, eben so ungeschmückter Spazierweg, als ein jeder gewöhnlicher Fuß-Steig in den Feldern ist, führt durch alle verschiedene Umzäunungen.

Nicht weit vom Eingange in diese Fluren fällt dieser Spazierweg plötzlich in ein schmahles und finsteres Thal, welches mit niedrigen, auf steile und unterbrochene Anhöhen gepflanzten, Bäumen angefüllt ist, und von einem Bache gewässert wird, der zwischen Wurzeln und Steinen von einem natürlichen Wasser-Falle in das Thal herab stürzt. Anfangs ist das Wasser schnell, und zeigt sich im Freyen; hernach aber versteckt es sich unter dichten Gebüschen, und man kann ihm bloß an seinem Rauschen nachspüren. Allein da, wo es wieder zum Vorschein kommt, ist es ruhiger, und indem es ganz still zwischen kleinen Gruppen von Bäumen dahin schleicht, verliert es sich endlich in einen am Ende befindlichen Teich. Der Ausgang dieser einsamen Gegend öffnet sich gegen eine artige und völlig ungekünstelte Landschaft; diese besteht nur aus wenigen Theilen und aus lauter gewöhnlichen Gegenständen, nähmlich bloß aus gedachtem Teiche, aus einigen hinter demselben an einem allmählichen Abhange angebrachten Feldern, und aus einem über diese hervorragenden Kirch-Thurme.

Die folgende Scene ist weit einfacher; sie ist bloß auf sich selbst eingeschränkt, und macht eine wüste und vernachlässigte Tiefe aus, deren Seiten mit Sträuchen und Farnkraut, worunter sich einige Bäume

mischen, überlaufen sind. Durch dieses kleine Thal fließt auch ein kleiner Bach, der aus einem von einer Anhöhe herab hangenden Walde hervor fließt. Sein Lauf windet sich durch den Wald in einer Reihe von Wasser-Fällen, und stürzt von einem, 150 Schritt fortgehenden, Abhange schnell und lebhaft herunter. Ellern und Hainbuchen wachsen mitten in seinem Bette; diese schießen aus einer gemeinschaftlichen Wurzel in verschiedene Stämme auf, und das Wasser rieselt zwischen ihnen dahin. Auf den Ufern stehen etliche ansehnliche Bäume, die nur einen durchbrochenen Schatten geben, und hier und da einen Sonnen-Strahl durchlassen, um auf dem Wasser zu spielen. Hinter diesen ist ein schwaches Gebüsch, welches eben zureichend ist, alle freye Aussicht aus dieser Gegend zu versperren, aber keine Düsterheit verbreitet. Der ganze innere Umfang ist ein bezeisterter Auftritt. Der Bach hat eine besondere Lebhaftigkeit; und die Erscheinung der hoch zwischen den Bäumen erblickten und durch die Aeste vorschimmernden Wasser-Fälle ist nicht nur romanhaft, sondern auch belebend und reizend. Nachdem der Spaziergang durch diesen Wald gegangen ist, führt er wieder in eben dasselbe Thal zurück, doch in einen andern Theil desselben, der aber an sich selbst dem erstern gleich ist; und dennoch scheinen beyde ganz verschiedene Auftritte zu seyn, und zwar bloß vermittelst der Anlage des Weges. Denn in dem ersten war er im Freyen, in der Tiefe und vollkommen einsam; in dem andern aber ist er auf einer Höhe und mit Schatten umgeben, doch so, daß man von da nicht nur die kleine Wildniß in der Tiefe, sondern auch von der entgegengesetzten Seite einige Saat-Felder übersehen kann, welche durch ihre Munterkeit und Nähe alle Begriffe von einer Wüste zerstreuen.

An dem äusserſten Ende des Thales iſt ein Hain von großen Wald-Bäumen, der ſich von einem ſteilen Berge herab neigt; und gleich neben demſelben ſind zwey Fluren, beyde irregulair, beyde ausnehmend ſchön, doch in allen Neben-Umſtänden von einander unterſchieden. Ueberhaupt iſt die Abwechſelung der Hirten-Felder bewundernswürdig. Alle Abtheilungen ſind gänzlich verſchieden; ſelten findet man einen einzelnen Umſtand, in welchem ſie übereinkämen. Von den neben dem Haine befindlichen Fluren ſchließt die niedere die beyden Seiten einer anſehnlichen Tiefe in ſich; und die höhere iſt ein großer Hügel. Die erſtere iſt mit einem dichten Gehölze eingefaßt, die leztere aber zeigt ſich im Freyen; eine dünne Hecke und ein ſich ſchlängelnder Fluß, ſind ihre ganze Umzäunung. Verſchiedene Bäume, theils einzeln, theils in Gruppen, ſind auf den Erhöhungen des Bodens umhergeſtreuet; hingegen iſt nicht ein einziger Baum auf allen ſteilen Abhängen der Tiefe zu ſehen. Der Fuß-Steig ſchleicht unter einer Hecke um die eine herum, indem er zugleich hier und da einen Schimmer von der Land-Gegend ſehen läßt; darauf führt er mitten über die andere bis auf die oberſte Höhe, wo er auf ein Mahl die ganze Ausſicht ins Geſicht bringt.

Dieſer Proſpect iſt auch eine Quelle von unendlicher Abwechſelung. Er iſt reizend, und erſtreckt ſich über eine ſchöne bergige Gegend des Landes, welche voll von Gegenſtänden und Einwohnern iſt. Hales-Owen, eine Stadt von einem großen Umfange, iſt nahe; und der Wreckin iſt in einer Entfernung von 30 (engl.) Meilen ſehr deutlich am Horizonte zu unterſcheiden. Von dem gedachten Hügel kann man alles überſehen, und die anmuthige zu den Leasowes gehörige Länderey iſt mit in den Auftritt eingeſchloſſen. An andern Orten aber ſind Wäl-

der gepflanzt, oder Oeffnungen gehauen, um verschiedene Theile derselben von einigen Seiten zu zeigen, oder von andern zu verstecken. Gleich unter der vornehmsten Erhöhung, von der man das Ganze übersehen kann, ist eine Laube, wo sich alle entzückende Gegenstände hinter etlichen Bäumen verstecken, so, daß die ganze Scene ein bloßer Zusammenhang einer herumlaufenden Land-Gegend zu seyn scheint. In andern Lauben ist diese dem Gesichte entzogen, so, daß nur eine Kirche, oder ein Thurm ohne die Kirche, erscheint. Ein Dorf, ein Pachter-Haus, oder eine Bauer-Hütte, Gegenstände, die unter dem Ueberflusse des großen Prospectes unbemerkt geblieben waren, machen in eingeschränktern Aussichten ein Haupt-Werk aus; und eben derselbe Gegenstand, der an einem Orte einsam und frey zu stehen schien, ist an einem andern mit einem Vorgrunde von Gehölze versehen, oder hat einen anmuthigen Berg im Rücken. Die auf jeden Umstand, welcher der Scene zur Abwechselung dienen könnte, verwendete Sorgfalt ist unermüdet gewesen; allein die Kunst der Erfindung kann nirgends entdeckt werden, und die Wirkung scheint allezeit zufällig zu seyn.

Auch die Verbindungen sind insgemein sehr unerwartet. Diese erhabene und lustige Lage verwandelt sich unmittelbar in mäßige, stille und eingeschlossene Aussichten. Die erste ist eine Schaf-Trift, eben so schön als ein künstlicher Rasen, in Ansehung des Umfanges nicht zu klein, und mit verschiedenen artigen, auf einem anmuthig gelegenen Boden zerstreueten Bäumen bereichert. Gleich neben ihr ist eine kleine Wüste, die an der einen Seite von rauhen Klippen und wilden herabhangenden Gebüschen eingeschlossen ist; auf der andern aber ist ein Wald, der aus lauter großen Baum-Stämmen besteht, welche vom niedrigerm Gehölze verdickt werden. Das lez-

tere

tere wird von einem kleinen irregulären Teiche, dessen andere Hälfte sich im Freyen zeigt, unter Wasser gesetzt; und das Licht, welches auf diese andere Hälfte fällt, belebt alles Uebrige. Und obgleich da, wo Bäume über dem Wasser schweben, oder dichte Gebüsche die Ufer umschließen, die Zurückwerfung der Schatten, die Stille des Gewässers, und die Tiefe des Waldes, eine gewisse Ernsthaftigkeit über die ganze Scene verbreiten, so wird doch durch diese Umstände kein frostiger Gedanke rege; der Schatten hat nichts Melancholisches an sich; die Einsamkeit ist ruhig und still, aber nicht festlich; die Scene ist ein Schutz wider die brennende Hitze des Mittages, ohne die entfernte Vorstellung von der Dunkelheit und Finsterniß der Nacht zu erwecken.

Ein kleiner Bach, der aber weit ruhiger ist, als einer unter den vorigen, fließt aus diesem Teiche durch ein Gebüsch von einer ansehnlichen Länge, indem er hier und da von einem niedrigen Falle herab schießt, oder sich um kleine Inseln windet, die mit Gruppen von Bäumchen besetzt sind. Der Weg ist, längst an seinem Ufer, bis an den Fuß eines Berges hingeführt, an welchen er auf einem schiefen Zikzak hinauf klettern muß; und auf dem Gipfel desselben geht er in eine gerade von Bäumen überwölbte Allee. Allein, obgleich dieser aufwärts gehende Fuß-Steig sowohl, als die Höhe des Berges selbst, dem Auge reizende Prospecte darbiethen, so sind sie doch beyde für den Charakter der Hirten-Felder zu künstlich. Doch sobald der Weg über diesen Zwang hinweg ist, bekommt er wieder seine vorige natürliche Freyheit, und geht durch verschiedene Fluren wieder hinab. Und hier eröffnen sich viele anmuthige Aussichten auf die Landschaft, so wie sie sich durch die Abwechselungen des Bodens unterscheidet, auf die verschiedenen Umzäunungen, ingl. auf die Hecken, Gebüsche und

dichtern Gehölze, welche jene von einander absondern, ferner auf die Gruppen, auf die einzelnen Bäume, und dann und wann auf einen Heu-Schober; welche Gegenstände bald die Einfassungs-Linien unterbrechen, bald im Freyen mitten auf den Triften stehen.

Am Ende des vorigen Abhanges überdeckt ein bezaubernder Hain ein kleines Thal, dessen steile Seiten die Ufer eines angenehmen Baches ausmachen, der sich in der Tiefe dahin schlängelt. Das Wasser schießt in das Thal von einer sehr steilen Cascade herab, die man durch die Oeffnungen in den Bäumen gewahr wird, indem sie durch die über ihr schwebenden Schatten hindurch schimmert. Der Bach stürzt in seinem Fortgange von verschiedenen Fällen herab; zwischen ihnen aber ist er ruhig und stille. Er ist überall hell, und bisweilen mit lichten Flecken besprengt; der Schatten eines jeden besondern Blattes zeichnet sich auf dem Wasser; und das Laubwerk in der Höhe, und das Mos, das Gras und die wilden Gewächse unten am Rande desselben, scheinen vermittelst der Zurückwerfung ein glänzenderes Grün zu bekommen. Verschiedene artige Gebüsche von dünnem lebendigen Holze sind um die Ufer umher gestreuet; vortreffliche Wald-Bäume erheben sich auf angenehmen Hügeln in prächtigen Gruppen über jene; und oft neigen sich etliche von den übrigen abgesonderte Bäume von den Anhöhen herab, oder überkreuzen den Bach. Je tiefer das Thal sich senkt, desto dunkler wird es. Der Bach verliert sich in einen Teich, welcher ganz unbelebt, und von großen Bäumen eingefaßt und verdunkelt ist; und gleich vorher, ehe dieser kleine Strohm zwischen einem Gebüsche von Eiben-Bäumen hineinfällt, zeigt sich eine aus einem Schwibbogen bestehende, von dunkelfarbigen Steinen gebauete und so schlechte Brücke, daß sie gewisser Maßen unschicklich scheint. Allein, diese Melancho-

lie

lie ist nicht ein dunkler mit dem übrigen schlecht zusammenhangender Fleck, sondern sie besteht nur in einer tiefern Zeichnung des Schattens. Kein Theil des Auftrittes ist hell; ein festliches Ansehen herrscht in dem Ganzen, und diese Majestät wird beyläufig durch eine Inschrift an einem schwachen Obelisk erhöhet, in welcher der Hain dem Genius des Virgil's gewidmet wird. Nahe bey dieser reizenden Gegend ist der erste Eingang in die Felder; und dahin führt auch unmittelbar der Spazier-Weg an der Seite eines kleinen Baches.

Es würde aber unbillig seyn, diese Hirten-Felder zu verlassen, ohne etlicher Umstände zu gedenken, die man in Verfolgung des Spazier-Weges nicht wohl würde bemerken können. Einer von denselben ist die Kunst, mit welcher die Abtheilungen der Fluren unter einander abwechseln. Selbst die Einfassungen sind von einander unterschieden. An einem Orte besteht die Gränz-Scheidung aus einem gewöhnlichen lebendigen Zaune; an einem andern aus einer hohen und von oben bis unten dichten Hecken-Linie; an einem dritten aus einer fortlaufenden Reihe von Bäumen, deren Stämme man alle deutlich sehen kann, indem das Licht zwischen ihren Abständen sowohl, als durch ihre Aeste, hindurch scheint, und das Gebüsch unter denselben ganz niedrig über die Erde hervorsteht; an andern sind diese Linien von Bäumen unterbrochen, indem nur einige Gruppen in verschiedenen Weiten übrig bleiben; und bisweilen macht ein Wald, ein Hain, ein lebendiges Gehölz, oder ein Dickicht, welche zugleich sowohl der Figur als dem Charakter der Umzäunungen eine Abwechselung geben, die scheinbare Gränze aus.

Die Inschriften, deren viele in den Leasowes angebracht sind, und wovon ich einige anführen werde, geben einen andern wichtigen Umstand ab; sie beste-

hen zum Theil in poetischen Schilderungen des Hirten-Lebens. Urnen gehören zu den vornehmsten Zierrathen, die man in diesen Feldern erblickt. Alle Werke der Bau-Kunst sind hier meistentheils nur Lauben, oder kleine aus Wurzeln geflochtene Hütten.

Die Inschriften in den Leasowes oder Hirten-Feldern, sind schon lange, sowohl der Schönheit ihrer Poesie, als der glücklichen Anwendung wegen, geschätzt, die das Genie des vortrefflichen Shenstone von ihnen zu machen wußte, obgleich darunter einige in engländischer Sprache zu weitläuftig sind. Auf einer Urne, die er dem Andenken einer jungen Verwandtinn weihete, steht diese rührende Inschrift:

Peramabili suae consobrinae
M. D.
Ah Maria!
puellarum elegantissima.
Ah flore venustatis obrepta!
Vale!
Heu quanto minus est
cum reliquis versari,
quam Tui
meminisse.

In einem einsamen und waldigen Thale, wo sich eine schöne Cascade zeigt, findet man im Rücken einer Bank diese Stelle:

— — lucis habitamus opacis
Riparumque toros et prata recentia rivis
Incolimus. —

An einem Orte, wo man ein schönes Thal ganz übersieht:

Huc ades, o Meliboee! caper tibi salvus et hoedi,
Et si quid cessare potes, requiesce sub umbra.

Indem

Indem man durch ein ländliches Thal, unter dem Schatten dicker Birken, zu einem finstern Winkel hinauf kommt, trifft man an einer Bank diese Worte an:

— — *me gelidum nemus*
Nympharumque leves cum Satyris chori
Secernunt populo.

In einem verborgenen Aufenthalte, der angenehme Schatten, große Bäume und klares Wasser hat, wo das Ohr durch das Säuseln eines benachbarten Haines und das entfernte Geräusch eines fallenden Baches gereizt wird, findet man diese zärtliche Einladung:

Nerine Galatea! thymo mihi dulcior Hyblae,
Candidior cygnis, hedera formosior alba!
Cum primum pasti repetent praesepia tauri,
Si qua Tui Corydonis habet te cura, venito.

In einer andern Gegend kommt man an einen reizenden Sitz, unter Schatten auf einem Felsen, wo man aus der Finsterniß einen angenehmen Prospect über die abwechselnde Landschaft hat; man sieht auf die Leasowes, auf das Wohnhaus, auf die mit Wald umgebenen Rasen und auf schimmerndes Wasser hinab. Die Haupt-Zierde dieser Aussicht ist Grenge, ein Land-Sitz zwischen Pflanzungen. An diesem Sitze lieset man:

— — — *Hic latis otia fundis*
Speluncae, vivique lacus, hic frigida Tempe,
Mugitusque boum, mollesque sub arbore somni.

An einem Tempel des Pan, der mit einer Schalmey und der siebenröhrigen Pfeife der Alten geziert ist:

Pan primus calamos cera coniungere plures
Edocuit; Pan curat oves, oviumque magistros.

Bey einem Sitz, der Thomson's Andenken gewidmet ist:

Quae tibi, quae tali reddam pro carmine dona?
Nam neque me tantum venientis sibilus austri,

Nec

Nec percuſſa iuvant fluctu tam littora, nec quae
Saxoſas inter decurrunt flumina valles.

An einer Rasen-Bank findet man die Inschrift:

Nature here
Wantons as in her prime, and plays at will
Her virgin fancies.

Leb-Honig, in der Bienenzucht, das grobe gezeidelte Honig oder Jungfern-Honig, welches nicht mehr von sich selbst aus den Scheiben läuft, sondern vermittelst eines Sackes ausgepresset wird; zum Unterschiede von dem eigentlichen geseimten Honige, welches von sich selbst auströpfelt; siehe im XXV Th. S. 7.

Von dem Leb-Honige scheinen die vorzüglich im Oberdeutschen sogenannten **Leb-Kuchen**, eine Art Kuchen, welche aus Mehl, Honig, Mändeln und allerley Gewürzen verfertiget, und im Hochdeutschen am häufigsten Pfeffer-Kuchen, im gem. Leben aber auch Honig-Kuchen genannt werden, den Nahmen zu haben, weil sie aus dem Leb-Honige gemeiniglich verfertiget werden. Siehe Pfeffer-Kuchen.

Leb-Honig kann dickeres, festeres, gröberes Honig bedeuten, von laben, dick, fett machen, und Leber, ein fest verbundener Körper; s. diese Wörter, ingleich. Leib. Indessen finden sich auch Spuren, daß leb auch süß bedeutet habe. Im Osnabrückischen ist lebbe noch jezt, sehr süß. Frisch leitet es von laben ab, sofern es reficere bedeutet; allein alsdann käme dieses Wort allen Arten von Kuchen zu. In der rothwälschen Diebes-Sprache ist Leben noch jezt das Brod.

Ein Bäcker, welcher vorzüglich solche Leb-Kuchen bäckt, heißt im Oberdeutschen ein Leb-Küchner, und Leb-Küchler.

Leb-Kuchen, Leb-Küchler, Leb-Küchner; siehe das Vorhergehende.

Leb-Zelten, siehe Pfeffer-Kuchen.

1. Leba, ein kleiner Fluß im Herzogthume Pommern, welcher in dem westpreußischen Amte Mirchow, aus einem bey dem Dorfe Sanow befindlichen See entspringt, bey dem Dorfe Speck in den Leba-See (ehedessen See Lepsk), den lebaschen See, der 2 Meilen lang und 1 Meile breit ist, fällt, und alsdann durch eine enge Mündung in die Ost-See geht.
2. Leba, eine königliche mediate Stadt, im lauenburg- und bütowschen Kreise, in West-Preußen, 3 Meilen von Lauenburg, 6 von Stolpe und Neustadt, 8 von Bütow und 12 von Danzig, an der Ost-See, zwischen dem großen lebaschen, und dem sarbsker See, aus welchem nach Westen zu ein Bach fließt, der die hiesige Mühle treibt, und nachdem er einen 600 Ruthen langen und nicht breiten Canal aufgenommen hat, der nach Norden zu die in die Länge gebauete Stadt durchschneidet und ihr das nöthige Wasser zu ihrem Gebrauche liefert, in den Leba-Fluß fällt. Länge: 35° 15′; Breite: 54° 46′.

Leba hatte, unter dem Nahmen Lebemünde, nach einem Privilegium von 1357, bereits damahls städtische Freyheiten und Gerechtigkeiten erlangt, und war von demjenigen Orte, wo jezt die Stadt liegt, ungefähr 400 Ruthen näher nach der Ost-See zu gelegen. Es ist aber dieses Lebemünde, nach einer davon in dem dortigen Stadt-Buche, bey der Gelegenheit, als das dortige Schuster-Gewerk am 2 März 1642 bat, ihre Privilegien in das Stadt-Buch eintragen zu lassen, aufgezeichneten Nachricht, damahls vor 70 Jahren, und folglich etwa um das J. 1572, gänzlich vom Sande und Wasser zerstöret worden, so, daß izt nur noch einige Ueberbleibsel von der gemauerten Kirche zu sehen sind. Nach der gemeinen Sage, soll es noch eine Meile von der Ost-See entfernt gewesen seyn, so, daß zwischen derselben und der Stadt ein großer Wald gestanden hat. So viel

ist

ist gewiß, daß in derjenigen Gegend, wo izt schon das Meer ist, viele Ueberbleibsel von abgehauenen starken Bäumen, vor welche sich, da sie nicht mit vielem Wasser bedeckt sind, die Schiffer und Fischer zu hüten haben, ingleichem viele Stubben von Eichen sowohl in als an dem Strande dieser Gegend angetroffen werden.

Die jezige Stadt ist, als ein offener Ort, mit keinen Thoren versehen. Hier waren:

im Jahr	Häuser. mit Ziegel-Dächern.	Häuser. mit Stroh-Dächern.	Summa.	Scheunen.
1782	6	88	94	50
1789	7	97	104	51
1791	7	97	104	51

Die Stadt stand im J. 1791, nach dem Feuer-Societäts-Catastro, im Anschlage mit 17,066 Rthlr. 16 Gr.

In der Stadt waren (im J. 1791) 10 publike und Privat-Brunnen. An Feuerlöschungs-Geräthschaften waren vorhanden: 58 hölzerne Sprützen, 33 Leitern, 36 lederne Eimer, 43 Haken, und 10 Wasser-Kufen.

Die Anzahl der Einwohner vom Civil-Stande betrug:

im Jahr 1782 = = = = 503
— — 1784 = = = = 518
— — 1786 = = = = 523
— — 1789 = = = = 501
— — 1791 = = = = 514

Hier sind keine Juden.

Vom

Vom Civil-Stande waren hier:

	Getraute.	Geborne.				Gestorbene.		
im J.	Par.	Söhne.	Töchter.	Summa.	Darunter waren unehel. Kinder beyderl. Geschlechts	Männliche.	Weibliche.	Summa.
1790	10	11	7	18	3	11	10	21
1791	8	10	13	23	1	8	3	11

Hier steht keine Garnison. Die Stadt gehört zum Canton des zu Cöslin und Rügenwalde in Garnison stehenden Infanterie-Regimentes No. 17.

An der hiesigen Stadt-Kirche, welche ehemahls zur stolpischen Synode gehörte, izt aber zur charbrowschen Inspection gehört, steht nur 1 Prediger. Das Filial davon ist das Dorf Sarbske, und es sind dazu die Dörfer Neuhof, Ulingen, Bergensin und Schönehr, und die zu dem kön. Amte Schmolsin gehörigen, zwischen dem lebaischen See und der Ost-See gelegenen 2 Fischer-Kathen, ingl. die Kathen Loncske und Dambe eingepfarret. Nach dem hiesigen, von den fürstlichen stettinischen Commissarien ausgefertigten Kirchen-Visitations-Receß von 1590, war zwar die vor der Kirchen-Verbesserung in dem ehemahligen Lebemünde erbauete Kirche, die, erwähnter Maßen, damahls zu der stolpischen Synode gehörte, noch vorhanden, aber doch bereits sehr baufällig, daher man schon zu der Zeit in dem neuen Leba eine Kirche zu erbauen anfieng, und die Bau-Materialien von jener alten und unbrauchbaren Kirche dabey zu Hülfe nahm. Diese neu erbauete Kirche brannte am 20 Jul. 1682 ab; der damahlige Patron aber, der geh. Rath Nicolaus Ernst v. Natzmer, ließ, als Herrschaft zu Neuhof, sie nach dem hiesigen Kirchen-Buche 1683 für seine Kosten von Steinen also wieder erbauen, daß sie zwar die Länge der

vorigen Kirche behielt, in der Breite aber 6 Schuh, und in der Höhe 8 Sch. mehr bekam. Der gemauerte Thurm stürzte 1761 an dem im März einfallenden Buß-Tage, bis auf den Grund ein, im J. 1765 aber erhielt die Kirche wieder einen neuen Thurm. Das Patronat-Recht, welches, nach der hiesigen Kirchen-Matricul v. 27 März 1590, dem Landes-Herrn zustand, kam bereits im vorigen (17ten) Jahrhundert an die adeliche Herrschaft zu Neuhof, die auch noch izt allein den hiesigen einzigen Prediger beruft, der sonntäglich nicht nur in der deutschen, sondern auch in der pohlnischen Sprache predigen muß. Der Küster wird ebenfalls von dem Patron der Kirche allein, als einziger Lehrer der Schule aber von jenem, weil ihm das Schul-Haus gehört, und von dem Magistrate gemeinschaftlich bestellet.

Hospitäler oder Armen-Häuser sind hier nicht vorhanden; doch wurde ein beträchtliches Vermächtniß von dem ehemahligen Staroſten zu Hammerstein und Baldenburg, wie auch Erb-Herrn von Neuhof, Franciscus v. Weiher, in seinem Testamente vom 15 Aug. 1676 gestiftet, nach dessen Inhalte jährlich an dem Franciscus-Tage in der lebaischen Kirche 720 Fl. oder 240 Rthlr., nähmlich für zwey adeliche Studierende für einen jeden 30 Rthlr., auf 6 nach einander folgende Jahre; für zwey bürgerliche, die Theologie Studierende für einen jeden 30 Rthlr., auf eben so viel Jahre; für zwey adeliche Fräulein, für ein jedes 30 Rthlr., auf ihre Lebenszeit; für Haus-Arme, 30 Rthlr.; für andere Arme, 10 Rthlr., und das übrige auf die in dem Testamente benannte Art, ausgetheilet werden sollen. Seit einiger Zeit werden diese Gelder, deren Auszahlung seit vielen Jahren her nicht erfolgt war, auf Veranlassung der westpreußischen Regierung, der Stiftung gemäß, wieder ausgetheilet.

Die

Die Stadt steht in allen Justiz-, Kirchen- und Schul-Sachen unter der kön. westpreußischen Regierung zu Marienwerder, an welche auch die Appellationen gehen. In Ansehung der Kammer-, Finanz-, Polizey-, Accise- und Zoll-Sachen, gehört die Stadt zu Pommern, und steht unter der kön. pommerischen Kr. und Dom. Kammer, und der Accise- und Zoll-Direction in Stettin.

Der Magistrat, welcher das Wahl-Recht seiner Glieder, und die obere und niedere Gerichtbarkeit hat, bestand ehemahls aus 2 Bürgermeistern und 4 Rath-Männern; seitdem aber der lauenburg- und bütowsche District in Justiz-Sachen mit der Provinz West-Preußen vereinigt worden ist, wird die Justiz von einem Bürgermeister aus Lauenburg verwaltet, und der Magistrat besteht daher izt aus 1 Polizey-Bürgermeister, 2 Rathsherren, und 5 Fünfmännern.

Obgleich die Stadt, nach ihrem, bereits erwähnten, ältesten Privilegium von 1357, ausdrücklich mit dem lübischen Rechte bewidmet worden ist, so wurde doch bisher das culmische Recht, und an dessen Stelle, nachdem der König West-Preußen in Besitz genommen hatte, das preußische Land-Recht von 1721 eingeführt.

Der Handel wird izt, ausser 2 Gewürz-Krämern, vornehmlich von 2 Kaufleuten getrieben, die nicht nur selbst mit Holz handeln, sondern auch für andere Kaufleute aus Danzig und andern Städten, Holz für eine gewisse Fracht laden, und zur See an bestimmte Oerter fahren. Ehemahls wurden hier jährlich 25 bis 30 Fahrzeuge, unter welchen sich oft auch einige große Schiffe befanden, mit Holz befrachtet; seit einiger Zeit aber, da die Holzungen abnehmen, werden nur wenige Holz-Schuten beladen.

Brod-Bänke und Fleisch-Scharren sind izt hier gar nicht, wie auch keine Zünfte und Innungen vor-

haben; und nur allein die Schuster haben ein Gewerk.

Die Sommer- und Winter-Fischerey in der Ost-See, und in dem lebaischen und sarbsker See, wurde ehemahls von den Einwohnern sehr stark getrieben, so, daß zuweilen zur Frühlings-Zeit von 12 Lachs-Böthen in der Ost-See gefischet wurde, da seit einigen Jahren kaum 2 oder 3 dergleichen ausgerüstet werden, und oft jährlich nicht ein Mahl ein Winter-Garn aufgebracht werden kann, welches vornehmlich von dem Unvermögen der Einwohner, neue Böthe zu bauen, und von dem im Preise sehr hoch gestiegenen Hanfe, herrührt. Der Ackerbau ist fast gar nicht zu rechnen, indem, wegen des niedrigen Bodens, der zur Frühlings- und Herbst-Zeit der Ueberschwemmung unterworfen ist, kein Winter-Getreide gesäet werden kann, und das Sommer-Getreide nur alsdann geräth, wenn das Wetter gut ist, und die Sturm-Winde besonders im August nicht zu stark sind. Auch der Wiesewachs, der hier ehemahls sehr beträchtlich war, hat seit einiger Zeit abgenommen, so daß die Einwohner sich izt vornehmlich von der Verschiffung des Holzes und des Salzes ernähren, welches hier jährlich ein, oder zwey, auch wohl zuweilen drey Mahl in einem königlichen Salz-Schiffe ankommt.

Die Jahr-Märkte werden 1. auf Johannis, und 2. auf Michaelis, gehalten. Wenn Johann oder Michael auf einen Sonntag fällt, so ist der Markt an dem darauf folgenden Montage. Nach dem ältesten, noch vorhandenen Privilegium, welches von den Kreuz-Herren zu Lauenburg 1357 an dem nächsten Sonnabend vor St. Margarethen-Tage ertheilet, und von dem Herzoge von Pommern, Johann Friedrich, zu Leba am 17. März 1575 bestätigt worden ist, wurde dem Weichbilde Lebemünde, auffer

auſſer einigen andern Begnadigungen, das lübiſche Recht, und den Einwohnern die Erlaubniß, allerley Kaufmannſchaft zu treiben, und die freye Fiſcherey mit kleinen Zeugen auf dem lebaiſchen See verliehen, auch auf die in dem Weichbilde vorhandene Bad-Stuben, Fleiſch-, Brod- und Schuh-Bänke und Kauf-Buden, ein gewiſſer Zins gelegt. Die Fiſcher-Ordnung oder der Vertrag, den der Herzog Bogislaus zu Stettin am Eliſabeth-Tage, 1499, mit den Einwohnern der Stadt errichtete, beſtimmt die Art und Weiſe, wie von ihnen damahls die Fiſcherey auf dem lebaiſchen See getrieben werden konnte, und die Abgaben, die ſie dafür entrichten mußten. Die v. Weiher, welche als die ehemahligen Beſitzer des Gutes Neuhof, ein Vorwerk in der Stadt nebſt dem Patronat-Rechte über die hieſige Kirche beſaßen, hatten ehemahls noch mehrere Gerechtſamen in dieſer Stadt, nach den ihnen von den Kreuz-Herren zu Lauenburg 1373 am Donnerstage vor dem Tage des h. Märtyrers Vitus, und zu Danzig 1421 am Tage des h. Märtyrers Jürgen, ertheilten und von den pommeriſchen Herzogen, als: Bogislaus zu Stettin, 1514 Mittwochs am Tage der h. Jungfrau Priſca, Jürgen und Barnim zu Stettin am Tage der Enthauptung Johannis 1528, und Johann Friedrich zu Lauenburg am 7 März 1575 beſtätigten Lehn-Briefen, an ſich gebracht, nach welchen die v. Weiher mit der Erb-Vogtey (Gerichte) zu Lebemünde, dem dritten Pfennige von dem Gerichte, mit dem Rechte, daß ſie und ihre Erben die Oberſten im Rathe ſeyn, und ohne ihren Willen nichts darin verhandelt und beſchloſſen werden ſoll, mit der Waſſer-Mühle zu Lebemünde, der freyen Fiſcherey auf dem lebaiſchen und ſarbsker See mit kleinen Garnen, Klippen, Stak-Netzen und Reuſen, der freyen Fiſcherey in der Oſt-See, dem dritten Theile der Güter, die zu Lebemün-

de stranden, mit dem melenzischen See, nebst dem Bache, der in den lebaischen See fließt, einem freyen Garne auf dem Haken an beyden Ufern, vier freyen Hufen zu Lebemünde und allen denen Wiesen, welche die v. Weiher von alten Zeiten her daselbst gehabt haben, mit einigen Zinsen, die sie von verschiedenen Häusern und Gärten daselbst zu heben haben, mit der Fleisch-Bank daselbst, mit dem Rechte, daß, wenn die v. Weiher einen Bullen und Beeren zu Lebemünde halten, sie für alle ihre Schweine und ihr Rind-Vieh kein Hirten-Lohn geben sollen, und noch einigen andern Gerechtsamen belehnet wurden. Verschiedene Streitigkeiten, die zwischen denen v. Weiher und der Stadt entstanden waren, wurden durch die gütlichen Vereinigungen des Hauptm. zu Lauenburg, Jürgen Böhn, zu Leba am Montage nach dem Neujahrstage 1519, und des Hauptm. zu Lauenburg, Jakob Wobesen, zu Leba am Montage nach Oculi 1530 beygelegt und entschieden.

Die hiesige Wasser-Mühle mit einem Gange, deren Zwangs-Mahlgäste die Einwohner der Stadt sind, gehört zu dem kön. Amte Lauenburg.

Die Stadt hat 40 steuerbare Hufen, wovon die Contribution vor der eingeführten Accise entrichtet werden mußte. Die Abgaben der Bürgerschaft bestehen itzt, außer der königlichen Accise, in dem Fisch-Pacht, der mit 66 Rthlr. 16 Gr. an das kön. Amt Lauenburg bezahlt wird, in dem Comthur-Zins zu 4 Rthlr. 18 Gr. 4⅘ Pf., und in dem Pacht von dem Aal- und Neunaugen-Fange, der jährlich mit 66 Rthl. 16 Gr. an das Amt Lauenburg, und mit 82 Rthlr. 8 Gr. an das Amt Schmolsin entrichtet wird. Außerdem erhält der Prediger jährlich von der Stadt 8 Scheffel Rocken und 6 Scheff. Hafer, und von einem jeden Hause 8 Gr; der Schulhalter

aber

aber auf Weihnachten von einem jeden Hause 1 Gr. 6 Pfenn.

Die Stadt Leba hat insonderheit am 20 Jul. 1682, 4 Nov. 1688, am 4 Advent 1717, und 14 Nov. 1774, Feuersbrünste erlitten, so, daß das erste Mahl 30 Häuser nebst der Kirche, das zweyte Mahl 28 Häuser, und in den beyden lezten Feuersbrünsten jedes Mahl 10 Häuser in die Asche gelegt wurden.

Um das große Mohr, wodurch der Leba-Fluß von Lauenburg aus, bis Leba fließt, urbar zu machen, wurde im J. 1777, nicht weit von dieser Stadt, unter der Anleitung des geh. Ob. Fin. Kr. und Dom. Rathes v. Brenkenhof, aus dem Leba-See in die Ost-See ein neuer Canal gegraben, der aber die gewünschte Absicht nicht erreicht hat, und daher im Jahr 1783 wieder zugemacht werden mußte.

Im J. 1782 verkauften die v. Weiher das Gut Neuhof nebst dem dazu gehörigen Vorwerke in der Stadt, an Karl Heinrich v. Somnitz zu Charbrow, der daher izt der Patron der lebaischen Kirche ist.

Fahrende und reitende Posten gehen nicht durch diese Stadt; doch werden die Briefe von Lauenburg Dienstags und Freytags durch einen Fuß-Bothen hierher gebracht, der an denselben Tagen wieder nach Lauenburg zurück geht.

Das Wapen der Stadt besteht in einem Greif, über welchem sich ein Kreuz befindet.

Lebadeia, eine der angesehensten Städte in Böotien, an der Gränze von Phocis. In ihrer Nachbarschaft war die berühmte Höhle und das Orakel des Trophonius. Man hält sie für Homer's Nideia. Jezt heißt sie Livadia; siehe Livadien.

Lebanon, eine Stadt in der Provinz Connecticut, in Nord-Amerika, ist, wegen einer Schule für die Indianer bekannt. Den Grund dazu legte der Prediger Whelock, welcher ein Par indianische Knaben

zu sich nahm, und nach und nach mehrere bekam, auch einige Knaben der Colonisten damit vereinigte, die künftig als Missionarien bey den Wilden gebraucht werden sollten. Er gab ihnen Unterricht, Kleidung und Unterhalt, und schickte nach einiger Zeit 12 als Prediger unter die Wilden, um sie zu bekehren. Weil nun viele unter den 6 Nationen ihre Kinder im Englisch sprechen, Schreiben, in der Religion, Wirthschaft, und andern Dingen, unterrichten lassen wollten, schickte er die Prediger Whitaker und Occom, welche seine Schüler waren, nach England, um eine Beysteuer zu einer indianischen Schule und einem Seminarium für Missionarien zu sammeln. Er ließ selbst eine Ermahnung an alle Einwohner in Groß-Britannien und Irland, um sie zu einer milden Beysteuer zu ermuntern, ergehen. Es wurde auch, nach ihrer Ankunft in London, 1766, eine Subscription eröffnet, um diese löbliche Schul-Anstalt zu befördern.

Lebbe, im Niedersächsischen, eine Benennung des Milch- oder Käse-Labes; s. im LVIII Th., S. 8.

Lebbeck, (Mimosa) s. Sinn-Pflanze.

Lebeda, Lepeda, Lebida, ein unbewohnter See-Hafen im Königreiche Tripoli, in Afrika, von dannen der König von Frankreich 1699 schöne marmorne Säulen hohlen ließ, die zur Zierde des großen Altares in der Kirche von St. Germain des Prés gebraucht wurden.

Lebedän, die Kreis-Stadt, an dem Don, oberhalb der Mündung des Flusses Metscha, in dem lebedänschen Kreise, in der tambowschen Statthalterschaft, des asiatischen Theiles von Rußland.

Lebedin, die aus einem Flecken entstandene neue Kreis-Stadt, in dem lebedinschen Kreise, in der charkowschen Statthalterschaft, des asiatischen Theiles von Rußland.

Lebe-

Lebedus, eine der 12 ionischen Städte, wo dem Bachus zu Ehren Zusammenkünfte und feyerliche Spiele gehalten wurden. Zu Horazens Zeit-Alter lag sie in Ruinen. Beym heutigen Karabasly.

Leben, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert.

1. Im eigentlichsten Verstande, schreyen, lärmen, einen starken Schall hervorbringen.

Diese Bedeutung, in welcher das Wort zugleich eine sinnliche Nachahmung des Schalles ist, ist unstreitig die erste und ursprünglichste, in welcher es zugleich mit dem Niederf. leuen, brüllen, blöken, und unserm Löwe verwandt ist. Daß indessen auch unser Leben diese Bedeutung gehabt haben müsse, erhellet aus dem folgenden Haupt-Worte das Leben, welches noch in derselben üblich ist.

2. Sich bewegen, entweder als eine Figur der vorigen Bedeutung, weil jeder starker Schall eine Bewegung voraus setzt, oder auch als ein eigenes Onomatopöetikon bewegender Dinge, wo es mit wegen dem Laute nach übereinkommt.

(1) Ueberhaupt, wo es nur noch in einigen Fällen üblich ist. Es lebt alles an ihm, sagt man von einem Menschen, an welchem alle Glieder in steter Bewegung sind. Hier ist alles lebendig, sagt man, wenn man eine Bewegung irgendwo verspüret, deren Ursache man nicht weis. Wie er leibt und lebt, im g. L., wie er gestaltet ist, und als wenn er sich bewegte.

In den monseeischen Glossen ist lepen, thun, handeln. Um dieser Bewegung willen heißt vermuthlich das Herz im Hebr. לֵב, nicht weil es der Grund des Lebens ist, denn so viel Anatomie verstanden die ersten Erfinder der Sprache wohl nicht, sondern weil dessen Bewegung auch von aussen sichtbar ist.

(2) In engerm Verstande von besondern Arten der Bewegung. So wurde leben ehemahls auch für essen gebraucht. Daz heuues lebet, Notker,

was Heu frißt. Noch izt bedeutet im g. L., nicht zu leben haben, nichts zu essen, nichts zu beißen noch zu brechen haben. Er lebt gut, er führt einen guten Tisch.

3. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine eigene Bewegung haben, die Kraft der willkürlichen Bewegung besitzen, den Grund seiner eigenen Veränderungen in sich enthalten.

(1) Eigentlich, wo dieses Wort dem todt oder leblos seyn, entgegengesetzt wird. Von allen Geistern und Thieren sagt man daher, daß sie leben, dagegen dieses Zeit-Wort, von andern mit keiner willkürlichen Bewegungs-Kraft versehenen Geschöpfen nicht anders, als höchstens figürlich, gebraucht werden kann. Unser Freund lebt nicht mehr, er ist todt. Unsere Vorfahren lebten länger, als wir. So lange ich lebe. Die Fische leben im Wasser, die Vögel in der Luft. Jemanden leben lassen. Er hat noch zu meiner Zeit gelebt. Die Zeit, wie lange ein Geschöpf lebt oder gelebt hat, wird durch die vierte Endung ausgedruckt. Er hat nur dreyßig Jahre gelebt. Wir leben kurze Zeit. Für jemanden leben, sein Leben, seine Kräfte in dessen Dienste, zu dessen Besten verwenden, wofür man auch nur die dritte Endung braucht. Unser keiner lebt ihm (sich) selber, Röm. 14, 7.

(2) Figürlich.

a. Von der Art und Weise, theils wie man die Kraft willkürlicher Veränderungen anwendet, theils wie man solche erhält. α) Von jemanden, welcher sich alle Bequemlichkeit und alles Vergnügen zu verschaffen sucht, sagt man, er lebe gut. Schlecht, elend leben. Auf einem großen Fuße leben. Eines Gnade leben, von dessen Gnade seinen Unterhalt haben. Seines Gefallens leben, nach seinem Gefallen; eine im Hochdeutschen veraltete R. A.

β) Be-

β) Besonders im moralischen Verstande, von der Anwendung der willkürlichen Bewegungs-Kraft im Verhältniß gegen gewisse Vorschriften und gegen das Gesetz. Fromm, gottlos, tugendhaft leben. In den Tag hinein leben. Ausschweifend, ordentlich leben. Nach der Gesundheit leben, die Regeln der Gesundheit beobachten. γ) Imgleichen, in Ansehung der Gesetze des Wohlstandes, der gesellschaftlichen Artigkeit. Er weis zu leben, sagt man von einem Menschen, welcher diese Gesetze beobachtet.

b. Sich in gewissen dauerhaften Verhältnissen befinden. In einem Amte leben. Bey Hofe leben. In der Stadt, auf dem Lande leben. Ich kann unmöglich mit ihm leben. Wir leben schon zwey Jahre in Einem Hause. Ein Mensch, welcher niemahls in Gesellschaft gelebt hat.

c. Einem zu Willen leben, ihm zu Willen seyn, nach dessen Verlangen handeln. In einigen Fällen bedeutet es auch so viel als haben, hägen, wo es zugleich die zweyte Endung erfordert, welche Arten des Ausdruckes aber im Hochdeutschen veralten, der oberdeutschen Mund-Art aber am geläufigsten sind. Das ich des trostes lebe, daß ich den Trost habe, Reinmar der Alte. Der Hoffnung, der Zuversicht, des Zutrauens leben, Hoffnung, Zuversicht, u. s. f. haben.

d. Wirksam, geschäftig seyn, Einfluß auf den Willen haben. Christus lebt in mir, Gal. 2, 20.

In der dritten Haupt-Bedeutung schon bey dem Ulphilas liban, im Isidor leban, bey dem Kero leben, im Nieders. leven, im Angels. libban, lyfian, im Engl. live, im Dän. leve, im Schwed. lefwa. Das Activum dieses Neutrius ist wenigstens in der zweyten und zum Theil auch in der dritten Haupt-Bedeutung laben; siehe im LVIII Th., S. 33.

Leben und leben lassen; diese Worte, die einer der gewöhnlichsten Wahlsprüche des Königs in Preußen Friedrich Wilhelm I. gewesen seyn sollen (*), enthalten wirklich eines der sinnreichsten deutschen Sprichwörter. Man würde sich nicht viel zu stark ausdrücken, wenn man sagte, daß es die Quintessenz der Moral in sich fasse. Leben, als Mensch, und andere eben auch der Würde und Bestimmung der menschlichen Natur gemäß leben lassen; keinem dabey hinderlich seyn, vielmehr es gern sehen, wenn jeder seine Bestimmung darin erfüllt, und ihm nach Vermögen dazu behülflich seyn — welche Pflicht gegen sich selbst, oder gegen andere, würde dabey zurückbleiben? Wie unmittelbar leuchten nicht die Pflichten der strengen Gerechtigkeit und der duldenden Billigkeit dabey ein! Wie fruchtbar könnte nicht dieser Text zur Erklärung der Haustafel, der Lehre von dem, was Herrschaft und Gesinde, Mann und Frau, Väter und ihre heranwachsende Söhne, Mütter und ihre heranwachsende Töchter, einander schuldig sind, angewendet werden! Aber auch in der Stats-Wissenschaft, in Beziehung auf die verschiedenen Stände, oder Mutterland und Colonien; und vollends in Verbindung mit dem reichhaltigen Satze von der Bevölkerung, als dem sichersten Zeichen von der guten oder schlechten Verfassung und Regierung eines States! In diesem Sprichworte läßt sich ein dreyfaches Verboth ohne Künsteley entdecken: nicht alles allein haben, thun und wissen wollen; denn Haben, Besitzen und Genießen, Thun und Wissen, sind die drey Haupt-Angelegenheiten des menschlichen Lebens. Es ist also dieser Sinnspruch nicht nur dem Neide und der Habsucht entgegengesetzt, sondern auch der zu weit um sich und eingreifenden Wirkungs-Sucht, endlich der Gewissens- und Verstandes-Meisterey, dem Wissens- und Glaubens-Zwang (**), wenn man andern nicht erlauben will, mehr zu wissen oder nicht zu wissen, zu glauben oder nicht zu glauben, als man selbst für recht hält.

Mit

(*) S. Ueber Friedrich Wilhelm I. von Morgenstern, S. 91.

(**) Dieses Wort hat hier einen dem juristisch-oekonomischen Ausdrucke, Vier-Zwang, analogen Sinn.

Mit leben zusammengesetzte Zeit-Wörter, und davon abstammende Haupt-Wörter, und deren Bedeutung.

Das Ableben, ohne Plural. Ist eigentlich der Infinitivus des veralteten Zeit-Wortes ableben für sterben, doch so, daß das Unangenehme und Widrige, was man gemeiniglich mit dem Worte Tod verbindet, durch diesen Ausdruck gemildert wird. Nach meinem Ableben. Nach meines Vaters Ableben.

Ableben, im Oberdeutschen ableiben, kommt zunächst von Lyb, das Leben, nicht aber von Leib, corpus, her. Es war ehedem sehr gebräuchlich für sterben, ist aber ausser dem aus dem Infinitivo gemachten Haupt-Worte, und dem Partic. Pass. abgelebt, wenigstens im Hochdeutschen nicht mehr üblich, obgleich Frisch das Zeit-Wort ableben, noch in der Bedeutung des Ueberlebens und des Erlebens anführt. Eben so ungebräuchlich ist das oberdeutsche ableibig werden, und das alte niedersächsische aflivig werden, für sterben.

Aufleben, welches in doppelter Gestalt üblich ist.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte seyn, wieder von neuem anfangen zu leben; sowohl in eigentlicher Bedeutung, der Todte ist wieder aufgelebet; als auch in figürlicher, von der Wirkung einer lebhaften Freude, nach einer großen Traurigkeit, Schwermuth, u. s. f. Er lebte vor Freude ganz wieder auf, als er dieses hörte. Imgl. sich wieder wirksam beweisen. Ich sehe die Tugend wieder in dir aufleben, und wünsche dir Glück dazu.

2. Als ein Activum, doch nur in der Mahlerey, einer Farbe durch Firnisse einen neuen Glanz geben, auffrischen; Fr. revivre.

Das Neutrum aufleben ist unter allen mit leben zusammengesetzten Zeit-Wörtern das einzige, welches mit dem Hülfs-Worte seyn abgewandelt wird; selbst das einfache

fache leben, bekommt in allen Fällen ohne Widerspruch das haben.

Beleben. 1. Erleben. Ich habe diese Sache selbst belebt, welche Bedeutung doch nicht überall üblich ist.

2. Leben ertheilen, mit Leben versehen. a) Eigentlich. Einen Todten beleben. Pygmalions Bildsäule wurde auf sein Bitten von den Göttern belebt. Noch mehr aber, b) figürlich, mit Kräften, Munterkeit, Anmuth, versehen. Die Sonne belebt durch ihren wohlthätigen Einfluß die Erde und alle Gewächse. Wenn die Harfe mit ihrem vollstimmigen Klange die Töne einer annehmlichen Stimme belebt. Daher heißt im g. L. sowohl in Ober- als Nieder-Deutschland ein belebter Mensch, der munter, aufgeweckt und gesprächig ist. Ein gutes Naturell wird durch gute Beyspiele bald witzig und belebt, Gell. Auch das Haupt-Wort Belebtheit für gesellschaftliche Artigkeit, Munterkeit, Gefälligkeit, ist sowohl im Ober- als Nieder-Deutschen bekannt.

Das Dänische beleven und Schwed. belefwad, bedeuten gleichfalls artig, aufgeweckt. In der höhern Schreib-Art bedeutet belebt zuweilen mit lebendigen Geschöpfen versehen. Der Teich und mein belebter Hof, Geßn. Indem die Musik des belebten Waldes erwachet, Zachar.

Das Haupt-Wort die Belebung ist nur in dem ersten Falle der zweyten Haupt-Bedeutung üblich.

Durchleben. 1. Dúrchleben, (der Ton auf der ersten Sylbe). Ich lebe durch, durchgelebt. Lebend zurück legen. Wie glücklich sind wir, daß wir nach dem ordentlichen Laufe der Natur den größten Theil unserer Jahre schon durchgelebt haben! Raml.

2. Durch-

2. Durchlében, (der Ton auf der zweyten Sylbe). Ich durchlebe, durchlebt. In der vorigen Bedeutung, nur in der höhern Schreib-Art.

Einsam in Zimmern, zufrieden mit sich, durchlebte sie Tage,
Nicht vom Neide getrübt,
Zachar.

Erlében, bis zu einer bestimmten Zeit leben.

1. Eigentlich. Diese Sache werde ich wohl nicht erleben, ich werde wohl nicht so lange leben, bis diese Sache geschieht. Wenn ich es nur erlebe. Ich habe bereits das sieben und sechzigste Jahr erlebt. Des Morgens wirst du sagen, ach daß ich den Abend erleben möchte! Des Abends wirst du sagen, ach daß ich den Morgen erleben möchte! 5 Mos. 28, 67.

2. Figürlich, in seinem Leben erfahren. Was für schlechte Zeiten erleben wir! Freude an seinen Kindern erleben. Ich erlebe nichts Gutes an dir.

Gelében, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, und das Zeit-Wort leben mit der müßigen alemannischen Verlängerung ge ist. Es hat sich, besonders in der folgenden 4ten Bedeutung, aus dem Oberdeutschen in einige hochdeutsche Kanzelleyen eingeschlichen, und steht

1. für leben, in dessen eigentlichen Bedeutung. Eines andern Gnade leben.

Bey dem Notker bedeutet gleben, und bey dem Stryker geleben gleichfalls leben.

2. Erleben.

Ich gelebte noch den lieben abent gerne.
Heinrich v. Morunge.

3. Nachleben, Folge leisten.

Was alsdann das Recht wirt geben,
Dem soll mein Herr gern geleben.
Theuerd. Cap. 107.

4. Der

4. Der Hoffnung geleben, daß u. s. f. die Hoffnung hägen.

Nachleben, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, zum Bestimmungs-Grunde seines Lebens, d. i. freyen Verhaltens, machen, mit der dritten Endung der Sache. Eines Vorschrift, eines Befehl nachleben.

So auch die Nachlebung.

Ueberleben, überlebt, zu überleben, über die Dauer eines andern Dinges hinaus leben, länger leben als ein anderes Ding dauert. Jemanden überleben, länger leben als er. Alle die Seinigen überleben. Ich werde ihn nicht lange überleben. Den Schmerzen werde ich gewiß nicht überleben. Ich begreife nicht, wie ich solchen Schrecken habe überleben können. Viele Jahre überleben, Pred. 6, 3; zurücklegen. Der Kranke wird kaum diesen Tag überleben.

Verleben, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, welches nur im Oberdeutschen gangbar ist.

1. Zu einem hohen Alter gelangen, in welcher Bedeutung doch nur das Mittel-Wort verlebt für sehr alt gebraucht wird.

2. Sterben. Der Verlebte, der Verstorbene.

Siehe Ableben, welches gleichfalls in beyden Bedeutungen vorkommt.

Leben (*), (das) das Haupt-Wort des vorigen Zeit-Wortes.

1. Lärm,

(*) Im Nieders. Leven. Die ältesten oberdeutschen Schriftsteller brauchen, von dem Kero an, dafür beständig der Lib, Leib, dagegen der Leib bey ihnen der Lichnam heißt. Im Dänischen ist sowohl Leven als Liv üblich.

1. Lärm, Getöse, lärmender Zank, eine nur noch im gem. Leben, besonders Nieder-Sachsens, übliche Bedeutung. Was ist das für ein Leben! Ein Leben anfangen, verführen. Das war ein Leben!

Das Holländ. Leben hat gleiche Bedeutung.

2. Bewegung, nur in einigen Fällen. Es ist lauter Leben an ihm, sagt man von einem Menschen, dessen Glieder in beständiger Bewegung sind.

3. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, der Zustand der willkürlichen Bewegungen; das Vermögen eigene Veränderungen hervor zu bringen, solche selbst zu bestimmen, und die Fortdauer dieses Zustandes.

(1) Eigentlich, der Zustand, da man das Vermögen hat, eigene Veränderungen hervor zu bringen, und dessen Fortdauer. Ein todter Körper hat kein Leben mehr. Jemanden das Leben nehmen. Ihn bey dem Leben erhalten. Noch am Leben seyn, noch leben. Er ist nicht mehr am Leben, er ist schon verstorben. Jemanden um das Leben bringen, sein Leben verkürzen. Sich selbst das Leben nehmen. Einem nach dem Leben stehen, im. g. L., trachten. Das Leben lassen, aufhören zu leben, am häufigsten von einem gewaltsamen Tode. Sein Leben für einen lassen. Sein Leben beschließen, aufhören zu leben. Jemanden am Leben strafen. Es geht ihm an das Leben, er ist in Gefahr das Leben zu verlieren. Einem etwas bey Leib und Leben verbiethen. Man wird ihm nicht an das Leben kommen, man wird keine Ursache finden, ihm das Leben nach den Gesetzen zu nehmen. Der Richter spricht einem Verbrecher das Leben ab, wenn er ihn zum Tode verurtheilt; der Arzt einem Kranken, wenn er seine Krankheit für tödlich erkennt. Jemanden das Leben schenken, es ihm lassen, da man es

ihm

ihm nehmen könnte. Einem das Leben fristen, sowohl von Gott, als auch von einem Arzte. Sein Leben für jemanden wagen. Das Leben davon bringen, mit dem Leben davon kommen. Mit dem Leben bezahlen. In diesem Leben, in dem gegenwärtigen Zustande natürlicher Veränderungen. Beym Leben, oder am Leben bleiben, fortfahren zu leben. Einem das Leben sauer machen. Ich höre solche Sachen für mein Leben gern, im g. L. für sehr gern. Er schiebt für sein Leben gern Regel. Zeit meines Lebens thät ich das nicht; niemahls, so lange ich lebe nicht. Zuweilen auch der Grund der eigenen natürlichen Veränderungen. Regt kein Leben sich mehr in dir? Des Leibes Leben ist im Blut, 3 Mos. 17, 11. 14.

Der Plural ist nur in einigen wenigen Fällen, und auch hier am häufigsten in der höhern Schreib-Art üblich. Tausendmahl will ich mein Leben für das deinige geben, und immer noch fragen, ob ich nicht noch zehntausend Leben dir zu schenken habe, Weiße.

(2) In weiterer Bedeutung ist in der Gottes-Gelehrsamkeit und biblischen Schreib-Art, das neue Leben, das geistliche Leben, das Leben aus Gott, u. s. w. der neue von dem Geiste Gottes gewirkte Zustand der rechtmäßigen Handlungen und Veränderungen, und der Grund desselben. Das ewige Leben, sowohl die Glückseligkeit der Gläubigen in dieser Welt, als auch der Zustand der künftigen Glückseligkeit, im Gegensatze sowohl des natürlichen Lebens, als auch des ewigen Todes.

(3) Figürlich.

a) Die Art und Weise der Anwendung des Vermögens eigener natürlicher Veränderungen, im Verhältnisse mit andern. Ein armseliges Leben führen, armselig leben. Das Herren-Leben, Kloster-

Leben,

Leben, Stadt-Leben, Land-Leben, u. s. f. Ein schändliches, ein sündliches, ein frommes Leben führen. Sein Leben bessern. Wieder in sein voriges Leben verfallen.

ß) Die Lebens-Beschreibung, die Erzählung der Veränderungen, welche jemand in seinem Leben erfahren hat. Jemandes Leben beschreiben. Pauli's Leben preußischer Helden. Die Leben der Gelehrten.

γ) Dinge, welche man vorzüglich liebt, pflegt man in der vertraulichen Sprech-Art häufig sein Leben zu nennen. Die Geschichte ist sein Leben. Diese Speise ist mein Leben. Wo es zugleich ein Ausdruck der Zärtlichkeit ist.

Ich hieß ihn mein Montan! er mich mein Herz!
mein Leben!
Gell.

δ) In den schönen Künsten hat ein Kunst-Werk Leben, wenn das Bild die Handlung, welche man vorstellen will, wirklich und mit aller erforderlichen Leidenschaft zu thun scheint, so, daß der Anschauende, nach Beschaffenheit des ihm vorgestellten Inhaltes, von Freude, oder von Traurigkeit, von Vergnügen, oder von Schmerzen, gerührt wird.

In der Mahlerey, ist der äusserste Grad der Vollkommenheit, wenn lebendige Gegenstände so gemahlt sind, daß man das Leben, die athmende Brust, die Wärme des Blutes, und besonders das wirklich sehende und empfindende Auge darin wahrzunehmen glaubt; alsdann schreibt man dem Gemählde ein Leben zu. Für die Mahlerey ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß man auf das Besondere Achtung gebe, woraus eigentlich dieses vermeinte Gefühl des Lebens entsteht. Wenn man einen Menschen in der größten Vollkommenheit in Wachs abbilden, und ihn mit den natürlichsten Farben bemahlen würde, so wäre

doch schwerlich zu erwarten, daß man in der Nähe durch das Bild hinlänglich würde getäuscht werden, um es für eine lebendige Person zu halten. Es scheint, daß der Ausdruck des Lebens von mancherley kaum nennbaren Umständen abhange.

Etwas davon muß durch die Zeichnung bewirket werden, das übrige durch das Colorit. Der höchste Grad dessen, was man eine fließende Zeichnung nennt, kann viel dazu beytragen, weil in der Natur fast alles, was zur Form gehört, höchst fließend ist. Dieses kann auch bey dem besten Genie nur durch eine unermüdete und anhaltende Uebung im Zeichnen nach der Natur erhalten werden. Man empfiehlt dem Historien-Mahler mit Recht das Studium und Zeichnen der Antiken; sollte er aber dabey die Natur selbst aus der Acht lassen, so wird er zwar edle, auch wohl große Formen, und einen anständigen Ausdruck in seine Gewalt bekommen; aber das Leben wird er seinen Figuren nicht geben können. Man wird, wie in Poußin's Gemählden nicht selten geschieht, in den Personen das Leblose des Marmors zu fühlen glauben.

Da auch die Natur, selbst da, wo sie nicht schön gezeichnet hat, doch nichts unausgeführt läßt, und selbst in den geringsten Theilen der Form etwas besonderes, bestimmtes oder individuelles hat, so muß auch der Zeichner, um sich dem Leben so viel, als möglich ist, zu nähern, nichts unausgeführt noch unbestimmt lassen. In den kleinsten Theilen, in Augen, Ohren, Haaren, Fingern, muß in den Umrissen nicht nur alles vollständig, sondern auch für jede Figur besonders bestimmt seyn. Wer nur allgemeine Gliedmaßen zu zeichnen weis, Augen und Finger, die nicht einem Menschen besonders zugehören, sondern das Ideal der menschlichen Augen und Finger sind, kann das Leben nicht erreichen. „Man muß," wie Mengs von Raphael (*) sagt: „sich begnügen, von „dem Antiken (oder von dem Ideal) die Haupt-Formen „zu gebrauchen, viel öfter aber in dem Leben das wählen „und nachahmen, was jenem am nächsten kommt. Man „muß,

(*) Mengs Gedanken über die Schönheit, S. 46, f.

„muß, wie jener, erkennen, daß gewisse Gesichts-Striche „auch gewisse Bedeutungen haben, und insgemein ein ge„wisses Temperament anzeigen; auch daß zu einem sol„chen Gesichte eine gewisse Art Glieder, Hände und Füße, „gehören.“

Darum thun auch die Mahler nicht wohl, die sich beständig nur an einem oder zwey Modellen im Zeichnen üben. Man sollte damit öfters abwechseln, und jedes Modell so lange nachzeichnen, bis man auch die geringsten Kleinigkeiten desselben nicht nur in das Auge, sondern auch in die Hand gefaßt hat, und hernach ein anderes nehmen. Und hieraus sollten junge Mahler lernen, was für anhaltender und brennender Fleiß dazu erfordert wird, dasjenige im Zeichnen zu lernen, was zur Darstellung des Lebens nothwendig ist. Das beste Zeichnungs-Buch, und wäre es auch von Raphael selbst, das schönste Modell, und einige der ausgesuchtesten Antiken, sind nicht hinlänglich, ihn im Zeichnen festzusetzen. Wenn er dieses alles besitzt, dann muß er erst sein Auge auf die Natur wenden. Er braucht nicht immer die Reiß-Feder in der Hand zu haben, aber sein Auge muß unaufhörlich beobachten, erforschen, abmessen, und jede Kleinigkeit gegen das Ganze halten. Zu dieser Uebung des Auges findet er die Gelegenheit den ganzen Tag hindurch.

Noch schwerer scheint es, durch das Colorit das wirkliche Leben zu erreichen. Auch dieses hat sein Ideal (*), welches der Mahler nach der wirklichen Natur abändern muß. Darum kommen die Portrait-Mahler dem Leben allemahl näher, als die Historien-Mahler. Aus dieser Ursache findet man unendlich mehr Leben, auch in Vandyk's Historien, als in Rubens seinen. Aber man würde vergeblich versuchen, die Zauber-Striche des Pinsels zu beschreiben, wodurch die Haut ihre Weichheit, das Fleisch seine duftende Wärme, das Auge seine Feuchtigkeit, und selbst seine Gedanken und Empfindungen bekommt. Vermuthlich würden Titian und Vandyk selbst nur wenig von einer Kunst, die sie vorzüglich besaßen, gesammelt haben. Es kommt hier, außer der allgemeinen Behandlung einer glücklichen Anlage und einer

(*) Siehe im VIII Th., S. 242, f. und im LXIV Th., S. 522, fgg.

guten Wahl der Farben, auf unbeschreibliche Kleinigkeiten an. Die kleinsten kaum merklichen Lichter, Blicke und Wiederscheine, thun fast das meiste zu dem Leben. In den Werken der größten Coloristen scheinen diese noch leichter, als in der Natur selbst, zu entdecken. Die Natur ist die Original-Sprache, das gemachte Bild eine Uebersetzung. Man muß hier, wie in wirklichen Sprachen, die, in welche man übersetzt, vollkommener besitzen, als die Grund-Sprache. Mancher Mahler entdeckt in dem Colorit der Natur kräftige Kleinigkeiten, empfindet ihre Wirkungen, kann sie aber mit seinen Farben nicht erreichen. Da ist es gut, wenn er in den Werken der größten Meister entdecken kann, wie es ihnen gelungen ist, das darzustellen, was ihm bey Nachahmung der Natur nicht möglich war. Es kommt hier einerseits auf ein erstaunlich scharfes und empfindsames Auge, und dann auf eine, durch tausend Versuche unterrichtete und noch glückliche Hand, an.

Bisweilen erhält man durch Umwege, was man geradezu nicht zu erreichen vermag. Manche Stelle des Gemähldes, die das wahre Leben noch nicht hat, erhält es durch die Bearbeitung einer andern Stelle. Dergleichen Beobachtungen ist man oft dem Zufalle schuldig. Also muß der Mahler bey der Arbeit des Pinsels seinen Geist unaufhörlich zur Beobachtung der zufälligen Wirkungen der Farben, der Lichter und Schatten, des Hellen und Dunkeln gegen einander, gespannet halten, damit ihm nichts davon entgehe. Arbeitet er in einiger Zerstreuung der Gedanken, so gelingt ihm bisweilen etwas, das er hernach mit keinem Suchen wieder nachmachen kann. Hätte er aber damahls, als es ihm gelungen ist, auf alles, was er that, Achtung gegeben, so würde er nun diesen Theil seiner Kunst besitzen. Darum muß der Mahler, so gut als der Philosoph, seine Stunden haben, wo er sich in ein stilles Cabinet verschließt, um die höchste Aufmerksamkeit auf die Bemerkungen zu richten, die ihm die Uebung seiner Kunst entdecken läßt. Aber auch außer dem Cabinet, und in der Gesellschaft, muß er überall mit einem forschenden Auge den Ton und die Farben des Lebens beobachten.

J. G. Sulzer's Theorie der schönen Künste, 3 Th. (2te Aufl. Lpz. 1793, gr. 8.) S. 158, fgg.

Siehe

Siehe auch im LXIV Th. S. 547, f.

c) Wirkung, Einfluß auf den Willen. So legt man einem Beweis-Grunde, einer Rede, einem Gedichte ein Leben bey, wenn es die Empfindungen rege macht, Einfluß auf den Willen hat.

d) Im gem. Leben wird der fleischige empfindliche Theil an thierischen Körpern in manchen Fällen das Leben genannt, im Gegensatze des unempfindlichen. So ist das Leben an einem Pferde-Fuße, der fleischige Theil, welcher an den Seiten und unten von dem Hufe eingeschlossen ist, und auch der Kern genannt wird; Fr. Tendon. Einen Huf bis auf das Leben auswirken. Das Leben tritt einem Pferde aus, wenn es unter der Sohle des Hufes hervor tritt. Siehe im XXV Th., S. 340, f. Auch an den Gewächsen heißt der frische und gesunde Theil das Leben, im Gegensatze eines verdorreten oder abgestorbenen. Einen dürren Ast bis auf das Leben abschneiden. Nach einer noch weitern Figur pflegt man auch den innern festen kernigen Theil eines Steines, im Gegensatze des äußern, weichen, verwitterten Theiles, das Leben zu nennen.

* * *

Das Wort Leben wird in weiterm und engern Verstande genommen. Nach jenem nennt man alles, was eine Wirkung und Bewegung von sich spüren lässet, ein Leben, und schreibt solches sowohl geistigen Substanzen, als: Gott, den Engeln, der menschlichen Seele; als körperlichen, und unter diesen nicht nur den Thieren, sondern auch den Pflanzen, zu. Im engern und eigentlichen Verstande aber sagt man das Leben von den unvernünftigen Thieren und von den Menschen, die man lebendige Geschöpfe nennt, und sie den leblosen entgegen setzt. Wird der Mensch bloß nach dem Leibe betrachtet, so hat er mit den Thie-

ren ein gemeines Leben, welches in einer physischen Bewegung besteht, die vermittelst des circulirenden Blutes und der damit verknüpften Wärme verursachet wird, daß also die Lebens-Kräfte aus dem Herzen ursprünglich kommen, und folglich das Blut zum vornehmsten Werkzeug haben, mithin wenn der Kreis-Lauf des Blutes und das Athemhohlen noch nicht aufgehört haben, ist noch ein Leben vorhanden.

Im Natur-Reiche findet ein Leben und ein Tod Statt. Das Leben überhaupt ist eine Kraft, die sich durch Verrichtungen oder Beschäftigungen wirksam beweisen kann. Solche Verrichtungen sind Handlungen, welche einer Substanz außer ihrer Undurchdringlichkeit zukommen. Ein Erz ist ein lebendes, so lange es noch nicht aus der Grube geschlagen worden ist, weil es alsdann noch wachsen und sich vervollkommnen kann, oder weil es noch Verrichtungen vorzunehmen fähig ist; sobald es aber aus dem Bergwerke geschlagen worden ist, ist es ein todtes Erz, weil es alsdann nur vermöge der Undurchdringlichkeit wirkt. Auf ähnliche Art wird der Pflanze ein Leben beygelegt, so lange sie noch wachsen, und andere von Undurchdringlichkeit und Resistenz verschiedene Bewegungen erreichen kann. Bey den Thieren gehört ebenfalls eine Kraft zu Verrichtungen, wenn sie leben sollen; und solches erfordert einen Kreislauf des Blutes und der Säfte. Auch bey Pflanzen ist, wofern sie lebende Pflanzen seyn sollen, eine Bewegung der Säfte nöthig. Uebrigens entsteht hierbey die Frage: Ob auch wenigstens einige Pflanzen, oder Dinge, welche Pflanzen zu seyn scheinen, ein thierisches Leben, welches sich durch willkürliche Handlungen wirksam beweiset, haben? Sie ist durch die Wahrnehmungen der neuern Natur-Forscher zu bejahen, wie im Art. Thier-Pflanze gezeigt werden wird.

Man

Man unterscheidet ein wirksames und unwirksames Leben, Vita in actu primo, und in actu secundo. Jenes äussert sich durch wirkliche Verrichtungen; dieses aber besteht in einem Stillstande der Beschäftigungen, wegen dieser oder jener Hindernisse. Ein geistiges oder spirituelles Leben wird vernünftigen Wesen und Geistern beygelegt. Auch ist der Unterschied eines natürlichen, bürgerlichen und sittlichen Lebens bekannt. Das natürliche Leben erfordert eine Kraft, dasjenige zu verrichten, wozu eine natürliche Sache aufgelegt zu seyn pflegt, es mag im Pflanzen-, Mineral- oder Thier-Reiche seyn. Das bürgerliche Leben aber erfordert eine Kraft, nach welcher man sich als Mitglied einer Gesellschaft und des States geschäftig beweisen kann; daher den Landes-Verwiesenen ein solches Leben abgesprochen wird. Das sittliche Leben zeigt eine Kraft, mit Freyheit und Ueberlegung zu handeln, an; daher kann von rasenden und betrunkenen Menschen ein solches Leben nicht behauptet werden. Dem Leben wird der Tod entgegengesetzt; und daher redet man auch von einem natürlichen, einem bürgerlichen, und einem sittlichen Tode.

Bonnet theilt das Leben in ein wachsendes, empfindendes, und denkendes; ich glaube aber, ein empfindendes Leben sey auch ein denkendes. Die Alten theilen das Leben in ein sinnliches und vernünftiges. Pythagoras, Bacon und Buffon theilen es in ein denkendes und fühlendes. Platner unterscheidet ein mechanisches, geistiges und vernünftiges. Statius Müller theilt das Leben in das mechanische, organische, und beseelte. Das mechanische besteht in Bewegungen, die nach bloßen Gesetzen der Bewegung, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Structur und Organisation erfolgen, wie bey dem Mineral-Reiche wahrzunehmen ist. Das or-

ganische Leben ist die Bewegung, welche sich nach der Organisation richtet, und kommt den Pflanzen oder dem vegetabilischen Reiche zu. Das beseelte Leben erfordert willkürliche und freye Bewegung, und findet im Thier-Reiche Statt; doch kann ein Thier, in verschiedener Rücksicht, das angeführte dreyfache Leben besitzen.

Was insbesondre das Leben des Menschen betrifft, so hat der Mensch, so fern er nach seiner physischen und moralischen Natur betrachtet werden kann, ein doppeltes Leben. Das physische oder animalische Leben besteht in der physischen Bewegung, wie ich sie kurz vorher beschrieben habe, welche er mit den Thieren gemein hat; das moralische Leben aber hat er als Mensch, in so fern er aus Leib und Seele besteht, vor sich allein, welches sich, nach vorhergegangener vernünftiger Bestimmung (Determination) der Gedanken und Begierden, durch solche Thaten äussert, die auf eine wahre Glückseligkeit theils seiner selbst, theils anderer, zielen. Der Grund eines solchen moralischen Lebens ist die Vernunft, durch welche die vernünftigen Entschlüsse geschehen müssen; und wie durch dieselben die Menschen von den Thieren unterschieden werden, so ist auch durch solche Bestimmungen das Menschen-Leben vom Thier-Leben unterschieden.

Die Erde, welche der Schöpfer erwählte, um den Körper Adam's zu bilden, stellt uns den ersten Urstoff des menschlichen Leibes vor. Es war eine rohe und verworrene Masse, aus welcher diejenige Maschine auferbauet werden mußte, welche nachher lebendig gemacht werden sollte. Man unterscheidet also bey der Bildung des ersten Menschen sehr leicht drey wesentliche Operationen, deren immer eine die andere voraussetzt; zuerst die Mischung der

rohen

rohen Masse, hernach die Bildung der Maschine aus derselben, und endlich die Belebung dieser Maschine.

Wenn man sich von dem Urstoffe oder von der ersten Masse des menschlichen Körpers einen richtigen Begriff machen will, so muß man eine Erdichtung zu Hülfe nehmen. Man stelle sich einen Menschen vor, welchen die Kraft eines Elementes, das wir nicht kennen, augenblicklich in einen Klumpen zusammen schmelzte, so, daß die ganze künstliche Maschine, aufgelöset, zerginge, ohne doch etwas von ihren wesentlichen Theilen zu verlieren. Wenn durch eine solche Kraft der menschliche Körper eben so, wie eine künstliche Maschine von Wachs, bey einem gelinden Feuer zerflösse, so würde die übrige Masse den rohen Urstoff des menschlichen Leibes darstellen. Die Aerzte haben durch vielfältige Nachforschungen entdeckt, was dieser Stoff in sich enthalten würde. Unser Leib enthält im natürlichen Zustande vier Mahl mehr flüßige, als feste Theile; beyde bestehen aus einerley ursprünglicher Materie, aus Erde, Wasser, Oehl und Salzen, welche in einer gewissen Proportion mit einander vermischt sind; aus dieser Masse sind alle unsere Säfte, alle unsere festen Theile, die schlaffsten Drüsen und die härtesten Knochen, gebildet.

Gesetzt, daß die Masse, in der Proportion, wie sie wirklich bey dem Menschen angetroffen wird, verworren durch einander gemischt wäre, so würde sie die allgemeinen Eigenschaften aller solcher physischen Körper oder Materien besitzen; sie würde sich mit einer ihr eigenen Schwere bemühen, niederzusinken. Die Erde, welche zwischen vier Mahl so viel flüssigen Theilen hienge, würde eine Bemühung anwenden, zu Boden zu fallen; das Oehlige von dieser Masse würde sich absondern, und auf dem Wasser schwimmen; das Wässerige würde die Salze auflösen, und sich damit sättigen. Eine jede dieser Materien würde

alle Kräfte der Schwere, des Zusammenhanges, der Auflösung und Absonderung auf eben die Weise äussern, wie es dergleichen Erde, Wasser, Oehle. thun würden, die von ganz anderm Ursprunge wären, als die aus der Masse des menschlichen Körpers.

Der Inbegriff der Bestand-Theile und der Kräfte eines Körpers, macht seine Natur aus. Da nun die Masse des menschlichen Körpers ihre eigenen Bestand-Theile in einer gewissen proportionirten Vermischung, und die allgemeinen physischen Kräfte aller so vermischter Körper besitzt, so muß man den Inbegriff und Zusammenhang aller ursprünglichen Materien, woraus der Stoff unsers Körpers zusammengesetzt, und aller der physischen Kräfte, wodurch er so vieler Abänderungen und Zusammensetzungen fähig ist, die Natur seines Urstoffes nennen. Weil der menschliche Körper, dieser Natur nach, von allen andern Körpern nicht wesentlich verschieden ist, diese Eigenschaften der Körper aber zur Natur-Lehre oder Physik gehören, so läßt sich diese Natur mit Recht die physische nennen.

Es ist einem Künstler nicht gleich viel, aus was für Materie er seine Maschinen verfertigen solle. Es ließe sich eben so wenig aus Wachs eine Schlag-Uhr, als aus Metall eine Pflanze herausbringen; und solchergestalt ist es unstreitig, daß die physische Natur einer Maschine einen großen Einfluß auf ihre Structur und ihre mechanischen Kräfte, d. i. auf ihre mechanische Natur, habe. Die Elasticität des Stahles, die er schon als ein bloß physikalischer Körper besitzt, ertheilt der Feder das Vermögen, alle Räder einer Uhr in Bewegung zu setzen; und auf dieser physischen Kraft beruhet der ganze Mechanismus der Maschine. Wie viel Einfluß hat nicht die Stärke, die Feuchtigkeit, die Elasticität des Holzes in den Mechanismum hölzerner Maschinen, und wie sehr beruhet nicht die

Dau-

Dauerhaftigkeit eines steinernen Gebäudes auf der Härte der Steine und auf der Güte des Mörtels! Man darf also keinesweges glauben, daß man ohne Kenntniß der physischen Natur unsers Körpers einen gründlichen Begriff von der Natur und den Eigenschaften dieser künstlichen Maschine erlangen könne. Unser Knochen würde nicht die Festigkeit und Härte, unser Fleisch würde nicht die weiche Geschmeidigkeit, unser Blut würde weder die eigenthümliche Mischung, noch den reichen Vorrath der Materie zu so viel andern abgesonderten Säften, haben, als alle diese Theile unserer Maschine wirklich besitzen, folglich würde auch diese ganze künstliche Maschine nicht haben hervorgebracht werden können, wenn nicht der Urstoff derselben so, wie er wirklich ist, ausgesuchet worden, und mit allen Eigenschaften versehen gewesen wäre, die ihn zu so mannigfaltigen Ausbildungen geschickt machen.

Dieser erste Stoff des Menschen war, wie ich gesagt habe, der Erden-Kloß, aus welchem die Hand der Allmacht bey der Schöpfung einen menschlichen Leib bildete. Sie griff in diesen Teig, und erbauete daraus das Meisterstück der Schöpfung. Diese zweyte Operation gab ihm eine neue Natur, und verwandelte den rohen Klumpen in eine todte Maschine. So wie bey der Schöpfung des Erdbodens das Trockne vom Nassen geschieden, jedes Element an seine Stelle gewiesen, dort ein Hause herausgesuchet, vom Ganzen geschieden, und in eine neue Verbindung gesetzt, dort ein anderer getrennet, zerstreuet, zertheilet und zu andern Zwecken gewidmet wurde, so arbeitete die Hand des Allmächtigen bey der Bildung des menschlichen Körpers. Sie bauete aus der Erde die festen Theile; sie verband dieselben durch einen bindenden Leim, den sie aus der flüssigen Masse zog, hier so stark, daß spröde, unbiegsame Gebeine,

beine, dort schlaffer; daß Muskeln, biegsame Adern, elastische Röhren und weiche Drüsen daraus entstanden, so wie der Plan des künstlichen Gebäudes, welches aus dieser verworrenen Masse formiret werden sollte, es erforderte. So entstand die Maschine, welche durch ihren neuen Bau, durch ihre wundervolle Structur neue Kräfte erhielt, wozu die rohe Materie an sich schlechterdings unfähig war. Die Knochen konnten das neue Gebäude unterstützen und befestigen; die Muskeln und Sehnen konnten es mannigfaltig bewegen; das Herz konnte das Flüssige durch die angelegten Canäle im ganzen Körper herumtreiben; die Drüsen und Absonderungs-Gefäße konnten aus diesem ihnen zugeführten Flüssigen andere Säfte absondern und ausarbeiten, und sie zur Nothdurft und Nahrung aller Theile des Körpers geschickt machen. Kurz, durch diese Structur erhielt die vorhin rohe Masse alle die großen Vermögen, Fähigkeiten und Kräfte, welche die Oekonomie der menschlichen Natur ausmachen. Nunmehr war der Klumpen zur Maschine geworden, und diese ihre Structur, nebst dem Inbegriffe der neuen Kräfte, die sie dadurch erhalten hatte, gaben ihr eine neue Natur, welche die mechanische genennet werden kann.

Adam war gebauet; allein, er war eine todte Maschine, eine künstliche Statüe, oder höchstens eine Art von Pflanzen, ohne Empfindung und ohne Gedanken. Um ihn zum Range der Thiere zu erheben, dazu wurde der Hauch des Allmächtigen, die Particula aurae diuinae, der Funke, welcher dachte, erfordert. Die ganze Maschine war dazu eingerichtet, den Einflüssen eines denkenden Wesens zu Gebothe zu stehen, und von der Kraft des Gefühles durchdrungen zu werden. Der Gedanke und die Empfindung sollten es seyn, die dieses Uhrwerk, statt der Feder, in Gang brächten; und so geschickt ihr Me-

chan-

chanismus war, alle diese Bewegungen zu bewerkstelligen, so sollte doch nur die lebendige Kraft, welche die große Welt dachte, die kleine regen. Es ist den Menschen ein ewiges Geheimniß:

Wie Denken erst begann; wie Wesen fremder Art
Der Seele Werkzeug sind.

Vermöge der Lebens-Geister durchwandelt der Gedanke unser Innerstes; allein, wir kennen weder die Natur dieser fremden Wesen, noch die Art und Weise, wie die denkende Kraft durch dieselben wirkt. Indessen ist die Maschine, durch diese Verbindung mit der denkenden Kraft, neuer Kräfte theilhaftig gemacht worden; die Vorstellungen bestimmen unsere Bewegungen, und die Gesetze, wornach sich unser Körper bewegt, sind von den mechanischen Gesetzen einer gemeinen künstlichen, und einer todten natürlichen Pflanzen-Maschine verschieden. Der Inbegriff dieser neuen Kräfte bestimmt die thierische Natur, zu welcher das Wort des Allmächtigen uns erhöhete.

Mensch! fühle zitternd noch die selige Minute,
Da dieß gewalt'ge Wort auf deinem Staube ruhte,
Und der Empfindung Kraft in deine Nerven goß!
Beseelt vom Hauch aus Gott, der segnend in dich floß,
Fühlt'st du ein heilig Feu'r in deinem Blute brennen,
Und lernest Gott in dir, und dich in Gott erkennen.

Nunmehr wird man einsehen, daß die Natur des menschlichen Körpers, überhaupt betrachtet, eigentlich ein Inbegriff seiner physischen, mechanischen und thierischen Natur sey, wovon immer die leztere die vorhergehende voraussetzt. Die Fortdauer der Natur eines Dinges wird sein Leben genannt; das Ende der Natur aber ist sein Tod. Solchemnach ist der menschliche Körper eines dreyfachen Lebens, und

eines

eines dreyfachen Todes, fähig. Weil die Kräfte der leztern Naturen die erstern voraussetzen, so begreift das animalische Leben die Fortdauer der animalischen, mechanischen und physischen Natur in sich. Es ist wahr, daß jede dieser Naturen großen Abbruch leiden kann, ohne daß deshalb das animalische Leben aufhören müßte; die animalische Natur selbst kann vieles verlieren, ohne unterzugehen; man kann die Sinne des Gesichtes, des Gehöres, des Geruches und des Geschmackes gänzlich verlieren; es können gewisse Gifte unser Gefühl dergestalt verdunkeln, daß wir fast nichts mehr zu empfinden scheinen. Bosman erzählt, in seiner Beschreibung von Guinea, daß er einen Mann gesehen, und in demselben Zustande verlassen habe, welcher von den Priestern der großen Schlange, die ihn hasseten, ein Gift bekommen, wovon er den Gebrauch der Sprache, und die Kraft seine Glieder willkürlich zu bewegen, gänzlich verloren hatte. In der mechanischen Natur können die gräulichsten Verwüstungen zugleich vorgehen, ohne das animalische Leben aufzuheben. Bartholin erzählt sogar von einem Menschen, daß er, nachdem ihm das Herz war ausgerissen worden, noch gelebt und gebetet habe. Man hat viele Beyspiele, daß große Theile des Gehirnes verloren gegangen, oder versteinert, oder verfault gewesen sind, ohne daß dadurch die Gemüths- und Lebens-Kräfte gänzlich vernichtet worden wären. Die physische Natur selbst kann eine erstaunliche Zerstörung leiden. Alle Säfte eines Thieres können im Grunde verdorben, alle fleischige Theile von scorbutischer Schärfe zernaget, ganze Eingeweide verfault, und eine Menge Sehnen, Drüsen, Häute und Gefäße zerfressen und verwüstet seyn, ohne daß deshalb das animalische Leben alsbald aufhören müßte. Nichts desto weniger aber muß doch von allen Naturen das Wesentlichste übrig bleiben,

ben, wofern nicht alsbald das animalische Leben untergehen soll. In allen den vorigen Beyspielen muß nicht allein einige Empfindlichkeit, der Mechanismus der Lebens-Theile, und eine solche Mischung des Urstoffes übrig gewesen seyn, als zur Fortdauer des animalischen Lebens erfordert wird, sondern es muß auch der wesentliche Zusammenhang dieser drey Naturen keine Unterbrechung gelitten haben; daher können unendlich kleinere Ursachen, die aber besser treffen, das animalische Leben fast in einem Augenblicke, und ohne erheblich scheinende Verletzung der mechanischen und physischen Natur, aufheben. Eine plötzliche Freude, die das Herz in seiner Bewegung hemmet, tödtet fast augenblicklich. Ein Löffel voll Blut oder Wasser, der im Gehirne austritt, endigt das animalische Leben plötzlich, viel hundert anderer solcher Ursachen zu geschweigen.

Das Ende des animalischen Lebens, ist der animalische Tod, und diesen nennt man im gem. Leben den Tod schlechthin. Er besteht in dem Verluste der animalischen Kräfte; d. i. er erfolgt, wenn die denkende Kraft in unserm Körper zu wirken aufhört. Natürlicher Weise nimmt diese Kraft schon im hohen Alter nach und nach, und immer merklicher ab, je weiter das Alter heran rückt. Man nennt um deswillen das hohe Alter, einen langsamen Tod; und Cäsar konnte in dieser Absicht einen gewissen alten und schwachen Soldaten, der ihn um die Erlaubniß bat, sich selbst umzubringen, mit völligem Rechte fragen, ob er sich einbildete, daß er lebte? Denn welchen Grad des Lebens kann wohl ein abgelebter Greis übrig haben, über dessen steife und schwache Gelenke eine ohnmächtige Seele gebiethet, bey der die Kraft zu denken zwischen den Sorgen der Nahrung entschläft? Diese Kraft beseelt unsere Nerven, und die Nerven beleben die animalische Maschine.

Des-

Deswegen hören auch im animalischen Tode die mechanischen Bewegungen der Maschine auf, oder, welches eben so viel ist, im animalischen Tode geht ein Theil des mechanischen Lebens mit zu Grunde. Ich sage: ein Theil; denn die mechanische Natur unsers Körpers begreift nicht bloß die mechanischen Kräfte der Maschine, sondern auch die Structur aller einzelnen Maschinen und des ganzen Körpers zugleich in sich; diese leztere kann aber nach dem animalischen Tode noch fortdauern, und dieses geschieht gemeiniglich bey Personen, die eines natürlichen Todes sterben. Die Fortdauer ihres Leichnames und seiner Theile ist ein Ueberrest des menschlichen Lebens. Inzwischen giebt es auch Fälle, wo das animalische und mechanische Leben zugleich geendigt wird; wenn z. B. ein Barbar seinen Gefangenen lebendig in Stücke zerhauet, oder noch mehr, wenn man zu Kraft-Suppen die Krebse lebendig zu Brey stößt. Einen solchen Tod stand der Mensch aus, der zu Venedig in eine Lauge aus ungelöschtem Kalke mit einem feuerfesten Salze hinein stürzte, und der alsdann so zerfressen war, daß man das bloße Gerippe von ihm wieder heraus zog.

Das mechanische Leben kann nach dem animalischen Tode nie ganz fortdauern, wie ich eben gesagt habe; indessen ist doch das, was davon übrig bleiben kann, nähmlich die Structur der Maschinen, ungeachtet des Verlustes der bewegenden Kräfte, noch einer sehr langen Dauer fähig. Da dieses übriggebliebene Leben ein wirklicher Theil des ganzen menschlichen Lebens ist, so kann man hieraus den Grund der Hochachtung beurtheilen, welche fast alle Völker den Leichnamen ihrer Verstorbenen erzeigen, daß sie dieselben z. B. mit Gepränge zur Schau stellen, begraben, oder verbrennen; daß die Aegypter sie mit köstlichen Specereyen einbalsamirten, und daß

sie

sie diejenigen, die sich an Todte vergriffen, für unehrlich hielten. Um deswillen ist die vom Ruysch zu so großer Vollkommenheit gebrachte Kunst, die Adern der Leichname mit gewissen flüssigen Materien auszusprützen, und hierdurch die Theile des Körpers in fast lebendiger Schönheit darzustellen und zu erhalten, so vortrefflich, daß man von ihr mit weit mehrerm Rechte, als von allen andern Künsten der Balsamirer, Wachs-Poussirer, Mahler und Bildhauer, das sagen kann, was Horaz nur von den leztern sagte:

Per quae spiritus et vita redit bonis
Post mortem ducibus.

Nur ist ein einziger trauriger Umstand dabey, den Ruysch nicht hinwegräumen konnte, und den kein menschlicher Witz heben wird.

Quid si threicio blandius Orpheo
Auditam moderere arboribus fidem,
Non vanae redeat sanguis imagini,
Quam virga semel horrida
Non lenis precibus fata recludere,
Nigro compulerit Mercurius gregi!

Der Tod der nach dem animalischen Tode übriggebliebenen mechanischen Natur, erfolgt ordentlicher Weise durch die Verwesung; diese löset nach und nach die Structur der Maschinen auf, und zerstört die weichsten Drüsen und die härtesten Gebeine. Die Natur verhütet zuweilen diesen zweyten Tod der Menschen durch Mittel, die wir ihr noch nicht haben ablernen können. Man hat in England Leichname von 80 Jahren ganz frisch und unverweset gefunden. Mehrere dergleichen Beyspiele werde ich im Art. Leiche anführen.

Das physische Leben dauert eben so, wie ein Theil des mechanischen, noch nach dem animalischen

Tode eine Zeitlang fort. Allein, da es auch nach dem Verluste der menschlichen Gestalt gewisser Maßen noch fortdauern kann, so betrachtet man es gemeiniglich kaum als einen Ueberrest des ganzen menschlichen Lebens; es hat aber doch einen so großen Zusammenhang selbst mit dem animalischen und mechanischen Leben, daß oft ein bloßer Ueberrest dieses physischen Lebens allein hinreichend ist, jene, die schon im Fliehen sind, und keine Spur mehr von sich zurückgelassen haben, wieder herbey zu rufen. Empfindung, Bewegung, Puls, Athemhohlen, Wärme, alles kann verschwunden seyn, und viele Tage gänzlich aufgehört haben. So lange das Zeichen des physischen Todes, die Fäulniß, sich nicht zeigt, kann man nie sicher seyn, daß man nicht lebendige Menschen begrabe. Ich werde hiervon im Art. Leiche verschiedene traurige Beyspiele anführen, welche mehrentheils hätten verhütet werden können; denn die Natur steigt gewöhnlich nicht in der Ordnung vom animalischen Tode zum mechanischen, und von diesem zum physischen herab, sondern es fängt sich ordentlich schon wenige Stunden nach dem animalischen Tode die Fäulniß der Säfte an, welche zum physischen Tode gehört, und aller Hoffnung ein Ende macht. Diese Fäulniß zernaget allmählich die festen Theile, und zerstört die Maschinen, so, daß der physische Tod das noch übrige mechanische Leben mit in sich verwickelt. Eben um deswillen unterscheidet man diese beyden leztern Grade des Todes durch keine besondere Nahmen, sondern man nennt sie überhaupt die Verwesung; in der That aber sind sie völlig unterschieden. Die Vernichtung der Maschine zieht nicht nothwendig die Vermoderung und Zerstäubung der Masse des menschlichen Körpers nach sich. Ein Narr, der im Mörser zerstößen wäre, würde doch am Boden die völlige Masse zu einem Narren zurück lassen. Hingegen

gegen zieht der physische Tod den mechanischen nothwendig nach sich; er besteht in der völligen Trennung und Zerstreuung aller Bestand-Theile des menschlichen Körpers. Weil nun die Aufhebung der Structur auch den animalischen Tod nothwendig verursachet, so begreift der physische Tod die völlige Vernichtung des menschlichen Körpers in sich. Diesen Tod starb Johann Huß, als er lebendig verbrannt wurde. Er ist der höchste Grad des Todes.

Ich brauche nicht zu erinnern, daß die Natur bey unserer Erzeugung eben so wenig von einem Grade des Lebens zum andern aufsteige, als sie bey unserer Vernichtung rückwärts von einem Grade des Todes zum andern herab steigt. Der einzige Adam ist, nach der Beschreibung Mosis, auf diese Welt entstanden, und nach ihm niemand wieder. Gott nahm eine Erde, welche die Eigenschaften, die zur Bildung eines menschlichen Köpers erfordert wurden, unstreitig besitzen mußte; er bauete daraus eine Maschine, die des menschlichen Lebens fähig war. Als Adam diese beyden Grade des Lebens empfangen hatte, belebte ihn der Allmächtige durch den Hauch seines Odems, und die beseelte Maschine fieng an, zu empfinden und zu denken. Nach ihm ist das menschliche Geschlecht auf eine ganz andere Weise fortgepflanzet worden. In den allerersten Keimen des Menschen, wenn er im Mutterleibe noch einen bloßen Punct vorstellt, ist schon die Anlage zum ganzen animalischen Leben zu finden. Man sieht einen hüpfenden Punct, welcher das Herz vorstellt, und also ist schon ein Theil der Maschine selbst vorhanden, die durch den Einfluß der denkenden Kraft der Mutter belebet wird. Nachdem die ganze Maschine so weit ausgebildet worden ist, daß sie vor sich selbst bestehen kann, sondert sich der neue Mensch von seiner Gebärerinn ab, und bringt die denkende Kraft mit,

die sich auf eine unbegreifliche Weise mit seinem Wesen vereinigt hat. Er besteht eine Zeitlang vor sich selbst, und in dieser Zeit gehen alle die Kleinigkeiten vor, die ihn unsterblich machen. Wenn seine Maschine dauerhaft ist und geschonet wird, so läuft sie mit dem Jahrhunderte fort, und spielt die Rolle, die uns Hr. v. Haller beschreibt:

Ich starrte jedes Ding als fremde Wunder an,
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinter Heute,
Maß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, scheute.
Ich irrte, fehlte, schlief, und ward ein Mann.
Izt fühler schon mein Leib die Näherung des Nichts;
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder,
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder
Der sorgenfreyen Jugend zu.
Mein Ekel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts,
Und streuet auf die Welt den hoffnungslosen Schatten.
Ich fühle meinen Geist mit jedem Tag ermatten,
Und keinen Trieb, als nach der Ruh.

Da die Weisheit des Schöpfers wollte, daß die Erde überall mit Menschen sollte erfüllet und mit Einwohnern besetzt werden, so läßt sich vermuthen, daß die Vermehrung zu der Zeit, da sie noch leer war, und erst aus zwey Stamm-Aeltern bestand, hat müssen geschwinder gehen, als nachher, da sie bereits überall Bewohner erhalten hatte. Die Mosaische Geschichte unterrichtet uns von dem Mittel, dessen die göttliche Weisheit sich dazu bediente; dieses war die Verlängerung und Abkürzung des menschlichen Lebens. Die jezige Dauer desselben möchte etwa $\frac{1}{8}$ der ehemahligen seyn. Einige überlebten sogar 8 bis 900 Jahr; doch werden diese Macrobii, oder so lange Lebende, auch wohl damahls zu den seltenen Fällen, eben so wie izt die neunzig- und hundert-jährigen,

gehört

gehört haben. Vielleicht, daß damahls von hundert und mehreren nur Einer gestorben ist. Die Kräfte des Lebens sind also damahls viel größer gewesen; es ist daher wahrscheinlich, daß auch die Zeugungs-Kräfte den übrigen proportionirt gewesen seyn, und daß eine Frau 100 und mehr Jahre lang hat gebären können. Wenn also izt im Durchschnitt, 4 Kinder auf jede Ehe kommen, so muß damahls die Mittel-Zahl der ehelichen Fruchtbarkeit 20 und mehr gewesen seyn, oder es haben so viel Kinder, im Durchschnitt, auf jede Ehe gerechnet werden können; folglich hat daher die Vermehrung viel Mahl geschwinder geschehen müssen, da das Leben so viel Mahl länger dauerte, als jezt. Die Verdoppelung hat unter solchen Umständen vielleicht in 10 bis 20 Jahren erfolgen können, da sie izt 70, 80 bis 100, auch wohl noch mehrere Jahre erfordert. Wenn die Verdoppelung vom Anfange nur in 100 Jahren geschehen wäre, so würden nach 1000 Jahren noch nicht mehr als etwa 2000, und nach 2000 Jahren würden nur erst etwas mehr als zwey Millionen Menschen auf dem Erdboden gelebt haben. So viele leben aber izt in einer mittelmäßigen Provinz, etwa im 10ten bis 12ten Theile von dem Raume, welchen Deutschland einnimmt. Nach 2000 Jahren würde also nur erst ungefähr $\frac{1}{500}$ Theil von der jezigen wirklichen Anzahl der Menschen auf der Erde gelebt haben. Der größte Theil der Welt würde folglich nach dem Verlaufe so vieler Jahrhunderte noch leer und wüste gewesen seyn. Dieses aber scheint der Absicht des Schöpfers ganz entgegen zu stehen, daher wurde das längere Leben, und die darin gegründete größere Fruchtbarkeit zur Beschleunigung der Vermehrung gewählet. Dieses Mittels bediente sich auch die Weisheit des Schöpfers nach dem allgemeinen Straf-Gerichte der Sünd-Fluth. Da aber eine so allgemeine Vertilgung nicht

mehr erfolgen sollte, so dauerte das längere Leben zwar noch einige Jahrhunderte nach der Ueberschwemmung der Erde; sobald aber die Bevölkerung schon wieder in den besten Erdstrichen bis auf einen gewissen Grad gekommen war, daß nun auch von da aus die andern kältern Gegenden allmählich konnten besetzt werden, so wurde auch die Dauer des Lebens allmählich bis auf 150, 100 Jahr, und noch darunter, verkürzet, so, daß dessen Dauer schon zu Mosis oder doch Davids Zeiten, vor ungefähr 3000 Jahren, auf 70 bis 80 Jahr festgesetzt war, welcher Termin auch bis izt beständig fortgedauert hat. Die Mosaische Erzählung stimmet also auch hier mit der ersten Erklärung und dem Befehle des Schöpfers und mit den Absichten seiner Weisheit völlig zusammen; und diese Uebereinstimmung mit den Umständen der Welt, mit der Vermehrung und ihrer Ordnung, giebt uns auch einen starken Beweis ihrer Wahrheit und Göttlichkeit.

Der segnende Befehl Gottes wollte nur, daß der Erdboden mit Menschen sollte erfüllet, keinesweges aber überfüllet werden, d. i. er sollte nur so viel Einwohner haben, als er ernähren konnte, nicht aber mehrere, nicht so viele, die das Maß der Nahrungs-Kräfte der Erde übersteigen könnten, als woraus unzähliges und schreckliches Elend und eine fortdauernde Hungersnoth hätte entstehen müssen, welches wider die Güte des Schöpfers würde gestritten haben. Diese Ueberfüllung würde bey der fortdauernden Länge des Lebens der Menschen gewiß erfolgt seyn. Durch die Abkürzung desselben aber ist diesen traurigen Folgen der Ueberfüllung vorgebeuget worden. Bey der jezigen Dauer des Lebens und der Fruchtbarkeit, hat eine allmähliche Vermehrung noch immer Statt. Der Schade kann auch wieder ersetzt werden, den die von der göttlichen Gerechtigkeit, zur Bestrafung

ung der ausartenden Menschen, entweder selbst zugeschickte oder zugelassene Niederlagen anrichten. Und wenn auch die Bevölkerung auf einem oder andern Theile des Erdbodens bis dahin kommt, daß eine Vergrößerung der Einwohner Ungemächlichkeiten nach sich ziehen würde, so ist die Ordnung in der Vermehrung izt so beschaffen, daß sie nicht nur in etwas kann erweitert, sondern auch eingeschränket werden. Die Einschränkung erfolgt bey einerley Dauer des Lebens von selbst, wenn die Zahl der jährlich Heurathenden etwas verringert wird, und die Menschen etwas später in den Ehestand treten, wenn, an statt daß izt unter 35 bis 40 Eine Person heurathet, alsdann nur unter 50 bis 55 sich eine heurathende Person fände. Im leztern Falle sind sodann unter einem Volke weniger stehende Ehen, als im erstern. Es ist daher eine nothwendige Folge, daß alsdann auch die Zahl der Gebornen gegen die Zahl aller Lebenden, wie auch gegen die Sterbenden, müsse geringer seyn. Wenn folglich sonst 15 Geborne gegen 10 Sterbende kommen, so werden alsdann nur 11 gegen 10 Sterbende geboren werden. Der Ueberfluß der Gebornen wird alsdann nur $\frac{1}{10}$ statt $\frac{5}{10}$ seyn; oder, wenn sonst 25 Lebende gegen Eine Geburt gewesen, so werden sodann 30, 32 und noch mehr Lebende gegen 1 Geburt müssen gerechnet werden. Und wenn die Heurathenden in dem politischen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, oder in andern Dingen noch mehr Hindernisse finden, daß nur unter 55 bis 65, oder gar bis 70, Eine heurathende Person sich findet, so kann es sodann bis zu einer völligen Gleichheit der Sterbenden und der Gebornen kommen, und es wird aller Ueberschuß der Gebornen, und folglich auch die Vermehrung wegfallen; und diese wird einen Stillstand haben, so lange bis die Hindernisse der Ehen wieder verringert werden. Kann nun aber wohl bey

dieser vollkommenen Uebereinstimmung der Erfahrung mit der Güte und Weisheit und dem Befehle Gottes, der geringste Argwohn einer Unwahrheit in der Mosaischen Erzählung Statt finden? Kann man den Moses einer Erdichtung oder einer Leichtgläubigkeit mit einigem Grunde beschuldigen? Kann man die von ihm angezeigte lange Dauer des Lebens in den ersten Zeiten in Zweifel ziehen? Stimmen sie nicht mit den Absichten der Weisheit des Schöpfers zusammen, der die Erde nicht hat können zu einer Wüsteney bestimmt haben, was sie viele tausend Jahr hätte bleiben müssen, wenn die jezigen Perioden der Verdoppelung von Anfang her gewesen wären? Wenn aber die ersten viel kürzern Perioden der Verdoppelung geblieben wären, so würde die Welt allzuschnell mit Menschen seyn angefüllet, ja überfüllet worden, noch ehe die Kunst der Natur hätte zu Hülfe kommen und die Nahrungs-Mittel vermehren können, welches abermahl mit der Weisheit und Güte Gottes nicht hätte bestehen können. So aber harmonirt die Mosaische Erzählung mit den Regeln der Vermehrung vollkommen, und die kurzen Perioden der Verdoppelung wurden verlängert, so wie die Bevölkerung erfolgte, deren ungestörten Fortgang der Schöpfer, nach Vertilgung der ersten Menschen, die nach völlig verlassener Tugend zu Unmenschen und zum Abscheu des allerheiligsten Schöpfers geworden waren, beschlossen hatte. Gesetzt aber, Moses hätte wollen Unwahrheiten erzählen, oder er hätte sich durch Leichtgläubigkeit verleiten lassen, so fragt es sich, ob er es hätte so thun können, daß die Unwahrheit mit den Vollkommenheiten Gottes und mit der Erfahrung hätte übereinstimmen können? Enthalten nicht Erdichtungen in sich den Charakter der Unwahrheit, und läßt sich der Widerspruch nicht leicht entdecken? Konnte er es aber thun, da ihm

die

die Regeln der Verdoppelung völlig unbekannt waren, indem dieselben erst in den neuern Zeiten sind entdeckt und bestimmet worden? Man findet auch in den ältesten Schriften nicht die geringste Spur von einer Kenntniß derselben. Sie konnten auch nicht bekannt seyn, weil die heurathenden Pare, die Gebornen und Gestorbenen, nicht so, wie izt geschehen muß, in besondere Bücher eingeschrieben wurden, als woraus alle diese Berechnungen entstanden sind. Es wurden zwar damahls die Einwohner eines Landes zuweilen gezählet, wie wir aus der Geschichte des Volkes Israel wissen; daraus konnte man die Verdoppelung und Vervielfältigung der Zeit nach schließen; mehr wußte man aber auch nicht, als was damahls geschahe. Der Grund aber, warum sie zu der Zeit nicht geschwinder oder langsamer erfolgte, und ob die Zeiten der Verdoppelung nicht anders, länger oder kürzer, seyn können, konnte ohne die genauesten Listen der Heurathenden, Gebornen und Gestorbenen, nicht erkannt werden, als wovon die Bestimmung der Fruchtbarkeit und der Geschwindigkeit der Vermehrung lediglich und allein abhängt. Es muß also bey vernünftigen Zweiflern aller Argwohn wegfallen, und Mosis Geschichte muß auch durch diese harmonische Erzählung gerechtfertiget und alles Beyfalles würdig erkläret werden.

Sollte aber das Gesetz der Sterblichkeit bestehen, so mußten zweytens die Ursachen des Todes, die Krankheiten, alle Schwachheiten und Zufälle so abgemessen werden, daß das zur Vermehrung nöthige Maß der Dauer des Lebens konnte erhalten werden. Es herrscht auch in der That in den Krankheiten eine solche Ordnung, die man kaum vermuthen sollte, die aber nur aus vieljährigen und großen Listen kann erkannt werden. Die epidemischen Seuchen, die auf ein oder ein Par Jahre eine Unordnung verursachen,

können mit in die Regeln eingeschlossen werden, wenn man sie auf zwanzig- und mehrjährige Listen gründet. Wenn hier alles ohne Ordnung, und ohne eine weise, obschon verborgene, Aufsicht und Lenkung zum Zweck, gehen sollte; wenn den schädlichen Seuchen nicht Maß und Ziel gesetzt wäre: so würde die Welt nicht haben können mit Bewohnern erfüllet werden, und sie würde, wenn sie es wäre, es nicht lange bleiben können. Wir dürften nur noch eine solche neue Krankheit bekommen, die, so wie die Pocken, wütete, oder die epidemischen Seuchen dürften nur häufiger und etwas stärker werden, besonders aber die Pest öfters kommen: so würde es um die weitere Bevölkerung und Ersetzung des durch Krieg und Pest angerichteten Verlustes bald gethan seyn. Es war also nöthig, daß der Urheber der Natur, der die Erfüllung des Erdbodens mit Menschen zu einem Gesetz machte, auch die Einrichtung in den Theilen der Natur machte, und daß er der Natur des Menschen sowohl, als auch den andern natürlichen Umständen, der Luft, den Ausdunstungen, den Winden, den Speisen und andern Dingen, die in die Dauer unsers Lebens einen Einfluß haben, solche Gesetze in ihren Wirkungen ordnete, wodurch das erste Gesetz und Absicht, nähmlich die Bevölkerung, konnte zur Ausübung gebracht werden.

Die Aufrichtigkeit der Erzählungen des Moses, aus dem langen Leben der ersten Menschen bewiesen (*). Wir richten hier unsere Augen auf die ersten Begebenheiten, die sich vor den Tagen Mosis zugetragen haben, und von diesem heil. Manne beschrieben worden sind. Diese Nachrichten verdienen allen Beyfall bey Christen, die den göttlichen Ursprung der h. Schrift kennen. Allein, Moses verdiente schon unsere Beystimmung, wenn er

(*) Im 23 St. der Hannover. gel. Anzeig. v. J. 1751.

er gleich aus keiner göttlichen Quelle geschöpft hätte; und seine Erzählungen müssen wir richtig nennen, wenn er sie nur für sich aufgesetzt hätte, oder wenn wir sie in eben dem Zusammenhange in einem andern Buche antreffen würden. Denn obgleich Moses im Jahre der Welt 2433 geboren ist, so lebten doch seine Vorfahren so lange, daß die entferntesten Begebenheiten des Adams durch den fünften Mund zu ihm kamen, welches eben so gut war, als wenn dieser erste Vater seine Geschichte selbst aufgesetzt hätte. Um diesem Beweise seine Ordnung zu geben, müssen wir zuerst das hohe Alter der ersten Menschen festsetzen; und nachher werden wir sehen, daß selbiges für den Werth der Mosaischen Erzählungen rede.

Eine Geburts- und Todes-Tafel der Vorfahren des Moses muß hier zum Grunde liegen, die wir aus seinen Büchern hierher setzen wollen.

Im Jahr der Erde:

1. tritt Adam auf die Erde.
130. wird Set geboren.
235. wird Enos geboren.
325. wird Kainan geboren.
395. wird Mahalaleel geboren.
460. wird Jared geboren.
622. wird Enoch geboren.
687. wird Metusala geboren.
874. wird Lamech geboren.
930. stirbt Adam.
987. wird Enoch vermisset.
1042. stirbt Set.
1056. wird Noa geboren.
1140. stirbt Enos.
1235. stirbt Kainan.
1290. stirbt Mahalaleel.
1422. stirbt Jared.
1558. wird Sem, des Noa Sohn, geboren.
1651. stirbt Lamech.
1656. stirbt Metusala, und kommt die Sündfluth.
1658. wird Arpharad, Sems Sohn, geboren.
1693. wird dem Arphaxad Sala geboren.
1723. wird dem Sala Heber geboren.
1757. wird dem Heber Phaleg geboren.
1787. wird dem Phaleg Rehu geboren.
1819. wird dem Rehu Saruch geboren.
1849. wird dem Saruch Nahor geboren.
1878. wird dem Nahor Tara geboren.
1996. stirbt Phaleg.
1997. stirbt Nahor.
2006. stirbt Noa.
2008. wird dem Tara Abraham geboren.
2026. stirbt Rehu.
2049. stirbt Saruch.
2083. stirbt Tara, Abrahams Vater.
2096. stirbt Arpharad.
2108. wird dem Abraham Isaac geboren.
2126. stirbt Sala.
2158. stirbt Sem, des Noa Sohn.
2183. stirbt Abraham.
2187. stirbt Heber.
2248. wird dem Jacob Levi geboren.
2288. stirbt Isaac, und dem Levi wird Kahat geboren.
2298. geht Jacob mit den Seinigen nach Aegypten.

Im Jahr der Erde:
2328. wird dem Kahat Amram geboren.
2385. stirbt Levi.
2421. stirbt Kahat.
2430. wird Mosis Bruder, Aron, geboren.
2433. wird dem Amram Moses geboren.
2465. stirbt Amram.

Diese Tafel legt uns das hohe Alter der ersten Menschen vor Augen, welches gegen tausend Jahr hinauf stieg, gegen Jahre, die unsern Jahren nahe kommen. (1 Mos. 8.) Dieses hohe Alter kommt uns, die wir izt ein Leben von einer Handbreite erreichen, bedenklich vor. Wir müssen aber unsern Zweifel bald fahren lassen, wenn wir nur zweyerley erwegen. Zuerst war Moses nicht im Stande, den Israeliten weiß zu machen, daß ihre Väter ihre Jahre auf tausend gebracht hätten; denn er und sie waren diesen Vätern gleich nahe. Amram, Kahat, Levi, Jacob, Isaac, die von einander herstammeten, langeten in ihrer Wallfahrt nicht an die Zeit ihrer Väter. (1 Mos. 47, 9.) Aber Isaac konnte doch mit seinen Augen den alten Sem sehen, und von ihm sein hohes Alter erfahren. Dies hört Jacob, dies werden 600,000 seiner Nachkommen gewahr. Wie konnte denn Moses den Israeliten vorlügen, Sem, Noa und andere Väter hätten ihre Wallfahrt auf tausend Jahr gebracht? Und was wollte der Mann durch solche Unwahrheit gewinnen? Dürfte wohl izt jemand seinen Verwandten vorsagen, der gemeinschaftliche Aeltervater hätte sein Leben auf 150 Jahr gebracht? Meinen zweyten Beweis nehme ich von dem Zeugnisse anderer Völker her, die neben den Israeliten gelebt haben. Dieselben legen ihren Vorfahren ebenfalls ein Alter von tausend Jahren bey. Ich will bloß den Juden *Josephus* nennen, der die alten Geschichten solcher Völker gelesen hat (*).

Ist es aber richtig, daß die Vorfahren des Moses so alt geworden sind, so giebt solches den Erzählungen dieses Mannes ein großes Gewicht. Es ist zwar wahr, daß seine Vorfahren eine Zeit von drittehalb tausend Jahren hinnehmen; aber bey ihrer Lebens-Länge haben sie einander meist erreicht. Um dieses in das vollkommenste Licht zu setzen, rechne man mit mir also:

Noa

(*) Antiqu. iudaic. L. 1, c. 3.

Noa lebte mit	Enos 84 J.	J.	der mit Adam gelebt hat	695 J.
	Kenan 179 J.			605 J.
	Mahalaleel 234			535 J.
	Jared 366 J.			470 J.
	Metusala 600 J.			243 J.
	Lamech 595 J.			56 J.

Wie weit konnte also Noa rückwärts sehen? Und vorwärts sahe er auf seine Nachkommen bis auf den Vater des Abrahams hinab.

Denn Noa lebte mit Sem 448 J. mit Rehu 219 J.
mit Arphaxad 348 J. mit Saruch 1[illegible] J.
mit Sala 313 J. mit Nahor 157 J.
mit Heber 283 J. mit Tara 128 J.
mit Phaleg 249 J.

Um aber alles in der Kürze zusammen zu fassen, wollen wir auf unserer Tafel bemerken: 1) Daß der älteste Mensch, Metusala, den Adam 243 Jahr und den Sem 89 Jahr gesehen; 2) daß Isaac den Sem 50 Jahr und den Levi 40 Jahr gekannt; und 3) daß Amram mit dem Levi 57 Jahr, mit Aron 35 Jahr, und mit Mose 32 Jahr gelebt habe. Ob nun gleich zwischen dem ersten Jahre des Adams und dem Mose 2500 Jahr verflossen waren, so haben doch einige Männer gelebt, die einander erreicht haben; und die ersten Geschichten der Erde sind von Adam durch den fünften Mund, nähmlich: des Metusala, Sem, Isaac, Levi und Amram, zum Aron und Moses gekommen.

Es ist andem, möchte man denken, diese Männer haben einander an Jahren erreicht; haben sie aber auch bey einander gewohnt, und die ältern den jüngern ihre Begebenheiten erzählt? dem antworte ich: daß es weit natürlicher sey, daß die Aeltern ihre Kinder kennen, als daß sie dieselben nicht kennen; daher müßte jener, der das dächte, den Beweis führen. Das hohe Alter, welches man damahls erreichte, gab vielmehr den Vätern Zeit, ihre Enkel kennen zu lernen.

Man muß allen Bedenklichkeiten zuvor kommen. Man sagt vielleicht: Es ist wohl richtig, daß Moses mit seinem Vater Amram 32 Jahr gelebt hat; aber Moses hat diese Zeit nicht im Hause des Amrams, sondern am Hofe des Königs, zugebracht; wie hat er denn von sei-

nem Vater die alten Sagen des Levi empfangen können? Ich antworte aber, daß Aron, Mosis Bruder, 35 Jahr den Amram gekannt; daß Moses seinen Bruder nachher stets bey sich gehabt; daß unter den 600,000 Israeliten viele tausende gewesen, welche die ersten Geschichten der Erde vom Noa durch eben so wenige Lippen empfangen hatten.

Wollte sich jemand gelüsten lassen, weiter einzuwenden, daß Erzählungen, die bloß von Mund zu Mund zu uns kommen, sehr verrückt zu werden pflegen, so würde man ihm antworten, daß dies alsdann wohl zu geschehen pflege, wenn man den Mangel des Gedächtnisses und die Lust zu täuschen nicht entdecken kann. Wie wäre es aber möglich, daß ein Vater seinem Sohne eine alte Begebenheit unrichtig erzählen sollte, da dieser Sohn seinen Groß-Vater und viele andere kannte, die eben diese alte Begebenheit wußten. Und eben daher konnte bey diesen lange lebenden Personen kein Betrug Statt finden. Hätte Moses sich unterstanden, die Begebenheiten seiner Väter umzugießen, so hätten tausend sich ihm widersetzt, die solche Begebenheiten eben so gut, als er, wußten; nähmlich Leute, denen er, falls sie ihm folgen sollten, nichts unrichtiges in den ihnen bekannten Geschichten sagen durfte. Ich frage: Könnte izt wohl jemand von seinen Großältern Fabeln in die Welt schreiben, wenn er hundert Verwandte hätte, die von diesen Großältern eben das wissen, was er weis?

Wir können nun alle Erzählungen des Moses nach dieser Wage abwägen. Wir wollen dies aber nur versuchen. Sahe gleich Adam nicht, was vor ihm geschehen war, so merkte er doch sogleich an sich selbst, daß er vorher nicht da gewesen war; und weil er in 900 Jahren keine Menschen sahe, ohne die, die von ihm herstammeten, so mußte er sich für den ersten Menschen halten. Seine Kinder sahen eben das, was er sahe, nähmlich, so zahlreich sie auch wurden, daß sie doch in Adam zusammen liefen. Was konnte also Sem dem Isaac, und Moses den Israeliten anders vorhalten, als daß das Geschlecht der Menschen mit Adam den Anfang genommen habe?

Adam mußte nothwendig an sich wahrnehmen, wie anfangs seine Gesinnungen gewesen waren, und ob dieselben eine Aenderung erlitten hatten. Er mußte ja an

sich

sich erkennen, ob er Anständigkeiten besitze, die ein ordentlicher Mensch Gotte beylegt. Er mußte fühlen, ob er von dieser Gemüths-Einrichtung abgewichen war. Er mußte ja an seinen Kindern in 900 Jahren wahrnehmen, ob sie seine ersten oder lezten Gesinnungen besäßen. Nun sagt Sem dem Isaac, er habe von Metusala, der den Adam 243 Jahr gekannt hatte, gehört, Adam habe anfangs eine Gleichheit mit Gott gehabt, die er mit seinen Kindern verloren habe, als er von einem gewissen Baume gegessen hatte. Muß es denn nicht Wahrheit seyn, was Moses vom Falle des ersten Menschen, und von der Fortpflanzung der ersten Sünde erzählt?

Noa und Sem sahen mit ihren Augen, daß die Erde mit Wasser bedeckt war, und sie mit einigen Freunden in einem Schiffe waren erhalten worden. Jener lebte nachher noch 350, und dieser noch 502 Jahr. Sie mußten also erfahren, ob sie allein bey der Wasserfluth übrig geblieben waren. Nun kommt aber von Sem durch den Isaac zum Mose die Nachricht, daß Noa mit drey Söhnen und vier Eheweibern lebendig geblieben waren; daher muß es wahr seyn, daß ehemahls eine allgemeine Wasserfluth die Erde verwüstet habe.

Moses erzählt, daß Gott mit den Vätern geredet, und ihnen Befehle und Verheißungen gegeben habe. Diese Männer mußten ja wissen, was ihnen begegnete, ob ihnen durch einen Menschen, oder auf eine andere Art etwas angezeiget werde. Was war natürlicher, als dergleichen ausserordentliche Begebenheiten den Kindern zu erzählen? Daher mußte Moses seinen Israeliten die Wahrheit schreiben, wenn er ihnen die Reden Gottes an seine Vorfahren vorhält. Wenn Gott nie mit seinen Vätern geredet hätte, hätte dieser Mann wohl so frey seyn können, solches vor 600,000 Israeliten zu behaupten, die mit ihm gleich nahe Nachrichten von den Vätern hatten?

Unser Alter reicht nicht mehr an die Lebens-Periode der ersten Menschen. Damahls zählte man von der Geburt bis zum Tode beynahe tausend Jahr. Izt ist ein Greis von hundert Jahren, in unsern Augen ein ausserordentlicher Mensch, ein ehrwürdiger Gegenstand der Bewunderung, der uns erzählen muß, wie er, um ein so hohes Alter, erreichen zu können,

gelebt

gelebt habe. Er preiset uns seine Mäßigkeit, in der Lebens-Art und den Leidenschaften, an. Wir loben sein Betragen, ohne es nachzuahmen, und sterben in der Hälfte seiner und unserer Tage. Wir leben selten den zehnten Theil der Jahre, an welche die Menschen vor der allgemeinen Ueberschwemmung der Erde gekommen sind, und erstaunen über die unläugbare Ungleichheit, würden auch wohl darüber lachen, wenn das durchgängige Zeugniß der Schriftsteller älterer Zeiten, und Gottes selbst, die Sache nicht ausser allen Zweifel gesetzt hätte. Witzlinge, welche alles eingleichen, und die Beschaffenheit aller Zeiten und Menschen über einerley Maßstab abzirkeln wollten, hielten diese Jahre der ersten Welt für Monathe, und setzten dadurch die Lebens-Zeit der Menschen noch unter unsere hinab. Methusalah, der älteste Erd-Bewohner, den wir kennen, würde, nach dieser Rechnung nur 9 Monath über 80 Jahr zurückgelegt haben. Und wenn man auch dieses zugeben wollte, so machen andere Umstände es unwahrscheinlich und unmöglich. Wie alt könnten Abel und Cain, deren jener bereits Schafe hütete, dieser den Landbau besorgte, bey ihrem unseligen Streite, wobey das erste Menschen-Blut vergossen wurde, gewesen seyn, da Adam, nach dieser kindischen Rechnung, den Seth, nach Abels Ermordung in dem eilften Jahre von seiner Schöpfung an gezeuget hätte. Sollten denn zwischen der Schöpfung und Ersäufung der Erd-Bewohner nur etwa 130 Jahr verstrichen seyn? Die Anzahl der Menschen würde, um diese Zeit, kaum an 1000 Köpfe gewachsen seyn, wenn auch sie, wie man annehmen müßte, schon im 6ten Jahre Kinder gezeuget und geboren hätten. Ist es glaublich, daß so wenige Sünder so tief in Laster versunken wären, und einander zum unheilbaren Verderben hätten verführen können, wie die heiligen Nachrichten eines

auf-

aufrichtigen Moses uns dieselben schildern? Sollten es Menschen in so weniger Zeit in der Erfindung, Zubereitung und Verbesserung nur dessen, was die Nothdurft verlangt, so weit haben bringen können, als man nothwendig annehmen muß? Nicht zu gedenken, daß sie nicht ohne alle Bequemlichkeit unter einander gelebt haben, weil sie der Mißbrauch des Vergnügens, die eingesoffenen Lüste, ganz unbändig und unverbesserlich, aber zum Verderben reif gemacht haben. Diese und mehr dergleichen Gründe, worunter, oben erwähnter Maßen, die baldige Bevölkerung des Erdbodens mit Recht zu setzen ist, versichern uns hinlänglich, daß die ersten Jahre unsern gleich, und die Menschen 10 Mahl älter geworden sind. Dieses gieng, unter der göttlichen Aufsicht, ohne ein Wunder ganz natürlich zu. Der Mensch aß nur, wenn er Hunger fühlte, und genoß nicht mehr, als, diesen zu stillen, erforderlich war. Sein Trank war Milch, reines Wasser, und unverfälschter Wein, den er, seine Kräfte zu stärken, nicht den Kopf zu schwächen, so mäßig, als jene flüssigen Materien zu sich nahm. Er aß Fleisch, welches Einige läugnen. Roh wird er es nicht (wie sich jemand benfallen ließ, welcher beweisen wollte, daß die beste Kraft desselben durch das Abkochen im Wasser verloren gehe,) genossen haben. Sie haben es am Feuer gebraten; und es ist unläugbar, daß ein gebratenes Fleisch mehr nahrhafte Theile und Säfte behalte und habe, als gekochtes; s. im VI Th. S. 522, fgg. Die Mannigfaltigkeit der Natur war entweder noch nicht bekannt genug, oder wurde mehr, zum Lobe Gottes, bewundert, als gemißbraucht. Das Laster wohnte in der Hölle, und nicht in dem Herzen der Sünder; darum blieben sie eine Zeit lang von den Reizungen der viehischen Schwelgerey befreyet. Diese angenehmen Mörder hatten sich noch nicht unter die Gesellschaften einge-

schlichen. Der Fluch, den der Gott der Gerechtigkeit über die Erde ausstoßen mußte, sollte seine verderbliche Verschlimmerung nur nach und nach vollenden. Alles Genießbare hatte demnach um so viel mehr Stärke, Kraft und Nahrung, je näher es dem ersten Augenblicke der Schöpfung war, und verlor diese vorzügliche Güte, als die Erde älter und die Bosheit männlicher ward. Man will sogar diese Kraft in der Zeugung und Dauer der Menschen wahrgenommen haben. Die Einwendung, daß ein Sem, der noch vor der Sündfluth geboren war, und doch 300 Jahr weniger, als seine Vorältern, lebte, schwächt den Gedanken einer edlern Anlage der Menschen im geringsten nicht, sondern beweiset vielmehr, welch einen nachtheiligen Einfluß der Fluch der Sündfluth, in allem, auf das Alter der Sterblichen habe. Die Einförmigkeit der ursprünglichen Erde verstattete der Luft ihre anerschaffene Feinheit und Reinigkeit, und erhielt die Gesundheit derer, welche an dieses Element, mit der Geburt, einen nothwendigen Anspruch haben. Sobald diese Güte der Erde, welche doch schon unendlich schlechter war, als die Beschaffenheit des paradiesischen Landes, in der zerstörenden Ueberschwemmung am merklichsten verloren gegangen war, sogleich veränderte sich der Dunstkreis, und ward mehr Seuche, als Erhalter des Lebens. Fassen wir diese Dinge zusammen, so können wir, als aus bloß natürlichen Mittel-Ursachen, deren man sich noch viel mehrere denken kann, einen ganz schwachen Ausspruch für das hohe Alter der ersten Erd-Bewohner thun. Wohnten sie nicht mehr unter dem freyen Himmel, oder in schlecht gebaueten Hütten, als in Palläsien, in denen wir nur abgenutzte, selten frische Luft einathmen? Ihre Reisen, in der Gesellschaft ihrer zahlreichen Familien und Heerden, um gesunde Weide zu suchen, und die Emsigkeit das Brod

zu bauen, war weit mehrere und heilsamere Bewegung, als wir uns machen, die wir unter dem Dache arbeiten, und den Genuß der Luft von der ersten Hand dem Landmanne gönnen. Alles redet für ihr natürlich langes Leben. Die heilige Schrift thut dieses noch überzeugender.

JO. WESTERBURGII epist. de prisci aeui diuturna vita, st. in *Jo. Beverovicii epistolicis quaestionibus.* (Roterod. 1644, 8.) S. 215 — 218.

Jo. Dan. Maior de vinacitate Patriarcharum, s. de optima temperie vinacitatis Patriarcharum ante diluuium causſa. Kilon. 1669, 4.

Lettre de Mr. l'Abbé *de Bellegarde*, sur l'âge des premiers hommes, st. in den Lettres choisies de Mrs. de l'Acad. Franç. sur toutes sprtes de sujets. (à Hanov. 1709, 12.) S. 367 — 370.

Sim. Paul Hilscher Progr. de longaeuitate hominum antediluuianorum. Jen. 1733, 4. 1 B.

Abr. Kriegel diss. de annis ante orbis diluuium mortalibus conceſſis. Lpſ. 1734, 4.

W. C. J. Chrysander et *E. G. H. Dovius* diss. de longaeuitate antediluuianorum, Hal. 1741, 4. 1 u. e. h. Bog.

M. Jac. Plitts Betrachtung über die Weisheit und Güte Gottes bey dem langen Leben vor der Sündfluth und der Abkürzung deſſelben. Cassel 1753.

JO. HOFERI diss. epist. de possibilitate physica longaeuitatis Patriarcharum antediluuianorum, st. in *Act. Helvet.* Vol. III. (Basil. 1758. 4.) S. 169 — 211.

Eine mit Anmerkungen erläuterte Ueberſetz. dieſer Abh. von mir, u. d. T. Joh. Hofers Sendschreiben von der physikalischen Möglichkeit des längern Lebens der Altväter vor der Sündfluth, st. im 18 St. des Neuen Hamb. Magaz. 1768, 8. S. 483 — — 563. Nach Hofer's Meinung entstand das hohe Alter vor der Sündfluth aus dem mindern Maße der Erde, welche die damahligen Menschen in ihren Speisen zu sich nahmen.

C. G. Hensler, Prof. der Theol. in Kiel, liefert in seinen Bemerkungen über Stellen in den Psalmen und in der Geneſis, (Hamb. und Kiel, 1791, 8.) S. 281, f. einen neuen Verſuch, die lange Lebens-Dauer der Patriarchen begreiflich zu machen. Er nimmt an, daß שנה, das längste Zeit-Maß, bis Abraham eine Jahrzeit oder 3 Monathe, dann 8 Monathe, und erst nach Joseph ein zwölf-monathliches Jahr bedeutet habe, und macht dieſes mit vieler Gelehrsamkeit wahrscheinlich. Nur muß man in dem Zeit-Raum von Noah bis Abraham, den Zahlen des samaritanischen Textes folgen, deren Vorzüge vor den hebräischen der Verf. daher S. 306, f. zu erweiſen sucht. Daß durch dieſe Berechnung, die der Verf. indeſſen bloß als Hypo-

these aufstellt, in der alten hebr. Chronologie nun ganz andere Zahlen herauskommen, kann man leicht denken. Die 1656 Jahre vor der Sündfluth, sind nur 414; von da bis Abrahams Geburt, 235½ Jahr; bis Jacobs Tod, 334½, und von Adam bis Christi Geburt 3040 Jahr, so, daß die Erde um 1000 Jahr jünger würde.

Longa vita hominum antediluuianorum expensis cauſſis aſſerta. Præſ. *Car. Chr. Krauſe.* Reſp. *Chr. Fr. Cunitz.* Lpſ. 1792, 4. 6 u. e. h. B.

Car. Chr. Krauſii diſſertatio, longam hominum antediluuianorum vitam a dubiis vindicans cauſſasque eam praeſtantes expendens. Edit. II. auctior priori atque emendatior. Lpſ. 1793, gr. 8. 5 B.

So wie Gott im Anfange der Welt, zur Erreichung seiner Absicht und Befehle, und zur schleunigern Bevölkerung des Erdbodens, das längere Leben der Menschen als ein Mittel gebrauchte: so konnte solches nach der Sündfluth nicht mehr füglich gebraucht werden, da das ganze menschliche Geschlecht nicht mehr sollte ganz vertilget werden. Nachdem also die Erde nach des Noah Zeiten, bey dem noch fortdauernden längern Leben, nothdürftig und dermaßen wieder bevölkert war, daß eine weitere Bevölkerung leicht allmählich erfolgen könnte, so verkürzte der weiseste Schöpfer auch allmählich die Dauer des Lebens, und gab ihm die Schranken, die es noch izt überall hat, nähmlich 70 bis 80 Jahr, nach welchen gegenwärtig bey den unterlaufenden epidemischen Jahren und andern Störungen, die Vermehrung weit langsamer geht, daß nun eine Verdoppelung in etwa 100 Jahren erfolgen kann, und also 10 Mahl langsamer, als im Anfange der Welt. Wäre die Dauer des Lebens von einerley Beschaffenheit geblieben, so würde auch die Fruchtbarkeit und die Sterblichkeit, folglich auch die Perioden der Verdoppelung, von einerley Größe geblieben seyn, und also würde die Vermehrung der Menschen allzuschnell gegangen seyn, schneller, als es der Zustand der schon bevölkerten Erde, bey ihrer durch die Sündfluth erfolgten

Ver-

Verschlimmerung, würde haben ertragen können. Durch die Abkürzung des Lebens, und durch die Verlängerung der Zeiten der Verdoppelung, ist den übeln Folgen einer allzuschnellen Vermehrung vorgebeuget worden. Man ersieht hieraus, wie die biblische Geschichte mit der Erfahrung und Vernunft sehr wohl zusammen stimmet. Aus 1 Mos. 11, 10. fgg. erhellet, daß die lange Lebens-Dauer der Menschen nach der Sündfluth sogleich fast auf die Hälfte verkürzt worden ist. Nach vier Geschlechts-Folgen fiel es weiter herunter, bis auf ein Viertel der anfänglichen Dauer, und noch nach dreyen bis auf ein Sechstel derselben, wobey es zur Zeit der Erz-Väter noch geblieben ist. Hernach scheint bis auf Mosis Zeiten etwa ein Achtel, oder 100 bis 120 Jahr, noch das gewöhnliche Ziel gewesen zu seyn. Wenn man auch die Lebens-Jahre der Erz-Väter, und anderer, als eine Ausnahme von dem, was damahls gewöhnlich war, ansehen wollte, so ist doch dagegen aus 1 Mos. 47, 9. offenbar, daß ein Alter von 130 Jahren damahls noch nicht eine solche Seltenheit gewesen, als sie es nachher geworden ist. Daher wenn damahls Hundertjährige auch nur eben so häufig gewesen, als izt die sechzig- oder auch nur die siebenzigjährigen sind, die große Vermehrung der Nachkommen Jacobs während ihres Aufenthaltes in Aegypten daraus mit begreiflich werden kann, daß das natürliche Lebens-Ziel der Menschen sich damahls noch um 30 und mehr Jahre weiter, als izt, erstreckt habe. Dies wird selbst aus dem 120jährigen Alter Mosis und Aarons wahrscheinlich, welches überdies noch als eine zur Bestrafung geschehene Verkürzung ihrer Tage vorgestellet wird. (4 Mos. 20, 12. 24.) Auch Josua erlebte noch 110 Jahr, und Eleasar's Alter muß eben so hoch gekommen seyn, (Jos. 24, 29. 33.) daß also die weitere Herunterseßung des na-

türlichen Lebens-Zieles auf 70 bis 80 Jahr erst zwischen des Josua und David's Zeit allmählich geschehen zu seyn scheint. (Vergl. 1 Sam. 4, 15. mit 2 Sam. 19, 32.) Die Stelle Ps. 90, 10. steht hier nicht im Wege; es ist vielmehr aus dem ganzen Psalme offenbar, daß das 70 und 80jährige Alter hier nicht als das damahls gewöhnliche natürliche, sondern als ein, zur Strafe des Ungehorsams in der Wüste, unter das gewöhnliche Maß verkürztes Lebens-Ziel, oder als eine vergrößerte Sterblichkeit vorgestellt wird. (Vergl. V. 7 — 9.) Denn weil die Generation der Israeliten, die aus Aegypten gegangen war, innerhalb 40 Jahren in der Wüste aussterben sollte, so konnten wohl die allerwenigsten davon ihr Leben höher bringen; (4 Mos. 14, 22. 29.) daher hieraus kein Schluß auf das izt gewöhnliche höchste Ziel gemacht werden kann, als ob solches damahls auch das höchste gewesen wäre.

Vergleichung der menschlichen Lebens-Dauer mit der Lebens-Dauer einiger Thiere (*). Das Gesetz der Lebens-Dauer ist bey Thieren und Menschen überhaupt so fest und unwandelbar, daß beyde in den mancherley Welt-Theilen und Himmels-Strichen, von so verschiedener Nahrung und Bequemlichkeiten, von so ganz entgegengesetzter, Arbeit und Muße, von so verschiedenen Sitten und Lebens-Art, doch im Ganzen einerley Zeitraum, von ihrer Geburt bis zum Tode haben. Der Ausspruch des Predigers: „Geboren werden hat seine „Zeit. Sterben hat seine Zeit," wird daher durch die feste Ordnung der Natur überall bestätiget. Luft und Wohnungs-Ort machen hierin wenig Veränderung, und verursachen im Lebens-Ziel nur einen geringen, viel-

(*) Im 48 und 49 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1788.

vielleicht gar keinen Unterschied. Der Mensch in der gesunden Berg-Luft erreicht dasselbe Ziel, welches dem Bewohner im niedrigen Lande und im unreinen Sumpfe vorgeschrieben ist. Eben das gilt von den Thieren allerley Gattungen. Das Pferd, der Stier und das Schaf, das Huhn und der Adler, der Fisch und das Insect haben in allen Welt-Gegenden, unter allen Einflüssen des Elementes, der Nahrungs-Mittel, der Witterung, jedes in seiner Art, einerley Dauer des Lebens. Und dieses Gesetz der Lebens-Länge hat seinen Grund in der vorgängigen Arbeit der Natur, welche sie zum Fortkommen der organischen Wesen, bey jeglicher Art derselben, anstellt. Die Dauer des Wachsthumes ist es, wonach sich die Dauer des Lebens richtet, und nach jener kann diese ausgemessen werden. In je kürzerer Zeit ein Thier sein Wachsthum erreicht, in desto kürzerer Zeit eilt es auch zu seinem Untergange; je länger hingegen die Zeit des Wachsthumes ist, desto länger ist die Dauer des Lebens. Das Verhältniß des Wachsthumes steht mit dem Verhältnisse der Lebens-Zeit, bey den allermeisten Thieren, in genauer Verbindung, und geht im Ganzen auf alle Thiere, mit geringer Ausnahme bey einigen Haupt-Gattungen derselben. Von großen Thieren ist es ein richtiger Erfahrungs-Satz: da zu ihrem Wachsthume weit mehr Zeit, als bey den kleinen Thieren, erfordert wird, so leben sie auch insgesammt weit länger, als diese. Umgekehrt verhält es sich auch so mit den kleinen. Je kleiner das Thier ist, desto schneller ist sein Wachsthum, weil fast der ganze Körper aus weichen Theilen besteht; und desto kürzer ist seine Lebens-Frist. Aus diesem Grunde leben die Insecten durchweg nur kurze Zeit, und die meisten nur das eine Jahr, worin sie auskommen. Sie kriechen im Sommer aus, leben einige Wochen, und alsdann kommen sie um;

die Weibchen gleich nach dem Eyerlegen, die Männchen etwas später. Länger, und zwar sehr lang, leben die Fische, weil sie ein sehr langsames, beynahe stätiges, Wachsthum ihres Körpers haben. Erst in einer langen Reihe von Jahren endigt sich ihr Wachsthum, daher ihr Leben an Jahrhunderte reicht. Karpen und Karauschen sollen über 100, nach Hrn. v. Büffon Augen-Zeugnisse, 150, und der Hecht über 200 Jahr alt werden. Unter leztern wird von Gesner'n der Hecht angeführt, den Kaiser Friedrich II. im J. 1267, nachdem er gefangen war, mit einem kupfernen Hals-Bande, und einer Aufschrift, wieder in das Wasser gelassen, und der 1497 wieder soll gefunden worden seyn. (Siehe auch im XXII Th. S. 581.) Daß sie ein hohes Alter erreichen müssen, lehrt die Bemerkung über ihr Wachsthum, da man z. B. Karpen und Hechte in sehr vielen Jahren noch gar nicht ausgewachsen, sondern immer klein antrifft. Zum Alter der Fische trägt das Element bey, worin sie leben; sie sind darin vor Abwechselung der Luft sicher. Selbst ihre Gräthen erharten niemahls zur Dichte der Knochen eines Land-Thieres, sondern bleiben beständig biegsam und weichlich. Die ungeheuern See-Fische müssen unstreitig ein sehr langes Leben, gewiß von Jahrhunderten, haben; aber die Beweise davon sind schwer zu erhalten.

Die vierfüßigen, Eyer-legenden Thiere, zwischen den Fischen und warmblütigen Vierfüßern gleichsam in der Mitte, leben gleichfalls lange, und wachsen sparsam. Der Krokodill ist ein Beyspiel nebst der Schild-Kröte. Ersterer hört nicht auf zu wachsen; der leztern ihr Wachsthum ist in 20 Jahren kaum etwas merklich, und das Alter läuft über 100 Jahr hinaus. Die Vögel, kleiner als die vierfüßigen Thiere, haben keinen so großen Körper, als diese,

sie

sie wachsen auch geschwinder, und doch sollen etliche ein hohes Alter erreichen. Das verdient Aufmerksamkeit, da ihr Wachsthum schnell geschieht, und von kurzer Dauer ist. Doch sind etliche unter ihnen, die sehr lange leben. Der Adler bringt es auf 100, und der Papagey auf 110 Jahr. Wahrscheinlich wachsen sich diese nicht in so kurzer Zeit aus. Sie setzen die erdige, die kalkige und steinige Materie im Körper viel leichter ab, als die vierfüßigen; auch entledigen sie sich der Auswürfe weit ungehinderter, als andere Thiere. Sogar das jährliche Ausfallen der Federn scheint zur Reinigung ihrer Säfte beyzutragen, wenn man nicht auf die freye Bewegung des Körpers sehen will. Verhältnißmäßig haben die vierfüßigen Thiere ein kurzes Leben. Hr. v. Haller leitet dieses vom Ausfallen der Zähne her, als ohne welche die Nahrungs-Mittel nicht gehörig zermalmet in den Magen können gebracht werden. Viele derselben leiden an Verwachsungen im Herzen, die dessen Verrichtung allmählich hemmen. Indessen hat doch bey ihnen das Gesetz des Wachsthumes für die Länge der Lebens-Dauer allemahl Statt, welches dahin geht: ein Thier lebt etwa 7 bis 8 Mahl so lange, als es Zeit zum völlig erlangten Wachsthum gebraucht. Das Pferd wird im 5ten bis 6ten Jahre erst völlig erwachsen, und lebt gemeiniglich an die 30, so gar an 50 Jahr. Eine Kuh, oder ein Stier werden im 3ten bis 4ten Jahr ihr Wachsthum erreicht haben, und ihr Alter geht an 18 bis 26 Jahr. Aber bey allen dem ist das Ziel des völligen Erwachsens bey Thieren und Gewächsen schwer zu bestimmen. Man nimmt dazu gewöhnlicher Maßen, um einige Richtschnur zu haben, den Zeitpunct an, da ein Thier zu der Reife gelanget, wo es seines gleichen zeuget, und aus eigenem Instincte die Zeugungs-Kräfte in Wirksamkeit setzt. Allein, das ist unrichtig.

Dieser Zeitpunct tritt bey den mehresten Thieren etwas früher ein, als ihr völliges Erwachsen zu Stande gekommen ist. Ein junges Mutter-Rind (eine sogenannte Färse) sucht den Stier vielmahls im zweyten, höchstens zu Anfange des dritten Jahres, und doch lehrt die Erfahrung, daß ein solches Thier erst nach vollendetem dritten Jahre zu derjenigen Größe und Festigkeit der Theile gelanget ist, um starke und recht ausgewachsene Junge zu liefern. Ein Pferd ist durchaus nicht vor dem sechsten Jahr zur gänzlichen Vollendung erwachsen; aber die Zeugung nimmt bey ihm schon im dritten und vierten den Anfang; und daher kommt es, daß sein höchstes Lebens-Ziel so selten erreicht wird. Die Hitze des Zeugungs-Triebes äussert sich demnach einige Zeit vor dem gänzlich vollendeten Wachsthume. Sogar sind es bekannte Dinge, daß die frühzeitigen Zeugungen das Wachsthum des jungen Thieres durchaus unterbrechen, und auf Verkürzung des Lebens-Zieles bey dem Thiere selbst Einfluß haben. Thiere, die von der frühzeitigen Zeugung, noch mehr aber, die von aller Zeugung abgehalten werden, leben immer viel länger. Je fruchtbarer ein Mutter-Schwein ist, desto eher altert es; und so mit allen übrigen.

Das Wachsthum der Thiere bezieht sich sowohl auf die Entwickelung aus ihrer ursprünglichen Substanz, im weiblichen Eye vor der Geburt, als auch nachher auf die gleichförmige Ausdehnung und Vergrößerung aller Theile nach der Geburt. Dieserwegen hat man das Tragen oder das Trächtiggehen der Thiere ebenmäßig zum Verhältnisse ihrer Lebens-Dauer gebraucht. Zwar geschieht das Wachsthum der Thiere im Mutterleibe, d. i. die erste Entwickelung aus dem Eye, während der Zeit, da die Mutter dasselbe trägt, ungemein schneller, als nachdem dasselbe geboren worden ist. Aber es hat doch, nach

der

der Größe der Frucht, seine gemessene Zeit; weil die Zeit des Tragens, wie gesagt, sich durchaus nach der Größe des Thieres richtet. Die größten tragen am längsten, und bringen auch die wenigsten Jungen hervor. Denn die Ausbildung der Theile in der Frucht erfordert bey großen Thieren mehr Zeit, als bey kleinen, und auch die Absonderung der organischen Nahrung geht bey der größern Mutter langsamer vor sich, als bey der kleinern. So wie nun das Wachsthum der Thiere, und dessen gesetzter Zeitpunct, in der körperlichen Einrichtung jeglicher Thier-Gattung seinen Grund hat, eben so hat ihn das Ziel des Lebens bey jeglicher derselben, ja bey allen organischen Wesen überhaupt. Die Ursachen des Absterbens sind allgemein, und erstrecken sich auf alle Geschöpfe, bey denen ein Wachsthum Statt findet. Die Röhren-Gefäße erharten nach und nach, sie werden enger, und lassen weiter keine Nahrung zu. Die Elasticität der Fibern und Muskeln nimmt ab, wenn die Feuchtigkeiten theils keinen rechten Umlauf, theils keinen Ersatz mehr unter sich haben; sie fangen alsdann an zu verderben, und veranlassen die nächste Zerrüttung des organischen Baues. Dies betrifft die Thiere sowohl, als die Gewächse; ich rede aber hier vorzüglich von den erstern. Im Verhältnisse des Wachsthumes und der allmählichen Zerstörung des Organismus, liegt demnach der Grund, warum überall, und in allen Classen, die größten Thiere länger leben, als die kleinen; ihr Herz ist weniger reizbar, und schlägt langsamer, ihre Begattung sparsamer, und ihre Anzahl Jungen geringer.

Diese Betrachtung des Thier-Alters führt mich nun auf die Betrachtung des Menschen-Alters. Der Mensch lebt unter den Thieren mit am längsten, und daher ist, wie Hr. v. Haller spricht, die Klage über des Lebens Kürze sehr ungerecht. Der Mensch

hat alles, was sein Lebens-Ziel hinauf setzen kann: lange Zeit zur Ausbildung im Mutterleibe, fast eben so lange, als das 3 Mahl größere Pferd; die späteste Zahnung; das längste Wachsthum bis in die 20 Jahr, welches kein Thier seiner Größe, selbst nicht größere, nöthig haben; die Knochen-Ansätze am allerlängsten knorpelig, wie beym Elephanten, und die späteste Mannbarkeit, so spät, daß Haller davon schreibt: „ich weis kein Thier, das sich erst im 14ten Jahre „begattet." Eben dieser große Physiologe berührt manche andere Gründe, auf welchen die ausgedehnte Lebens-Dauer des Menschen beruhet. Der Mensch hat ein viel weicheres Zell-Gewebe, und überhaupt eine verhältnißmäßig zartere Structur, als alle übrige vierfüßige Thiere. Die Schlag-Adern sind bey dem Hunde, einem weit kleinern Thiere, viel härter, als bey dem Menschen; und Haller selbst bewundert, daß er die Knochen bey einem jungen Hunde, und bey einer einjährigen Katze, viel härter, als bey erwachsenen Menschen, angetroffen hat. Der ganze Körper, selbst das Gehirn, der Thiere ist von härterer Consistenz, als bey dem Menschen, und lezteres erhartet bey ihnen früher. Bey größern Thieren, wie z. B. bey dem Pferde, sind die Schlag-Adern beynahe knorpelig. Wenn nun die Verhärtung der Theile die Ursache der Abnahme, des Alters und des Todes ist, so muß sie auf den Menschen so viel später wirken, von je weicherer Beschaffenheit sein Körper ist, da man bey einem abgelebten Greise bey weitem nicht so erhartete Theile, als bey einem zehnjährigen Pferde, antrifft. Aus diesen Gründen scheint ein langes Leben dem Menschen natürlich, hergegen gänzlich ein Zufall, eine von aussen hinzu kommende, im Körper nicht gegründete, Wirkung zu seyn, wenn er dieses ihm gesetzte hohe Ziel nicht erreicht; selbst der langsame Puls im Alter hilft das Leben ver-

verlängern, indem er der Kräfte Verzehrung vermindert.

Wie hoch und wie weit das Ziel des menschlichen Lebens sich eigentlich erstrecke, davon läßt sich keine bestimmte Anzahl von Jahren angeben, sondern man hat nur allgemein erkannt, daß der Mensch unter allen Thieren, etwa den Elephanten, und auch diesen kaum, ausgenommen, am längsten lebe; wie schon *Aristoteles* (*) geurtheilt hat. Wenn indessen die Thiere 8 Mahl so lange leben, als sie zum vollkommenen Wachsthum Zeit nöthig haben, wie bey allen großen Thieren erweislich ist, so kann der äusserste Zeitpunct des Menschen-Lebens nicht über das zweyte Jahrhundert hinaus reichen. Wenn der Mensch bis in das 20ste Jahr wächst, so wären 160 seine äusserste Lebens-Gränze. Bey Leichnamen von 150 Jahren, wenig darüber oder darunter, haben die sorgfältigsten Zergliederer keine natürliche Ursache eines nahen Todes, wohl aber eine oder die andere zufällige gefunden, wodurch dasmahl der Tod verursachet worden ist. Diese Greise hätten daher noch immer leben können. Vielleicht ist von recht alten Leuten keiner am wirklichen wahren Alter, sondern an Zufällen, die den Körper in dieser lezten Lebens-Periode gar häufig betreffen, gestorben. Haller und Fischer erzählen die Krankheiten nach der Reihe, welche den Alten so öfters zustoßen, und gemeiniglich ihrem längern Leben ein Ende machen, da ihnen die Natur-Kräfte gegen diese Uebel nicht mehr zu Statten kommen. Das hohe Alter der ersten Menschen, die einige Jahrhunderte erreichten, hat mit der izigen Lebens-Dauer der Menschen einerley Gang, Verhältniß, und Ursache. Allem Vermuthen nach gieng es, in diesem jungen Welt-Alter, mit dem Wachsthume des

menschl

(*) De generat. animal. IV. 10.

menschlichen Körpers und Entwickelung der Theile desselben, wegen der weichen, viel ausdehnbarern Nahrungs-Mittel, ungemein langsamer zu. 60 bis 80 Jahr waren nöthig, ehe die Leute zur gehörigen Reife, zur Fähigkeit des Zeugens, gelangten. Lebten sie nun, nach der heutigen Regel, 7 bis 8 Mahl so lange, als die Zeit ihres vollkommenen Wachsthumes betrug, so kamen sie freylich an einige Jahrhunderte.

In folgender Tabelle, die ich vom Alter verschiedener Thier-Gattungen mittheile, halte ich mich an die Angabe der neuern Aerzte und Natur-Forscher, insonderheit des Hrn. v. Haller und Hrn. v. Büffon. Auf die Alten darf man sich hierin gar nicht verlassen; sie haben viel Fabelhaftes, und nahmen jegliches Histörchen auf, das sie in dieser Absicht irgendwo lasen. Ein solches könnte vielleicht das oben, S. 728, erwähnte Alter des Hechtes, nach einem ihm umgelegten kupfernen Hals-Bande seyn. Ein solches ist unstreitig auch das von Hirschen, die, mit einem Hals-Bande gezeichnet, nach Jahrhunderten sollen seyn gefunden worden; daher man des Hirsches Alter über 300 Jahr geschätzt hat; s. im XXIII Th., S. 664. Ueber das wahre Alter der Thiere sind noch sehr wenig richtige Bemerkungen angestellet worden, die allerdings viel Mühe und vorgängige Bereitung erfordern. In der Tabelle habe ich, so viel mit einigem Grunde als richtig anzunehmen gewesen ist, die Zeit des Tragens und des Auswachsens, neben der Lebens-Dauer, angemerket.

Anzeige vom Alter einiger Thiere.

Thiere.	Tragen.	Auswachsen.	Alter.
Biene	—	—	1 Jahr.
Polyp	—	—	2 Jahr.
Grille	—	—	10 Jahr.
Spinne	—	—	1 Jahr, und vielleicht länger.
Scorpion	—	3 Jahr.	1 Jahr, und länger.
Fluß-Krebs	—	3 bis 4 Jahr.	20 Jahr.
Muräne	—	—	60 Jahr.
Karpen	—	viel Jahre.	100 bis 150 Jahr.
Hecht	—	—	40 Jahr, und länger.
Krokodill	—	wächst imer.	100 Jahr, u. mehr.
Schild-Kröte	—	in 20 Jahren wenige Zolle.	100 Jahr, u. mehr.
Huhn	—	1 Jahr.	10 Jahr.
Pfau	—	—	24 Jahr.
Nachtigall u. Lerche	—	—	16 bis 18 J.
Canarien-Vogel, ohne Begattung	—	—	22 Jahr.
Canarien-Vogel, jährlich brütend	—	—	10 Jahr.
Fink	—	—	23 Jahr.
Habicht	—	—	40 Jahr.
Gans	—	—	50 Jahr.

Thiere.	Tragen.	Auswachsen.	Alter.
Schwan	—	—	100 Jahr.
Adler	—	—	104 Jahr.
Papagey	—	—	110 Jahr, u. länger.
Kaninchen	30 Tage.	1 Jahr.	8 bis 9 Jahr.
Ziege	5 Monath	1 Jahr.	10 Jahr.
Schaf	5 Monath	1½ Jahr.	12 Jahr.
Schwein	4 Monath	2 Jahr.	20 Jahr.
Katze	55 Tage	1½ Jahr.	18 Jahr.
Eichhörnchen	4 Wochen	1 Jahr.	7 Jahr.
Hase	30 Tage	1 Jahr.	7 bis 8 Jahr.
Hund	60 Tage	2 bis 3 Jahr.	23 bis 28 Jahr
Wolf	ein Monathe.	2 bis 3 Jahr.	20 Jahr.
Bär	—	über 20 Jahr.	—
Fuchs	9 Wochen	2 Jahr.	15 Jahr.
Löwe	—	—	60 Jahr.
Kuh	9 Monath	2 bis 3 Jahr.	20 Jahr.
Stier	—	3 Jahr.	30 Jahr.
Zug-Ochs	—	—	19 Jahr.
Dam-Hirsch	—	—	20 Jahr.
Hirsch	8 Monath	5 bis 6 Jahr.	35 bis 40 Jahr
Pferd	11 Monath	6 Jahr.	25 bis 50 Jahr
Esel	—	3 bis 4 Jahr.	25 bis 30 Jahr
Kamel	—	—	50 bis 60 Jahr und mehr.
Rhinoceros	—	3 Jahr.	kurz.
Elephant	—	—	150 bis 200 J. und mehr.
Delphin	—	10 Jahr.	30 Jahr.
Mensch	9 Monath	20 Jahr.	160 Jahr, u. mehr.

Aus den verschiedenen Todten-Listen haben einige Gelehrten eine muthmaßliche Berechnung gemacht, wie lange eine Person von einem gewissen Alter wahrscheinlicher Weise noch zu leben hoffen könnte; und hieraus ist folgende Tabelle entstanden, welche bey Witwen-Cassen, Tontinen ꝛc. nützlich zu gebrauchen ist.

Es ist wahrscheinlich, daß ein neugebornes Kind	noch leben wird	34 Jahr	6 Monath.
Ein Kind von	1 Jahr	41 "	9 "
— — —	3 "	45 "	7 "
— — —	5 "	46 "	4 "
— — —	10 "	44 "	9 "
Eine Pers. von	15 Jahr	41 "	6 "
— — —	20 "	38 "	3 "
— — —	25 "	35 "	3 "
— — —	30 "	32 "	3 "
— — —	35 "	29 "	8 "
— — —	40 "	26 "	6 "
— — —	45 "	23 "	— "
— — —	50 "	20 "	11 "
— — —	55 "	17 "	— "
— — —	60 "	14 "	2 "
— — —	65 "	11 "	5 "
— — —	70 "	8 "	11 "
— — —	75 "	6 "	8 "
— — —	80 "	4 "	10 "
— — —	85 "	3 "	3 "
— — —	90 "	2 "	— "

Das Alter von 7 Jahren ist dasjenige, worin man noch die größte Anzahl Jahre zu leben Hoffnung hat. In dem Alter von 12 bis 13 Jahren hat man den vierten Theil des Lebens zurück gelegt; mit 28 bis 29, ist man in der Hälfte seines Lebens; und mit 50 Jahren hat man drey Viertel desselben vollbracht. Das Verhältniß des schönen Geschlechts zu dem männlichen im Tode, ist wie 100 zu 108. Die wahrscheinliche und mittlere Lebens-Dauer ist bey dem Frauenzimmer bis zum 60sten Jahre größer, nach der Zeit aber den Männern günstiger. Unter den Frauens-Personen selbst leben die verheuratheten länger, als die unverheuratheten.

Ordnung der allgemeinen Naturwirkungen im menschlichen Leben. Der Mensch kann 1) nicht über 7 Tage ohne Nahrung leben; 2) muß, um sich wohl zu befinden, alle 7 Stunden neue Kräfte sammeln; 3) muß, um leben zu können, wenigstens 7 Monath nach der Empfängniß zur Welt kommen; 4) erhält mit dem Alter von 7 Jahren einige Dauer; 5) wird in 2 Mahl 7 Jahren zur Zeugung fähig; 6) braucht 3 Mahl 7 Jahr, um sein völliges Wachsthum zu erreichen; 7) sein stehendes Alter dauert 4 Mahl 7 Jahr; 8) 5 Mahl 7 Jahr braucht er, seine völlige Stärke zu erreichen; 9) 6 Mahl 7 Jahr dauert er ohne abzunehmen; 10) kann 7 Mahl 7 Jahr ohne Verminderung seiner Kräfte leben; 11) er verändert sich alle 7 Jahr, 15 Mahl in der längsten Dauer, bis er stirbt.

So wie es wahr ist, daß der Mensch, wenn er gesund ist, nicht über 7 Tage, ohne zu essen, leben kann, und des fortdauernden Lebens nicht fähig ist, wofern er nicht, wenigstens im 7ten Monathe nach der Empfängniß geboren ist: so ist es auch gewiß, daß er, um sich wohl zu befinden, alle 7 Stunden

durch

durch Essen, Trinken, Schlaf oder Ruhe, neue Kräfte sammeln muß. Eben so verhält es sich auch mit den übrigen oben angezeigten Umständen.

Folgende Tabelle wird die Ursachen aller dieser Veränderungen darstellen, und die Resultate jeder Epoche der längsten Lebens-Dauer von 15 Mahl 7, oder 105 Jahren angeben.

Epochen des menschlichen Lebens, in fünf siebenjährige Zeiträume abgetheilt, nebst den unterscheidenden Eigenschaften jeden Alters.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenschaften jeden Alters.	Herrschende Neigungen u. Leidenschaften.
Kindheit.	1 2 3 4 5 6 7	Das Alter der Gefahren.	Schmerz, Bedürfniß, Empfindlichkeit.
Knaben-Alter.	8 9 10 11 12 13 14	Das Alter der Hoffnungen.	Zerstreuung, Neugierde, Ungeduld.

Epochen des menschlichen Lebens, in fünf siebenjährige Zeiträume abgetheilt, nebst den unterscheidenden Eigenschaften jeden Alters.

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beschaffenheit und der Seelen-Kräfte.

In der Epoche der Kindheit bedroht den Menschen überall Gefahr. Das gesundeste Kind kann in jedem Augenblicke sterben. Erst mit dem 40sten Tage fängt es an zu sehen und zu lachen. Seine Seele kennt keine andere Empfindung noch, als Schmerz und Bedürfniß. Nach 6 Monathen giebt es Zeichen des Willens von sich. Im 7ten erscheinen die Zähne. Ist es 1 Jahr alt, so kann es noch kaum stehen. Im 2ten Jahre fängt es án zu laufen und zu reden. Im 3ten Jahre wird es artig und liebenswürdig; im 4ten entwickelt sich das Gedächtniß; im 5ten die Urtheils-Kraft. Vom 6ten bis ins 7te Jahr gewinnen Körper und Geist mehr Consistenz; die ersten Zähne fallen aus, und das Kind fängt an mehr Antheil an allem zu nehmen.

Dieses ist in der That das Alter der Hoffnungen. Das Kind giebt nunmehr zu erkennen, was es dem Körper und der Seele nach werden wird. Man hofft, sein Körper werde schön, wohlgebildet und stark, und sein Geist gelehrig, durchdringend und vielumfassend werden. Diese Hoffnungen sind mehr oder weniger gegründet, je nach dem sie von den in diesem Alter gewöhnlichen Zufällen weniger oder mehr unterbrochen werden. Hat man das Glück diese Zufälle abzuwenden, so entwickeln sich Körper und Geist sehr schnell, nach Beschaffenheit der Constitution. Die zweyten Zähne kommen ganz zum Ausbruch; die Leidenschaften und Neigungen fangen an sich zu entwickeln; der Mensch ist in diesem Alter ungeduldig in der Wißbegierde und im Genusse.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenschaften jeden Alters.	Herrschende Neigungen.
Mannbarkeit.	15 16 17 18 19 20 21	Das Alter des Triumphes und der Begierden.	Eigenliebe, Freyheits-Sinn, Eitelkeit.
Jünglings-Alter.	22 23 24 25 26 27 28	Das Alter des Vergnügens,	Liebe, Sinnlichkeit, Flatterhaftigkeit, Enthusiasmus.

Allmähl-

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beschaffenheit und der Seelen-Kräfte.

Man hat bemerkt, daß mehr als die Hälfte des menschlichen Geschlechtes in den ersten 14 Jahren des Lebens hinstirbt; der Mensch muß daher über viele Gefahren gesiegt haben, wenn er den dritten siebenjährigen Zeitraum erreicht. Es entwickeln sich nun auch alle seine charakteristischen Eigenschaften, die Urtheils-Kraft, die Vernunft und die Fähigkeit sich fortzupflanzen, und den meisten schadenden Kräften, die ihm bisher Gefahr droheten, zu widerstehen. Der Gebrauch dieser Kräfte bestimmt das Schicksal des Menschen für sein ganzes übriges Leben. In diesem Alter reizt alles Angenehme die Begierden.

Der Körper wächst nun nicht mehr, oder doch nur sehr unmerklich; dagegen nimmt er im Umfange zu. Der Verstand hingegen gewinnt mehrere Stärke, die Kenntnisse vermehren sich, und die Urtheils-Kraft wird fest und stätig. Empfindung und lebhafte Einbildungs-Kraft, welche jeder Gegenstand, jede Vorstellung reizt, erzeugen immerfort neue Begierden. Alles was gefällt und den Sinnen schmeichelt, erweckt Verlangen. Sinnlichkeit, Unbeständigkeit und Begierden herrschen in diesem Alter unumschränkt. Genuß ist immer mit Sehnsucht gepart; der Geschmack fixirt sich auf nichts; das Getümmel der Leidenschaften übertäubt die Stimme der Vernunft, bis Unglück oder Sättigung die Einbildungs-Kraft bezähmen. Erfahrung wird die überzeugendste Lehrerinn der Klugheit.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenschaften jeden Alters.	Herrschende Neigungen.
Mannheit.	29 30 31 32 33 34 35	Das Alter des Genusses.	Ehrgeiz, brausende Leidenschaften aller Art.
Mittel-Alter.	36 37 38 39 40 41 42	Das Alter der Festigkeit.	Verlangen nach Glücks-Gütern, Ruhm und Ehren-Stellen.

Allmähl-

Allmählige Veränderungen der Leibes-Beschaffenheit und der Seelen-Kräfte.

In diesem Alter ist der Mensch alles was er werden kann; sein Körper hat seine völlige Stärke, sein Verstand den Umfang, dessen er fähig ist, erlangt. Seine Bestimmung erfordert, daß er nunmehr diese körperlichen und geistigen Vortheile zu seinem und zu seiner Nebenmenschen Vortheil anwende, je nach dem die Umstände sind, in welche Geburt, Zufall, Bedürfniß und Stand versetzen. Es ist dieses der Zeitraum, wo der Mensch so viel Kräfte hat, daß er sich mittheilen kann und muß, indem er eben dadurch mehr Vollkommenheit erwirbt. Seiner Existenz wird nichts weiter zugesetzt. Der völlig ausgebildeten Frucht bleibt nichts weiter übrig, als daß sie reife.

Der Mensch ist zum Begehren bestimmt. Bis zu diesem Alter schränken sich seine Begierden, vom Bedürfniß angefeuert, bloß auf ihn selbst, und das, was ihn zunächst angeht, ein. Nunmehr verbreiten sie sich auf das was ausser ihm ist, auf alles, was seine Eitelkeit, oder seinen Ehrgeiz interessirt: Reichthümer, Würden, Ehrenstellen und Titel. Die Festigkeit des Körpers und des Geistes, zu welcher es nun gekommen ist, lehrt ihn, da er nun für seine Bedürfnisse und Vergnügungen nichts weiter zu thun übrig hat, die Leitung andrer übernehmen, und sich in dem Verhältnisse der Dienste, die er ihnen leisten kann, Vortheile über sie verschaffen. In diesem Alter bauet der Mensch sein Glück und seinen Ruhm.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenschaften jeden Alters.	Herrschende Neigungen.
Reifes Alter.	43 44 45 46 47 48 49	Das Alter des Besitzes.	Herrschaft der Klugheit und Vernunft; Liebe zum Eigenthum.
Sinkendes Alter.	50 51 52 53 54 55 56	Das Alter der Ueberlegung.	Liebe zur Ruhe, Vorsicht und Klugheit.

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beschaffenheit und der geistigen Kräfte.

Man hat gesorgt, gearbeitet und erworben; nunmehr will man genießen. Das Feuer der Leidenschaften hat nachgelassen; die Eigenliebe ist befriedigt, die Einbildungs-Kraft ruhiger, die Vernunft aufgeklärter. Diese erinnert den Menschen, daß er nicht gemacht ist allein zu leben; sie ladet ihn zum ruhigen Genusse ein. Er geht Verbindungen ein, die seinem Geschmacke, seinen Verhältnissen, Gewohnheiten und Fähigkeiten angemessen sind; dennoch empfindet er noch immer eine Leere in sich selbst, so lange er niemand hat, der den Genuß mit ihm theilt. Er darf nunmehr nicht länger säumen, den Absichten der Natur nachzukommen; früher würde er vielleicht nicht alle Süßigkeiten derselben geschmeckt haben, später würde er nur Reue davon empfinden.

Die Haut runzelt, die Haare werden grau, die Sinne stumpfer, der Körper schwerfälliger, der Geist verliert viel von seiner Lebhaftigkeit. Man empfindet nicht mehr den Reiz des Bedürfnisses; die stürmischen Leidenschaften haben sich gelagert. Die ruhig gewordene Seele richtet nun ihre Aufmerksamkeit auf das Vergangene und auf die Zukunft. Man flieht die Ausschweifungen; nichts verleitet dazu, alles verkündigt ihre Gefahren. Die Natur concentrirt sich gleichsam, nur Mäßigung, die Frucht der Erfahrung behagt ihr. Vorhin war man unternehmend, kühn, oft verwegen; nunmehr wird man bedachtsam, vorsichtig und furchtsam.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenschaften jeden Alters.	Herrschende Neigungen.
Anfang des höhern Alters.	57 58 59 60 61 62 63	Das Alter der Reue.	Sorgen, Unruhe, üble Laune, Herrschsucht.
Höheres Alter.	64 65 66 67 68 69 70	Das Alter der Schwäche.	Begehrlichkeit, gebietherisches Betragen.

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beschaffenheit und der geistigen Kräfte.

In diesem Alter beginnen die Beschwerden des Lebens. Die Kräfte sinken, das Herz wird kalt, der Geist träger. Die Haare grauen, die Zähne fallen aus, das Gesicht wird runzelig, der Körper krümmt sich. Man fängt an sich selbst zu mißfallen, weil man andern nicht mehr gefallen kann; man beklagt, die Gelegenheit dazu eingebüßt oder verabsäumt zu haben. In der Zukunft erblickt man nichts als Traurigkeit, Kummer und Hülflosigkeit. Die Erinnerung an das Vergangene macht den Verlust, den man erlitten hat, nur empfindlicher, weil man nicht wieder jung werden kann. Die Gemüths-Art ändert sich; Ernsthaftigkeit tritt an die Stelle munterer scherzhafter Laune. Man verlangt zu herrschen.

Dieses Alter ist der Tod des Vergnügens und der Lust, an deren Stelle nun Schmerzen und natürliche Beschwerden treten. Die animalischen Geschäfte erfolgen langsam, gerathen in Unordnung; die Eingeweide werden fehlerhaft, die Glieder steif. Die Säfte häufen sich an, verderben und arten aus. Daher Kacherien, deren tödlichen Folgen die Kunst kaum vorzubeugen vermag. Dann sieht man es ein, wie großen Werth eine wohl genutzte Jugend habe. Man verlangt nur von jüngern das zu thun, was man über sich selbst zu erhalten nicht vermocht hat.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenschaften jeden Alters.	Herrschende Neigungen.
Greisen-Alter.	71 72 73 74 75 76 77	Das Alter der Habsucht.	Eifersucht und Neid.
Hinfälligkeit.	78 79 80 81 82 83 84	Das Alter des Mißtrauens.	Selbstlob, Härte, Argwohn.

Allmählige Veränderungen der Leibes-Beschaffenheit und der geistigen Kräfte.

Der Körper trocknet aus, und wird steif. Alle Bewegungen erfolgen langsamer und mit Mühe. So wie den Greis alles verläßt, so zieht er sich immer mehr in sich selbst zurück. Die immer zunehmenden Bedürfnisse lassen ihn Mangel befürchten, daher hängt er sein Herz mehr an das, was er besitzt; und obgleich das Leben mit jedem Augenblicke zu erlöschen droht, so macht doch die Hoffnung, es durch Pflege zu verlängern, alle Mittel, welche diese verschaffen können, immer kostbarer. Man wünscht allein zu seyn, um nicht das, was man hat, mit andern theilen zu dürfen. Man beneidet andre um ihre Glücks-Güter.

Alle Sinne werden stumpf; einige gehen ganz verloren. Man sieht nicht, man hört nicht, oder man sieht und hört schlecht. Man trauet sich selbst nicht mehr, weil man durch Erfahrung seine Fehler und Irrthümer kennen gelernt hat. Noch mißtrauischer ist man gegen andre. Man zweifelt an allem, weil man von dem, was man empfindet, keine hinlängliche Ueberzeugung haben kann; und wie wenig empfindet man in diesem Alter! Indessen erwacht die Eigenliebe. Man rühmt sich des Vergangenen; man macht sich älter als man ist, um sich dadurch bey andern ein desto größeres Ansehen zu geben.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenschaften jeden Alters.	Herrschende Neigungen.
Ausserordentliche Begünstigung der Natur.	85 86 87 88 89 90 91	Das Alter der Gleichgültigkeit.	Wohlgefallen an Schmeicheleyen und liebreicher Pflege.
Seltenheiten.	92 93 94 95 96 97 98	Das Alter der Sorglosigkeit.	Wohlgefallen am Lobe.

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beschaffenheit und der geistigen Kräfte.

Dies ist die Rückkehr der Kindheit. Der Mensch endet, wie er angefangen hat. Sein Körper lebt nur noch vermöge der Stärke seiner Organisation. Die Seele, ganz an sich selbst gekehrt, ist nur mit ihrem Körper noch beschäftigt, und alles was sie davon abziehen könnte, ist ihr verdächtig. Man denkt in diesem Alter nur an sich selbst, man handelt nur für sich, alles wird dem Menschen fremd, und was ihn von dieser Selbstsorge abhalten kann, scheint ihm ein gefährlicher Feind, so wie auch ein jeder, der ihn mit Schmeicheleyen und Liebkosungen überhäuft.

Empfindung und Bewegung ist in diesem Alter fast bis zum Nichts herab gesunken. Das Daseyn des Menschen ist in der That in diesen Jahren fast ein Wunder. Könnte er seine äusserste Hinfälligkeit wahrnehmen, schon das Entsetzen darüber würde ihn tödten. Glücklicher Weise wird er gegen alles gleichgültig. Er lebt nicht mehr, sondern vegetirt bloß, und diese Unempfindlichkeit selbst hilft noch die Harmonie der Maschine und des Lebens erhalten, welches die geringste Gemüths-Bewegung zerstören könnte. Nur gegen das Lob noch ist der Greis, wie das Kind, empfindlich.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenschaften jeden Alters.	Herrschende Neigungen.
Natur-Wunder.	99 100 101 102 103 104 105	Das Alter der Unempfindlichkeit.	Lezte Hoffnungen.

Allmähl-

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beschaffenheit und der geistigen Kräfte.

Die Extremen gränzen an einander. In dieser Epoche kehrt der Mensch in den Zustand der ersten Kindheit zurück, nur mit dem Unterschiede, daß dort alles an ihm wuchs, sich entwickelte, und der Vollkommenheit sich näherte, nunmehr aber der ganze Mensch seinem Untergange und seiner Auflösung entgegen eilt. Das Leben ist nur ein schwacher Funken noch, der bald verglimmt. Doch erhält sich die Hoffnung noch. Man wird geboren, ohne es zu wissen; eben so stirbt man.

Von der menschlichen Lebens-Dauer und Sterblichkeit in verschiedenen Ländern, s. Hrn. G. Daignan's Gesundheits-Lehre in Beziehung auf das kindliche und mannbare Alter. Aus dem Französ. (Lpz. 1788, 8.) S. 454 — 462. Von der menschlichen Lebens-Dauer nach Verhältniß des Klima, der Landes-Art, und der körperlichen Bildung und Beschaffenheit, S. 463 — 470. Verschiedenheit der Lebens-Dauer nach den Monathen und Jahreszeiten berechnet für vier angenommene Cardinal-Puncte, nähmlich: Boulogne sur mer und Montpellier, Paris und London, S. 471 — 477. Verschiedenheit der Lebens-Dauer und Sterblichkeit nach den Ständen und Lebens-Arten, S. 478 — 512. Darstellung der menschlichen Lebens-Dauer und Sterblichkeit nach Verhältniß der Ursachen des Todes, S. 512 — 526.

Siehe auch Lebens-Kraft des menschlichen Körpers, im folgenden Theile.

Man hat in ältern und neuern Zeiten mit literarischer Mikrologie weitläuftige Verzeichnisse von solchen Personen gemacht, die ein ausserordentlich hohes und bis ans Ende kraftvolles Alter erreicht haben. Das lange Leben ist dadurch ein eigenes, gewiß sehr unschuldiges, und von jedem Verdachte ehrgeiziger Absichten weit entferntes Mittel geworden, seinem Nahmen eine gewisse Art von Unsterblichkeit zu verschaffen. Wie viele, die bey ihren Lebzeiten nie ausser dem Bezirke ihres kleinen Kirch-Sprengels genannt, oder höchstens nur zur demüthig-stolzen Ceremonie des Fuß-Waschens in die Haupt-Stadt verschrieben wurden (*), erhielten auf diesem Wege nach ihrem Tode eine ganz unvermuthete Zeitungs-Celebrität; nur blieb man gewöhnlich in solchen Fällen bey der bloßen, trocknen und unfruchtbaren Nomenclatur stehen, und an genaue, dem Physiologen und forschenden Arzte so willkommene Nachrichten über die frühere Erziehung und besondere Lebens-Art solcher lange lebenden Personen war nicht zu denken. Nur selten traf es durch eine glückliche Vereinigung der Umstände, daß sie von sachkundigen Beobachtern über ihre Lebens-Umstände ausgefragt, und als lehrreiche Belege zur Kunst lange zu leben, gebraucht werden konnten (**). Aber um so mehr ver-

(*) Im J. 1714, waren bey dem Fuß-Waschen zu Wien, die von Karl VI., seiner Gemahlinn und den beyden verwitweten Kaiserinnen, d. 29 März, gehalten wurde, 48 arme Leute, die zusammen 3695 Jahr alt waren.

Im J. 1773, befanden sich eben daselbst bey dem Fuß-Waschen drey muntere lebhafte Greise, von denen keiner eine Brille brauchte. Der eine war 103, der zweyte 100, und der dritte 99 Jahr alt.

(**) Siehe *Baco*, in der Schrift: Historia vitae et mortis. Ueberhaupt findet man hier eine solche Menge von Beobachtungen und daraus abgeleiteten höchstfruchtbaren Resultaten, daß alles, was seitdem über die Kunst lange zu leben gesagt worden ist, kaum für etwas mehr, als Bestätigung des

verdienen auch diejenigen Fälle, von welchen genauere Nachrichten bekannt geworden sind, aufbewahret, und auch dann noch in gutem Andenken erhalten zu werden, wenn Jahr-Bücher und Sterbe-Listen längst von ihnen zu sprechen aufgehört haben. Die berühmtesten unter allen neuern Makrobiern, von deren Alter man durch richtige Beweise gewiß geworden ist, sind unstreitig: der Engländer Thomas Parr, der d. 5 Nov. 1635, in seinem 152sten Jahre zu London an einer Indigestion, die er sich aus der königl. Küche holte, verschied; und Heinrich Jenkins, aus Ellerton in England, der ein Alter von 169 Jahren, folglich 6 weniger als Abraham, erreicht hat.

Vom Tho. Parr spricht der gemeine Mann in England noch izt mit einer Art von National-Stolz; und so wie man sich vordem in Griechenland das Alter eines Nestor's, und in Spanien die Jahre des tarteſſiſchen Königes Arganthonius anwünschte, so galten lange Zeit in England bey Geburtstags-Wünschen the years of old Parr für die höchste, den menschlichen Wünschen erreichbare Lebens-Summe. Ja, die Nation hielt es sogar für billig, ihm neben den 9 Königen und Königinnen, die der patriarchalische Altvater alle überlebt hatte, seine Ruhe-Stätte anzuweisen. Er wurde in der Westmünster-Abtey begraben, und erhielt also einen Platz neben den Ausgezeichneten der Nation (*).

Dieser Tho. Parr, ein Sohn des John Parr, war ein ehrlicher Bauer zu Winnington in dem Kirchspiele Alderberry, in der Grafschaft Salop, und im J. 1483 geboren. Die Geschichte seines Lebens und seiner Lebens-Art ist die einförmigste von der Welt. Im J. 1543, als er 60 Jahr alt war, ging der Termin seines

des dort angeführten, gelten kann. Sie verdient daher vor vielen andern eine neue Ausgabe und Bearbeitung.

(*) Parr hat daher auch in Fuller's Worthies eine Stelle erhalten. Vergl. *Entick's* new history and survey of London, Westminster, Southwarck etc. T. III. p. 64.

Pachtes zum ersten Mahl zu Ende, und er erneuerte ihn auf 20 Jahr mit seinem Pacht-Herrn, Lewis Porter. Im J. 1563 heurathete er zum ersten Mahl in seinem 80sten Jahre Johannen, John Taylor's Tochter, eine ledige Person, und zeugte mit ihr einen Sohn und eine Tochter, die aber beyde sehr jung wieder starben. Zwey Mahl, in den Jahren 1564 und 1585 erneuerte er noch seinen zwanzigjährigen Pacht-Termin mit dem Sohne und Enkel seines Pacht-Herrn, und blieb, vom lezten Termin an, ohne weitere Erneuerung noch 50 Jahr bis zu seinem Tode in ungestörtem Besitz seines Pacht-Gutes. Gegen das Ende seines Lebens wünschte er den Termin zu Gunsten seiner zweyten Frau noch ein Mahl auf eine bestimmte Zeit erneuern zu können; und da ihm sein damahliger Pacht-Herr dieses Gesuch aus dem Grunde abschlug, weil er nun endlich doch ganz blind und schwach geworden sey, und nicht lange mehr leben könne, bediente er sich folgender List. Als er einst im Stuhle neben dem Kamine saß, und seine Frau ihm sagte, sie sähe durch das Fenster den Sohn des Pacht-Herrn, den jungen Eduard Porter kommen, so befahl er ihr geschwinde eine Steck-Nadel neben seiner rechten Fuß-Zehe auf den Boden zu legen. Der junge, damahls doch auch schon 40 Jahr alte, Herr Porter trat indessen in die Stube. Nachdem man sich gegenseitig bewillkommt und die Hände gegeben hatte, sagte der alte Mann: „Frau! „ist dies nicht eine Steck-Nadel hier neben meinem Fuße?“ Ey freylich, antwortete jene, und hob die Nadel zu nicht geringem Erstaunen des Hrn. Porter auf, der nun mit der Ueberzeugung davon ging, der alte Mann sey wirklich noch nicht so blind und schwach, als man von ihm ausgebreitet habe. Der merkwürdigste Umstand in seinem Leben bleibt indessen gewiß sein rüstiges Benehmen gegen das andere Geschlecht. Er mußte im J. 1588, als er 105 Jahr alt war, in der Kirche zu Alderbary öffentliche Kirchen-Buße thun, weil er sich mit Katharine Milton ausser der Ehe eingelassen, und mit ihr ein Kind gezeugt hatte. Seine Frau überlebte diese sträfliche Untreue nur wenige Jahre. Parr blieb 10 Jahr ein Witwer, fand sich aber endlich doch zu schwach, den Versuchungen seines Fleisches und Blutes länger zu widerstehen, und heurathete daher in seinem 122sten Jahre, eine junge muntere

tere Witwe, Antonia Adda, Tochter John Kloyd's, aus Gilfels in Montgomeryshire, mit welcher er noch 30 Jahr eine sehr zufriedene und vergnügte Ehe führte. Es hat Ungläubige und Zweifler gegeben, welche die Kirchen-Buße des 105jährigen Ehebrechers für eine bloße Verleumdung gegen den ehrlichen Parr erklären wollten; allein die historische Kritik hat die Wahrheit dieses Factum ausser allen Zweifel gesetzt. Fr. Peck, im Life of Ol. Cromwell, Lord Protector, (Lond. 1741 8.) bestätigt es gleichfalls durch folgende Anekdote. Als Parr zum ersten Mahl vor den König Karl I. gebracht wurde, fragte ihn der König: „Parr! du hast länger gelebt, als an„dere Menschen; was hast du mehr gethan, als andere?“ Dieser antwortete sogleich, ohne sich zu bedenken: Als ich 100 Jahr alt war, that ich Kirchen-Buße.

Die vollständigste und in ihrer Art unterhaltendste Nachricht von unserm Parr giebt ein eigenes auf ihn verfertigtes Gedicht, welches einen Zeitgenossen desselben, den damahls so berüchtigten Wasser-Dichter, Tho. Taylor (*) zum Verfasser hat, und mit der Aufschrift: The life of old Thomas Parr, who lived 152 years, in verse, zu London, gleich nach dem Tode des alten Parr, im J. 1635, in Quarto herausgekommen ist. Eine aus diesem Ge-

(*) Dieser Tho. Taylor, der bey den Engländern, unter dem Nahmen: The Water-Poet, ungefähr in eben dem Ansehen steht, wie bey uns aus einer etwas frühern Periode der Schuster Hans Sachse mit seinen Schwänken, hat seinen Nahmen keinesweges vom Wassertrinken, (wie sehr er das Horazische aquae potoribus omnia dura proposuit Deus, beherzigt habe, beweiset unter andern ein eigenes Gedicht, worin er die berühmtesten Wirthshäuser in den 10 zunächst um London herum gelegenen Grafschaften der Reihe nach besungen hat: a Catalogue of memorable taverns within 10 shires of England. (Lond. 1636, 8.) auch nicht von seiner wässerigen Poesie,) sondern von seinem Gewerbe, da er eigentlich ein Waterman, oder Schiffer auf der Themse gewesen ist. Er schrieb über 80 Gedichte und Pamphlets, wovon die meisten und wichtigsten im Catalogo librorum impressorum, bibliothecae Bodleianae, T. II. p. 196. verzeichnet stehen. Sie sind für die damahlige Zeit-Geschichte ausserordentlich wichtig, und daher auch von dem gelehrten Herausgeber des Butlerischen Hudibras, Zach. Grey, in den Anmerkungen häufig gebraucht worden.

Gedichte ausgezeichnete Stelle, wo der Dichter die einfache, ungekünstelte Lebens-Art seines Helden in einer Manier beschreibt, die für die damahligen Zeiten nicht ohne alles dichterische Verdienst gewesen zu seyn scheint, findet man, nebst einer deutschen Uebersetz., in Hrn. Hofr. Wieland neuen teutschen Merkur, 12 St. v. J. 1793, S. 400, fgg. Der Dichter schildert hernach seinen Held, nach seiner treuherzigen Manier, auch als einen stout champion in matrimonial hugs and justlings, wobey er jedoch die oben berührte ärgerliche Kirchen-Parade in geziemendes Stillschweigen zu verhüllen weis; und er erzählt hierauf weitläuftig die Art, wie der alte Parr nach London an den Hof gebracht worden sey. Thomas, Graf von Arundel und Surry, entdeckte bey einer Reise durch Shropshire diese lebendige Antiquität, und wünschte sie zur Kurzweil des Hofes und der Haupt-Stadt nach London bringen zu können. Er ließ den Alten in ganz kleinen Stationen in einer Sänfte mit zwey Pferden bespannt fortschaffen. Eine Tochter von ihm, Lucia, mußte zu einer Seite und ein Bedienter zur andern Seite der Sänfte reiten. Ueberall, wo der Zug durchgieng, entstand ein erstaunlicher Zusammenlauf von neugierigen Gaffern. Nirgends aber war das Gedränge und der Lärm größer, als in Coventry, welches damahls in England fast eben die Reputation hatte, die Abdera im Alterthume, und mancher kleine Ort auch in unserm Vaterlande, behauptet. In London ward er ein Hausgenosse des Grafen von Arundel, der ihm alle mögliche Bequemlichkeiten verschaffete, aber ihn auch bald, aus einem Uebermaße von Gnade, zu Tode fütterte.

Auf Befehl des Königs mußte sein Leib-Arzt, der berühmte Wilhelm Harvey, den alten Parr, der vom Kopfe bis zu den Füßen, mit Haaren, wie mit einem rauchen Felle, bekleidet war, nach seinem Tode öffnen. Aus dem genauen lateinischen Sections-Berichte, der sich noch in einigen Sammlungen erhalten hat (*), erhellet deut-

(*) Man sehe eine sehr brauchbare Compilation über diesen Gegenstand, die den Titel führt: Long Livers, Lond. 1722, in 8. und einem gewissen Robert Saumbers zugeschrieben wird. Hier findet man, S. 77, fgg. mehreres über den alten Parr beysammen, und auch den hier angeführten Sections-Bericht.

deutlich, daß alle edlern Theile vollkommen frisch und gesund waren, und daß er gewiß noch einige Jahre zu leben gehabt hätte, wenn er nicht durch Veränderung des Klima, und Abweichung von seiner frugalen Lebens-Ordnung, seiner Natur noch zulezt Gewalt angethan hätte. Er hatte, heißt es hier unter andern, eine breite Brust, nicht fungöse, sondern an den Rippen angewachsene Lungen. Sein Herz war groß, dick, hatte starke Fibern, und war mit Fett bedeckt. Das Blut im Herzen war schwärzlich und flüssig. Die Knorpel an dem Brust-Beine (Sternum) waren eben so wenig verknöchert, als an andern Theilen, sondern biegsam und weich. Seine Eingeweide waren stark, und ohne alle Erschlaffung, besonders der Magen. Man bemerkte auch an ihm, daß er oft aß, bey Tag und bey Nacht, aber nicht viel auf ein Mahl, und immer nur einfache Nahrungs-Mittel, besonders alten Käse, Milch, schwarzes Brod, Halb-Bier, und Molken. Ja, er aß noch um Mitternacht wenig Stunden vor seinem Tode. Seine Nieren waren mit Fett bedeckt, und im Ganzen sehr gesund; nur an der untern Oberfläche befanden sich einige wässerige Abscesse, wovon der eine beynahe den Umfang eines Hühner-Eyes hatte, und mit einer gelblichen Masse angefüllt war. Uebrigens zeigte sich weder in der Blase, noch in den Nieren, der geringste Ansatz zum Gries oder Stein. Seine Milz war sehr klein, und kaum so dick als eine Niere. Sein Gehirn war unversehrt, und hatte die gehörige Weichheit; und ob er gleich gegen das Ende seines Lebens den Gebrauch des Gesichtes und auch viel von der Stärke seines Gedächtnisses verloren hatte, so blieben doch sein Gehör und seine übrigen Sinnes-Werkzeuge bis zu seinem lezten Athemzuge ganz ungeschwächt, und er konnte bis in sein 130stes Jahr die schweresten Feld-Arbeiten, selbst das Dreschen des Kornes, mit großer Leichtigkeit und ohne alle Ueberspannung seiner Kräfte verrichten (*).

Rubens

(*) Eine Stelle dieses Berichtes, die sich nicht gut übersetzen läßt, will ich lieber in der Sprache des Originales hersetzen: Genitalibus erat integris, neque retracto pene, neque extenuato, neque scroto distento ramice aquoso, vt in decrepitis solet, testiculis etiam integris et magnis; adeo vt non absimile vero fuerit quod de eo vulgo praedicatur

Rubens hielt den ehrwürdigen Greis für einen schicklichen Gegenstand seiner Kunst, und mahlte ihn, als er 140 Jahr alt war. Das Original-Gemählde befindet sich izt in der Sammlung eines Herrn Price zu Foxley unweit Hereford. Die Carnation darauf ist so lebhaft und zart, als bey einer jungen Frau. Es sind einige Kupferstiche davon verfertigt worden. Neulich hat ihn *Condé* für das European Magazine gestochen.

Heinrich Jenkins, aus Ellerton in Yorkshire, war 169 Jahr alt, als er starb. Dieser arme alte Greis hatte das traurige Schicksal, daß er in seinem hohen Alter sein Brod vor anderer Leute Thüren betteln mußte. Fragte man ihn, wie alt er wäre, so antwortete er, nach einer kleinen Pause, so wie er es sich noch erinnern könnte, müßte er izt 162 oder 163 Jahr alt seyn. Auf die Fragen: was für Könige und was für öffentlicher Angelegenheiten und Vorfälle er sich noch erinnern könnte? erwiederte er, er erinnere sich noch Heinrich's VIII., und Flowdenfields. Er wurde weiter gefragt: ob sich der König zu der Zeit zu Flowdenfield befunden habe, und wie alt er damahls gewesen wäre? Seine Antwort war: „Nein, der König wäre damahls in Frankreich, „und er ungefähr 10 bis 12 Jahr alt gewesen; denn," fuhr er fort: „man schickte mich zu der Zeit mit einem „mit Pfeilen bepackten Pferde nach Nordhallerton, und „von dort brachte solches ein älterer Knabe, wie ich, zur „Armee." Alle diese Aussagen kommen ganz genau mit der

dicatur, eum nimirum post annum aetatis centesimum, incontinentiae conuictum poenas publice dediſſe: quin neque vxor eius, quam anno aetatis suae centesimo et vigesimo duxerat viduam, ex percunctatione diſſiteri posſet, eum cum ipsa rem habuiſſe, iuxta atque alii mariti solent, et vsque ad duodecim annos retroactos, solitum cum ea frequentaſſe congreſſum. Was nach dieſer Aussage hier der engländiſche Neſtor that, that auch der griechiſche, beym Homer, Odyſſ. 3, 403; und die ſpätern Griechen hatten daher ſehr Unrecht, dieſes dem alten Sänger als einen groben Verſtoß gegen die Wahrſcheinlichkeit anzurechnen. Die bekannte Anwendung des Virgilianiſchen: animas in vulnere ponunt, auf Greiſe, die junge Weiber heurathen, findet auch ſeine Ausnahmen.

der Geschichte der damahligen Zeit überein; denn der König Heinrich VIII. hielt sich gerade zu der Zeit in Tournay auf, und man gebrauchte im Kriege noch Bogen und Pfeile. Dieser Greis konnte weder lesen, noch schreiben. In seinem Kirchspiele lebten 4 oder 5 Leute, die, nach seiner Aussage, hundert, oder hundert und einige Jahre alt waren, und diese bezeugten alle einmüthig, sie hätten Jenkins nie anders, als wie einen sehr alten Mann gekannt. Er war in seinen jüngern Jahren, wie er oft selbst zu erzählen pflegte, Keller-Meister bey dem Lord Conyers gewesen, und konnte sich noch ganz genau des Abtes der Abtey zu Fontaine, vor Aufhebung der Klöster, erinnern. Er starb im December 1670 zu Ellerton in Yorkshire. Die Bataille zu Flowdenfield wurde den 9ten September 1513 geliefert, und damahls war er 12 Jahr alt. Mithin hat er 169 Jahr gelebt, und ist 17 Jahr älter geworden, als der alte Parr. Als er 100 Jahr alt war, lebte er von der Fischerey. Er aß beständig grobe schlechte Kost, und in seinen lezten Lebens-Jahren mußte er sich, wie oben bemerkt ist, von Almosen-sammeln nähren. In den Kanzelleyen und andern Gerichts-Höfen ist er, wie solches aus den Registern derselben erhellet, seit 140 Jahren bekannt gewesen, daß er Eide abgelegt habe. Nach York gieng er beständig zu Fuße. Viele Leute haben ihn noch oft in den Flüssen schwimmen gesehen, als er schon längst 100 Jahr zurückgelegt hatte. Zu Bolton in Yorkshire hat man ihm ein Monument mit folgender Inschrift errichtet:

Bluſh not marble,
To reſcue from oblivion
The memory of
H e n r y J e n k i n s.
A perſon obſcure in birth,
But of a life truly memorable:
For
He was enriched
With the goods of nature,
If not fortune,
And happy,
In the duration,
If not variety
Of his enjoyments:
And
Tho' the partial world
Deſpiſed and disregarded,
His low and humble ſtate,
The equal eye of Providence
Beheld and bleſſed it
With a patriarch's health and length
of days,
To teach miſtaken man,
Theſe bleſſings are entail'd on temperance,
A live of labour, and a mind at eaſe.
He lived to the amazing age of
169.
Was interred here, December 6, 1670.
And had this juſtice done to his
memory.

Auſſer

Auſſer dieſen werden in der Geſchichte, und in den beſondern Nachrichten noch weit ältere Leute von 170 bis 240, ſogar von 300 Jahren aufgeführt, denen aber wenig Glaube beyzumeſſen iſt. Dergleichen Erzählungen von ſehr alten Leuten finden ſich in den Geſchicht-Büchern faſt bey allen Völkern. Es iſt wahr, in allen Ländern und bey allen Lebens-Arten trifft man Greiſe von hohen Jahren an, und es fehlt auch Deutſchland nicht daran, obgleich Haller es für kein Land hält, wo die Leute recht alt werden. Es kommt aber hier auf die Richtigkeit der Sache an, um genau zu wiſſen, wie weit das menſchliche Lebens-Ziel noch heut zu Tage gehen könne; denn daß dieſe und jene Lebens-Art mehr beytrage, das Alter der Menſchen höher zu bringen, iſt auſſer allen Zweifel, wovon ich weiter unten beſonders handeln werde. Man glaubt insgemein, daß es unter den Gelehrten, wegen ihrer ſitzenden Lebens-Art, wenig Alte gebe. Aber ich getraue mir zu behaupten, daß in keinem Stande ſo viel alte Menſchen, als im gelehrten, angetroffen werden, als welcher wahrſcheinlich ſo viele derſelben liefert, als die übrigen Stände zuſammen genommen, kaum hergeben werden. Denn eben die ruhige, einförmige Lebens-Art der meiſten Gelehrten, und ihre Gelegenheit und Vorſicht, den körperlichen Zufällen bey Zeiten vorzubeugen, geben ſchon die Mittel an die Hand, zu einem hohen Alter zu gelangen. Dieſe Sache verdiente, zur Ehre des gelehrten Standes, eine genauere Unterſuchung, welche viel Unerwartetes enthalten würde. Endlich iſt auch das ein irriger Wahn, als wenn bey dem zunehmenden Alter der Welt die Lebens-Gränze der Menſchen verkürzet würde, und ihrer weit weniger, als in den älteſten Jahrhunderten, zu ſehr hohen Jahren gelangten. Zu läugnen iſt es nicht, daß die wollüſtige weiche Lebens-Art der Menſchen

das Lebens-Ziel derselben sehr abkürze; aber die Erfahrung aller Zeiten lehrt doch auch, daß unter einem in Wohlleben am meisten versunkenen Volke, dergleichen vormahls die Römer zu Vespasian's Zeiten waren, doch eine große Anzahl hochbetagter Greise sind gefunden worden. Eben das gilt von unsern Jahrhunderten, und von den heutigen, an den Luxus höchstgewöhnten Nationen, unter welchen hin und wieder über hundertjährige angetroffen werden; Greise, die unstreitig ihren ungeschwächten Körper noch aus der ehemahligen einförmigen Lebens-Ordnung der Vorältern herüber gebracht haben.

Es ist eine Art der Unsterblichkeit, sehr lange zu leben; wenigstens wird dieser Vorzug von Vielen der Unsterblichkeit gleich geschätzt, und von den Meisten ihr vorgezogen. Was kann einem Menschen, der mit sich selbst kaum einig werden kann, ob er eine Seele habe, oder nicht, wohl an der Unsterblichkeit liegen? und würde man nicht zu den allermeisten Menschen sagen müssen, daß sie durch die Unsterblichkeit nur ihren schlechtesten Theil erhalten hätten? Ein recht gesunder, vierschrötiger Bauer scheint alle seine Vollkommenheiten im Leibe beysammen zu haben; und er würde gewiß die Unsterblichkeit seines Nahmens und seiner Seele gar gern für zehn Jahr, die man seinem gegenwärtigen Leben zusetzen könnte, vertauschen. Auch unter dem feineru Theile des menschlichen Geschlechtes giebt es so große Liebhaber dieses Lebens, daß sie nur mit Zittern an ihren zukünftigen bessern Zustand denken können. Es ist freylich wahr, daß solche Leute die Kunst, wohl zu sterben, nicht verstehen, welche bloß in der Ueberzeugung besteht, wohl gelebt zu haben; allein, dieses ist eben die Kunst, welche sie nicht verstehen wollen, und der sie gar zu gern überhoben wären. Ich will nicht unter-

tersuchen, was an diesem allgemeinen Verderben des menschlichen Herzens Schuld sey; ja, ich kann mich nicht einmahl unterstehen, die Liebe dieses Lebens ohne Einschränkung unter die menschlichen Schwachheiten zu zählen. Man muß sie höchstens einen Natur-Fehler aller belebten Geschöpfe nennen; denn die Verachtung des Todes ist unstreitig entweder eine bloße Wirkung der Vernunft und der Philosophie, oder eine besondere Leichtsinnigkeit, die vielleicht ein Triumph über die Natur, als eine höhere Vollkommenheit derselben, genannt zu werden verdient. Man könnte aus der allgemeinen Liebe, die sich in jedem belebten Geschöpfe äussert, einen sehr wahrscheinlichen Schluß auf die allgemeine Glückseligkeit der Creaturen machen, die von so vielen in Zweifel gezogen wird. Es ist nähmlich bekannt, daß es Leute giebt, welche die Einrichtung der Welt beständig mit thränenden Augen betrachten, und von ihrem Schicksale und Lebenslaufe in derselben niemahls in einem andern Tone reden, als daß es ein Jammer-Thal und eine ehrbare Art von Sclaverey sey, worin sie hier bis zu ihrer Erlösung aushalten müßten. So richtig dieser Begriff unter seinen gehörigen Einschränkungen seyn mag, so findet sich doch bey genauerer Untersuchung dieser Vergleichung, daß ein elender Sclave sich jederzeit aus seiner Gefangenschaft heraus sehnet, da hingegen dieses Leben von einer solchen Beschaffenheit ist, daß man es für eins der größten Uebel hält, es zu verlieren. Wollte man gleich sagen, daß es einige gäbe, die ihre Todes-Stunde mit Freuden erwarten, so sind doch deren viele mehr, die sie verabscheuen, die wenigstens wohl damit zufrieden wären, wenn sie beständig außen bliebe, und die es jenen nicht glauben wollen, daß es ihr rechter Ernst sey, so bald von hinnen zu scheiden. Sollte man hieraus nicht urtheilen, daß es unendlich viele glück-

selige Personen in der Welt mehr geben müsse, als solche, die Ursache hätten, ihr Leben als eine Strafe des Himmels für sich anzusehen? Wenigstens beweiset ein jeder, der den Hang, zu seyn, in seinem Herzen empfindet, daß es sein Schöpfer nicht böse mit ihm gemeint habe, ihm einen solchen Lebens-Lauf zu bestimmen, der, aller unglücklichen Begebenheiten ungeachtet, doch nicht vermögend ist, diesen Trieb in ihm zu ersticken, und der also gewiß reicher an angenehmen, als unglücklichen Zufällen seyn muß. Dieser Beweis der gelinden und gütigen Regierung Gottes über die Schicksale der Menschen hat etwas sehr einnehmendes für das Herz; und wenn man bedenkt, wie viele Unglückselige bey dem Beschlusse ihres Lebens von Herzen gern ihren vorhergehenden Lebens-Lauf von neuem antreten würden, wenn die Vorsehung ihnen dieses erlauben könnte, so muß man gestehen, daß es sehr wahrscheinlich sey, daß sie in ihrem Leben, wenigstens ihrer Empfindung nach, viel glücklicher als unglücklich gewesen sind, und daß bey den allermeisten, die diese Welt für närrischer als ein Toll-Haus, und für elender als einen Festungsbau, ansehen, der Mund, oder die bloße Tadelsucht, nicht aber das Herz selbst, spreche.

Die größten Geister haben den Grundsatz unter sich, der eine Ehre der Menschlichkeit ist, daß das wahre Leben eines Menschen nach der Menge großer und edler Handlungen, die er gethan hat, abgemessen werden müsse. Importe-t-il tant, sagt der erhabene Verfasser des Anti-Machiavell, qu'un homme traine jusqu' à l'age de Methusalem le fil indolent et inutile de ses jours? Plus il aura reflechi, plus il aura fait d'actions belles et utiles, et plus il aura vécu. Möchten doch Alle, die sich ein langes Leben wünschen, diesen Grundsatz mit einer lebendigen Ueberzeugung einsehen! Es ist wahr, unter diesem

Maß-

Maßstabe verschwindet einem jeden Menschen eine Menge von Jahren, Monathen, Stunden und Augenblicken, die er sonst zu seinem Leben hinzu rechnet, und er verringert auf eine grausame Weise die Anzahl unserer Tage. Allein, nichts desto weniger setzt er uns doch auch in den Stand, sehr lange zu leben, und er macht unser hohes Alter zu einer willkürlichen Handlung, die völlig in unserm Belieben steht, und wobey die unerbittliche Hand des Schicksales weniger zu thun hat. Er giebt uns das Vermögen, unserm Leben in einer Stunde ein ganzes Jahr zu zusetzen, und ist nur denen gefährlich, die den alten Maßstab, die Zeit, noch zur Ausmessung ihres Lebens gebrauchen. Mancher Greis würde erstaunen, wenn er nach dieser Ausmessung sehen sollte, daß er in seinem 90sten Jahre kaum einen Monath gelebt hat, und daß er bey seinem Tode noch in Windeln zu liegen verdiente. Es giebt Leute, die, nach dieser Rechnung, binnen 50 Jahren noch keinen Augenblick gelebt haben, und Jünglinge, die Jahrhunderte älter sind, als ihre Väter. Ja, dieses ist der einzige Fall, wo man im ganzen Ernste behaupten kann, daß manche Kinder niemahls Aeltern gehabt haben, sondern daß sie durch eine Art der Mechanik von gewissen unbelebten Maschinen zur Welt gebracht worden sind. So wunderlich alles dieses klingt, so hat es doch seine völlige Richtigkeit. Woraus erkennt man wohl das Leben eines Geschöpfes, als aus seiner Wirksamkeit? und wie läßt sich also einem Thiere ein Leben zuschreiben, welches 80 Jahr unwirksam zugebracht, oder doch seine Seele nur durch solche Erscheinungen offenbaret hat, die nicht würdig gewesen sind, von irgend einem denkenden Wesen angemerkt zu werden? Wer leben soll, der muß gekannt zu werden verdienen; und wer ohne dieses Verdienst stirbt, der muß von der ganzen Welt mit egoistischen

Augen betrachtet werden. Man muß sein Daseyn für einen bloßen Traum gewisser Leute halten, die ungefähr in den engen Wirkungs-Kreis seiner Person gekommen sind, und ein Menschen-Gesicht haben kennen lernen, welches weder sich selbst, noch den Zweck seines Daseyns kannte.

Da selbst ohne Genuß und Freuden des Lebens, selbst für den, der an unheilbaren Schmerzen leidet, der im dunkeln Kerker auf immer seine Freyheit beweint, der Gedanke zu seyn und zu leben, jenen unüberwindlichen Reiz behält, und schlechterdings eine nur bey Menschen (und zwar bey siechen erschöpften Menschen) mögliche Zerrüttung der feinsten Empfindungs-Organe, eine gänzliche Verdunkelung und Tödtung des innern Sinnes dazu gehört, um das Leben gleichgültig oder gar verhaßt zu finden, und da die Liebe des Lebens, dieser eines denkenden Wesens so würdige Trieb, dieser Grund-Pfeiler sowohl der einzelnen, als der öffentlichen Glückseligkeit, so weise mit unserer Existenz verwebt wurde: so war es sehr natürlich, daß der Gedanke in dem Menschen aufsteigen mußte: sollte es nicht wohl möglich seyn, unser Daseyn zu verlängern, und dem nur gar zu flüchtigen Genusse dieses Gutes mehr Ausdehnung zu geben? Und wirklich beschäftigte dieses Problem von je her die Menschheit auf verschiedene Weise. Es war ein Lieblings-Gegenstand der scharfsinnigsten Köpfe, ein Tummel Platz der Schwärmer, und eine Haupt-Lockspeise der Charlatane und Betrieger. Es ist interessant und ein Beytrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes, zu sehen, auf wie mannigfaltigen, sich oft ganz entgegengesetzten, Wegen man dieses Gut zu erlangen hoffte; und da selbst in den neuesten Zeiten die Cagliostros und Mesmers gichtige Beyträge dazu geliefert haben, so glaube ich Verzeihung zu erhalten, wenn ich eine kurze

Ueber-

Uebersicht der sowohl vernünftigen, als unvernünftigen Lebens-Verlängerungs-Methoden anstelle, und zulezt untersuche, ob es dann gar nicht möglich seyn sollte, das Ziel unsers Daseyns weiter hinaus zu stecken.

Schon in den frühesten Zeiten, unter Aegyptern, Griechen und Römern, war diese Idee rege, und schon damahls verfiel man in Aegypten, der Mutter so mancher abenteuerlicher Ideen, auf künstliche und unnatürliche Mittel zu diesem Zweck, wozu freylich das durch Hize und Ueberschwemmungen ungesunde Klima, Veranlassung geben mochte. Man glaubte, die Erhaltung des Lebens in Brechen und Schwizen gefunden zu haben, und es ward allgemein Sitte, alle 4 Wochen wenigstens ein Brech-Mittel zu nehmen, und statt zu sagen: wie befindest du dich? fragte man einander: wie schwizest du? — Ganz anders bildete sich dieser Trieb bey den Griechen, unter dem Einflusse einer reinen und schönen Natur aus. Man überzeugte sich sehr bald, daß gerade ein vernünftiger Genuß der Natur und die beständige Uebung unserer Kräfte, das sicherste Mittel sey, die Lebens-Kraft zu stärken, und unser Leben zu verlängern. Hippokrates und alle damahlige Philosophen und Aerzte, kannten keine andere Mittel, als: Mäßigkeit, Genuß der freyen und reinen Luft, Bäder, vornehmlich das tägliche Reiben des Körpers und Leibes-Uebung. Auf leztere seßten sie ihr größtes Vertrauen. Es wurden einige Methoden und Regeln bestimmet, dem Körper mannigfaltige, starke und schwache, passive und active Bewegung zu geben; es entstand eine eigene Kunst der Leibes-Uebungen, die Gymnastik, daraus, und der größte Philosoph und Gelehrte vergaß nie, daß Uebung des Leibes und Uebung der Seele immer in gleichem Verhältnisse bleiben müsse. Man brachte es wirklich zu einer ausseror-

deutlichen Vollkommenheit, diese für uns fast verschwundene Kunst, den verschiedenen Naturen, Situationen und Verhältnissen der Menschen anzupassen, und sie besonders zu einem Mittel zu gebrauchen, die innere Natur des Menschen immer in gehöriger Thätigkeit zu erhalten, und dadurch Krankheits-Ursachen nicht nur unwirksam zu machen, sondern auch selbst schon ausgebrochene Krankheiten zu heilen. Ein gewisser *Herodicus* gieng so weit, daß er sogar seine Fieber-Patienten nöthigte, spazieren zu gehen, sich reiben zu lassen, und, je mehr die Krankheit abmattete, desto mehr durch Anstrengung der Muskel-Kräfte diese Mattigkeit zu überwältigen; und er hatte das Glück, durch seine Methode so vielen schwächlichen Menschen das Leben viele Jahre zu verlängern, daß ihm sogar Plato den Vorwurf macht: er habe sehr ungerecht gegen diese armen Leute gehandelt, die durch seine Kunst ein immersterbendes Leben bis ins Alter fortgeschleppt hätten. Die hellesten und natürlichsten Ideen über die Verlängerung des Lebens finden wir bey dem Plutarch, der durch das glücklichste Alter die Wahrheit seiner Vorschriften bestätigte. Schon Er giebt folgende, auch für unsere Zeiten gültige Regeln: „den Kopf kalt, die Füße warm „zu halten; an statt bey jeder Unpäßlichkeit gleich Ar„zeneyen zu brauchen, lieber erst einen Tag zu fa„sten, und über dem Geist nie den Leib zu vergessen."

Eine sonderbare Methode, das Leben im Alter zu verlängern, die sich ebenfalls aus den frühesten Zeiten herschreibt, war die Gerokomie, die Gewohnheit, einen alten abgelebten Körper durch die nahe Atmosphäre frischer, aufblühender Jugend zu verjüngen und zu erhalten. Das bekannte Beyspiel davon enthält die Geschichte des Königes David und der schönen Sunamitinn; aber man findet in den Schriften der Aerzte mehrere Spuren, daß es damahls

mahls eine sehr gewöhnliche und beliebte Hülfe des Alters war. Selbst in neuern Zeiten ist dieser Rath mit Nutzen befolget worden. Der berühmte Boerhaave ließ einen alten Herrn zwischen zwey jungen Leuten schlafen, und versichert, der Alte habe dadurch sichtbar an Munterkeit und Kräften zugenommen. Und gewiß, wenn man bedenkt, was der Lebens-Dunst frisch aufgeschnittener Thiere auf gelähmte Glieder, was das Auflegen lebendiger Thiere auf schmerzhafte Uebel vermag, so scheint diese Methode nicht zu verwerfen zu seyn. — Höchst wahrscheinlich gründete sich auf diese Ideen der hohe Werth, den man bey Griechen und Römern auf das Anwehen eines reinen, gesunden Athems setzte (*), und der in einen wirklich absichtlichen Gebrauch desselben zur Lebens-Verlängerung übergieng, wofern jener römischen Inschrift auf den *Hermippus* (**) zu trauen ist. Diese Inschrift mag nun ächt seyn oder nicht; genug, sie veranlassete doch noch im J. 1742 eine Schrift des D. Cohausen (***), worin derselbe sehr

(*) *Martialis* sagt, da er den Tod eines fünfjährigen sehr geliebten Sclaven-Mädchens, Erotion, zärtlich beweint, und ihre Vortrefflichkeiten erzählt:

Fragrauit ore quod rosarium Paesti.

L. 5, ep. 39.

(**) Aesculapio et Sanitati
L. Clodius Hermippus
Qui vixit Annos CXV. Dies V.
Puellarum Anhelitu
Quod etiam post mortem eius
Non parum mirantur Physici.
Jam posteri, sic vitam ducite!

(***) Hermippus redivivus, sive Exercitatio physico-medica curiosa de methodo rara ad 115 annos prorogandae senectutis per anhelitum puellarum, ex veteri monumento romano depromta, nunc artis medicae fundamentis stabilita, et rationibus atque exemplis, nec non singu-

gelehrt beweiset: dieser *Hermippus* sey ein Waisenhaus-Vorsteher oder Mädchen-Schulmeister gewesen, der beständig in einem Zirkel junger Mädchen gelebt, und eben dadurch sein Leben so weit verlängert habe; welche Gesellschafts-Gruppe auch auf dem Titel-Kupfer also abgebildet ist. Er giebt dabey den wohlmeinenden Rath, sich nur alle Morgen und Abend von kleinen unschuldigen Mädchen anhauchen zu lassen, und versichert zu seyn, daß man dadurch zur Stärkung und Erhaltung der Lebens-Kräfte unglaublich viel beytragen werde, indem, selbst nach dem Ausspruche der Adepten, in dem Hauche der Unschuld die erste Materie am reinsten enthalten wäre.

Aber am fruchtbarsten an neuen und seltsamen Ideen über dieses Problem, war jene tausendjährige Nacht des Mönchthumes, wo Schwärmerey und Aberglaube alle reine naturgemäße Begriffe verbannten, wo zuerst der speculative Müßiggang der Klöster die und jene chemische Erfindung veranlassete, dieselbe aber mehr zur Verwirrung, als Aufklärung der Begriffe, mehr zur Beförderung des Aberglaubens, als zur Berichtigung der Erkenntniß, nutzte. Diese Nacht ist es, in der die monströsesten Geburten des menschlichen Geistes ausgebrütet, und jene abenteuerliche

singulari Chymiae philosophicae paradoxo illustrata et confirmata. Autore *Jo. Henr. Cohausen.* Frf. ad Moen. 1742, 8. 7 B.

D. übers. u. d. T. Der wieder lebende Hermippus, oder curieuse physicalisch-medicinische Abhandlung von der seltenen Art sein Leben durch das Anhauchen junger Mädchen bis auf 115 Jahr zu verlängern, aus einem römischen Denkmahl genommen, nun aber mit medicinischen Gründen befestiget, und durch Beweise und Exempel, wie auch mit einer wunderbaren Erfindung aus der philosophischen Scheidekunst erläutert und bestätigt, von Jo. Heinr. Cohausen, jetzo aus dem Lateinischen übersetzt. Gedruckt in der alten Knaben Buchdruckerey. 1753, 8. 14 B.

erliche Ideen von Beherung, Sympathie der Körper, Stein der Weisen, verborgenen Kräften, Chiromantie, Cabala, Universal-Medicin ꝛc. in die Welt gesetzt, oder wenigstens ausgebildet wurden, die, leider! noch immer nicht ausser Cours sind, und nur in veränderten und modernisirten Gestalten, immer noch zur Verführung des Menschen-Geschlechtes dienen. In dieser Geistes-Finsterniß erzeugte sich nun auch der Glaube, daß die Erhaltung und Verlängerung des Lebens, die man bisher, als ein Geschenk der Natur, auch durch die natürlichsten Mittel gesucht hatte, durch chemische Verwandlungen, durch Hülfe der ersten Materie, die man in Destillir-Kolben gefangen zu haben meinte, durch Vermeidung böser Constellationen, und ähnlichen Unsinn, erhalten werden könnte. Ich werde einige dieser an die Menschheit ergangenen Vorschläge, die, bey aller ihrer Ungereimtheit, doch Glauben fanden, anzeigen.

Einer der unverschämtesten Charlatane und hochprahlenden Lebens-Verlängerer war Theophrastus Paracelsus, oder, wie sein ganzer, ihn charakterisirender, Nahme hieß: Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim. Er war die halbe Welt durchreiset, hatte aus allen Orten und Enden Recepte und Wunder-Mittel zusammen getragen, und besonders, was damahls noch selten war, in den Bergwerken Kenntniß und Behandlung der Metalle studiert. Er fing seine Laufbahn damit an, alles niederzureissen, was bisher gelehrt worden war, alle hohe Schulen mit der größten Verachtung zu behandeln, sich als den ersten Philosophen und Arzt der Welt darzustellen, und heilig zu versichern, daß keine Krankheit sey, die er nicht heilen, kein Leben, das er nicht verlängern könnte. Zur Probe seiner Insolenz und des Tones, in dem

die

die Charlatane des 15ten Jahrh. ihr Publicum anredeten, will ich nur den Anfang seines Haupt-Werkes anführen. „Ihr müßt mir nach, ich nicht euch, „ihr mir nach, Avicenna, Rhases, Galen, Me„sue; mir nach, und ich nicht euch, ihr von Paris, „ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von „Meissen, ihr von Cöln, ihr von Wien, und was „an der Donau und dem Rheinstrohm liegt, ihr Inseln im Meer, du Italien, du Dalmatien, du Athen, „du Grieche, du Araber, du Israelit, mir nach, „und nicht ich euch! Mein ist die Monarchey!“ Man sieht, daß er nicht Unrecht hatte, wenn er von sich sagt: „Von der Natur bin ich nicht klar gespon„nen; es ist auch nicht der Schweizer Art, die un„ter Tannzapfen aufwachsen.“ Aber er hatte die Gabe, seinen Unsinn in einer so dunkeln und mystischen Sprache vorzutragen, daß man die tiefsten Geheimnisse darin ahndete, und noch hier und da darin sucht; und daß es wenigstens ganz unmöglich war, ihn zu widerlegen. Durch alles dieses, und durch die neuen und auffallenden Wirkungen einiger chemischen Mittel, die er zuerst in die Medicin verpflanzte, machte er erstaunliche Sensation, und sein Ruf wurde dermaßen verbreitet, daß aus ganz Europa Schüler und Patienten zu ihm kamen, und daß selbst Erasmus sich entschließen konnte, ihn zu consuliren. Er starb im 50sten Jahre, ungeachtet er den Stein der Unsterblichkeit besaß; und wenn man diesen vegetabilischen Schwefel genauer untersucht, so findet man, daß er weiter nichts war, als ein dem Hofmannischen Liquor anodynus ähnliches Präparat von Vitriol und Weingeist.

Aber nicht genug, daß man die Chemie und die Geheimnisse des Geister-Reiches aufboth, um unsere Tage zu verlängern; selbst Gestirne mußten dazu genutzet werden. Es ward damahls allgemeiner Glaube, daß

daß der Einfluß der Gestirne (die man sich doch nicht ganz müßig denken konnte), Leben und Schicksale der Menschen regiere; daß jeder Planet und jede Constellation derselben der ganzen Existenz des darin erzeugten Wesens eine gewisse Richtung zum Bösen oder Guten geben könne; und daß folglich ein Astrolog nur die Stunde und Minute der Geburt zu wissen brauche, um das Temperament, die Geistes-Fähigkeiten, die Schicksale, die Krankheiten, die Art des Todes, und auch den Tag desselben, bestimmen zu können. Dies war der Glaube nicht nur des großen Haufens, sondern der größten, verständigsten und einsichtsvollesten Personen der damahligen Zeit; und es ist zum Erstaunen, wie lange und wie fest man daran hieng, ob es gleich nicht an Beyspielen fehlen konnte, wo die Prophezeyung fehlschlug. Bischöfe, hohe Geistliche, berühmte Philosophen und Aerzte, gaben sich mit dem Nativitätstellen ab; man las sogar auf Universitäten Collegia darüber, so gut wie über die Punctir-Kunst und Cabala. Zum Beweise erlaube man mir, ein Par Worte von dem berühmten Thurneysser, dem glänzendsten Phänomen dieser Art, und einem wirklich ausgezeichneten Menschen, zu sagen. Er lebte an dem kurfürstlichen Hofe zu Berlin, und war Leib-Arzt, Chemist, Nativitätsteller, Kalendermacher, Buchdrucker und Buch-Händler, alles in Einer Person. Seine Reputation in der Astrologie war so groß, daß fast in keinem angesehenen Hause in Deutschland, Pohlen, Ungarn, Dänemark, ja selbst in England, ein Kind geboren wurde, wo man nicht sogleich einen Bothen mit Bestimmung der Geburts-Stunde an ihn absandte. Es kamen oft 8, 10 bis 12 solche Geburts-Stunden auf ein Mahl bey ihm an, und er wurde zulezt so überhäuft, daß er sich Gehülfen zu diesem Geschäfte halten mußte. Noch befinden sich viele Bän-

de

de solcher Anfragen auf der Bibliothek zu Berlin, in denen so gar Briefe von der Königinn Elisabeth vorkommen. Ausserdem schrieb er noch jährlich einen astrologischen Kalender, in welchem nicht nur die Natur des Jahres überhaupt, sondern auch die Haupt-Begebenheiten und die Tage derselben, mit kurzen Worten oder Zeichen angegeben waren. Zwar lieferte er gewöhnlich die Auslegung erst das Jahr darnach; doch findet man auch Beyspiele, daß er sich durch Geld und gute Worte bewegen ließ, dieselbe im voraus mitzutheilen. Und bewundern muß man, was die Kunst der unbestimmten, prophetischen Diction und die Gefälligkeit des Zufalles thun können; der Kalender erhielt sich über 20 Jahr in Ansehen, hatte reissenden Abgang, und verschaffte, nebst andern Charlatänerien, dem Verfasser ein Vermögen von einigen hundert tausend Gulden.

Aber wie konnte man in einer Kunst, die dem Leben der Menschen so bestimmte und unvermeidliche Gränzen setzt, Mittel zur Verlängerung desselben finden? Dies geschahe auf folgende sinnreiche Art. Man nahm an, daß eben so, wie jeder Mensch unter dem Einflusse eines gewissen Gestirnes stände, eben so habe auch jeder andere Körper, Pflanzen, Thiere, sogar ganze Länder und einzelne Häuser, ein jegliches sein eigenes Gestirn, von dem es regiert würde; und besonders war zwischen den Planeten und Metallen ein genauer Zusammenhang und eine Sympathie. Sobald man also wußte, von welchen Constellationen und Gestirnen das Unglück und die Krankheiten eines Menschen herrührten, so hatte er weiter nichts nöthig, als sich lauter solcher Speisen, Getränke und Wohnungen zu bedienen, die von dem entgegengesetzten Planeten beherrscht wurden. Dies gab eine ganz neue Diätetik, aber freylich von ganz anderer Art, als jene griechische. Kam nun ein Tag vor, der

durch

durch seine besonders unglückliche Constellation eine schwere Krankheit u. dgl. fürchten ließ, so begab man sich an einen Ort, der unter einem freundlichen Gestirne stand, oder man nahm solche Nahrungs-Mittel und Arzeneyen zu sich, die unter der Protection eines guten Gestirnes den Einfluß des bösen zu nichte machten. — Aus eben diesem Grunde hoffte man die Verlängerung des Lebens durch Talismane und Amulete. Weil die Metalle mit den Planeten in genauester Verbindung standen, so war es genug, einen Talisman an sich zu tragen, der unter gewissen Constellationen aus passenden Metallen geschmolzen, gegossen und geprägt war, um sich die ganze Kraft und Protection des damit verbundenen Planeten eigen zu machen. Man hatte also nicht nur Talismane, welche die Krankheiten eines Planeten abwendeten, sondern auch Talismane für alle astralische Krankheiten, ja auch solche, die durch eine besondere Vermischung verschiedener Metalle und eigene Künste bey Schmelzung derselben, die wunderbare Kraft erhielten, den ganzen Einfluß einer unglücklichen Geburts-Stunde aufzuheben, zu Ehren-Stellen zu befördern, und in Handels- und Heurath-Geschäften gute Dienste zu leisten. — War Mars im Zeichen des Scorpions darauf geprägt, und sie in dieser Constellation gegossen, so machten sie siegreich und unverwundbar im Kriege; und die deutschen Soldaten waren von dieser Idee so eingenommen, daß von einer Niederlage derselben in Frankreich ein französischer Schriftsteller erzählt, man habe bey allen Todten und Gefangenen Amulete am Halse hangend gefunden. Aber die Bilder der Planet-Gottheiten durften in dieser Absicht durchaus keine antike Form, sondern mußten eine mystische, abenteuerliche Gestalt und Tracht haben. Man hat noch eines gegen die jovialischen Krankheiten mit dem Bildnisse des Jupiters; hier

sieht

sieht Jupiter völlig so aus, wie ein alter wittenberger oder baseler Professor; es ist ein bärtiger Mann in einem weiten, mit Pelz gefütterten Ueberrocke, hält in der einen Hand ein aufgeschlagenes Buch, und docirt mit der rechten. — Ich würde mich nicht so lange bey dieser Materie aufgehalten haben, wenn nicht diese Grille voriger Jahrhunderte noch vor wenig Jahren von Cagliostro wieder in Gang gebracht worden wäre, und noch in dem lezten Viertel des 18ten Jahrh. hier und da Beyfall gefunden hätte (*).

Je ungereimter und verworrener die damahligen Begriffe von Leben und Lebens-Verlängerung waren, desto schätzbarer muß uns das Andenken eines Mannes seyn, der sich glücklich aus denselben heraus zu winden, und die Kunst sein Leben zu verlängern auf dem Wege der Natur und der Mäßigkeit zu finden wußte. *Cornaro*, der Italiäner, war es, der durch die einfachste und strengste Diät, und durch eine beyspiellose Beharrlichkeit in derselben, sich ein glückliches und hohes Alter verschaffte, das ihm reichliche Belohnung seiner Entsagung, und der Nachwelt ein lehrreiches Beyspiel, gab. Nicht ohne Theilnahme und freudiges Mitgefühl kann man den 83jährigen Greis die Geschichte seines Lebens beschreiben, und alle die Heiterkeit und Zufriedenheit preisen hören, die er seiner Lebens-Art verdankt (**). Er hatte bis

in

(*) In *la Fontaine* med. chir. Abhandlungen, findet sich die Abbildung eines Talismans aus der neuesten Zeit von Cagliostro, in Warschau verfertigt und abgesetzt, der durch einige unleserlich hingekritzelte Schriftzüge, Erscheinung der Geister, Verwandlung der Metalle, Vergrößerung der Brillanten, Stein der Weisen, und ewige Jugend, bewirken sollte.

(**) *Luigi Cornaro* discorsi della vita sobria. Padua 1558. 1699. Lat. Patav. 1561, 8. Franz. Amst. 1701, 12. Leide, 1724, 12.

D. übers. u. d. T. Ludw. Cornaro Vorstellung von dem Nutzen eines nüchternen und mäßigen Lebens, mit

in sein 40stes Jahr ein schwelgerisches Leben geführt, war beständig krank an Koliken, Glieder-Reissen und Fieber, und kam durch lezteres endlich dahin, daß ihm seine Aerzte versicherten, er werde nicht viel über 2 Monathe mehr leben, alle Arzeneyen seyn vergebens, und das einzige Mittel für ihn sey eine genaue Diät. Er folgte diesem Rathe, bemerkte schon nach einigen Tagen Besserung, und nach Verlauf eines Jahres war er nicht nur völlig hergestellt, sondern gesunder, als er je in seinem Leben gewesen war. Er beschloß also, sich noch mehr einzuschränken, und schlechterdings nicht mehr zu genießen, als was zur Subsistenz unentbehrlich wäre; und so nahm er dann 60 ganze Jahre hindurch täglich nicht mehr, als 24 Loth Speise, (alles mit eingerechnet,) und 26 Loth Getränke, zu sich. Dabey vermied er auch starke Erhizungen, Erkältungen und Leidenschaften, und durch diese sich immer gleiche, gemäßigte Diät erhielt nicht nur sein Körper, sondern auch die Seele, ein so bestimmtes Gleichgewicht, daß nichts ihn erschüttern konnte. In seinem hohen Alter verlor er einen wichtigen Proceß, worüber zwey seiner Brüder sich zu Tode grämten. Er blieb gelassen und gesund. Er wurde mit dem Wagen umgeworfen, und von den Pferden geschleift, daß er sich Arm und Fuß ausrenkte; er ließ sie wieder einrichten, und, ohne sonst etwas zu brauchen, war er in Kurzem wieder hergestellt.

mit einem Unterrichte von den äußerlichen zum Leben und zur Gesundheit nöthigen Dingen, Handlungen und Umständen; aufs neue herausgegeben von Chr. Gotthold Schwenken. Frf. und L. 1766, 8. 9 B.

Engl. übers. u. d. T. Discourses on a sober and temperate life. By *Lewis Cornaro*, translated from the Italian Original. Lond. 1722, 8. 1725, 8. 1768, 8.

stellt. Aber am merkwürdigsten, und beweisend, wie gefährlich die geringste Abweichung von einer langen Gewohnheit werden kann, war Folgendes. Als er 80 Jahr alt war, drangen seine Freunde in ihn, doch nun, da sein Alter mehr Unterstützung brauchte, seiner Nahrung etwas zu zusetzen. Er sahe zwar wohl ein, daß mit der allgemeinen Abnahme der Kräfte auch die Verdauungs-Kraft abnehmen, und man im Alter die Nahrung eher vermindern, als vermehren, müßte. Doch gab er nach, und erhöhete seine Speise auf 28, und sein Getränk auf 32 Loth. „Kaum „hatte ich," sagt er selbst: „diese Lebens-Art 10 Tage „fortgesetzt, als ich anfieng, statt meiner vorigen „Munterkeit und Fröhlichkeit, kleinmüthig, verdrossen, mir und andern lästig zu werden. Am 12ten „Tage überfiel mich ein Schmerz in der Seite, der „24 Stunden anhielt, und nun erfolgte ein Fieber, „welches 35 Tage in solcher Stärke fortdauerte, daß „man an meinem Leben zweifelte. Aber durch Gottes Gnade und meine vorige Diät erhohlte ich mich „wieder, und genieße nun in meinem 83sten Jahre „den munterstен Leibes- und Seelen-Zustand. Ich „steige von der Erde an auf mein Pferd, ich klettere „steile Anhöhen hinauf, und habe erst kürzlich ein „Lust-Spiel voll von unschuldiger Freude und Scherz „geschrieben. Wenn ich von meinen Privat-Geschäften oder aus dem Senat nach Hause komme, „so finde ich 11 Enkel, deren Auferziehung, Zeitvertreib und Gesänge, die Freude meines Alters sind. „Oft singe ich selbst mit ihnen, denn meine Stimme „ist jezt klärer und stärker, als sie je in meiner Jugend war, und ich weis nichts von den Beschwerden, „und den mürrischen und ungenießbaren Launen, die „so oft das Los des Alters sind." In dieser glücklichen Stimmung erreichte er das hundertste Jahr. Aber sein Beyspiel ist ohne Nachfolge geblieben.

Zu

Zu derselben Zeit, da man in Frankreich den Werth des Blutes so wenig zu kennen schien, daß man dem Könige Ludwig XIII., in den lezten 10 Monathen seines Lebens, 47 Mahl zur Ader ließ, und ihm noch überdies 215 Purganzen und 210 Lavements gab, suchte man durch einen gerade entgegen gesetzten Proceß, durch Einfüllung eines frischen jungen Blutes in die Adern, das Leben der Menschen zu verjüngen, zu verlängern, und incurable Krankheiten zu heilen. Man nannte dieses Transfusion, und die Methode war diese, daß man zwey Blut-Adern öffnete, und vermittelst eines Röhrchens das Blut aus der Puls-Ader eines andern lebenden Geschöpfes in die eine leitete, während man durch die andere Ader-Oeffnung das alte Blut auslaufen ließ. Man hatte in England einige glückliche Versuche an Thieren, Schafen, Kälbern und Pferden gemacht, und wirklich einigen alten lahmen und tauben Creaturen, durch die Anfüllung mit dem Blute eines jungen Thieres, Gehör, Beweglichkeit und Munterkeit, wenigstens auf einige Zeit, wieder verschafft; ja, man unternahm es, furchtsame Geschöpfe durch das Blut eines wilden grausamen Geschöpfes kühn zu machen; hierdurch aufgemuntert, trug man kein Bedenken, auch Menschen auf diese Weise zu restauriren. Denis und Riva zu Paris waren wirklich so glücklich, einen jungen Menschen, der an einer unheilbaren Schlafsucht litt, (in der man ihm ebenfalls 20 Mahl zur Ader gelassen hatte,) durch die Anfüllung mit Lamm-Blut, und einen Wahnsinnigen durch Vertauschung seines Blutes mit Kalbs-Blut, völlig herzustellen. Aber, da man nur die unheilbarsten und elendesten Menschen dazu nahm, so trug es sich bald zu, daß einige unter der Operation starben, und seitdem hat es niemand wieder gewagt. Doch ist sie an Thieren noch im J. 1791 zu Jena sehr glück-

lich verrichtet worden; und in der That sollte sie nicht ganz verworfen werden. Denn obschon das eingelassene fremde Blut in Kurzem in das unsrige verwandelt werden muß, und also zur Verjüngung und Verlängerung des Lebens nicht viel davon zu hoffen seyn möchte, so müßte doch bey gewissen Krankheiten, besonders der Seele und des Nerven-Systems, der plötzliche ungewöhnliche Eindruck eines neuen Blutes auf die edelsten Lebens-Organe, eine große und heilsame Revolution bewirken können.

Selbst der, bereits oben erwähnte, große *Baco*, dessen Genie alles Wissen umfaßte, und der dem so lange irre geführten menschlichen Geiste zuerst die Bahn vorzeichnete, die Wahrheit wieder zu finden, selbst dieser große Mann, fand das Problem der Verlängerung des Lebens seiner Aufmerksamkeit und Untersuchung würdig. Seine Ideen sind kühn und neu. Er denkt sich das Leben als eine Flamme, die beständig von der umgebenden Luft verzehrt wird. Jeder, auch der härteste, Körper wird am Ende durch diese seine Verdunstung aufgelöset und zerstöret. Er zieht daraus den Schluß, daß durch Verhütung dieser Consumtion, und durch eine von Zeit zu Zeit unternommene Erneuerung unserer Säfte, das Leben verlängert werden könne. Zur Verhütung der Consumtion von aussen empfiehlt er besonders kühle Bäder, und das bey den Alten so beliebte Einreiben von Oehl und Salben nach dem Bade; zur Verminderung der Consumtion von einer Gemüths-Ruhe, eine kühle Diät und den Gebrauch des Opium und der Opiat-Mittel, wodurch die zu große Lebhaftigkeit der innern Bewegungen gemäßigt, und das damit verbundene Aufreiben verhindert würde. Um aber bey zunehmenden Jahren die unvermeidliche Vertrocknung und Verderbniß der Säfte zu verbessern, hält er für das beste, alle 2 bis 3 Jahr einen Renovations-

vations-Proceß mit sich vorzunehmen, welcher darin besteht, daß man durch magere Diät und ausleerende Mittel erst den Körper von allen alten und verdorbenen Säften befreyet, und dann durch eine ausgesuchte, erfrischende und nahrhafte Diät, und stärkende Bäder, die durstigen Gefäße wieder mit belebenden Säften anfüllt, und sich also von Zeit zu Zeit im eigentlichsten Verstande erneuert und verjünat (*).

In den neuesten Zeiten hat man, leider! mehr Progressen in den Künsten, das Leben zu verkürzen, als in der Kunst dasselbe zu verlängern, gemacht. Charlatane genug sind erschienen, und erscheinen noch täglich, die durch astralische Salze, Gold-Tincturen, Wunder- und Luftsalz-Essenzen, himmlische Betten, und magnetische Zauber-Kräfte, den Lauf der Natur zu hemmen versprechen. Aber man fand nur zu bald, daß der berühmte Thé de longue vie des Grafen *St. Germain* ein sehr alltägliches Gemisch von Sandel-Holz, Senesblättern und Fenchel, das angebetete Lebens-Elixir Cagliostro's ein ganz gewöhnliches, nur sehr hitziges Magen-Elixir, die Wunder-Kraft des Magnetismus aus Imagination, Nerven-Reiz und Sinnlichkeit zusammengesetzt sey, und die gepriesenen Luft-Salze und Gold-Tincturen mehr das Leben ihrer Erfinder, als derer, die sie einnehmen, zu erhalten vermögen. Fast scheint es, als wolle man jene Idee ganz den Charlatanen überlassen, um so mehr, da der aufgeklärtere Theil sich für die Unmöglichkeit dieser Erfindung dadurch entschädigt, daß er die Länge des Lebens nicht in der Zahl der Tage, sondern in dem Genusse und Gebrauche desselben findet. Siehe Lebens-Genuß.

(*) Daß in der mythologischen Geschichte der Medea schon ähnliche Ideen von Verjüngung der Alten liegen, wird Jedem, dem diese Geschichte bekannt ist, einleuchten.

Ein sehr leichtes, sicheres und in der Rechnung bewährtes Mittel, sein Leben zu verlängern, ist die Abkürzung des langen Schlafes. Wenn jemand, der gewohnt ist, um 8 Uhr aufzustehen, anstatt dessen alle Morgen um 6 Uhr, allenfalls auch im Winter um 7, im Sommer aber um 5 Uhr aufstände, und diese Stunden zum Wachsthum in Wissenschaft und Tugend, oder zu andern nützlichen Geschäften, verwendete, so würde er in 40 Jahren, 29220 Stunden gewonnen haben; diese zu Tagen, jeden zu 8 Stunden gerechnet, geben 3677½ Tage, oder 10 Jahr und 25 Tage. Da nun eigentlich nur diejenige Zeit unser Leben ausmacht, in welcher wir etwas Gutes verrichten, so ist es offenbar, daß wir auf solche Art es auf 25 pro Cent länger nutzen können.

Vom langen Leben der Philosophen (*). Der große hallische Arzt, D. Fr. Hoffmann, lobt in einer seiner mediciniſchen Schriften (**) vornehmlich die platonischen Aerzte, daß sie sich durchgehends der wenigsten Arzeney-Mittel, meistens nur der vegetabilischen Decocte, bedient, dabey aber ihren gesunden sowohl, als kranken Clienten, einen guten moralischen Charakter, als die beste Arzeney, gegen die mehresten Zufälle des Körpers, angerathen hätten. Er bezieht sich dabey auf Plutarch's Erzählung, daß sehr viele, bey einem schwachen Körper, bloß durch die Lehren der Philosophie, durch den Weg der Tugend, zu einem hohen Alter gelangt sind, und daß vornehmlich diejenigen muntere Greise geworden sind, welche Belustigung an schönen Studien gefunden hät-

(*) 25 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1790, und 76 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1790.

(**) Disp. Medicus sui ipsius, (Hal. 1704.) §. 18.

hätten, wie vom Gorgias, Protagoras, Isokrates und dem Redner Seneca, bekannt ist. Merkwürdig ist es, daß er sich hierbey auch auf Lucian's Zeugniß beruft, nach welchem gemeiniglich die Philosophen, und überhaupt alle an Verstand und Gelehrsamkeit vortreffliche Leute, auch Lange-lebende gewesen sind. Man findet wirklich unter Lucian's Werken einen kleinen Tractat: von Personen, die lange gelebt haben. Er verbreitet sich über zweyerley Stände, über Regenten und über Gelehrte, unter welchen Leztern er beynahe keinen andern, als Philosophen in weitem Verstande, anführt. Er macht über 40 philosophische Gelehrte nahmhaft, davon zu seiner Zeit noch Nachrichten vorhanden gewesen, und deren keiner unter 80 Jahren, die mehresten aber nahe an 90, und auch über 100 Jahr alt geworden sind. Die Hälfte fast unter diesen waren wirklich solche, die sich mit der eigentlichen Philosophie, mit Physik und Himmels-Kunde abgaben, und solchergestalt ganz genau, obwohl die andern, als Redner, Geschichtschreiber, Dichter, insgesammt Philosophen müssen genannt werden. Man könnte sein Verzeichniß, selbst von diesen alten Griechen, noch vermehren, wenn man die philosophische Geschichte durchgienge. Denn Lucian hat gewiß manche ausgelassen, von denen aus Nachrichten bekannt ist, daß sie ebenfalls über 80 Jahr alt geworden sind: Pythagoras, Theophrast der Eresier, Parmenides, u. a. m., deren daselbst nicht gedacht wird. Und wie groß würde die Anzahl seyn, wenn man die römischen Philosophen, ebenfalls nur über 80 Jahr, dazu nehmen wollte. Gienge man endlich noch die bekannten Philosophen gleichen Alters nach Chr. Geb. besonders, bis auf die Mitte dieses Jahrhunderts, durch, so würde die Anzahl überaus anwachsen, dabey aber gewiß gewaltig groß seyn, wenn man überall diejen-

igen mitzuzählen gedächte, die ihr Leben auf 74 bis 80 Jahr gebracht hätten. Dergleichen wissen wir fast von allen großen Philosophen, wo nur unser neueres Andenken hinreicht; und es ist sehr unrecht, junge Leute, deren Verstandes-Stärke erst in der Zukunft viel verspricht, schon für große Männer und Philosophen auszugeben. Lucian sagt, a. ang. O.: es gebe Beschäftigungen und Lebens-Arten, wobey man sehr alt werde. Solche, meint er, wären bey den ägyptischen Priestern, bey den persischen Weisen und Gymnosophisten, bey den Orakel-Deutern der Assyrer und Araber, gewesen. Dieser ihre ruhige und betrachtende Lebens-Art habe sie schon an sich zum langen Leben gebracht. Es ist bereits oben, S. 765, angemerkt worden, daß in keinem Stande so viel alte Menschen, als im gelehrten, anzutreffen sind, und daß dieser wahrscheinlich so viele alte Leute liefert, als die übrigen Stände zusammen genommen; und dadurch wird das Vorurtheil, als wenn eine sitzende speculative Lebens-Art dem hohen Alter gänzlich nachtheilig wäre, zerstöret.

Wenn nun also, bloß bey dem izigen Gegenstande stehen zu bleiben, die Thatsache sich bestätigt: „Die wahren Philosophen erreichen ein hohes Alter," so ist wohl die nächste Frage, was die Ursache hiervon sey. Es ist sehr natürlich, und bald einzusehen: das lange Leben beruhet auf den zwey Haupt-Mitteln aller Gesundheit, auf der stärkern Gemüths-Ruhe, und auf einer einfachen, wohlgewählten Lebens-Ordnung; ja, es ist gewiß, auf das erste Stück kommt beynahe alles an, und man wird selten jemand gesehen haben, der bey einer wahren Gemüths-Ruhe eine unordentliche, der Gesundheit nachtheilige, Lebens-Art geführt hätte. Es hängt eines vom andern genau ab. Derjenige, welcher seine Leidenschaften zu regieren weis, ist durchaus kein sinnlicher

licher Mensch, folglich können ihn weder Weichheit, noch Ueppigkeit, noch schädliche Gewohnheiten und Moden dahin reissen, die seinen Körper in Unordnung bringen, zugleich aber auch seinen affectfreyen Gemüths-Zustand in Bewegung setzen. Das nun wende man auf den Philosophen im allgemeinen Verstande an. Er ist ein solcher, der mit den nöthigen göttlichen und menschlichen Kenntnissen versehen seyn muß, wodurch er sich, und andere, zur wahren Glückseligkeit führen kann. Unter allen Stufen der Glückseligkeit, die der Mensch auf dem Erdboden erlangt, ist die Verstandes-Cultur und der freye Gebrauch eines gesunden fähigen Körpers, gewiß die höchste. Daher ist es für jeglichen Philosophen, der diesen Nahmen verdient, schon an sich eine natürliche Pflicht, für den muntern Zustand sowohl der Seele, als des Körpers, zu sorgen; und eben das ist der richtige Weg zu einer ausgedehnten Verlängerung des Lebens. Die Philosophie lehrt uns recht zu leben, d. h. tugendhaft und glücklich zu leben. Und hierzu gehört ein langes Leben; in diesem erst erkennt man, was das menschliche Leben bedeutet, worin der rechte Gebrauch der Welt besteht, wie die Ausübung der Pflichten gegen Gott und Menschen anzustellen sey. Alle recht alte Gelehrte, vom ersten Theologen, bis zum untersten Schul-Lehrer, sind als Philosophen, nicht als Theologen, oder Juristen, oder Historiker, Mathematiker, nicht einmahl als Arzt, alt geworden. Denn der Arzt, wenn er gleich durch erreichtes hohes Alter den unläugbarsten Beweis seiner Kunst ablegt, hat dies als Philosoph, nicht als Arzt, gethan. Das Geheimniß, sein Leben zu verlängern, und zum rechten Alter zu kommen, hat er in wohl ausgeübten Lebens- und Gesundheits-Regeln, nicht in der Apotheke, gefunden. Die ganze Arzeney-Kunde ist auch weiter nichts, als Philosophie

der Gesundheit und Krankheit; so wie Theologie nichts, als Philosophie der Religion, ist. Je mehr nun der Arzt Beobachter der Natur und des menschlichen Körpers ist, desto höher ist er zu achten. Man ehret den Arzt, und nicht die Arzeney-Mittel; diese sind in seiner Hand heilsame Gifte, womit er nur gewisse, an sich selbst tödliche, Krankheiten hebt, oder verhindert, hingegen alle übrige durch sie weder vertreiben, noch abwenden kann. Daß aber Philosophen vor andern ein langes Leben erreichen, dazu muß sie die Erkenntniß, die Beobachtung ihres eigenen Körpers, die Anwendung der gewöhnlichen Hülfs-Mittel zu dessen Gesundheit, an Nahrung, Arbeit, Ruhe, Bewegung, Schlaf, u. s. w. vornehmlich die Erhaltung des stäten Gleichgewichtes in der Gemüths-Ruhe, kurz, eine einfache, natürliche Lebens-Ordnung, von selbst leiten. Was war der Alten Philosophen ihr Probestein aller körperlichen und Gemüths-Kenntniß anders, als das bekannte Nosce te ipsum. Und darin liegt vornehmlich die genaue Wahrnehmung aller Eräugnisse, welche zu einer dauerhaften Gesundheit und zum langen Leben nöthig sind. Es ist unrecht, wenn man die Sein Selbst Erkenntniß nur allein auf den sittlichen Zustand zieht. Nichts ist eher und nöthiger, als die Kenntniß des Körpers, und dessen muntere Erhaltung, damit hierdurch der Gemüths-Zustand desto reiner und thätiger werde. Viele Tugenden gehen sogar nur den Körper allein an; sie zielen gerade auf die Gesundheit: Mäßigkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit, Keuschheit, u. a. m. Hierauf nun sollten unsre jungen Leute, wenn sie Philosophie lernen, bey Zeiten geführt werden, so würden sie wahren Nutzen davon haben. Tausend Jünglinge haben sich die garstigsten Krankheiten zugezogen, ehe sie im geringsten etwas von Mäßigkeit und ihren wohlthätigen Folgen gehört

haben.

haben. Wie viele junge Männer wollen sich zur Gelehrsamkeit und zur Philosophie bilden, denen doch die Selbsterkenntniß eine sehr unbekannte Sache ist. Sie glauben, durch das Lesen der sogenannten witzigen Schriften, ihren Kopf und ihr Herz zu bilden, Kenntnisse zu erlangen, Wissenschaft, selbst Philosophie zu lernen, und sie lernen alles, was den völligen Umsturz ihrer Gemüths- und Leibes-Kräfte bewirkt. Vom alten Cicero, diesem gelehrten und unnachahmlichen Menschen-Kenner, hat Seneca einen merkwürdigen Gedanken aufbehalten, nähmlich: er würde, die lyrischen Dichter zu lesen, niemahls Zeit und Lust haben, und wenn er auch ein zwiefaches Menschen-Alter erreichen sollte. So sehr erkannte Cicero den schädlichen Eindruck solcher schlüpfrigen Werke. Was die Seelen-Kräfte durch das Lesen solcher unzeitigen Mißgeburten des menschlichen Verstandes leiden, als die meisten Romane und Gedichte, als die mancherley affectvollen Schauspiele und ihre Vorstellungen sind, und was die unzüchtigen, das ganze Nerven-System reizende Schriften, für Unheil anrichten, davon liegen uns, neuerer Zeit, die traurigsten Spuren vor Augen: Selbstmord, Wahnsinn, fallende Sucht, körperliche Entkräftung, Lustseuche, u. d. gl. Hätten sich diese Leser, statt der eingesogenen Verführung, mit gesunden Begriffen der Philosophie über ein glückseliges, gesundes Leben versehen, und diese thätig auszuüben versucht, nimmermehr würde ein so großer Theil von ihnen in die traurige Lage gerathen seyn, vor der Zeit, und in der Jahre besten Blüthe, hingeraffet zu werden.

Daß es aber möglich sey, und daß die Erfahrung aller Zeiten es beweise, wie sehr eine vernünftige Selbsterkenntniß, als die unfehlbarste Wirkung einer wohlstudierten Philosophie, uns zur sorgfältigen Erhaltung unserer Gesundheit, mithin zu einem lan-

langen Leben bringe, daran wird wohl niemand zweifeln. Die Lehren der Weltweisheit haben, so wie die Tugenden, ein genaues Verhältniß zur Gesundheit, eben wie Thorheit und Laster eine genaue Verwandtschaft zu den Krankheiten haben. Unzer hat dieses Verhältniß auf eine geschickte Art dargelegt; er hat gezeigt, daß die Gesundheit, durch Ausübung der Tugend, unendlich gewinnt, und hingegen, durch Ausübung der Laster, unendlich verliert. Aus diesem Gesichtspuncte hat man die Tugend, und auch selbst die Gesundheit, noch wenig betrachtet. Er behauptet nicht, daß uns die Tugend vor allen Krankheiten schütze, so wenig er behauptet, daß alle Krankheiten von Lastern herrühren; aber das muß ihm Jeder zugeben, daß jemand, der sich der Tugend befleißigt, unmöglich seinen Körper, wie der Lasterhafte, ungesund machen könne. Das ist genau das Lob, welches der Philosophie gebührt, wenn sie dem Menschen den Weg zur Tugend zeigt. Wohl denen, die bey Zeiten diesen Weg betreten, um sich ein gesundes und glückliches Leben, so viel an ihnen ist, zu erwerben. Die ältesten Philosophen haben es eingesehen, daß die Abnahme an Mäßigkeit, Sparsamkeit, Beherrschung der Leidenschaften, und andern dergleichen Tugenden, die vornehmste Ursache von der Abnahme der Stärke und ausdauernden Gesundheit des ältern Menschen-Geschlechtes gewesen sey. Diese Tugenden schilderten sie daher mit den annehmlichsten Farben, und suchten sie den Menschen wieder angenehm zu machen, um sie zur Glückseligkeit und zu einem langen Leben zurück zu führen. Die Folge der Jahrhunderte, wo Wissenschaften und Kenntnisse verloren giengen, hat die Wirkung so heilsamer Lehren ganz erstickt. Sitten-Verderbtheit, und eine unter dem Scheine des Wohlstandes eingeführte Weichheit und Ueppigkeit, hat sich an die Stelle der vorigen

igen Tugenden gesetzt, und die Verringerung des Menschen-Geschlechtes in allen folgenden Jahrhunderten verursachet. Noch scheint es nicht, daß man einlenken wollte. Noch greifen die Lehren der Philosophie nicht durch, und die Warnung der wenigen vernünftigen, wohldenkenden Menschen finden kein Gehör. So schwer ist es, die Menschen tugendhaft zu machen, und doch scheint es gar nicht schwer, sie dahin zu bringen, daß sie, ihrem eigenen Wunsche nach, gesund und glücklich leben möchten. Unsere christliche Philosophen, die Lehrer und Prediger der Gemeinden, können hierzu gewiß viel beytragen, wenn man erweget, was der oben erwähnte fromme Arzt, Friedrich Hoffmann, in der angeführten Schrift, hierüber beybringt. „Eine wahre Gottseligkeit," spricht er, und redet von Christen: „und das öftere „Lesen der göttlichen Lehren in der Schrift, nebst ei„ner genauen Befolgung derselben, sind zur Gemüths„Ruhe und zur Lebens-Zufriedenheit am meisten ge„schäftig. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, „und sie ist es auch zu einem gesunden und langen Le„ben; denn durch Gebet und Glauben erlangt der „Mensch die große Kraft, ruhig, zufrieden und ge„trost bey allen Zufällen des Lebens zu seyn, und ein „solcher Zustand ist der Gesundheit durchaus heilsam. „Die Theologie, so fern sie die Lebens-Pflichten treibt, „kann mit billigstem Rechte auch des Leibes-Arzeney „genannt werden; eine Ursache, warum auch selbst „den Frommen ein langes Leben ist verheißen worden."

Wenn es nun unläugbar ist, daß der gute moralische Charakter der Menschen so wichtigen Einfluß auf den physischen Zustand ihres Körpers, auf ihre Gesundheit hat: so muß es wohl einen Jeden befremden, warum aller Unterricht der Vernunft, warum alle Lehren der Weltweisheit, selbst der Religion, diesen Charakter unter den Menschen noch so wenig allgemein

mein machen. Nichts, als verdorbene Erziehung, gegründet auf den Hang zur Ueppigkeit und Wollust von der ersten Jugend an, ist die wahre Ursache, die den philosophischen Lehrling sowohl, als den ungelehrten Knaben, an Erreichung eines solchen moralisch guten Charakters hindern, und bey ihm die Stimme der Natur gänzlich betäuben. Die Mäßigkeit in allen Dingen, in der Diät und im Studieren vornehmlich, wenn die Rede von Gelehrten ist, brachte die Alten, auch noch unsere nächsten Vorfahren, zu einer weitläuftigen und dabey gründlichen Kenntniß derjenigen Wissenschaft, welcher sie sich widmeten. Sie lasen und meditirten Reihen von Jahren hindurch, und eben damit entfernten sie sich von allen fremden Leidenschaften, und waren dabey genöthigt, den Körper munter und thätig zu erhalten. Erst in ihren höhern Jahren wurden sie berühmt, und in eben diesen Jahren war ihr Unterricht durch tiefes Nachdenken und durch lange Erfahrung bewähret, vom größten Nutzen; dergleichen Plutarch's Tractat von der Gesundheitspflege selbst ist. Das hergegen fehlt meistens unsern heutigen Gelehrten. Viele, und recht viele, ziehen sich muthwillig einen siechen Körper zu, der durch eine höchst unordentliche Erziehung bereits an sich geschwächt, noch bey Anstrengung der Gemüths-Kräfte völlig unterliegt, und verursachet, daß sie schon im Anfange ihres Lebens untergehen. Sie haben ausgelebt, ehe sie noch zu leben anfangen. Man sehe sich allenthalben um, und man findet die Sache bestätigt. Der junge, fähige Kopf durchschweift am Tage, nach den wenigen Amts-Verrichtungen, die Zirkel, die Spiel-, Musik-, Punsch- und Tanz-Gesellschaften, oder er macht sich Zeitvertreib, wie es die Lebens-Art seines Ortes mit sich bringt. Gleichwohl will er berühmt werden, einen Nahmen erlangen, Welt und Nachwelt durch

Schrif-

Schriften belehren; und so durchwacht er nun die Nächte unter dem anhaltenden Genusse starker Getränke, entzieht dem Körper Ruhe und Kräfte, und ist in Kurzem für die Welt und Gelehrsamkeit verloren. Der Hang nach Unsterblichkeit macht diese Männer sehr früh sterblich, gerade wie Martial's Selbstmörder Fannius, der, dem Tode zu entgehen, sich selbst entleibte:

Hic, rogo, non furor est, ne moriare mori?

Epigr. II. 80.

Die Klage über die Kürze des menschlichen Lebens ist allgemein. Man hört dieselbe nicht nur von denen, die zu dem Haufen der Unwissenden gerechnet werden, und welche den Lastern dermaßen ergeben sind, daß sie wünschen, das Leben möchte sich niemahls endigen, sondern auch diejenigen, die man unter die Klugen zählt, und die durch Tugend sich vor andern hervorthun, können sich nicht enthalten, jenen beyzustimmen. Nun ist nicht zu läugnen, daß, wenn die Zeit, die man mit Schlafen, mit Essen und Trinken, mit nichtigen Ergetzlichkeiten und andern unnützen Dingen zubringt, wenn die Jahre der Kindheit, da wir zu den Geschäften untüchtig sind, und das hohe Alter, welches uns verdrossen macht, abgerechnet werden, wenig übrig bleibt, was man recht leben nennen könne. Wozu soll aber eine größere Anzahl der Jahre länger dienen, daß wir länger Athem hohlen, länger schlafen, essen, trinken, die Welt betrachten, und die vielen Beschwerlichkeiten des Lebens empfinden? Hierzu ist eine lange Zeit weder nöthig, noch auch zu wünschen.

Es möchte jemand einwenden: ein langes Leben sey doch dazu nöthig, damit man in Künsten, Wissenschaften und Tugenden vollkommener werden könne. Allein,

Allein, wie wenig kennen die doch der Menschen Verrichtungen, welche diese Einwürfe machen! Lehrt nicht die tägliche Erfahrung, daß die Menschen Verschwender der Zeit sind? daß sie den größten Theil ihres Lebens mit unnützen Dingen verderben, auf Thorheiten und Laster verwenden, und, wenn sie auf solche Art ihre Jahre zurückgelegt haben, und alt geworden sind, über ihre Hinfälligkeit und über die Kürze des Lebens Klage führen? Bediente man sich des Lebens, so wie man sich dessen bedienen soll, würde niemand über die Kürze klagen, sondern ein Jeder sich vielmehr erfreuen, daß das Leben nicht länger sey, und daß er es nach Verlauf einer kleinen Anzahl Jahre mit einem weit bessern verwechseln könne.

Wenn das Leben lange währte, wie viel Böses würden nicht die meisten Menschen anrichten! was würden sie nicht unternehmen, da izt die Kürze desselben sie von ihrem sträflichen Beginnen nicht abhalten kann! Sie fürchten zwar den Tod, weil sie an ihrem Leibe die Kennzeichen der menschlichen Hinfälligkeit bemerken, aber in ihren Begierden und Handlungen bezeigen sie sich nicht anders, als wenn sie unsterblich wären. Die Lebens-Kürze ist demnach auch hierin heilsam, daß sie der Gewalt böser Leute nach wenigen Jahren ein Ziel setzt, daß wir das Uebel, welches uns Andere zufügen, desto geduldiger ertragen, weil wir wissen, der Tod könne demselben täglich ein Ende machen. Was wäre es nicht für ein Elend, wenn ein Böser, der große Macht hat, 2 oder 300 Jahr leben sollte!

Meint aber jemand, er könne sich mit Recht über die Kürze seines Lebens beklagen, der überlege bey sich, ob er auch sein Leben durch Unmäßigkeit verkürzt, ob er es sparsam gebraucht oder unnütz verschwendet, ob er auch zu der Anzahl derjenigen gehöre,

te, von welchen Seneca zu seiner Zeit bezeugte, daß sie ihr Leben entweder mit Böses thun, oder mit nichts thun, oder mit etwas anders thun, (als es ihre Pflicht erfordere,) zubringen. Es ist eine große Kunst wohl zu leben; und wer dieselbe weis und ausübt, der ist mit einer geringen Anzahl Jahre zufrieden. Was man gemeiniglich wohl leben nennt, ist nichts anders, als seinen Begierden folgen, und durch Stillung derselben den Tod beschleunigen.

Ohne Tugend kann niemand wohl leben; doch ist diejenige Tugend, welche die Philosophie lehrt, nicht zureichend, sie muß eine größere Vollkommenheit haben, die ihr bloß die christliche Religion zu ertheilen vermag; und eben diese Tugend verursachet, daß so wenige recht leben, weil die meisten sie als etwas schädliches fliehen, und keinesweges ihrer Vorschrift folgen wollen, weil sie sich den bösen Begierden widersetzt, diese aber den Menschen angenehm sind, so daß sie auch in Ausübung derselben ihre Glückseligkeit setzen. Deswegen halten sie die Tugend für eine Feindinn, welche die Annehmlichkeiten des Lebens hindert, und keinen Vortheil schafft, da hingegen die bösen Begierden, Annehmlichkeiten und Vortheile in großer Menge darbiethen.

Was sind das aber für Annehmlichkeiten und Vortheile, mit welchen uns die bösen Lüste liebkosen? Können sie uns das Leben verlängern, oder, welches noch mehr ist, dasselbe glücklich machen? Mit nichten. Man betrachte etwas genauer dasjenige, was unter dem Nahmen der Annehmlichkeiten und Vortheile die Begierden uns darbiethen, so wird es sich zeigen, daß es füglich in drey Gattungen eingetheilet werden kann, nähmlich: in eine unzulässige Wollust, in große Ehre, und Reichthum. Will man mit Hintansetzung aller andern Gründe bloß auf die

Erfahrung sehen, so lehrt diese, daß ein der Wollüst Ergebener sich nichts, was den äussern Sinnen gefällt, versagt, aber auch mit einem kranken Leibe und frühzeitigen Tode belohnet wird. Ist denn das lange und wohl leben, wenn man durch seine Schuld das Leben verkürzt, und einen großen Theil desselben unter Schmerzen des Leibes zubringt?

Große Ehre hat etwas, wodurch auch diejenigen, die man für weise und tugendhaft hält, gereizet werden? An sich ist sie nicht unzulässig, aber eine unmäßige Begierde nach derselben macht das Leben beschwerlich, und beschleunigt dessen Ende. Ueberließen sich die Menschen der göttlichen Vorsehung, und thäten dasjenige mit Gelassenheit, wozu sie verpflichtet sind, so würde der Weg zur Ehre weit bequemer seyn. Allein, da sie größten Theils mit einem heftigen Verlangen darnach trachten, Tag und Nacht dahin ihre Gedanken richten, sich viele, und oft vergebliche Mühe geben, so ist ihr Gemüth in steter Unruhe, und sie werden gehindert, das, was das Leben angenehmes hat, zu empfinden; ja, in was für Gefahr begeben sie sich nicht oft, so daß sie auf demjenigen Wege, auf welchem sie mit geschwinden Schritten zur Ehre eilen, den Tod, ehe sie es gedachten, antreffen!

Diejenigen aber, die sich durch den Reichthum einnehmen lassen, sind dem Geize ergeben, welches Laster nicht nur allen ehrliebenden Gemüthern unanständig, sondern auch von der Art ist, daß es ein gutes und langes Leben zu verschaffen nicht vermag. Ein Geiziger sorgt, seine Güter zu vermehren, und fürchtet derselben Verlust und Verringerung. Diese Sorge und Furcht verlassen den Geizigen eben so wenig, als der Geiz selbst; und also ist er in einer beständigen Unruhe des Gemüthes, weil Sorge und

Furcht

Furcht das Gemüth nicht anders als beunruhigen können. Diejenigen aber wissen nicht, was ein angenehmes Leben ist, welche meinen, daß es ohne Gemüths-Ruhe zu erlangen sey. Auch dieses ist ausser allen Zweifel, daß nicht nur die Gemüths-, sondern auch zugleich die Leibes-Kräfte geschwächt werden, wenn der Mensch durch Sorge und Furcht stets gequälet wird. Was ist einem langen Leben mehr entgegen, als der Mangel der Kräfte?

Daß die menschliche Lebens-Zeit an sich betrachtet, und recht verstanden, flüchtig und kurz sey, ist nicht zu läugnen; aber deswegen sind die Klagen der Menschen darüber noch nicht immer recht, sondern gemeiniglich, wenn sie auch mit Recht Klagen darüber zu führen meinen, sind es doch in der That nur Anklagen ihrer selbst, und Vorwürfe, die sie sich selbst machen. Denn was wirklich davon, daß die menschliche Lebens-Zeit flüchtig und kurz sey, wahr ist, das sollte billig dem Menschen zu ganz etwas anderm als dazu dienen, Klagen darüber zu führen.

In der That ist das menschliche Leben flüchtig; und es ist nur kurz. Das nicht unerkannt lassen, ist ein Hauptstück der wahren Weisheit des Lebens; aber es ist nicht weniger ein Hauptstück dieser Weisheit, sich vor Klageführung darüber in Acht zu nehmen, vielmehr, statt derselben, von dieser Beschaffenheit des Lebens den rechten Gebrauch zu machen.

Dazu wäre sehr gut, wenn die Menschen alle von der Zeit, den wahren und rechten Begriff hätten, der aber durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch gar zu sehr gehindert wird. Hier würde auch eine vollständige Erklärung dieses rechten Begriffes nicht ihre unrechte Stelle haben. Ich will davon zu meinem Zweck nur so viel sagen: daß die Zeit nicht ein Etwas ist, darnach wir die vorkommenden Dinge und unsre Handlungen zu berechnen haben, sondern daß die vorkommenden Dinge und unsere Handlungen es sind, welche unsere Zeit ausmachen. Unsere Zeit ist also nichts anders, als die Reihe unserer nach einander folgenden Handlungen. Wir leben daher nur eine

so viel längere oder kürzere Zeit, je größer oder je kleiner die Reihe ist, und je mehr, oder je weniger zweckmäßig gut unsere Handlungen sind.

Schon hieraus wird sich nun zuvörderst die Flüchtigkeit unserer Lebens-Zeit verstehen lassen, und zugleich auch, daß wir, ohne uns selbst anzuklagen, uns unmöglich darüber werden beklagen dürfen. Denn flüchtig kann doch nur ein Ding heißen, welches geschwinde und auf eine unwiederbringliche Art und Weise vorbey geht. Dergestalt flüchtig aber ist ja eine jede unserer Handlungen, deren Reihe unsere Zeit ausmacht, durch die Natur der Sache selbst, und es ist ganz unmöglich, daß es mit dieser Sache eine andere Beschaffenheit haben könnte. Es ist unmöglich, um mich faßlicher für einen Jeden auszudrücken, daß eine einmahl gethane Handlung jemahls könnte ungethan gemacht werden; und eben so unmöglich auch, daß eine einmahl versäumte Handlung, welche in der Ordnung, und also zu der Zeit, hätte von uns gethan werden sollen, in derselben Ordnung, und also zu derselben Zeit, jemahls von uns gethan werden kann.

Was würden wir demnach thun, wenn wir über die Flüchtigkeit unserer Lebens-Zeit uns beklagen wollten? Eines Theils würden wir, indem wir es anders verlangen wollten, ein ganz unmögliches Ding verlangen, und andern Theils würde diese Klage die deutlichste Anklage unserer selbst seyn. Denn immer würden wir doch nur, daß unsere Zeit dergestalt flüchtig sey, uns in denen Fällen beklagen, wenn wir mit uns selbst in Ansehung einer verflossenen Zeit, die nun nicht weiter zu haben ist, unzufrieden sind; unzufrieden mit uns selbst in Ansehung einer Handlung, die wir gethan, die wir nicht recht gethan, oder die wir versäumt haben. Wird denn das aber in der That nicht allemahl so viel heißen, als uns selbst anklagen?

Es wird sich demnächst aber aus dem Vorigen, was ich gesagt habe, von der Kürze, und solchemnach gleichfalls von der Länge unserer Lebens-Zeit richtig urtheilen lassen. Da die Zeit unsers Lebens in der Reihe unsrer Handlungen, und die Zeit unsers wahren und zweckmäßigen Lebens, also in der Reihe unsrer guten und zweckmäßigen Handlungen besteht, so kann sie demnach keineswe-

ges

ges nach der Zahl von Tagen, Monathen und Jahren, berechnet werden, sondern nothwendig wird sie nach der Thätigkeit und Geschäftigkeit eines Menschen, nach der Zahl seiner würdigen und nützlichen Handlungen, berechnet werden müssen. Ist die Zahl oder Reihe wirklich guter Handlungen in dem Leben eines Menschen groß, so ist die Lebens-Zeit desselben wirklich lang, ohne die eigentlichen Jahre derselben zu zählen. Ist aber jene Reihe nur klein und geringe, so ist auch die Lebens-Zeit dieses Menschen nur sehr kurz, wie hoch an Jahren er auch immer gekommen seyn mag.

Dies wird uns nun schon auf den richtigen Verstand der Klage über die Kürze der menschlichen Lebens-Zeit führen können. Man denke nur nach, was man damit meinen könne, wenn man sagt, daß uns die Zeit wozu fehle. Gewisse auf einander folgende Dinge und Handlungen wären uns nicht möglich gewesen, wollen wir damit sagen. Ueber die Kürze der menschlichen Lebens-Zeit daher Klagen führen wollen, könnte nur so viel heißen: Man habe mit demjenigen, dazu man doch in diesem Leben berufen und gesetzt sey, ganz und gar nicht zu Stande kommen können. Anders kann gründliche Klage über die Kürze dieser Lebens-Zeit nicht Statt haben. Geschwinde aber, wenn dir diese Klage einfällt, hänge derselben sogleich diese Frage an dich selbst an: Warum hast du denn damit nicht zu Stande kommen können? warum das gehörige nicht ausrichten, warum den Zweck deines Lebens nicht erreichen können? Solltest du wohl bey dieser Frage nicht fühlen, daß du, indem du eine Klage hast führen wollen, in der That eine Anklage wider dich selbst geführt hast?

Das gegenwärtige Leben des Menschen macht die ganze Bestimmung desselben noch lange nicht aus; nur Vorbereitung ist es auf ein unendlich besseres Leben in der künftigen Welt; und auf dasselbe recht auf die angewiesene Art uns vorbereiten, das ist der ganze und große Zweck des gegenwärtigen. Dazu, daß diese Vorbereitung von einem jeden Menschen geschehen könne, ist auch diejenige Zahl von Jahren, die jedem Menschen eingeräumt ist, ganz gewiß aufs vollkommenste zulänglich. Denn von keinem Ungefähr sind jedem Menschen seine Jahre zuge-

zählt; der gütige Vater und Schöpfer unsers Lebens hat selbst jedem Menschen sein Ziel gesetzt. Immer also läßt sich sicher daraus die vollkommene Zulänglichkeit der Jahre zum großen Zweck dieses Lebens für einen jeden Menschen annehmen. Immer wird es demnach nur auf den Menschen selbst ankommen, es recht darauf anzufangen, um von denjenigen Jahren, die ihm eingeräumt sind, den rechten Gebrauch zu machen.

Ja, man kann noch mehr sagen. Fängt es der Mensch nur recht darauf an, so wird es jedem Menschen nicht nur gar wohl möglich seyn, innerhalb der ihm bestimmten Jahre mit dem großen Zweck, dazu er hier zu leben hat, zu Stande zu kommen, sondern man wird sogar auch behaupten können und müssen, in noch wenigern Jahren, als manchem Menschen wirklich von Gott bestimmt waren, lasse es sich von demselben mit jenem großen Zweck zu Stande kommen.

Wenn nun aber Gott noch vor dem Ablauf der ihm eigentlich bestimmt gewesenen Jahre aus diesem Leben mit jemanden hinwegeilt, der seine Jahre recht gut angewandt hat, und also bald zur Vollkommenheit, zum wahren Zweck seines Lebens gekommen ist; wer wollte oder könnte das wohl eine Verkürzung der menschlichen Lebens-Zeit im eigentlichen Verstande nennen? Wirklich lange genug hat derselbe Mensch gelebt; und wirklich hat er, wie wenig derselben auch der Zahl nach seyn mögen, dennoch ihrem wahren innern Werthe nach, recht viele Jahre gelebt.

Aber freylich kann Gott auch wohl das Leben eines Menschen wirklich, und im Zorn verkürzen; eines solchen nähmlich, der seine Lebens-Zeit übel zubringt, von Jahren zu Jahren seiner Versündigungen immer mehr macht. So manchen Menschen in der Hälfte seiner Jahre hinweg zu nehmen, ist Gott sehr oft genöthigt; bey manchem Greise, welchen er 70, 80 und mehr Jahre hat leben lassen, doch zuweilen endlich genöthigt. Denn wie mancher Mensch kann zwar Jahre genug zählen, ist aber doch in Ansehung der wahren Zeit seines Lebens noch lange nicht bis zur Hälfte gekommen!

Es würde daher in einer Klage und Beschwerde, die ich über die Flüchtigkeit und Kürze meiner Lebens-Zeit führen wollte, allemahl eine Anklage meiner selbst liegen. Aber ist denn doch meine Lebens-Zeit nicht in der That flüchtig, und ist sie doch nicht in der That nur sehr kurz? Ja, das ist sie. Aber eben deswegen, weil sie solches ist, werde ich Ursache haben, um Klageführung darüber mir nicht einmahl einfallen zu lassen, einen ganz andern und bessern Gebrauch davon zu machen.

Meine Lebens-Zeit ist flüchtig; und das ist sie ihrer Natur nach; das kann unmöglich anders seyn. Den Augenblick also fühle ich bey diesem Gedanken, daß ich auf das allervorsichtigste mit meiner Zeit werde umzugehen haben, um keinen Augenblick derselben zu dem großen Zweck, dazu ich lebe, ungebraucht zu lassen, oder ihn unrecht zu gebrauchen. Eine jede, auf diese oder jene Weise verlorne Zeit, würde mir ja, wegen ihrer Flüchtigkeit, auf eine ganz und gar unwiederbringliche Art verloren seyn. Sollte ich etwas Böses gethan haben, das werde ich in alle Ewigkeit nicht ungethan machen können. Auch meiner Faulheit, meiner Sorglosigkeit, meiner Zerstreuung, meinen sinnlichen Lüsten zum Dienste, werde ich in Ansehung keiner einzigen meiner wahren Pflichten sagen dürfen: „Was ich auch heute versäume, das will ich schon morgen „wieder gut machen.“ Denn das bin ich ja, um der Flüchtigkeit meiner Zeit willen, ganz und gar nicht im Stande. Ich würde ja in solchem Falle wieder am morgenden Tage das versäumen müssen, was ich doch billig heute gutes zu thun gehabt hätte.

Es ist demnächst meine Lebens-Zeit, nach Jahren berechnet, allerdings auch nur kurz, sehr kurz. Aber zu kurz, in Absicht auf den Zweck, dazu ich hier zu leben habe, kann sie doch wahrhaftig nicht seyn, da mir das Ziel meiner Tage von dem gütigen und weisen Vater des Lebens gesetzt worden ist. Wie kurz sie mir demnach, wenn ich sie nach Jahren berechne, auch vorkommen mag, so soll doch dies mir bloß dazu dienen, daß ich von meinen wahren und nothwendigen Pflichten niemahls das allergeringste aufschiebe. Denn es würde ja sonderbar gehandelt seyn, es zu wissen, und doch zur Klageführung darüber geneigt zu seyn, daß meine Zeit sehr kurz sey; und

gleichwohl die nothwendigsten Dinge noch lange aufschieben wollen. Das lezte muß ja von dem ersteren gerade das Gegentheil andeuten, als ob ich Zeit im Ueberfluß hätte.

Wie ich nun aber das, daß mir meine Lebens-Zeit zu kurz, oder zu enge in Absicht auf den wahren Zweck derselben eingeräumt seyn sollte, nicht im geringsten zu befürchten habe: so dünkt mich vielmehr, wenn ich die Sache recht bedenke, daß ich meinem gütigen Gott sogar überaus vielen Dank schuldig bin, so die Sache eingerichtet zu haben, daß ich in Ansehung meines Standes der Vorbereitung, zu meiner wahren und höchsten Bestimmung, mit so wenigen Jahren abkommen kann, und daß mir dazu eine nicht viel längere Zeit nothwendig ist. Dies lezte lassen sich ja die Menschen in Ansehung aller weltlichen Erkenntnisse, Wissenschaften und Geschicklichkeiten überaus lieb seyn. Je kürzer ihnen ihre Lehr- und Uebungs-Jahre bestimmt werden können, um desto angenehmer ist es ihnen. Vernünftiger Weise muß ich ja wohl eben so denken, wenn ich eine Vergleichung zwischen meiner höchsten Bestimmung einer ewigen Seligkeit, und zwischen denjenigen Jahren hier in der Welt anstelle, die mir nöthig sind, um zu meiner lezten Bestimmung geschickt gemacht zu werden.

Endlich bleibt mir dazu, um die natürliche Geneigtheit des Herzens zur Klageführung über die wenigen Jahre meiner Lebens-Zeit völlig zu heben, eine überaus würdige Beschäftigung übrig. Meine wahre Lebens-Zeit kommt ja, nicht auf die Zahl vieler Jahre, sondern auf die Reihe meiner guten, nüzlichen, würdigen und zweckmäßigen Handlungen an. Durch diese also darf ich ja nur dasjenige einzubringen, zu verdoppeln und aufs möglichste zu vervielfachen mich bemühen, was meine Lebens-Zeit an Zahl der Jahre auch wirklich nur kurz ist.

Allein, nicht nur die Flüchtigkeit und Kürze des menschlichen Lebens, sondern auch das unzählige Elend, womit dasselbe verbunden ist, hat in allen Zeiten allgemeine Klagen hervorgebracht. Selbst die weisesten unter den Menschen haben alle ihre Versuche, die Glückseligkeit zu finden, mit dem

traurigen Bekenntnisse beschlossen: es ist alles eitel! und die alten Patriarchen klagten schon, daß die Zeit ihres Lebens wenig und böse wäre. Es ist in der That bey keiner Sache überflüssiger, viele Beweise anzuführen, und kein Satz, von dessen Wahrheit uns unsere eigenen Augen und unsere Empfindungen leichter und häufiger überzeugen, als dieser: daß das Elend das Los des Menschen, daß unser gegenwärtiger Zustand ein Stand der Gefahr und der Unglückseligkeit sey.

Wenn wir einen Blick auf das entfernteste Ziel des Lebens werfen, was zeigt es uns anders, als ein Chaos von Unglückseligkeiten, eine verwirrte und unruhige Scene, auf welcher Mühe und Streit, fehlgeschlagene Hoffnungen und zu Boden geworfene Absichten, mit einander abwechseln? Und sehen wir in die Geschichte der vorigen Zeiten zurück, was stellt uns diese anders, als Laster und allgemeine Plagen vor? Ein Jahr unterscheidet sich durch Theurung und Hungersnoth, ein anderes durch Erdbeben. Ganze Länder werden, bald durch Krieg, bald durch Pest und Seuchen, verwüstet. Der Friede der Welt wird zu einer Zeit durch den Eigensinn eines Tyrannen, und zu einer andern durch die Wut eines Ueberwinders, oder, wie in unsern Tagen, durch den Freyheits-Schwindel ganzer Nationen, unterbrochen. Man sieht nur Abwechselungen des Uebels, und findet, daß die Glückseligkeit des einen Theiles des menschlichen Geschlechtes, so wie sie noch ist, gemeiniglich von einem blutigen Krieges-Glücke, von Siegen entspringt, welche ihnen die Macht in die Hände geben, nicht sowohl ihr Leben besser zu genießen, als andern elend zu machen, und ihren eigenen Stolz durch ihre mit jenen in Vergleichung gesetzte Größe zu befriedigen. Allein, wer das Leben mit genauerer Aufmerksamkeit untersucht, der wird finden, daß die

Glückseligkeit der Welt noch geringer ist, als sie zu seyn scheint. Wenn die öffentliche Wohlfahrt einige günstige Zwischen-Stunden genießt, oder, eigentlicher zu reden, wenn das allgemeine Elend etwas nachläßet, so kann es das Ansehen haben, als wenn eine allgemeine Glückseligkeit ein Volk überströhmte. Alles ist alsdann Triumph und Fröhlichkeit, Freude und Ueberfluß; man weis von keiner öffentlichen Furcht und Gefahr, und von keinen Klagen in den Gassen. Allein, der Zustand einzelner Menschen ist durch diese allgemeine Ruhe wenig gebessert. Leiden, Bosheit, Mißvergnügen setzen ihre Verwüstungen noch fort; die stille Verheerung geht unaufhörlich weiter, und die Gräber werden immer mehr mit den Schlacht-Opfern des Schmerzens angefüllt.

Wer in eine muntere Gesellschaft kommt, in eines Jeden Angesichte aufgeräumtes Wesen erblickt, und alle müßig, und auf nichts weiter aufmerksam findet, als Andern Vergnügen zu machen, oder von Andern Vergnügen zu genießen, der würde sich natürlicher Weise einbilden, daß er endlich zu dem Haupt-Sitze der Glückseligkeit, zu dem der Heiterkeit des Herzens geheiligten Orte gelanget wäre, von welchem alle Furcht und Gemüths-Unruhe unwiderruflich vertrieben wären. So denken oft diejenigen, welche aus der Niedrigkeit zu dem Glanze und den Freuden der Höhern hinauf sehen, die sie nicht erreichen können. Allein, wer ist wohl unter denjenigen, welche solche wollustvolle Gesellschaften besuchen, der nicht von sich selbst bekennen wird, daß er unzufrieden sey, und uns von seinen Mit-Gesellschaftern erzählen kann, daß ihr Leben allerley Arten von Verdrusse und Noth zur Beute werde?

Die Welt, wenn wir sie in ihrem besten Zustande betrachten, ist nichts anders, als eine weitläuftige

Gesellschaft solcher Wesen, die sich gleichsam mit einander verbinden, den Schein einer Glückseligkeit anzunehmen, die sie wirklich nicht genießen; die alle mögliche Kunstgriffe gebrauchen, ihr Leben zu verschönern, und ihren wirklichen Zustand vor den Augen Anderer zu verbergen. Diejenige Art der Glückseligkeit, welche Andern am meisten in die Augen fällt, ist die, welche von den Glücks-Gütern abhängt. Allein, auch diese ist oft bloß erdichtet. Es ist eine weit größere Armuth in der Welt, als man sich insgemein einbildet; nicht nur aus der Ursache, weil viele, die große Güter besitzen, noch weit größere Wünsche haben, und ihre Bedürfnisse nach den Vergnügen und Reichthümern abmessen, welche Andere genießen; sondern eine große Anzahl Menschen ist auch von wirklichem Mangel gedrückt, die ihre vornehmste Ehre darin setzen, diesen Mangel zu verbergen, und gezwungen sind, den Schein eines reichlichen Auskommens und vergnügten Herzens auf Kosten vieler Erleichterungen und Bequemlichkeiten des Lebens zu erkaufen. Viele sind zwar wirklich reich, und noch mehrere vor aller Gefahr einer wirklichen Armuth hinlänglich gesichert; allein, es ist schon eine sehr alte Anmerkung, daß Geld die Ruhe des Gemüthes nicht verschaffen kann. Selbst die Höchsten unter den Menschen können sich nicht versprechen, daß sie von derjenigen Uneinigkeit und dem Argwohne befreyet werden, wodurch die Annehmlichkeit des stillen Aufenthaltes zu Hause zerstöret wird; und je höher sie über andere erhoben sind, desto mehr müssen sie sogar der Verrätherey derer, die unter ihnen stehen, den Verleumdungen der Lästerer, und der Heftigkeit ihrer Gegner, allezeit ausgesetzt seyn.

Leiden sind von unserm gegenwärtigen Zustande unzertrennlich. Alle Einwohner der Erde sind denselben, zwar nach verschiedenen Stufen, doch aber nach

einer

einer Austheilung unterworfen, die von unserm eigenen Verhalten sehr wenig gemacht zu seyn scheint. Es ist eine seltsame Großsprecherey einiger aufgeschwollenen Sitten-Lehrer gewesen, wenn sie vorgegeben haben, daß das Glück eines jeden Menschen in seiner eigenen Gewalt stehe, daß die Klugheit die Stelle aller übrigen Gottheiten vertrete, und Glückseligkeit eine unfehlbare Folge der Tugend sey. Allein, der Köcher der Allmacht ist mit Pfeilen versehen, welchen das Schild der menschlichen Tugend, und wenn es auch von Stahl und Stein gemacht wäre, vergebens entgegen gehalten wird. Wir leiden nicht allezeit durch unsere Schuld, und wir werden nicht allezeit durch unsre Unschuld geschützt.

Ein rechtschaffener Mann ist keinesweges von der Gefahr, durch die Laster andrer Menschen zu leiden, ausgenommen; selbst seine Rechtschaffenheit kann ihm Feinde von unversöhnlicher Bosheit und unaufhörlicher Hartnäckigkeit erwecken. Ein rechtschaffener Mann hat nirgends vom Himmel die Versicherung erhalten, daß er keine Treulosigkeit an seinen Freunden, keinen Ungehorsam an seinen Kindern, keine Unehrbarkeit an seiner Gattinn, erfahren soll. Er kann unter der Beschimpfung falscher Beschuldigungen seufzen, und von Gram verzehret werden, oder durch einen ungerechten Urtheilsspruch in ein schmachvolles Verderben gerathen.

Ein rechtschaffener Mann ist, gleich andern Sterblichen, allen Einflüssen natürlicher Uebel unterworfen. Seine Felder bleiben nicht von Hagel und Wetter, und sein Vieh nicht von Seuchen und Sterben verschont; sein Haus wird bey einer Feuers-Brunst, wie Anderer Häuser, in die Asche gelegt; seine Schiffe haben keine besondere Gewalt, dem Sturme zur See zu widerstehen. Seine Seele, so erhaben

sie

sie auch denkt, bewohnt indessen einen Körper, der unzähligen Zufällen unterworfen ist, deren Gefahren und Schmerzen sie mit demselben theilen muß. Er trägt den Samen der Krankheiten in sich, und kann einen großen Theil seines Lebens unter den Martern von Podagra oder Stein zubringen; zu einer Zeit unter unerträglichen Schmerzen stöhnen, und zu einer andern in Fühllosigkeit und Mattigkeit verzehrt liegen.

Von dieser allgemeinen und ohne Ausnahme geschehenen Austheilung des Elendes haben die Sitten-Lehrer allezeit einen ihrer stärksten moralischen Beweise für einen zukünftigen Zustand hergenommen. Denn da die allgemeinen Begebenheiten des gegenwärtigen Lebens auf gleiche Art die Guten und Bösen treffen, so folgt aus der Gerechtigkeit des höchsten Wesens, daß noch ein anderer Zustand unsers Daseyns vorhanden seyn muß, wo eine gerechte Vergeltung Statt finden, und ein Jeder, nach seinen Werken, entweder glücklich oder elend seyn wird.

Das Elend dieses Lebens, kann uns freylich einen Beweis von einem zukünftigen Zustande geben, man mag es sowohl mit der Barmherzigkeit, als der Gerechtigkeit Gottes, vergleichen. Man kann sich unmöglich einbilden, daß die unendliche Liebe, ein Wesen, welches fähig ist, weit mehr zu genießen, als man in dieser Welt genießen kann, und welches von Natur vermögend ist, Schmerzen durch das Andenken zu verlängern, und durch die Furcht schon vorher zu empfinden; daß, sage ich, die unendliche Liebe Gottes ein solches Wesen geschaffen haben würde, wenn es nicht für etwas edleres und besseres bestimmt wäre, als für einen Zustand, worin viele von seinen Seelen-Kräften nur zu seiner Marter dienen können; worin es von Wünschen, die es niemahls erfüllt sehen kann, gequält werden, viele Uebel, die es nicht

zu

zu vermeiden im Stande ist, empfinden, und noch mehrere, die es niemahls empfinden wird, fürchten muß. Es wird gewiß eine Zeit kommen, wo jede von unsern Fähigkeiten zur Glückseligkeit befriediget, und niemand mehr elend seyn wird, als durch seine eigene Schuld.

Indessen führen die Leiden dieses Lebens den grogen Vortheil mit sich, daß hauptsächlich durch dieselben das menschliche Herz gebessert, und seine Gedanken auf einen vollkommenern Zustand gerichtet werden. Zeitliches Glück, so unächt und unvollkommen es auch ist, hat doch insgemein eine Gewalt, unsere Einbildungs-Kraft zu bezaubern, das Gemüth in die gegenwärtige Scene verliebt zu machen, Zuversichtlichkeit und Selbsterhebung hervorzubringen, und zu verursachen, daß derjenige, welcher im Ueberflusse und in Ehren sitzt, die Hand, die ihm diese Vorzüge verliehen hat, vergißt. Selten werden wir auf eine andere Art, als durch Leiden, zu einer Empfindung unserer eigenen Schwachheit erweckt, und zur Erlernung der schweren Wissenschaft gebracht, wie wenig unser Fleiß und alle unsre Bemühungen zu unsrer Wohlfahrt und Ruhe etwas beytragen können, und wie billig wir der Regierung einer höhern Macht denjenigen Segen zuschreiben müssen, den wir, unter dem Anlächeln des Glückes, als Früchte unsrer Klugheit oder unsers Muthes anzusehen pflegten.

Nichts setzt uns mehr in den Stand, den Versuchungen, die uns beständig umgeben, zu widerstehen, als eine gleichsam zur Gewohnheit gewordene Betrachtung der Kürze unsers Lebens, und der Ungewißheit desjenigen Vergnügens, welches wir mit so vielem Eifer suchen; und diese Betrachtung kann uns allein durch Leiden eingeschärfet werden. „O Tod, „wie bitter bist du, wenn an dich gedenkt ein Mensch,

„der

„der gute Tage und genug hat, und ohne Sorgen „lebt!“ Wenn unser gegenwärtiger Zustand eine ununterbrochene Reihe von Vergnügen, oder ein immer gleich-fließender Strohm von Ruhe und Zufriedenheit wäre, so würden wir niemahls gern an das Ende desselben gedenken; der Tod würde uns alsdann gewiß, als ein Dieb in der Nacht, überfallen; und die Arbeit unsrer Pflicht und unsers Berufes würde unerfüllt bleiben, „bis die Nacht käme, da niemand „wirken kann.“

Da also die Leiden uns zur Glückseligkeit vorbereiten, so können wir uns unter dem Drucke derselben durch den Gedanken trösten, daß dieselben keine besondere Merkmahle der göttlichen Ungnade seyn; denn alle Trübsale der Verfolgung haben auch diejenigen gelitten, „deren die Welt nicht werth war;“ und der Erlöser der Menschen selbst, „war ein Mann „voll Schmerzen und Krankheit.“

Von der Größe der Pflicht sein Leben zu erhalten, und den Selbstmord zu vermeiden, wird im Art. Selbst-Mord gehandelt werden.

Allegorische Vorstellungen des menschlichen Lebens.

Das Sinnbild des menschlichen Lebens wird unter den antiken Monumenten im Vatican, folgender Maßen auf einer Urne vorgestellt. Prometheus bildet den Menschen aus Thon; neben sich hat er eine Minerva oder Pallas, welche einen Schmetterling über dem Kopfe des Menschen, der unter den Händen des Prometheus ist, hält. — Der Schmetterling ist ein Bild der menschlichen Seele, auch eine Hieroglyphe des kurzen Menschen-Lebens, der Metempsychose

psychose oder Seelen-Wanderung, und, nach der neuesten Ikonologie Lavater's und Consorten, auch der Unsterblichkeit. — Amor und Psyche sollen auch eine Vorstellung der Vereinigung der menschlichen Seele mit ihrem Körper, oder, welches wohl wahrscheinlicher und besser ist, eines unsterblichen Geistes mit einer irdischen und sterblichen Hülle abgeben. — Auf eben derselben Urne befinden sich auch Vorstellungen der vier Elemente, und zwar die Luft als der Winde König Aeolus, das Wasser durch einen Fluß-Gott, die Erde als eine Nymphe mit einem Blumen-Korbe, und das Feuer als Vulkan abgebildet. Die Elemente werden als Gefährten des menschlichen Lebens angegeben, entweder, weil der Mensch selbst ohne Beyhülfe der Elemente nicht leben kann, oder auch, weil der menschliche Körper aus Ingredienzien bestehen soll, welche Theile der vier Elemente sind. Auch werden durch einen Früchtetragenden Baum die nothwendigen Bedürfnisse des menschlichen Lebens bemerket. Auf dem obern Theile dieser Vase sieht man auf einer Seite den Apollo, auf der andern die Diana, auf Wägen in dem Costume, welches ihnen die Mythologie giebt, und diese Figuren bedeuten den Tag und die Nacht, oder die Sonne und den Mond, durch welche die Erde erleuchtet wird. Auch das Bild des Tages ist auf einem Wagen vorgestellt, als ein todter Menschen-Körper, von welchem ein Schmetterling wegfliegt. Zur Seite desselben steht ein trauriger Genius, welcher eine ausgelöschte Fackel gegen die Erde gekehrt hält; in der andern Hand hält er einen Blumen-Kranz, durch welchen die Hoffnung künftiger Glückseligkeit angezeigt wird. Ferner das Sinnbild der Geschichte, welche die Thaten berühmter Menschen der Nachwelt überliefert. Die Seele wird in Gestalt der Psyche, von dem Merkur, dessen Amt unter andern auch war,

die

die abgeschiedenen Seelen in Elysium zu bringen, geführt, und die Strafen der bösen und lasterhaften Menschen werden unter der Figur eines an einem Felsen angeschmiedeten Prometheus, an dessen Eingeweiden ein Geyer nagt, abgebildet.

In einer andern Vorstellung des menschlichen Lebens, von Poussin, werden die verschiedenen Lagen des Lebens durch weibliche Figuren abgebildet, welche den Reichthum, das Vergnügen, die Armuth und die Arbeit vorstellen. Sie reichen einander die Hände, und tanzen nach einer Leyer, auf welcher die Zeit spielt. Der Reichthum ist aus einem kostbaren, mit Perlen und Edelsteinen besetzten Gewande, die Armuth durch schlechte und armselige Kleidung, das Vergnügen durch jugendliche Gestalt und Blumen-Kranz, und die Arbeit durch entblößte Schultern, und nervige, aber abgezehrte Arme vorgestellt. Die Bewegung der leztern scheint sehr schwerfällig, und schmachtend blickt sie nach dem Reichthum, dessen Hülfe sie bedarf, oder den sie durch Mühe und Anstrengung erwerben will. — Armuth und Reichthum, Bequemlichkeit und Mühe, müssen das Gleichgewicht im menschlichen Leben erhalten, da eine allgemeine Gleichheit aller Menschen dem gesellschaftlichen Ganzen mehr schaden, als nützen würde. — Zwey Genien, deren einer eine Sand-Uhr hält, der andre aber mit Seifen-Blasen spielt — bedeuten die Flüchtigkeit und Kürze des Lebens — ein abgenutztes Bild, welches fast alle Leichen-Carmina als Vignette schmückt. — Auch ein Terminus, oder Gränz-Gott, mit zwey Gesichtern, die vergangene und künftige Zeit, ingl. die Sonne auf ihrem Wagen, vor welchem Aurora hergeht, und welchen die Stunden begleiten, ist noch auf diesem Gemählde angebracht.

* * *

Geistliche vom gemeinen oder gemeinschaftlichen Leben, L. Fratres vitae communis. Zu der Zeit, da der Orden der regulirten Chor-Herren in Italien seinen alten Glanz vermittelst der Verbesserung wieder erhielt, welche daselbst durch die Sorgfalt des Barthol. Colonna (s. im LXV Th., S. 319,) eingeführt wurde, erschien er auch in den Niederlanden und einem Theile von Deutschland, in eben dem Glanze, durch die Stiftung der berühmten Congregation von Windesheim, welche ihre Errichtung dem Eifer des Gerhard Groot, oder des Großen, zu danken hat, ob er gleich das Kleid derselben nicht trug, indem er damahls, als er an dieser heiligen Unternehmung arbeitete, von dem Tode übereilet wurde; er kann aber als der Stifter derselben angesehen werden, weil die Geistlichen von dem gemeinschaftlichen Leben, die er zuvor gestiftet hatte, zu dieser Congregation von Windesheim nach den Absichten ihres Stifters den Anfang gemacht haben.

Gerhard, war zu Deventer, einer Stadt in den Niederlanden, und im Kirchsprengel von Utrecht, im J. 1340 von sehr reichen Aeltern geboren, welche große Sorge für seine Erziehung trugen. Als er in dem Alter war, daß er die weltlichen Wissenschaften erlernen konnte, gab man ihn unter die Anführung gelehrter Personen, unter denen er so zunahm, als man es nur hoffen konnte. Sein Vater, welcher so schöne Neigungen und Fähigkeiten zu den Wissenschaften bey ihm wahrnahm, schickte ihn im 15ten Jahre seines Alters nach Paris, die Weltweisheit und Gottesgelahrheit auf dieser berühmten Universität zu studieren. Er that sich daselbst besonders hervor, und erwarb sich sogar einen so großen Ruhm, daß ihn sein Vater, nachdem er einige Zeitlang die

Theo-

Theologie studiert hatte, bey sich haben wollte, um ein Zeuge von denen Wundern zu seyn, die man von seiner Fähigkeit und tiefen Gelehrsamkeit bekannt machte. Er blieb nicht lange in seinem Lande; denn da ihn eine große Anzahl gelehrter Männer, die damahls zu Cöln waren, nach dieser Stadt gezogen hatte, so gerieth er mit ihnen in Streit. Er lehrte sogar offentlich; man hörte ihn mit Verwunderung und gab ihn vorzugsweise den Beynahmen des Großen, den ihm seine Geburt bereits beygelegt hatte, weil es sein Familien-Nahme war, denn Groot heißt im Flamännischen Groß.

Bisher hatte er sich nur Mühe gegeben, Ehre zu erwerben, und dachte wenig an die Geschäfte seines Heils. Die Pracht herrschte in seiner Kleidung, die beständig kostbar und stolz war; und gemeiniglich wandte er die Zeit, da er nicht studierte, auf Lustbarkeiten und Schauspiele. Eines Tages, als er dergleichen Lustbarkeiten beywohnte, sagte ihm ein von Gott begeisterter Mensch ins Ohr, diese Schauspiele der Eitelkeiten würden ihm nicht immer gefallen, weil er zu ernsthaftern Dingen berufen wäre. Ob ihm gleich diese Rede damahls nicht gefiel; so erkannte er doch die Wahrheit derselben gar bald. Denn der Prior aus der Karthaus von Monichusen in Geldern, welcher mit ihm studiert hatte, und seine Wissenschaft und seinen großen Geist kannte, sahe es mit Bekümmerniß an, daß ein so geschickter Mann sich nur den Eitelkeiten der Welt ergab, und bat Gott ohne Unterlaß um seine Bekehrung, die er auch selbst dem Gebete seiner Religiosen empfohlen hatte. Eines Tages, da ihn einige Geschäfte nach Utrecht gerufen hatten, wo Gerhard damahls war, besuchte ihn dieser, und rührte ihn durch seine Ermahnungen und Vorstellungen dergestalt, daß er auf ein Mahl sein Leben änderte, die Pfründen, womit er

versehen war, verließ; und um das Aergerniß, welches er durch seine Eitelkeit, wozu er sich bisher bekannt hatte, mochte gegeben haben, wieder gut zu machen, schnitt er sich seine Haare, in Gestalt einer Mönchs-Krone, und kleidete sich in einen grauen und sehr schlechten Rock über einem härenen Hemde, welches er beständig trug. An statt des Doctor-Hutes nahm er eine schwarze Kapuze, welche hinten bis auf den Gürtel hinunter gieng; und wenn er ausgieng, hatte er einen Mantel von schlechtem und groben Zeuge, der bis auf die Ferſen hinunter hieng. Diejenigen, denen seine veränderte Lebens-Art unbekannt war, und die ihn in dieser Kleidung sahen, hielten ihn für einen Narren; er stand aber ihre Verspottungen geduldig und als ein wahrer Diener Christi aus, und freuete sich, Schimpf und Schmach zu leiden.

Damit er das regulirte Leben ausüben, und damit es auch Andere ausüben möchten, und er ihnen zum Führer auf dem Wege der Vollkommenheit diente, wollte er selbst davon unterrichtet werden, und besuchte dieserwegen den obgedachten Prior der Karthaus, dem er seine Bekehrung zu danken hatte. Er machte auch mit einem heiligen Manne, Nahmens Johann Rusbroch, Prior in einem regulirten Chorherren-Kloster in einem Walde, nahe bey Brüssel, eine genaue Freundschaft. Dieser stand wegen seiner Heiligkeit in einem großen Rufe; und auf Ueberredung dieser beyden Diener Gottes nahm er die heiligen Orden an. Seine Demuth aber erlaubte es ihm nicht, sich zum Priester weihen zu lassen. Er begnügte sich mit dem Diakonate, damit er das Wort Gottes predigen könnte; und nachdem er die Erlaubniß dazu von dem Bischofe zu Utrecht erhalten hatte, verrichtete er dieses Amt so würdig, und mit so vielem Nutzen, nicht allein in diesem Kirch-Sprengel, sondern auch in einem guten Theile von

Hol-

Holland, daß viele von der Kraft seiner Worte gerührt wurden, allen Eitelkeiten der Welt entsagten, und weiter an nichts gedachten, als wegen ihres vorigen Lebens Buße zu thun.

Weil er ein großes Vermögen geerbt hatte, weihete er anfänglich sein väterliches Haus zu Deventer zu einer Gemeinschaft Geistlicher, die er daselbst versammelte, und denen er Unterhalt gab; und ausser den Bet-Stunden, der Andacht und andern Uebungen, die er ihnen vorschrieb, ließ er sie die Bücher der heiligen Kirchen-Väter abschreiben, und nach den alten Originalen verbessern. Unter denen, die sich zu ihm gesellten, und in seine Gemeinschaft traten, war Florenz Radivivius von Leiden, einer der vornehmsten, welcher aus einer vornehmen Familie herstammete, und Professor zu Prag gewesen war. Er war damahls Chor-Herr in der Kirche zu St. Peter in Utrecht, die er verließ, um sich unter Gerhard's Führung zu stellen, den er kannte. Seine große Geschicklichkeit, das Heil der Seelen zu besorgen, verband ihn, das Priesterthum anzunehmen, und Vicarius bey der Pfarre zu Lublin in Deventer zu werden, wo er sich durch seine Gottseligkeit und Tugend sehr hochachtungswürdig machte, welche die Geistlichen von Gerhard's Gemeinschaft auch nöthigten, ihn nach dem Tode dieses frommen Mannes, welcher im J. 1384 im 44sten Jahre seines Alters erfolgte, zum Superior zu erwählen. Vor seinem Tode hatte er auch in einem seiner Häuser eine Gemeinschaft von Frauenspersonen angelegt, denen er sowohl, als den Geistlichen, Verordnungen vorgeschrieben hatte, und ausser der Zeit ihrer Uebungen beschäftigten sie sich mit Nähen, Spinnen und andern Dingen, die sich für das weibliche Geschlecht schickten. Er war auch willens gewesen, Kloster-Häuser zu errichten, worin die Geistlichen seiner Ge-

meinschaft sich durch Gelübde verbinden sollten. Er hatte daran gearbeitet; der Tod aber übereilte ihn, und verhinderte, daß er seinen Vorsatz nicht ausführen konnte, welcher von seinen Nachfolgern fortgesetzt wurde, denen er vorgeschlagen hatte, den Orden der regulirten Chor-Herren nach dem Muster derer zu Val-Vert, deren Heiligkeit ihm bekannt war, anzunehmen.

Unmittelbar nach seinem Tode glaubte Florenz Radivivius, daß es, zu mehrerer Bestätigung seiner Gemeinschaft Geistliche, dienlicher wäre, sie das Leben der Apostel und ersten Christen ausüben zu lassen, die nur Ein Herz und Eine Seele waren, und nichts Eigenes hatten, indem sie alle ihre Güter in Gemeinschaft legten. Ohne sich daher durch irgend ein Gelübde zu verbinden, verschaffeten sie sich durch ihre Arbeit alles, was zu ihrem Unterhalte nöthig war, welches in einen gemeinschaftlichen Beutel gesteckt wurde, ohne daß jemand etwas davon für sich behalten konnte; und dieser Lebens-Art wegen nannte man sie Brüder vom gemeinen oder gemeinschaftlichen Leben. Es war Keinem, er mochte auch seyn wer er wollte, erlaubt, sich um eine Priester-Stelle, oder um Pfründen, oder um eine andere Bedienung unter der Hoffnung eines Gewinnes zu bewerben; und wenn sich einige des Priesterthumes würdig machten, so ließ der Superior sie zu Priestern weihen. Sie giengen nicht aus, Almosen zu sammeln; und damit sie nicht durch Armuth dazu gebracht würden, schrieben diejenigen, die dazu fähig waren, Bücher ab, wie ich bereits erwähnt habe, und unterrichteten die Jugend.

Radivivius änderte nichts in denen Verordnungen, die Gerhard gemacht hatte, noch in der Kleidung, welche so war, wie ich sie oben beschrieben habe,

und

und welche derjenigen gleich kam, womit dieser heilige Stifter sich anfangs nach seiner Bekehrung bekleidete; Fig. 3976. Nachdem ihre Anzahl sich vermehrt hatte, schickte man Colonien davon an viele Orte, und sie breiteten sich bald in Friesland, Westphalen, Geldern, Brabant und Flandern, aus, und durch Johann Standhond's, Doctors der Universität zu Paris, Bemühungen, machten sie zu der in Cameryk den Anfang. Ihre vornehmsten Häuser waren zu Deventer, Zwoll, Hulsbergen, Duisburg, Gröningen, Hoorn, Gouda, Nimwegen, Utrecht, Antwerpen, Münster, Wesel, Cöln, Emmerich, Brüssel, Mecheln, Bolduc, Gent, Cameryk und Lüttich. Der Papst Eugenius IV. bewilligte den Häusern zu Deventer, Zwoll, Hulsbergen und einigen andern, im J. 1431, Privilegien. Er bewilligte auch solche im J. 1439 denen zu Münster, Cöln und Wesel. Eben dieser Papst und Pius II., ertheilten allen Brüdern des gemeinschaftlichen Lebens im J. 1444 und 1462, noch andere Privilegien, und sie haben solche auch von vielen andern Päpsten erhalten. Sie waren den Bischöfen unterworfen; daher hatten sie nicht in allen Häusern einerley Verordnungen, denn die Bischöfe, in deren Sprengel ihre Häuser lagen, machten solche Verordnungen darin, als ihnen gut dünkten. Sie haben viele von ihren Häusern verloren; einige sind andern Orden gegeben worden, als: die zu Lüttich, welche die Jesuiten im J. 1581, und das zu Brüssel, welches die Kloster-Frauen von St. Clara erhalten haben. Andere sind in Seminaria verwandelt worden, als: das zu Mecheln, im Jahr 1585, für den Erz-Bischof dieser Stadt, und das zu Goesberg für den Bischof zu Gent.

Lebend, s. im folgenden Artikel.

Lebéndig (*), (der Ton auf der zweyten Sylbe,) ein Bey- und Neben-Wort, lebendiger, lebendigste, welche beyde Stufen doch nur in der dritten figürlichen Bedeutung üblich sind; Leben habend. L. Vivus; Fr. Vif, vivant, plein de vie.

1. Eigentlich, den Grund seiner eigenen Veränderungen enthaltend und beweisend. Lebendige Geschöpfe, welche Leben haben, im Gegensatze der leblosen. Ein lebendiges Thier, im Gegensatze eines todten. Das Kind kam nicht mehr lebendig auf die Welt. Das darf kein lebendiger Mensch wissen, ein im gem. Leben üblicher Pleonasmus, welcher das kein verstärket. Wieder lebendig werden. Einen Todten wieder lebendig machen. Er ist lebendig todt.

Es ist ein Unterschied unter lebend und lebendig. Was nicht nur lebt, sondern auch sein Leben, in Bewegungen und Handlungen, wirksam beweiset, ist lebendig.

Ein

(*) Bey dem Willeram lebenteg, bey dem Stryker lebentik und lentig, bey dem Hornick lemtig, wo zugleich der Ton auf der ersten Sylbe liegt, auf welche Art auch Opitz unser heutiges lébendig braucht. Auch das Nieders. levendig hat den Ton auf der ersten Sylbe. Woher es gekommen seyn mag, daß die Hochdeutschen und fast alle heutige Oberdeutschen den Ton wider die ganze Analogie der Sprache von der Stamm-Sylbe weg, auf die zweyte Sylbe gelegt haben, ist schwer anzugeben. Viele gemeine Mund-Arten sprechen lebenig, ohne d, dagegen in unser lebendig das noch im Nieders. übliche Lebend für Leben zum Grunde zu liegen scheint.

Ein Kind ist lebend, im Mutterleibe, schon ehe es sich bewegt; die Mutter spüret, daß es lebendig ist, wenn sie die Bewegung desselben empfindet.

Wenn man sagt: Alle lebende Creaturen, so stellt man sie bloß den leblosen oder todten entgegen, und zeigt weiter nichts an, als daß sie ein Leben haben. Wenn man hingegen sagt: Alle lebendige Creaturen, so hat man allemahl eine Absicht auf ein wirksames Leben, welches sich in Bewegungen und Handlungen zu erkennen giebt.

Man sagt daher nicht bloß: Einen Todten lebend machen; Christus machte Lazarum lebend; sondern, einen Todten lebendig machen; Christus machte Lazarum lebendig, weil von einem solchen Leben die Rede ist, welches sich in Bewegungen, Handlungen und Verrichtungen zu erkennen giebt. Ein lebendiges Wasser nennt man ein solches, welches beständig quillt und in Bewegung ist; aber man wird nicht sagen: ein lebendes Wasser, weil man dem Wasser eigentlich kein Leben zuschreiben kann, und man die Bewegung und das beständige Quellen, nur auf eine uneigentliche Weise, als etwas lebendiges, oder als ein Zeichen des Lebens, ansieht.

2. Figürlich.

(1) Aus einem lebendigen Dinge bestehend, in einem solchen Dinge gegründet. Ich habe davon ein lebendiges Beyspiel an meiner Schwester, Gellert. Cajus ist ein lebendiger Beweis, daß die Tugend in dieser Welt nicht allemahl glücklich macht.

Der lebendige Zehend, welcher von Thieren gegeben wird, der Blut-Zehend; siehe Zehend.

Eine lebendige Wehre, bey Jägern, wenn, an statt des Zeuges, Menschen angestellet werden; oder, wo das offene Jagen mit Leuten dicht umstellet wird, bis man mit dem Zeuge oder den Lappen nachkommen kann.

Eine lebendige Sprache, welche noch zu unserer Zeit von einer Völkerschaft gesprochen wird, im Gegensatze einer todten oder abgestorbenen.

(2) Ein lebendiger Zaun, welcher aus grünem, noch vegetabilisches Leben habenden Holze besteht; ein Zaun, der nicht aus abgehauenem und trocknen Holze, sondern aus frischen Bäumen oder Sträuchen besteht, welche durch ihr beständiges Wachsen und Grünen zu erkennen geben, daß sie noch nicht vertrocknet oder erstorben sind; eine Hecke, lebendige Hecke; siehe im XXII Th., S. 621, fgg.

Lebendiges Holz, welches, wenn es abgetrieben worden ist, wieder von der Wurzel ausschlägt, Laub-Holz; im Gegensatze des todten Holzes oder Schwarz-Holzes; s. im XXIV Th., S. 461.

Lebendiges Wasser, eine lebendige Quelle, welche beständig fortquillt.

Lebendiger Kalk, ungelöschter, im Gegensatze des gelöschten; s. im XXXII Th., S. 621, und 636.

(3) Einfluß auf den Willen habend, in welcher Bedeutung auch die zweyte und dritte Staffel (der Comparativus und Superlativus) gebraucht werden. Die lebendige Erkenntniß, im Gegensatze der todten. Ein lebendiges Gefühl

fühl alles dessen, was gut, löblich und rechtschaffen ist.

(4) Ein lebendiges Gemählde, dasjenige, welches einen rührenden Inhalt, beseelte Figuren und eine natürliche Handlung hat, und wo jede Figur nothwendig, und nicht zur Ausfüllung des Leeren da ist.

Die lebendige Kraft, in der Mechanik, eine Benennung des Hrn. v. Leibnitz, der zuerst die Kräfte in todte und lebendige eintheilte, um dadurch die Anwendung des von ihm angegebenen Maßes der Kräfte genauer zu bestimmen. Er nennt die lebendige Kraft, eine solche, die mit wirklicher Bewegung verbunden ist, oder, welche wirklich eine Bewegung hervorbringt; im Gegensatze der todten Kräfte, d. i. solcher Kräfte, welche einander im Gleichgewichte erhalten, folglich keine Bewegung hervorbringen. Siehe auch im XLVI Th., S. 433.

Lebendiges Gefälle, im Mühlenbau, ist dasjenige, welches die Gerinne zu ihrem Schuß oder Kröpfung bekommen.

Lebendigkeit, die Eigenschaft eines Dinges, da es lebendig ist, d. i. seine Veränderungen selbst bestimmet; ein Wort, welches wenig gebraucht wird, indem Leben dafür üblicher ist. Die Lebendigkeit der Erkenntniß, die Eigenschaft derselben, vermöge welcher sie auf den Willen wirkt.

Lebenlang, (das) ein nur in der vierten einfachen Endung übliches Haupt-Wort, welches aber izt nur noch im gem. Leben gebraucht wird, das ganze Leben hindurch. Mit Kummer sollt du dich nähren dein Lebenlang, 1 Mos. 3, 17. All

dein

dein Lebenlang, 5. Mos. 4, 9. Gott dienen ohne Furcht unser Lebenlang, Luc. 1, 74. Siehe Lebtag.

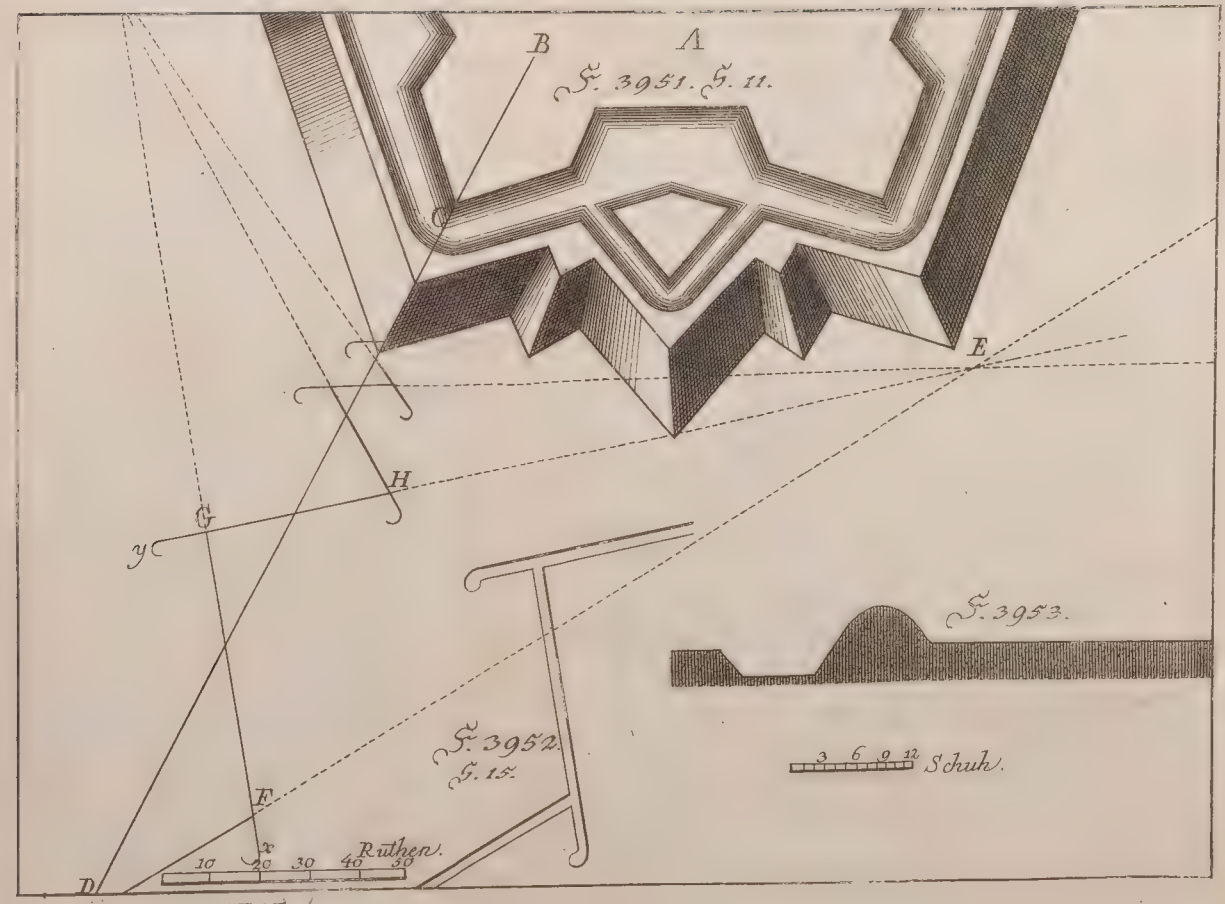
Lebens-Alter, siehe Lebens-Dauer und Lebens-Ziel.

Lebens-Ambra, siehe im I Th., S. 623, f.

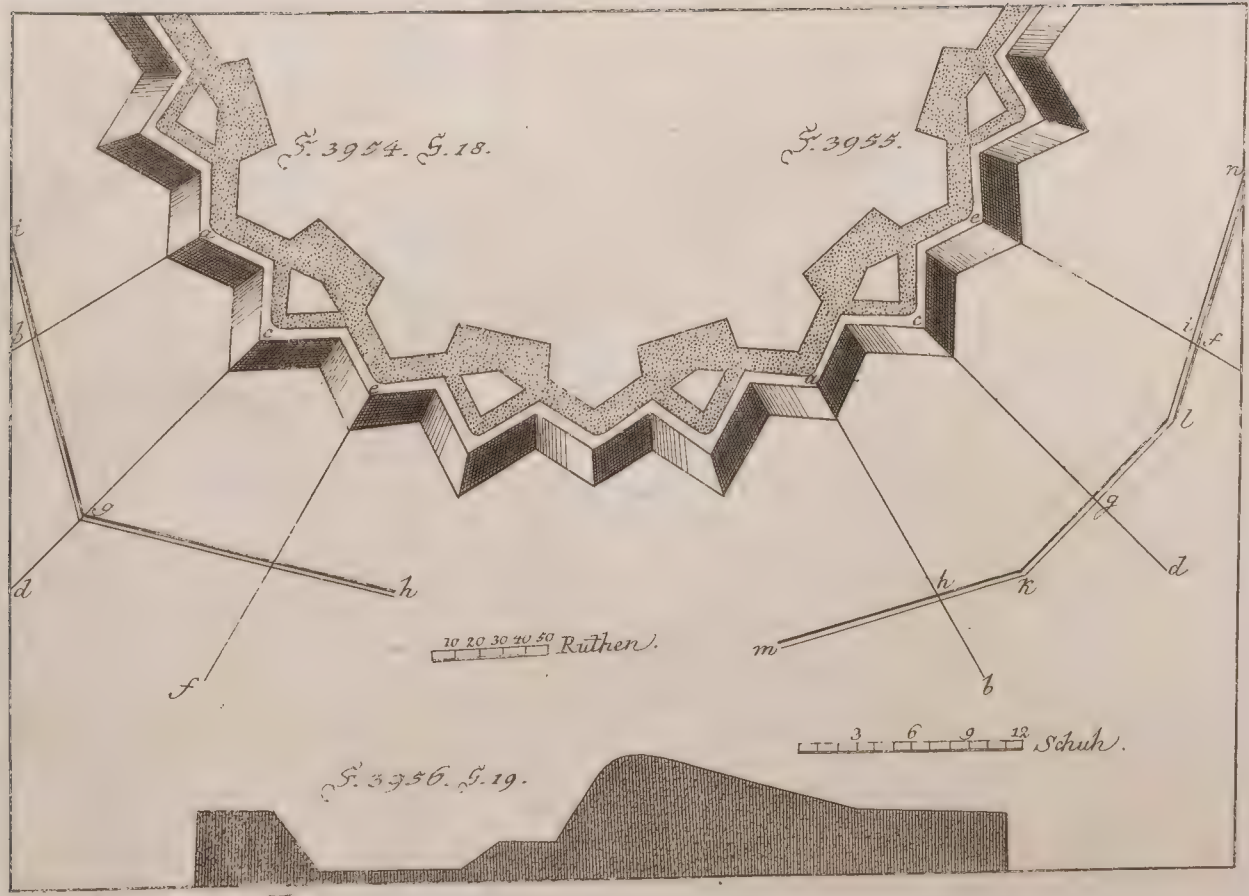
Ende des sechs und sechzigsten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem herausgeschlagen werden können, angekleistert.



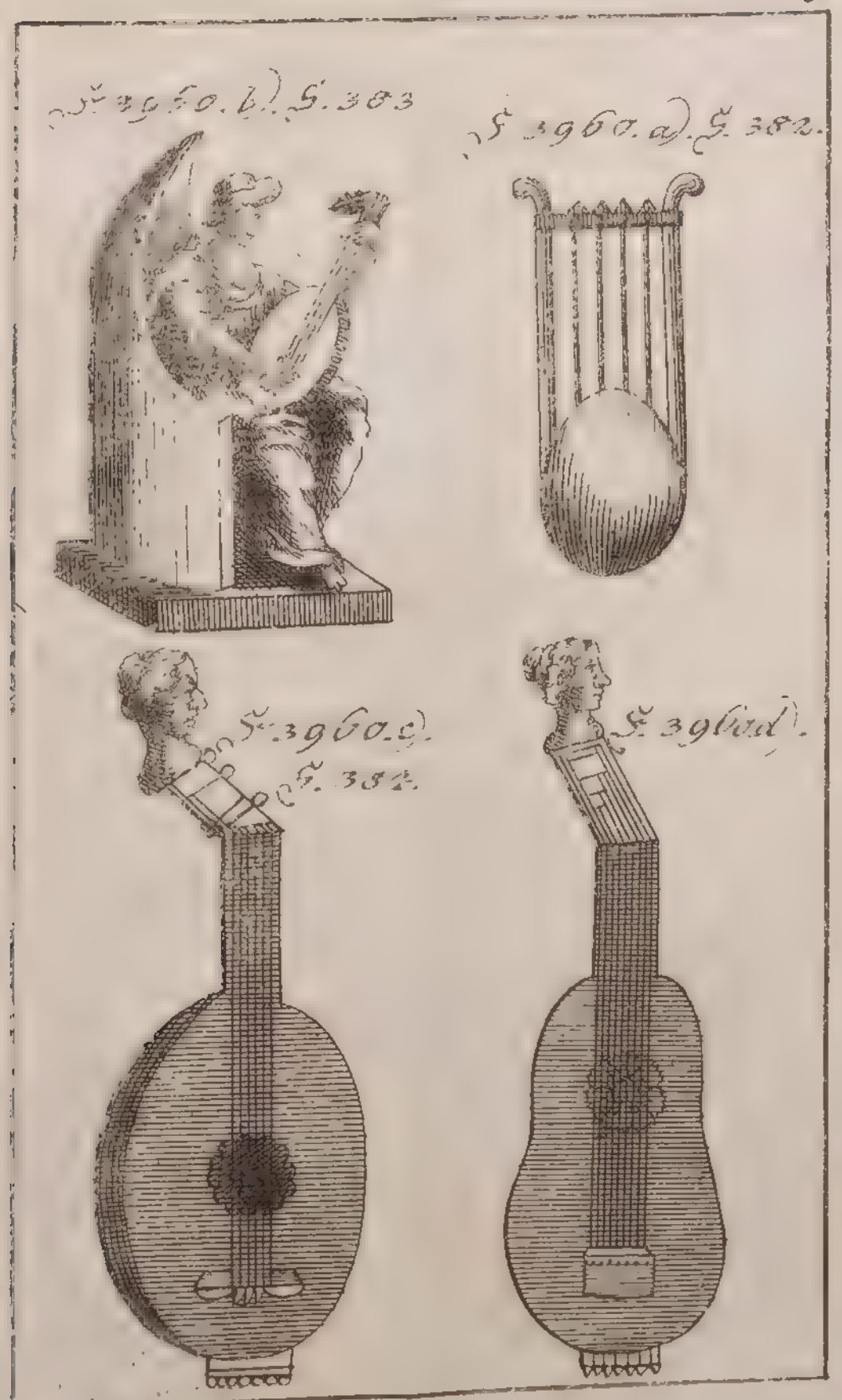
Oec. Enc. LXVI Th.



Oec. Enc. I. XVI Th.

Oec. Enc. LXVI. Th.

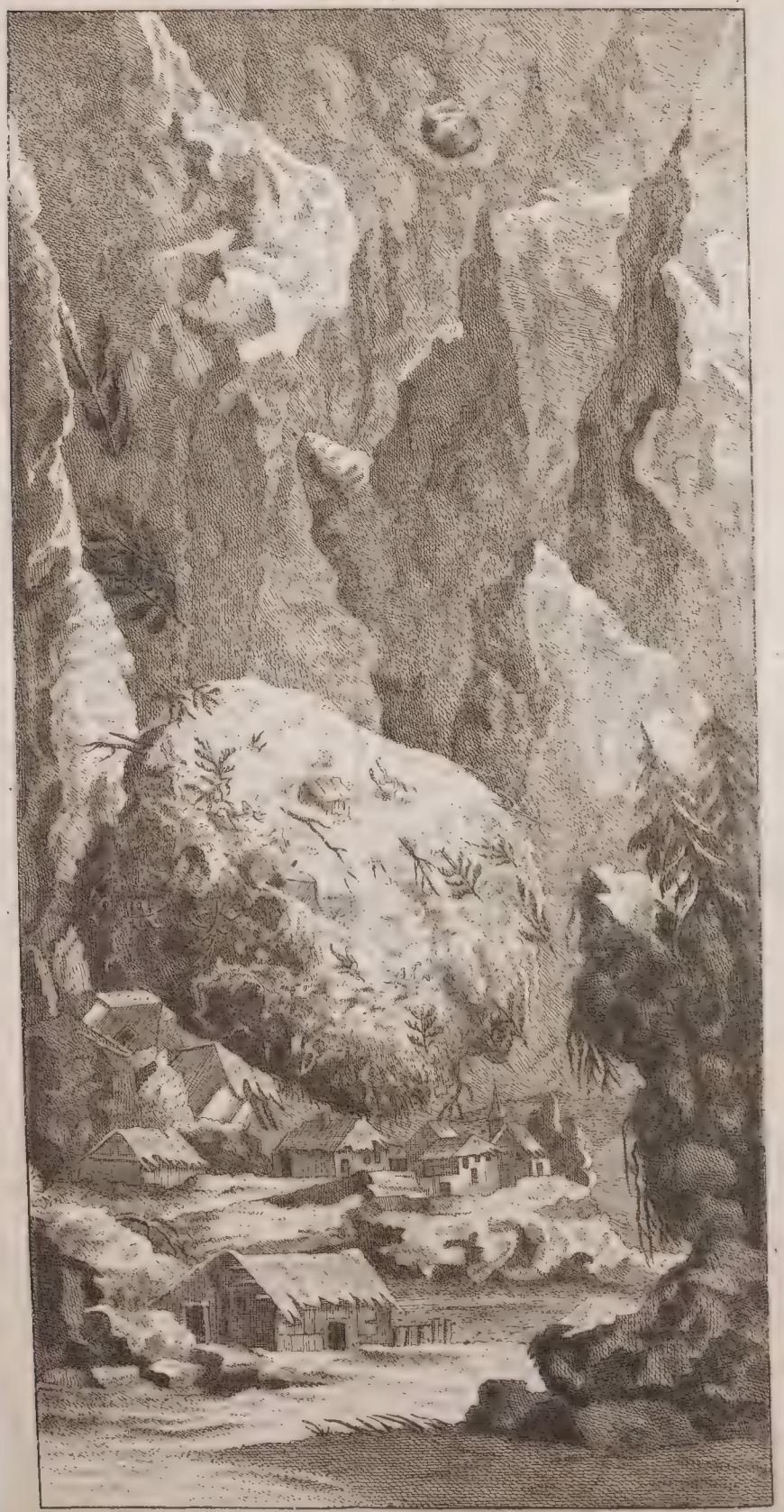
Cec. Enc. LXVI Th.



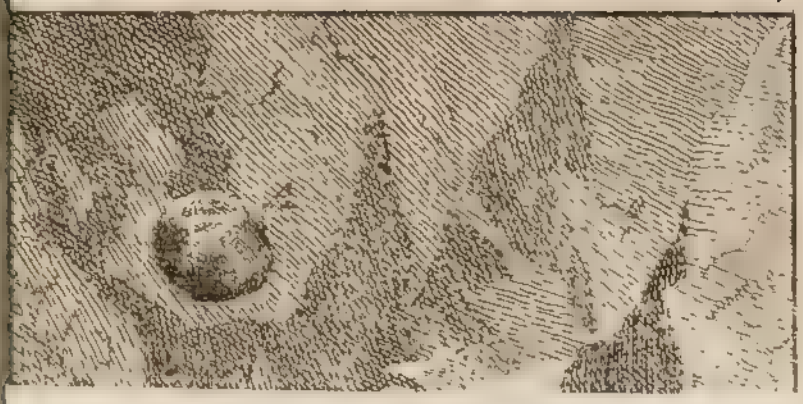
Vid. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI. Th.

F. 3962. S. 468



Oec. Enc. LXVI Th.



Ec. 3963. G. 469.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Ord. Hosp. LXVI.

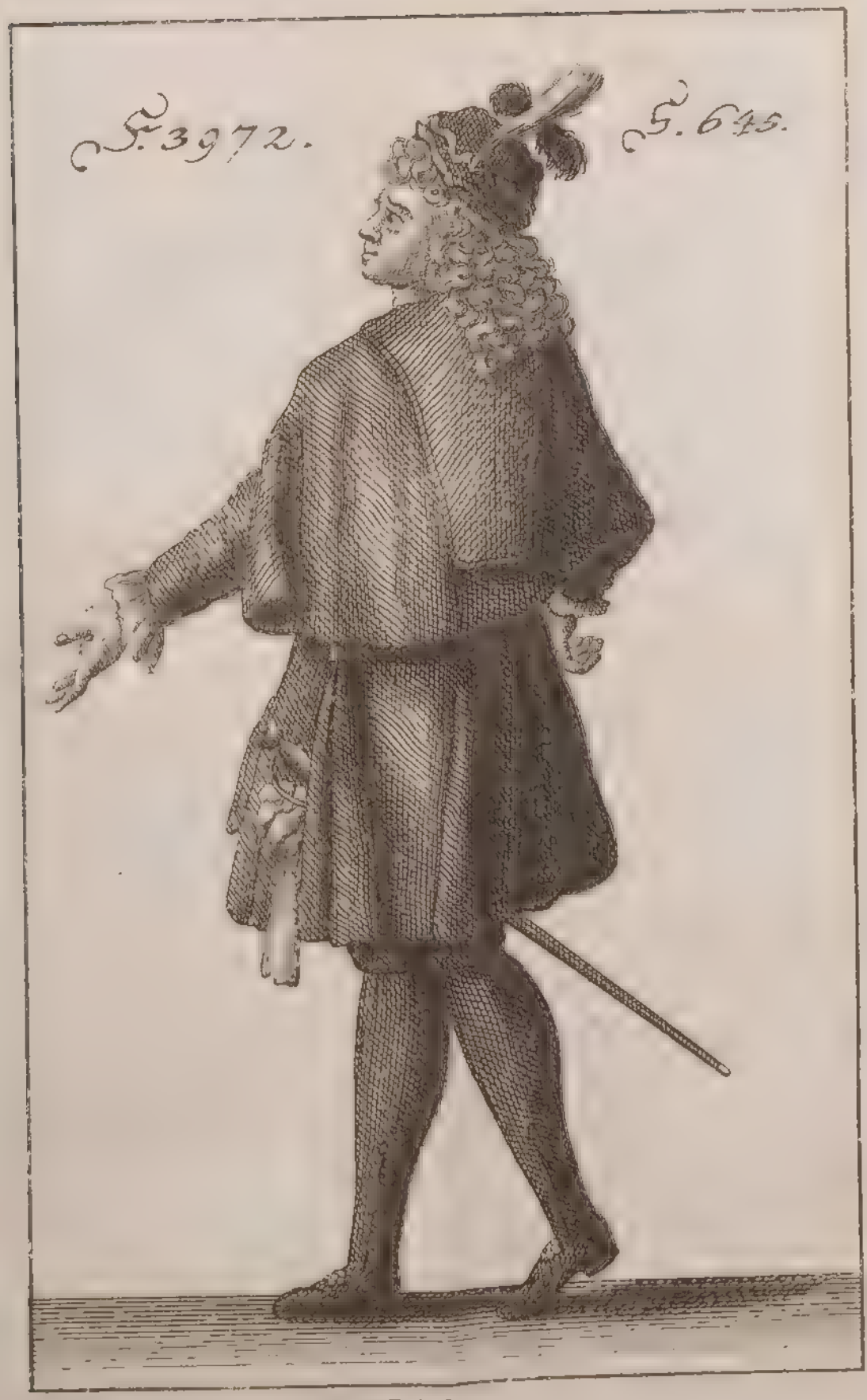
Oec. Enc. XLVI Th.

Oec. Enc. L. XVI. Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.



Occ. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Occ. Enc. LXVI Th.

3975. 5. 666.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.